This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

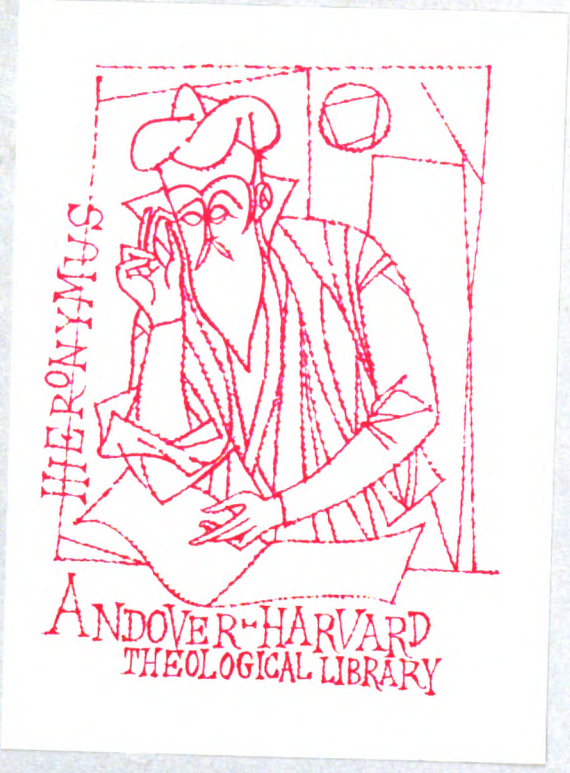
About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

AH 3QNV 0

Digitized by Google

Period
568.3
V.4
1904



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

2411
127-4

Monatsschrift für die kirchliche Praxis

Der Zeitschrift für praktische Theologie Neue Folge

In Gemeinschaft mit

D. P. Drews,
Professor in Giessen

Lic. F. Niebergall,
Privatdocent in Heidelberg

D. K. Teichmann,
Senior und Konsistorialrat in Frankfurt a. M.

und vielen anderen namhaften Vertretern der modernen Theologie

herausgegeben von

Professor D. O. Baumgarten in Kiel.

Vierter Jahrgang.

Der vierte Jahrgang der Neuen Folge bildet den 26. Jahrgang der ganzen Folge.

Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1904.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Digitized by Google

Januar bis Dezember 1904.

Digitized by Google

Digitized by Google

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Mitteilung an die Mitarbeiter VIII

I. Notizen.

Januar 1
Februar 47
März 87
April 129
Mai 177
Juni 221
Juli 269
August 315
September 361
Oktober 405
November 457
Dezember 503

II. Predigten und Ansprachen.

Ueber Abendmahlsglauben. Von Pastor Martin Bücking 9
Das Lied vom Elend. Dorfpredigt über Römer 7, 18—25. Von Pfarrer K. Hesselbacher 57
Jesu lichter Blick auf die Welt. Von Pfarrer Klaveneß 94
Ansprache auf Ostern, gehalten im evang. Verein zu Mainz von Pfarrassistent F. Schuster 98
Von der Gesetzlichkeit zur Freiheit. Predigt über Jerem. 31, 31—34. Von Professor D. Meinhold 369
Des Landmanns Ruhe. Eine Dorfpredigt über Hebr. 4, 9—11 a. Von Pfarrer Fr. Schwencke 467

III. Vorarbeiten für die Praxis des Geistlichen.

Persönlichkeit. Von F. N. 15
Was und wie wir geschrieben haben wollen. Von Friedrich Niebergall 55
Aus der Gemeinde. Hilfe den Volksschullehrern. Von F. N. 64
Aus der Gemeinde. Von Pfarrer Spieß 65
Wann machst Du Deine Predigt? Von C. V. 276
Aus der Gemeinde. Eine praktische Missionsvereinsorganisation für weit ausgedehnte Landgemeinden. Von Pfarrer Dr. Friedrich Esselborn 278

Digitized by Google

Seite
Frei sprechen bei Kasualreden! Von E. J. 376
Aus der Gemeinde. Wie bringe ich Andachtsbücher in meine Gemeinde? Von S. 379
Der Heidelberger religionswissenschaftliche Volkshochschulkursus im Jan.-Febr. 1904. Von Stadtvikar Lic. Rudolf Wielandt 380
Das Geld. Von F. N. 412
Heimliche Richter. Von F. N. 466
Ueber die Verwendung des Wiedersehensgedankens in der Praxis. Von Pfarrer Spieß 479
Kompromisse. Von M. S. 515
Erfahrungen und Fragen aus der Seelsorge an einem zum Tod Verurteilten 517

IV. Religions- und Konfirmandenunterricht.

Konfirmandenscheine und religiöse Kunstblätter. Von Pfarrer Lic. Kühner 15
Zur Geschichte des biblischen Unterrichts. Theoduli Ecloga und die Catalogi des Otto Brunfels. Von Oberlehrer Lic. Hans Vollmer. 321
Zur Geschichte des biblischen Unterrichts. Nachtrag. Von Oberlehrer Lic. Hans Vollmer 472

V. Zur christlichen Volkskunde.

Das religiös-kirchliche Leben des Marienburger Werders. 67
Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge mit besonderer Berücksichtigung der oberhessischen altbäuerlichen Frömmigkeit. I. Von O. Schulte 135
Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge mit besonderer Berücksichtigung der oberhessischen altbäuerlichen Frömmigkeit. (Schluß). Von O. Schulte 184
Vom Hunsrücker Bauern. Von einem Realisten. (Fortsetzung). 412

VI. Abhandlungen zur praktischen Theologie.

„Neue Bahnen" für die Dorfpredigt. Von Pfarrer K. Hesselbacher 20
„Ewiges und Zeitliches im Christentum" nach Eucken. Von Divisionspfarrer W. Richter 101
Bedenken gegen den herrschenden Betrieb der Ethik. I. Von Professor D. Otto Ritschl 145
Randbemerkungen zu Baumgartens „Predigtprobleme". I. Von Divisionspfarrer W. Richter 153
Zu „Predigtsorgen". Von Pfarrer Friedr. Müller 157
Unsere Weihnachtsarbeit eine Last? Von R. 161
Ein tatsächlicher Notstand im Pfarrerberuf (aber nicht ein materieller). Von H. K. 163
Bedenken gegen den herrschenden Betrieb der Ethik. (Schluß). Von Professor D. Otto Ritschl 194
Randbemerkungen zu Baumgartens „Predigtprobleme". II. Von Divisionspfarrer W. Richter 202
Gunkels Psalmenauslegung. Von Privatdozent Lic. Dr. Greßmann . 229
Grundlinien einer personellen Homiletik. I. Von Professor D. Baumgarten 235

Digitized by Google

Seite

Die erbliche geistige Belastung und die Seelsorge. Von Anstaltspfarrer Johannes Naumann 238
Zwei moderne Prediger. I. Von Privatdozent Lic. F. Niebergall . . 282
Grundlinien einer personellen Homiletik. II. Von Professor D. Baumgarten 291
Grundlinien einer personellen Homiletik. III. Von Prof. D. Baumgarten 333
Zwei moderne Prediger. (Schluß). Von Privatdozent Lic. F. Niebergall 336
Die Textgemäßheit. Ueber ein homiletisches Problem und einige anschließende Erwägungen. Von Arthur Bonus 423
Wie predigen wir den Landleuten? Von Pfarrer Maurer in Dillich . 427
Ziele und Methoden der alttestamentlichen Exegese. Von H. Gunkel . 521

VII. Kirchliche Zeit- und Streitfragen.

Beiträge zur Apologetischen Handbibliothek. Von A. Z. 78
Exzellenz. Von Marine-Oberpfarrer Rogge 80
Zum Thema: Ephoralkonferenzen. Von B. 83
Unsere Dorfkirchen. Von Pfarrer Spieß 108
Der Streit um das kirchliche Frauenstimmrecht in Hamburg. Von Hans Schmidt 206
Individualismus und Gemeindeglaube. Zur Frage des geistlichen Volksliedes in der Kirche. Von Pfarrer Walther Wolff 212
Probe moderner Kirchenzucht. 488

VIII. Kirchliche Chronik.

Januar 33
März 113
April 166
Mai 217
Juni 251
Juli 293
August 342
September 386
Oktober 439
November 488
Dezember 540

Register der vorkommenden Autorennamen 557

Digitized by Google

Mitteilung an die Mitarbeiter.

Wir müssen unsern Freunden und Lesern von einigen Aenderungen in der Leitung unsres Blattes Kenntnis geben, die mit der nächsten Nummer in Kraft treten. Unsre bisherigen Mitherausgeber, die Herrn Senior und Konsistorialrat D. Teichmann und Professor D. Drews haben uns freundschaftlichst gebeten, nicht mehr als Mitherausgeber unserer Monatsschrift auf dem Titel genannt zu werden.

Nur ungern geben wir ihrem Wunsche nach. So wenig es auch Herrn D. Teichmann seit der Umwandlung der Zeitschrift für praktische Theologie in die Monatsschrift für die kirchliche Praxis sein hohes und arbeitsreiches Amt gestattete, sich im einzelnen an der Mitarbeit zu beteiligen, so sehr danken wir ihm, daß er bisher den Zusammenhang zwischen unserer Monatsschrift und der alten Zeitschrift verkörpert hat. Professor Drews hat durch die in unsrem Blatte ausgegebene Losung der religiösen Volkskunde sich ein dauerndes Denkmal gesichert.

An die Stelle der beiden Herrn werden zwei im praktischen Pfarramt stehende und literarisch bewährte Freunde unsres Blattes treten: Pfarrer Lic. Traub in Dortmund und Pfarrer Lic. Jüngst in Stettin. Wir wissen, wie sehr ihnen unsere Monatsschrift und der ganze Gedanken- und Interessenkreis, den es zu vertreten berufen ist, von jeher am Herzen gelegen hat.

Mit dem Eintritt dieser Freunde soll eine Verteilung der Aufgaben und Arbeiten aufgenommen werden, wie sie der Prospekt vorsah, aber die Jugendzeit unsrer Zeitschrift nicht zur Verwirklichung kommen ließ: Pfarrer Traub soll im allgemeinen das soziale und apologetische Gebiet bearbeiten, Pfarrer Jüngst die Volkskunde und die Gemeindearbeit, Lic. Niebergall die Predigt und den Unterricht, während Prof. Baumgarten neben der Leitung des Ganzen die Freiheit in der Bearbeitung einzelner Gebiete, die dem Leiter des Blattes unentbehrlich ist, und die Chronik behält.

Ohne diese Teilung pedantisch durchzuführen, wollen wir doch möglichst unsere gemeinsame Arbeit so ordnen, daß die einzelnen Mitherausgeber die zu ihrem Fache gehörigen Manuskripte bearbeiten, die ihnen von Seiten der Verfasser zugehen oder von dem Herausgeber zur Prüfung zugewiesen werden, daß dagegen die endgiltige Entscheidung über die Aufnahme dem letzteren zusteht. Wir bitten unsere Mitarbeiter, schon um ihre Wartezeit abzukürzen, ihre Manuskripte demgemäß an die betreffenden Mitherausgeber einzusenden.

Die Verlagsbuchhandlung
J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Die Herausgeber
Prof. Baumgarten.
Lic. Niebergall.

Digitized by Google

Notizen.

Auf die Uebersetzung der A.T. Apokryphen und Pseudepigraphen hat Mohr-Tübingen nun die Neutestam. Apokryphen folgen lassen: fast 600 S. zu 6 Mk., redigiert und grössernteils auch übersetzt und erläutert von Hennecke. Aufgenommen ist die im engeren Sinne ausserkanonische Literatur: Evgl., Briefe, Lehrschreiben und Predigten, Kirchenordnungen, Apokalypsen, Apostelgeschichten, letztere fast 1/3 des Ganzen. Vorausgeschickt sind jeder Gruppe und jedem Einzelstück Einleitungen, die in einem nachfolgenden Handbuch ihre Ergänzung finden sollen; dem Ganzen geht eine in der Form nicht immer glückliche Haupteinleitung voran. Die Satzeinrichtung der Uebersetzungen ist die glückliche des Weizsäcker'schen N. T.'s, der Satz der Einleitungen, 54 Zeilen in Halbpetit, auf die Dauer unerträgl., doch durch Forderungen der Billigkeit entschuldigt. Herausgeber, Mitarbeitern und Verleger gebührt für diese gediegene, fundamental wichtige Erschliessung der altchristl. Gedankenwelt der wärmste Dank aller derer, die sich ohne fachmännische Studien einen Einblick in dieses interessante Gebiet verschaffen wollen. W. St.

Im Kampf um das A. T. 1. Heft: Glaubwürdigkeitsspuren des A. T. von Ed. König (Runge-Gr. Lichterfelde 54 S., 0,75 Mk.) erweist gegen Lepsius' textkritische Phantastereien die verhältnismässig gute Erhaltung des masor. Textes, schiesst freilich mit Kanonen nach Spatzen. Dagegen genügt sein Material nicht zur Beurteilung des Textwertes der LXX im Verhältnis zum masor. Text: da gilt nur Entscheidung „von Fall zu Fall". Der völlig ungenügende Abschnitt über geschichtl. Glaubwürdigkeit wäre besser weggeblieben. J. J.

Jeremia. Dramatisches Gedicht in fünf Akten von Johannes Arthur (Mohr, Tübingen 75 S. 1,50 Mk.). Das Gedicht beginnt mit der Belagerung Jerusalems und endigt mit dem Tode Jeremias in Aegypten. Dazwischen liegen die bekannten Ereignisse: Anrücken und plötzlicher Abzug der Aegypter, Eroberung der Stadt, Ermordung Gedaljas. Da das meiste von alledem hinter der Bühne stattfindet, so enthält das Gedicht nur wenig Dramatisches. In diese politischen Ereignisse spielt hinein eine Liebesgeschichte zwischen Ba-

Digitized by Google

ruch, dem Diener des Jeremia, und der Sklavin Sulamith, die als eine Judith geschildert wird. Im Mittelpunkt des Gedichtes steht Jeremia, der einsam Grosse, der trauert, wenn andere frohlocken, der frohlockt, wenn andere trauern, von vielen verspottet, von wenigen geachtet, von Sklaven geliebt, aber von niemandem verstanden. Die Charakterzeichnung Jeremias, des Königs und seiner Minister Gemarja und Elnathan ist scharf und gut geraten. Der prinzipielle Gegensatz Jeremias gegen die Politik und die Heilsprophetie hätte wohl noch klarer und gewaltiger dargestellt werden können, wenn dem Riesen Jeremia gegenüber etwas ebenbürtigere Gegner gezeichnet wären. Die Sprache ist flüssig und schön, mitunter in den Bildern und Ausdrücken eng sich anlehnend an das Alte Test. H. G.

Chr. A. Bugge, Die Hauptparabeln Jesu. 2. Hälfte. Giessen. Ricker S. 241—496 M. 5,60 hat, so weit ich es habe verfolgen können, mannigfach lebhafte Zustimmung erfahren. Was ich bereits angesichts der ersten Hälfte sagte, muss ich auch jetzt noch festhalten. Die starke konservative Haltung gegenüber den überlieferten Texten vermag ich nicht als einen Fortschritt anzuerkennen, so sehr ich von der Notwendigkeit der von B. vorgenommenen Korrektur an Jülichers These überzeugt bin, die freilich einen nicht leicht zu überschätzenden Fortschritt gegenüber der traditionellen Behandlung der Parabeln bedeutete. B.s Polemik gegen Jülicher ist mehrfach verletzend und lässt nicht immer erkennen, dass B., wie er selbst sagt, Jülicher viel verdankt. In der Zurückweisung des „Eschatologismus" tritt B. der „jüngeren Theologenwelt" in Deutschland entgegen. Eine weniger starke Modernisierung Christi wäre richtiger gewesen, wenn auch die geistig-ethischen Elemente den Kern seiner Predigt ausmachen. Man kann B. mit Erfolg neben Jülicher, aber nicht ohne Jülicher und überhaupt die „Eschatologisten" lesen. O. S.

Prof. Dr. Grafe, Die Stellung und Bedeutung des Jakobusbriefes in der Entwicklung des Urchristentums. (Mohr-Tübingen. 1904. 51 S.). Grafe zeigt auch in dieser vollständigen Einleitung zu Jak. wieder seine solide und Vertrauen erweckende Art umsichtiger wissenschaftlicher Argumentation, verbunden mit dem sichern Gefühl für das Mögliche. Unter Ablehnung der Spitta-Massebieau'schen Hypothese einer jüdischen Grundschrift und der Zahn'schen Datierung weist er in dem Brief die gleiche geistige Luft wie bei Hermas nach und setzt seine Abfassung zwischen 110 und 130 an. J. J.

Kirn konjiciert recht einleuchtend St. Kr. 1904, 127 ff. in dem sinnlosen Zitat Jak. 4, 5 πρὸς τὸν θεόν statt πρὸς φθόνον und findet dann das Urbild des bisher noch nicht gefundenen Zitats in ψ 42, 2 LXX unter Einwirkung von Koh. 12, 7. J. J.

Joh. Haussleiter stellt Andreas und Philippus als „zwei apostol. Zeugen für das Johannes-Evangelium" hin (München, Beck, 1904, 58 S., 1,20 Mk.). Sie haben Joh. 21 noch zu Joh.s Leb-

Digitized by Google

zeiten mit seiner ausdrücklichen Billigung verfasst und an das Ev. angehängt. Sie sind nämlich die 2 ungenannten Jünger Joh. 21, 2, die bezügl. Kap. 21 „es mit ihren eigenen Namen genau so machen, wie es Joh. in den ersten 20 Kapiteln mit seinem Namen gemacht hat: sie verhüllen ihn und lassen ihn doch durchscheinen“. Unglaublich! Hat Andreas vielleicht auch den Parallelbericht Luk. 5, 1—11 geschrieben, wo sein Name gleichfalls, gegen Mk. 1, 16—18, fehlt? J. J.

In den Nr. 44, 45, 47, 48 des Protestantenblatts findet sich ein grosser, ausgezeichnet orientierender Aufsatz über die Mithrasreligion und das Christentum von W. Nestle. Die ganze bis jetzt bekannte Geschichte der Beziehungen zwischen diesen beiden Religionen wird auf Grund der neusten Literatur dargelegt, von ihrer gemeinsamen Entstehung in der sich nach dem Transzendenten sehnenden Zeit der sterbenden Antike an über ihren Kampf hin bis zur siegreichen Ueberwindung der Mithrasreligion durch das Christentum mit Hilfe aller guten Geister des Judentums und der alten Welt; aber dem Sol invictus zuliebe hat das Christentum doch die Geburt seines Stifters vom 6. Januar auf den 25. Dez. gelegt. F. N.

A. Harnack, Reden und Aufsätze. Bd. I S. 349, Bd. II S. 379, M. 10,00, geb. 12,00. Ricker, Giessen 1904. — Seinen Freunden und Schülern eine willkommene Gabe, seinen Gegnern eine bequeme Gelegenheit, zumal aus I, ihn nach seiner wissenschaftlichen Arbeitsmethode kennen zu lernen, die bei aller Gelehrsamkeit doch grosse Zusammenhänge zu erblicken, auf die menschliche Psychologie zu achten und insbesondere den religiösen und ethischen Kräften nachzugehen lehrt, zugleich Perspektiven für die Gegenwart gewinnend. II lässt besonders die religiösen, sittlichen und sozialen Ideen, den ganzen Ernst seiner Persönlichkeit hervortreten, so dass man hoffen möchte, dass gerade der Inhalt dieses Bandes versöhnend wirkt; denn dessen ist er, falls er wirklich gelesen wird, fähig. Wer aber bereits Harnacks Schriften, auch die hier zusammengestellten, kennt oder z. gr. T. kennt, wird gern gesammelt, betrachtend und kombinierend sich der Lektüre dieser Arbeiten hingeben. Der erste Band enthält der Hauptsache nach kirchenhistorische Fragen der entfernten und entfernteren Vergangenheit; der 2. Band führt uns vornehmlich in die Gegenwart.

O. S.

Das Lehrbuch der Kirchengeschichte von Netolicza (Göttingen Vandenhoeck, 206 S., 2,20 M.) scheint mir ein vorzügliches Buch sowohl für den Schulgebrauch als auch für Gebildete, die sich über die K.geschichte unterrichten wollen. Angenehm zu lesen, bringt es in grossen und vor allem auch in charakteristischen kleinen Zügen ein vortreffliches Bild der Entwicklung bis in die neueste Zeit. Vor allem ist die Wahrhaftigkeit zu loben, die mit allem zweifelhaftem Stoff aufräumt und nur Gesichertes gibt. F. N.

Nicht bloss Theologen seien aufs Wärmste empfohlen H. v. Schuberts

Digitized by Google

Grundzüge der Kirchengeschichte (Tübingen, Mohr 304 S., 4 Mk.), aus Vorlesungen entstanden, die zuerst vor Studierenden aller Fakultäten, dann erweitert vor Theologen gehalten sind. Jeder Leser wird den grossen Zügen dieser Ideen- und äussere Geschichte innigst verbindenden Darstellung mit Genuss folgen. Besondern Dank verdient, dass der spürbar die Resultate der neuesten, zumal in der alten Kirche eigensten Quellenforschung verwertende Verf. in der Tat nur Grundzüge gegeben und sein Buch von allem Ballast und Notizenkram, mit dem die neuesten Kirchengeschichten (denke an Kurtz!) belastet sind, gänzlich frei gehalten hat. Ein Meisterstück scheint uns die 11. Vorlesung „Imperium und Sacerdotium von Karl dem Grossen bis zu Innocenz III", nicht minder die 14. über Reformation und Gegenreformation. Zum Schluss wird uns das Bild der Gegenwart der Kirche mit leuchtenden Farben gemalt und so auch in unsrer Seele der freudige Optimismus geweckt, mit dem der Verf. in die Zukunft der Kirche blickt. E. P.

Der Jesuit Grisar will (Lit.Beil. der Köln. Volksztg. 45) nach bekannten Mustern durch Absuchen der Werke Luthers und seiner Zeitgenossen nach belastenden Aeusserungen die Tat der Reformation ins Pathologische hinüberspielen: Aufgeregtheit und Ueberwuchern der Phantasie, Halluzinationen. Wenn er mit gleicher Liebe etwa für die 2. Aufl. von Herders Konversationslexikon einen aus der vita der heil. Ignaz, Franziskus, Bernhard und Antonius geschöpften Artikel über das Pathologische in der Mönchsphantasie mit stupender Gelehrsamkeit zusammenstoppelte! natürlich mit Erlaubnis seiner Oberen! J. J.

Neue Kirchl. Zeitschr. 10 erweist Tschackert überzeugend „die Entstehung des Liedes Luthers Eine feste Burg ist unser Gott aus dem Gedankenkreis seiner Predigten über das hohepriesterl. Gebet Jesu Ev. Joh. 17 während der Pack'schen Händel" im Jahre 1528. — Ebenda widerlegt Th. Zahn unter Aufwand grosser Gelehrsamkeit die Lepsiussche Hypothese, dass mit dem „Galilaea" Mt. 28, 16 (vgl. 7 u. 26, 32) eine Oertlichkeit auf dem Oelberg gemeint sei. J. J.

Im Oktoberheft der Preuss. Jahrb. stellt E. Tröltsch mit der ihm eigenen Weite des Gesichtskreises und Schärfe der Kombination die Anfänge der Religionswissenschaft im 18. Jahrh. fest, wo unter dem Einfluss der Relskriege und der grossen Entdeckungen, aber auch der grossen Verinnerlichung der Religion im Pietismus und ähnlichen Erscheinungen das Interesse für die subjektive Erscheinung der Religion als solcher und damit für die andern Religionen der Völker erwachte. F. N.

Dr. H. Jellinghaus, Ossians Lebensanschauung (Mohr, Tübingen 61 S. 1,20 Mk.) eine interessante, durch Heranziehung stärkeren Parallelmaterials leicht religions- und kirchengeschichtl. noch fruchtbarer zu gestaltende Studie, wohl geeignet, Ossian aus der Zeit, da der Grossvater die Grossmutter nahm, herauszuholen und uns wieder lieb zu machen. J. J.

Digitized by Google

Religiöse Lebensfragen von Prof. Bithorn (Merseburg, Stollberg, 1904. S. 47, M. 0,50). Ueber das Wesen der Religion, über Religion u. Naturwissenschaft u. Geschichte hat B. im Merseburger Lehrerverein wirklich volkstümliche Vorträge gehalten, die bei anschaulicher und gefälliger Sprache doch die Probleme klar vorlegen und ernst aufnehmen. O. S.

Lic. Georg Daxer „zur Lehre von der chr. Gewissheit" (St. u. Kr. 1904, S. 82 ff.) übersieht leider ganz die die ganze Frage in ein neues Stadium führende „Neue Grundlegung der Lehre von der chr. Gewissheit" von Alexis Schwarze (Vandenhoeck, Göttingen 1902, 187 S. 3,20 Mk.), die bewiesen haben dürfte, dass „es ein mannigfaltiger Stoff ist, der in der chr. Gewissheit verknüpft und verarbeitet wird", dass man sie daher weder an die Erfahrung allein noch an spekulative oder kritisch-philosoph. Deduktionen knüpfen, sondern die Verschiedenheit des ihr als Stoff gegebenen geschichtl., rationellen und unmittelbar sittl.-religiösen Materials und die Bedeutung des Einzel- wie Kollektivsubjekts (Kirche) für die Auffassung dieses Materials mehr würdigen soll. J. J.

Dr. Christophilus, Grundlinien der Versöhnungslehre (Strübig, Leipz.) erfreut durch die Weitherzigkeit der Schlusssätze: „das Wesentliche der Versöhnungslehre, nämlich die Vermittlung des Heils durch Christum, hat die Christenheit zu allen Zeiten gehabt, auch bei den mangelhaftesten Theorien und sogar ohne jede Theorie", und durch die dem entsprechende Sachlichkeit selbst gegen die Ritschlianer, zwischen denen und der altkirchl. Lehre der Anonymus eine eigentümliche Mittellinie einhält. Uns trennt von dem Verf. nicht nur seine die Synopt. zurückstellende Anlehnung an johann. u. paulin. Gedanken und die, wo sie neu ist, ganz seltsame Einzelexegese, sondern die ganze eine Geschichtswissenschaft nicht kennende, zwischen subjekt. Konstruktion und hergebrachter Schriftverwertung schwankende Art theol. Beweisführung. W. R.

Dr. H. Romundt stellt seine neueste Schrift „Kirchen und Kirche nach Kants philos. Religionslehre" wieder unter die Beleuchtung des auch seine früheren Arbeiten beherrschenden Grundgedankens: die philos. Religionslehre das durch die grossen Kritiken lediglich vorbereitete Endergebnis seiner Philosophie! So gewinnt ihm „die Religion innerhalb der Grenzen etc." eine überragende Bedeutung. Die Fülle anregendster Bemerkungen für kirchl. Interessierte lässt hinwegsehen über die kantisch schwerfällige Sprache, über die Feindseligkeit gegen die histor. Theologie, besonders auch über das überschwengliche Gesamturteil, als sei der kritische Philosoph eine endgiltig, auch für uns abschliessend wirksame praktisch-reformator. Persönlichkeit. W. R.

Einen behaglichen Artikel von 56 Zeilen wendet „Reformation" 44 an die Mitteilung, jemand habe für die modernen Theologen die Bezeichnung „Christentümler" er-

Digitized by Google

funden. Geschmackvoll! J. J.

Mehr eine Ergänzung als eine Kritik zu Niebergall, sucht die Schrift von Arndt Scheller: die Beeinflussung der Seele in Predigt und Unterricht, eine Untersuchung über Motive und Quietive (Leipzip, Strübig, 1903. 120 S. 15,0 M.) nachzuweisen, dass das Gute durchweg nur um des Gutes willen getan wird, also die persönlichen Folgen als durchgehendes Motiv zu verwenden sind; sie findet die einzigen Quietive in den „religiösen Wahrheiten" (Aussagen über gegenwärtige Tätigkeiten Gottes am Menschen), weist auf naturgemässe Beispielerzählung, Gleichnis und Parabel als Hauptveranschaulichungsmittel für Einprägung der sittlichen Grundsätze hin (wobei sonderbarerweise die erste Art für die Quietive abgelehnt wird) und wendet sich mit Recht gegen die Ueberspannung des Grundsatzes, dass nur an Personen Sittlichkeit zu lehren sei (hier wird Bangs Leben-Jesu-Theorie auch nach seinem eignen Verfahren kritisiert) — alles sehr breit, aber nicht unbrauchbar.

A. Z.

P. Drews, die Predigt im 19. Jhdt. Kritische Bemerkungen und praktische Winke (Ricker, Giessen, 59 S., 1 Mk.) zeigt an reichem und interessantem Material, wie die von Mosheim stammende und anfangs des 19. Jahrhts. herrschende Vorliebe für Spezialthemata allmählich der für allgem. Themata wich. Damit wurde das Gros der homilet. Produktion zwar „schriftgemäss" im Vulgärsinn, aber auch bedenklich entindividualisiert und schablonenhaft, so dass oft nur ein Schellengeklingel von Wortspielrhetorik die Dutzendware noch zugkräftig erhalten soll. Daher: zurück zum Spezialthema in der Predigt, wenn auch nicht bedingungslos und nicht in der Weise des Rationalismus! „Die wirkungsvolle Predigt soll aus einer Synthese von Prediger, Text und Gemeinde entstehen!" — Vortrefflich! Werden die meisten nicht aber trotz prinzipieller Zustimmung doch auf dem alten Exerzierplatz wieder Parademarsch üben und das Gefechtsgelände meiden d. h. das Eingehen auf die wirklichen Bedürfnisse und Fehler in unseren Gemeinden? J. J.

Rump, Folge du mir nach! Vollständ. Jahrg. Predigten über sämtl. Texte der neuen Eisenacher evang. und apostelgesch. Perikopen (Vollständ. in ca. 11 Lief. zu 96 S. u. 1 Mk. Geibel-Altenburg) zeigt kräftig pointierende Disponierfähigkeit und eine in kurzen Sätzen schallend klar einherschreitende Sprache, die den Hörer augenblicklich fest anfasst, ohne freilich besinnl. Leuten viel Stoff zum Nachdenken zu geben. Es fehlt psycholog. Eingehen auf die Hörer; die konkrete Anschaulichkeit der Schilderungen muss vielfach für mangelnde Gemütstiefe Ersatz leisten. Der scharf ausgeprägte orthodoxe Standpunkt bringt dem spezif. Theologismus in der Predigt reichliche Opfer. J. J.

Recht lesbare Predigten über die zehn Gebote bietet Divisionspfarrer Müller unter dem Titel: „Dienet dem Herrn mit Freuden" (Verl. der Berliner Stadtmission 1 Mk.), einfach und praktisch, aber neuer,

Digitized by Google

grosser Gesichtspunkte ermangelnd. Die chr. Kanzel scheint uns aber kein geeigneter Ort für den Triumph über die Vervollkommnung der männermordenden Technik. E. P.

Das 4. und 5. Heft der von Wöpke, Leipz. herausgegebenen modernen Predigtbibliothek—Karl König, Wahre Lebenskraft und Otto Frommel, Vom Reiche der Kraft (je 5 Predigten zu 1,20 Mk.) — bieten uns Predigten, die nach Form und Inhalt den Bedürfnissen des modernen Menschen entsprechen, für den das Problem: wie finde ich den lebendigen Gott? in den Vordergrund getreten ist, ihn wohl tiefer bewegend als das Problem Luthers: wie finde ich einen gnädigen Gott? Aufrichtigen Gottsuchern werden diese Predigten finden helfen. E. P.

Drei Predigten des verstorbenen Leipziger Pastors Wackwitz hat die Hinrichs'sche Buchhandlung herausgegeben (34 S.): nicht für moderne, besinnliche Leute, aber gute altmodische Kirchenreden für solche, die mit Ernst Christen wollen sein. Aber weder die Dispositionen noch die Textanalysen können zur Nachachtung empfohlen werden.

O. B.

Schlatter hat seiner Rede am Sarge Cremers (Greifswald, Abel, 1903, S. 12, Mk. 0,30) mit Geschick I. Joh. 5, 1. 11. zu Grunde gelegt und es so vermocht, Cremers Eigenart zu treffen. Dem Kundigen verdeckt auch Schlatters Rede nicht die Härten und Grenzen der Persönlichkeit Cremers. O. S.

Nicht weniger als 9000 Predigtdispositionen zu sämtlichen 22 deutschen Perikopensystemen bietet das zweibändige Werk von Rathmann: Deutsches Perikopenbuch (Leipzig, Strübig, 8 Mk.). Die Vorrede versichert, dass das Buch einem dringenden Bedürfnisse entgegen kommt. Wir können es nur bedauern, wenn es viele Prediger geben sollte, die solcher Stützen bedürftig sind und nach fremden Dispositionen predigen. Ein gewisses Interesse bietet das Buch dadurch, dass es zeigt, wie der Durchschnitt orthodox gerichteter Prediger — denn mit wenigen Ausnahmen sind nur Prediger dieser Richtung berücksichtigt, — Thema und Teile aufstellt. Viel Erfreuliches haben wir nicht gefunden. Manches fordert das Lachen heraus, so die Vergleichung des Jünglingsvereins mit dem Maulbeerbaum, den Zachäus besteigt, so gereimte Dispositionen, deren praktischer Wert in keiner Weise den der bekannten Klapphornverse überragt. Die Lektüre dieser Dispositionen hat in uns die Ueberzeugung gestärkt, dass es doch wohl besser sei, die Disposition der Predigt nicht in solcher Breite in gross- und schöntönenden Worten der Ausführung voranzustellen. E. P.

Das 2. Heft der homilet. Zeitschr. des Superint. Rathmann „Dienet einander“ (Leipz., Strübig, 10 Hefte, 3 Mk.) erregt Interesse durch die Behandlung der Weihnachtsperikope Mt. 1, 18—23: wunderlichste Blüten der Allegorese! Maria ist die Kirche, die in ihrem Schoss das Heil der Welt, den ewigen gotterzeugten Menschenretter trägt; der Christ ist zu einem Teil Maria (sic!),

Digitized by Google

insofern er Mitglied der unsichtbaren Kirche ist, zum andern gleicht er Joseph, der sich von Maria abwenden will. Was würde Schleiermacher zu dieser Einschätzung der Stellung zur Kirche sagen? — Charakteristisch ist auch die Disposition einer Neujahrspredigt über Luc. 4,16—21, ein unglaublicher Missverstand dieser köstlichen Perikope. Thema: Bedenke, Mensch, das Ende! 1) Heute ist die Weissagung erfüllt, 2) morgen kann deine Lebenszeit erfüllt sein — dann fragt es sich, a) hast du den Sabbath geheiligt? b) war dir das Buch des Lebens von Wert? Welche Normen für das Gericht! E. P.

Nitschmann: Das neue Leben. Gedanken und Bilder. (Basel, Reinhardt.) Ein Büchlein, wie es deren so viele gibt. Wer Naumanns und Peabodys Betrachtungen gelesen hat, kann an diesen Betrachtungen keinen Geschmack finden. Es fehlen neue und grosse Gedanken. Unser Misstrauen gegen die Wahrheit christlicher Anekdoten wird nicht gemindert, wenn uns in einer Betrachtung erzählt wird, dass Richter einen Bildhauer frei sprechen, weil sie sehen, dass derselbe ein Christusbild in das harte Gestein der Kerkerwand gemeisselt hat.

H. v. Lüpke, Tat und Wahrheit. Eine Grundfrage der Geisteswissenschaft. (Dürr, Leipz., 35 S., 0,50 Mk.) entdeckt in dem Sokrates- und Herderforscher Kühnemann mit seinem Drängen auf Erfassen der Geistesheroen in den elementaren Triebkräften ihres Personlebens einen Mithelfer auch für die neuere Theologie mit ihrer Betonung der gleichen Dinge bei den religiösen Helden. Geistvoll und tiefgründig. J. J.

Dennert wird seine Zeitschr. „Glauben und Wissen“ nicht nur den Materialisten, sondern auch den wissensch. Denkenden verleiden, wenn er häufiger solche Dinge aufnimmt wie S. 339 ff. die Verteidigung des Sonnenuhrwunders des Hiskia, die Samtleben ohne alle Rücksicht auf die wissensch. Jesajaforschung unternimmt. J. J.

In der Reformation 38 mahnt Kornrumpf noch einmal mit Erzählung seiner eigenen Erlebnisse alle christlich gesinnten Zeitungsleser, zumal die Pfarrer daran, unermüdlich auf die Säuberung ihrer Zeitungen von unsauberen Beilagen und Inseraten hinzuwirken. F. N.

Dr. W. Werther, die Notlage der evang. Geistlichkeit in Preussen. Ein Ruf eines Nichtgeistlichen um Hilfe (2. verm. Aufl., Böhmer, Simmern, 39 S., 0,50 M.), ein wertvolles Laienzeugnis, dringend zu empfehlen wegen des ausführlich gebrachten statist. Materials. Vf. stellt die durch das neue Besoldungsgesetz nur wenig veränderte Notlage dar und fordert 2400 Mk. Grundgehalt, in 3jähr. Zulagen von 2 × 500 und 5 × 400 Mk. bis 5400 Mk. steigend. J. J.

Die von E. Simons herausgegebenen Theol. Arbeiten aus dem Rheinischen wiss. Predigerverein (Neue Folge 6. Heft, Tübingen, Mohr, 167 S., 7 Mk.) arbeiten sich mehr und mehr zum regelmässigen Almanach für das theol.,

Digitized by Google

wissensch. Leben der Rheinlande überhaupt heraus, lassen besonders den neuerwachten Eifer für rheinische Kirchengeschichte erkennen. Theile-Krefeld schreibt über „Schleiermachers Theologie und ihre Bedeutung für die Gegenwart“; Bleibtreu-Bonn verteidigt „die evang. Lehre von der sichtbaren und unsichtbaren Kirche“ gegen röm., schwarmgeistige und moderntheolog. Abrogierung dieser Distinktion; Wolff-Aachen bietet archivalische „Beiträge zu einer Reformationsgesch. der Stadt Aachen“; Simons-Berlin ediert „Eines um heimliche Beiwohnung einer Privatpredigt Inhafftierten Bekenntnis 1579“; Jüngst-Stettin bearbeitet mit kulturhistor. Einleitung „Die wild- und rheingräfl. Censur- und Gemeindeordnungen des 16.—18. Jhds.“; Ammer-Eupen beschreibt „eine Massregel der Kirchenzucht“ aus der alten Eupener Gemeinde. — Die Beiträge sind auch im Sonderabdruck erschienen. J. J.

Die Kirchl. Wochenschrift, das offizielle Organ der posit. Union, hört aus Abonnentenmangel mit dem 1. Januar 1904 zu erscheinen auf Schade! es war das geistig höchststehende Blatt der Richtung, auch im Ton der Polemik massvoll. An ihre Stelle sollen monatliche Nachrichten treten unter dem Titel: „Positive Union. Kirchliche Monats-Schrift. J. J.

Ueber Abendmahlsglauben.

Von

Martin Bücking, Pastor in Braunschweig.

Ansprache [1]) an die zum Abendmahl geladenen Angehörigen der Konfirmanden.
Text: 1. Kor. 11, 26—29.

Die heutige Abendmahlsfeier ist besonders für die Angehörigen der Konfirmanden angesetzt worden. Ihnen, den lieben Angehörigen unserer Söhne und Töchter, soll aber auch diese vorangehende stille Abendstunde bestimmt sein. Es ist sehr zu bedauern, liebe Gemeinde, daß die Verhältnisse uns dazu zwingen, am Weißen Sonntag nur die Neukonfirmierten zum Tisch des Herrn gehn zu lassen; denn es ist keine Frage: die Eltern gehören zu ihren Söhnen und Töchtern bei einer Feier, die ein Liebes- und Gemeinschaftsmahl sein will. Nicht die 90 Konfirmanden sollten für sich eine kleine Gemeinde bilden, sondern der Vater, die Mutter, die konfirmierten ältern Geschwister und alle, die sie lieb haben und des Ehrentages sich freun, sie gehören da-

1) Obschon man zweifeln könnte, ob diese Ansprache in den Rahmen des Kultus sich schickt, scheint sie uns doch mutig ein so wichtiges Thema anzuschneiden, daß wir sie den Amtsbrüdern zur Prüfung darbieten. D. B.

Digitized by Google

zu. Ist es eine unmögliche Sache, daß eine ganze Gemeinde der Feier beiwohnt — und die Konfirmation deutet doch auf das: Aufnahme in die Gemeinde! —, so sollte die Konfirmation doch wenigstens eine Feier sein, an welcher die ganze Familie teilnimmt, nicht bloß äußerlich durch ihre Gegenwart, sondern auch durch ihre Teilnahme am heiligen Mahl. Ist aber selbst dies Ziel durch die äußeren Umstände nicht zu erreichen und ist es, wenn auch wünschenswert, so doch vorläufig unmöglich, die Abendmahlsfeier von der Konfirmation loszutrennen und auf einen anderen Tag zu verlegen, so müssen wir uns eben mit einem Abend wie heute begnügen. — Aber doch soll und kann sich ein unsichtbares Band ziehn zwischen dem heutigen Abend und jener feierlichen Morgenstunde, wo sie ein gutes Bekenntnis ablegen wollen vor vielen Zeugen. Und das verlesene Apostelwort soll uns helfen den Faden zu knüpfen. Ueber das Abendmahl schreibt der Apostel an seine Korinthergemeinde ein ganz besonderes Wort, zu allen Zeiten ganz besonders verstanden — und ganz besonders mißverstanden bis auf den heutigen Tag. Wollen wir uns heute Abend unter dies Wort stellen, so betreten wir ein Gebiet, das man eigentlich nur sehr selten betritt, ich möchte fast sagen, nicht anders, als wenn man dazu gezwungen wird. Eine gewisse Scheu hält uns von diesem Gebiet fern. Aber ich meine, je rückhaltloser wir uns einmal über solche wichtige und ernste Sache aussprechen, desto mehr werden wir der heiligen Sache selbst dienen. So wolle Gott geben, daß diese Gottesdienststunde eine Art Vorbereitung, eine Art Beichtbereitung werde für das heilige Mahl.

Mit dem heutigen Tag als dem Palmsonntag sind wir hineingegangen in eine Zeit, l. G., welche der deutschen evangelischen Christenheit als die allerheiligste gilt. Die Passionswoche ist der Höhepunkt der Passionszeit. Jetzt gehen wir — mit den Worten der Schrift geredet — hinauf gen Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, das geschrieben steht von des Menschen Sohn. Und oben über das Eingangstor dieser stillen Woche schreiben wir unsere Korintherbrief-Worte: „So oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt.“ So wird von heute an bis zum Charfreitag in unserer Kirche täglich Passionsandacht und Passionsabendmahl stattfinden. Aber dann weisen uns die Worte über Charfreitag und Ostern hinüber und wollen zugleich das sein: eine Vorbereitung auf die Konfirmation unserer Söhne und Töchter. Wenn wir das beides miteinander vereinten, l. Gem., dann würde diese Gottesdienststunde mehr werden als ein schwacher Ersatz, vielleicht sogar noch mehr als eine Art Beichtbereitung. Denn

Digitized by Google

die bevorstehende Einsegnung und alles das viele, das äußerlich damit zusammenhängt, darf nicht die Passionszeit und ihr stilles Erinnern in den Hintergrund drängen, sondern beides soll sich miteinander verbinden zu einem Ganzen. Und das Band, welches beides verbindet, was anderes könnte es sein als der Ernst, der tiefe Ernst dieser Zeit! So mußten auch die Schriftworte, an welche wir heute zu unserer Erbauung anknüpfen wollen, ernste, tiefernste Worte sein!

Der Apostel spricht von einem unwürdigen Genießen des heiligen Abendmahls: welcher nun unwürdig von diesem Brot isset oder von dem Kelch des Herrn trinket, der ist schuldig an dem Leibe und Blute des Herrn — welcher unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selber das Gericht. Furchtbare Worte, l. Gem.! „Schuldig an dem Leib und Blut des Herrn!" „Sich selbst das Gericht essen und trinken!" Aber, aber! Wie sehr sind sie mißverstanden worden, diese Worte, ja man möchte fast sagen: was für Schaden haben sie angerichtet! Laßt uns doch nichts verschleiern oder beschönigen, wo nichts zu verschleiern und zu beschönigen ist! Wie steht es denn heutzutage mit der Teilnahme am Abendmahl? Wie steht es, um bei dem Nächstliegenden zu bleiben, in unserer Stadt, in unserer eigenen Gemeinde, die doch noch eine einigermaßen kirchliche genannt werden darf? Es ist ja eine eigene Sache, Zahlen zu gebrauchen; denn auf dem Gebiet der Religion läßt sich mit Ziffern nicht rechnen, nicht einmal abschätzen. Aber sind von unseren 1700—1800 jährlichen Abendmahlsgästen immer nur ein Drittel Männer, so drängt sich einem doch ganz von selbst die Frage auf: wo bleiben alle die übrigen erwachsenen Glieder unsrer großen Gemeinde? Und vor allem die Männerwelt, warum bleibt sie dem Abendmahl fern? Wie ist es gekommen, daß man seit den letzten 140, 150 Jahren — und zwar trotz des sog. Wiedererwachens kirchlichen Lebens nach den Zeiten des rationalen Vernunftglaubens! — daß man da je länger je mehr von einer Abendmahlsscheu, von einer Abendmahlsflucht sprechen muß? — Gewiß wirken da die verschiedenartigsten Einflüsse mit, alles das, was man wohl Aufklärung und Zeitgeist nennt; aber der tiefste Grund, daß Ungezählte, die religiös durchaus nicht gleichgültig sind, doch nicht zum Abendmahl kommen, der möchte wohl anderwärts liegen. Er liegt in der Stellung, welche die kirchliche Lehre vom Abendmahl einnimmt. Lehre und Leben, daß ich so sage, stehen hier einander entgegen. Auf der einen Seite meint man, das sei ein so kostbar empfindliches Kleinod, daß es nicht die leiseste Berührung vertrage. Es stünden die Worte: das ist mein Leib, das ist mein Blut. Rühre man daran, dann rühre

Digitized by Google

man an einem Grundpfeiler, auf dem die Kirche erbaut sei. Oder man spricht von einem Geheimnis, über das wir nicht grübeln und klügeln dürfen, sondern das wir einfältig im Glauben hinnehmen sollen. Wie, auf welche Weise, Christi wahrer Leib und Blut uns im Abendmahl gegeben werde, sollen wir der göttlichen Allmacht befohlen sein lassen. Aber man soll doch nicht vergessen, daß eine Dorfgemeinde in der Lüneburger Heide eine andere ist als eine Gemeinde in einer Stadt, in welcher ein Leisewitz, ein Campe, ein Lessing gelebt haben! Es sei ferne von uns, jemandem seinen Abendmahlsglauben zu rauben oder an der Lehre der Kirche rütteln zu wollen; aber das dürfen wir als ehrliche Leute nicht verschweigen: daß wir ein Verständnis haben auch für alle die Ungezählten, die sich einer solchen Glaubensauffassung nicht anschließen können, weil dieselbe nach ihrer Ueberzeugung im letzten Grund auf nicht viel Anderes hinausläuft als auf die römische Lehre von einer Verwandlung, daß nämlich Christus leiblich gegenwärtig sei im Sakrament und daß Oblate und Gewächs des Rebstocks durch die Weihe des Priesters in wirklichen Leib und Blut Christi würde verwandelt. So zucken sie die Achsel, wenn sie in der Zeitung eine Ladung zum Abendmahl lesen und denken und sprechen: Wir wollen's nicht mitmachen, weil wir es ehrlicher Weise nicht mitmachen können. Und sie bleiben dem Sakrament fern. — Und nun kommt etwas Andres dazu, das sie zurückschreckt. Das sind unsere Korintherbrief-Worte: welcher unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selbst das Gericht. Ist das eine ewige Wahrheit: „der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig", so gilt diese Wahrheit hier ganz besonders. Die Buchstabenauffassung hat das Abendmahlsleben der Gemeinde getötet. Die Furcht vor dem „Gerichtessen" hat alle die glaubensschwachen Seelen in der Ferne gelassen. Statt zu locken und den Weg zu ebnen, hat die Kirchenlehre den Zugang nur schwerer gemacht. Ganz gewiß ist das nicht der einzige Grund. Selbstsüchtige und selbstgenügsame Bequemlichkeit und offener Unglaube haben auch das ihre getan und das Abendmahl für zwecklos und überflüssig erklärt. Aber zu einem großen Teil ist es das gewesen: Man hat die Worte von dem unwürdigen Essen und Trinken aus dem Zusammenhang herausgerissen und hat sie verallgemeinert: nur der sei recht würdig und wohl geschickt, der den Glauben habe. Und alle, welche diesen vollen Glauben nicht haben, die ihn verloren haben oder die ihn niemals haben erfahren können, sie sind ferne geblieben: sie sind ferne geblieben von einer heiligen Feier, die den Höhepunkt allen christlichen Gemeindelebens bedeutet!

In dem Sinne, wie man es heutzutage versteht „unwürdig essen

Digitized by Google

und trinken", hat Paulus an seine Korinthergemeinde die Worte nicht geschrieben. Es war damals eine ganz andere, unseren Verhältnissen völlig fremde Zeit, die Zeit der Erwartung eines leiblichen Kommens des Herrn, und „bis daß er kommen sollte", kamen die kleinen Gemeinden zu regelmäßigen Liebesmahlzeiten zusammen. Jeder brachte zu essen mit und zu trinken nach seinem Vermögen. Wie die Jünger in der Nacht, da er verraten ward, so saßen sie beieinander und brachen das Brot und tranken den Wein und verkündigten den Tod des Herrn. Das war die Abendmahlsfeier der ältesten Zeit. Aber schon in diese allererste Zeit haben sich Mißbräuche eingeschlichen. Paulus nennt uns das Wort Trunkenheit. Das meint er, wenn er sagt: welcher unwürdig ißt und trinkt, der ist schuldig an dem Leib und Blut des Herrn und ißt und trinkt sich selbst das Gericht, dadurch daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn — nämlich von gewöhnlicher Speise. So mahnt er: der Mensch prüfe sich selbst und also esse er von diesem Brot und trinke von diesem Kelch. — Aber dann hat man mit der Zeit die Worte verallgemeinert und auf die Lehre der Kirche bezogen und hat gefolgert, habe einer nicht den völligen Glauben, so solle er lieber nicht zum Abendmahl kommen.

Es ist das ganz gewiß ein heikles, nicht gern betretenes Gebiet, das wir heute berühren müssen, l. Gemeinde. Aber was wollen wir tun? Was müssen wir tun? Wollen wir die weiten Kreise, vor allem die der Kirche und dem Abendmahl fremd gewordene Männerwelt, wieder gewinnen, so dürfen wir Menschen, die suchen und gerne fänden, die gern kämen und doch wieder nicht kommen mögen, die aus einer falschen Scheu schließlich fern bleiben, — so dürfen wir denen nicht Glaubenslehren über die Schultern werfen, welche sie nicht zu tragen vermögen. Wir sollen nur laden und dürfen keine Bedingungen stellen! Wir können auch bei der Feier des heiligen Abendmahls die Kirchtüren nicht weit genug öffnen und wollen zufrieden sein, wenn einer zum Abendmahl geht und ihm Brot und Wein nur bloße äußere Erinnerungszeichen sind und mehr nicht. Laßt uns doch hier menschlich weitherzig bleiben und möglichst wenig verlangen; Gott wird schon das Seinige tun. Es ist unmöglich, ja geradezu verderblich, jemandem einen Glauben aufzwängen zu wollen, den er nicht haben kann. Auch der Abendmahlsglaube ist nicht jedermanns Ding. Jeder soll das heilige Mahl so feiern, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann! — Ja, auch dann sollen die Vertreter der Kirche zufrieden sein, wenn einer, der zum Abendmahl kommt, nichts weiß von einer persönlichen Stellung zu Jesus Christus als von Person zu Person,

Digitized by Google

wenn einer an den Altar tritt und ihn wieder verläßt und sich nur seines Leidens und Sterbens erinnert. So oft ihr von diesem Brot esset — sagt Paulus — und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt. Ja, bis daß er kommt, l. Gem.! O ihr vielen, die ihr zum Abendmahl gingt und die ihr von überirdischen, geheimnisvollen Kräften bislang nichts erfuhrt, weshalb wollt ihr fortbleiben und nicht wieder kommen? Wer wollte euch diesetwegen zu den Unwürdigen rechnen! Wenn ihr nur die eine Bedingung erfüllt, daß ihr die rechte ernste Gesinnung habt, wenn ihr nicht aus leerer Gewohnheit kommt und nicht mit dem Heiligen spielt! Diese ernste Gesinnung ist Bußgesinnung, ist Beichtgesinnung. Ja, nenne sie getrost deinen Abendmahlsglauben! Komme nur; Gott wird dir schon weiter helfen! — Aber kommst du zum Tisch des Herrn und verläßt du die heilige Stätte wieder, ohne dir dabei irgend etwas zu denken für dein eigenes Leben, dann allerdings wäre es immerhin möglich, daß das Wort von dem unwürdigen Essen und Trinken für dich eine ernste Bedeutung gewänne! Nur dann hat das Abendmahl eine Bedeutung für unser Leben, wenn unsere Beichte eine aufrichtige ist. Nur der empfängt das Sakrament des Altars „würdiglich", der die rechte ernste Bußgesinnung hat.

In diesem Sinne seien die lieben Angehörigen der Konfirmanden heute geladen zum Tisch des Herrn. So hat dies Predigtwort eine Art Vorbereitung sein wollen, eine Art Beichtbereitung und Mahnung zur Selbstprüfung. Im einzelnen möge das nun ein jeder: Vater, Mutter, Bruder und Schwester, auslegen und übertragen ins eigene Leben und seine eigenen Verhältnisse. Sie denken ja heute Abend an jenen Morgen, wo der Sohn oder die Tochter zum ersten Mal zum Abendmahl geht. Und denken sie jetzt an sich selbst, an vieles, das versäumt wurde und unterblieb, an vieles, das noch besser zu machen ist oder das noch wieder gut zu machen ist, denken sie demütig und dankbar an den Segen, den Gott sie heute und über 14 Tage erleben lassen will, wie er sie bislang viel Gutes unverdient hat erleben lassen — siehe, liebe Gemeinde, dann spinnt sich noch einmal ein unsichtbarer Faden zwischen dem heutigen Abend und jenem Konfirmationsmorgen. Alles andere aber wollen wir dem treuen Gott anbefehlen! Amen.

Digitized by Google

Persönlichkeit.

Heutzutage erschallt auf allen Gassen die Rede, daß wir Persönlichkeiten brauchen; denn sie seien wichtiger als alle Einrichtungen und Gesetze. Christliches Leben bestehe in persönlichem Leben, und dieses entzünde sich nur an persönlichem Leben. Das ist gewiß richtig. Aber daß nur diese Rede nicht wieder wie so viele anderen bloß zum Schlagwort und Redezierstück werde, ohne daß jemand bedenkt, was sie enthält, und besitzt, was sie bedeutet! Wenn unter einer Persönlichkeit ein großer führender Geist von überragender Kraft und eigenartigem Gepräge verstanden wird, dann liegt in jenem Worte nur ein Wunsch oder ein Gebet. Denn nur Gott kann solche Menschen schicken, aber niemand kann sich selbst dazu machen. Und wenn sich irgend ein Gernegroß zu einer solchen Persönlichkeit aufblasen will, dann fällt er über kurz oder lang schmählich zusammen. Aber man kann unter Persönlichkeit auch etwas anderes verstehn, nämlich die kraftvolle und geschlossene Ausprägung einer gewissen Lebensrichtung und Ueberzeugung. Diese Art von Persönlichkeit ist auch einem mittelmäßigen Geiste erreichbar, weil hierzu nicht ein göttlicher Genius, sondern Einsicht und Tatkraft gehört. Darum kann man sich dazu erziehen. Wir bilden uns zu christlichen Persönlichkeiten, wenn wir die unserem Selbst eigentümliche Form, Gott und die Welt aufzufassen, herausfinden und kräftig auszugestalten suchen. Dazu hilft uns eine fleißige Berührung mit fremder Eigenart. Dabei müssen wir jedoch Fleiß tun, uns nicht von ihr unterjochen zu lassen, sondern an ihr unser Eigenes im Echo des Verwandten und im Gegensatz zu dem Fremdartigen zu erwecken und zu stärken. Und dann gilt es, auf dieser Bahn zu bleiben, nicht als sein eigener Tyrann, sondern als sein Herr. So kommt Stahl und Eisen in unsere Ueberzeugung und Lebensrichtung hinein. Dann dringen wir durch, soweit es unsere Fähigkeit und die Verhältnisse erlauben. Und es recken sich wieder andere im gleichen Spiele der Aufnahme von Wahlverwandtem und des Gegensatzes gegen Fremdes an uns zu eigenen Persönlichkeiten empor. F. N.

Konfirmandenscheine und religiöse Kunstblätter.

Von

Pfarrer Lic. **Kühner** in Waldkirch in Baden.

Es mehren sich gegenwärtig die Zeichen, dass man auch die Tore unserer evangelischen Kirche einer gut evangelischen und deutschen Kunst mit Verständnis und Erfolg öffnet. Wahrlich, es ist auch hohe Zeit, endlich einmal der italienisierenden, katholisch-romantischen Kunstrichtung, die bei ihrer Glätte und Formenschönheit unserm Gemüt so wenig zu sagen hat, den Abschied zu geben und „mehr Dürer“ zu treiben. „Mehr Dürer“

Digitized by Google

ist aber gleichbedeutend mit: mehr deutsch-evangelische Art! mehr Kraft und Seele! mehr persönliches Bekenntnis und innere Wahrhaftigkeit! Nicht bloss die Kunstverständigen, auch unsere schlichten Gemeindeglieder müssen die Gestalten im Kunstwerk schauen können als mit uns verwandt, „Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein", und bei Christus insbesondere etwas spüren von seiner Gegenwärtigkeit auch für unser Volk und unsere Zeit.

Diese Grundsätze müssen aber konsequenter Weise auch auf flüchtigere und weniger kostspielige Erzeugnisse der religiösen Kunst angewendet werden, umsomehr als vielen Gemeinden die Erwerbung grosser Kirchengemälde oder Skulpturen nicht möglich ist, und auch darum, weil die kleineren und billigeren Kunsterzeugnisse besonders in den Häusern unserer Gemeindeglieder Missionsdienste zu leisten bestimmt sind. Ich denke dabei besonders an die Konfirmanden- und Christenlehrentlassscheine, aber auch an sonstige religiöse Kunstblätter zur Verteilung an die liebe Jugend und zur Verwertung im Jugendunterricht. Konfirmandenblätter mit einem weichlichen und süssen Christus oder einem gotischen Bauwerk, unter dem die Knaben und Mädchen in eleganter Toilette und rührseliger Miene beim Konfirmationsakt dargestellt sind, sowie Scheine mit 10 bis 20 christlichen Symbolen, die entweder schön schematisch geordnet oder in eine Fülle von Ornamentschmuck künstlich hineingewoben sind, gefallen vielleicht den Kindern auf eine kleine Weile; aber sie können heute weder zur Pflege der Frömmigkeit noch zur Bildung eines gediegenen Kunstsinnes im Volke etwas Rechtes beitragen. Der gesunde und noch unverdorbene Sinn unseres Volkes und der Jugend bestätigt vielfach in überraschender Weise den durch Kunstbildung und Reflexion geläuterten Geschmack. Eine junge Braut aus dem Handwerkerstand liess ich kürzlich zwischen zwei äusserlich gleichwertigen Holzschnitten, Raphaëls „Madonna della Sedia" und Uhdes „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" wählen; sie wählte für ihren künftigen Hausstand das letztere Stück. Als ich vor einigen Wochen Bilder von Dürer in meinem ev. Arbeiterverein mit dem Skioptikon vorführte, fand ich bei den einfachsten Leuten eine helle Freude und eine verständige Zustimmung zu den seelenvollen und urwüchsigen Gestalten des deutschen Meisters. Und Schüler der verschiedensten Altersstufen, denen ich neulich das Steinhausen'sche Bild „Jesus nimmt die Sünder an und isset mit ihnen" bei einer Katechese erklärte, zeigten ein auffallendes Interesse dafür und fühlten auch das Gut-Deutsche und Persönlich-Individuelle des Bildes bald heraus.

So müssen wir denn auch, wenn wir religiöse Bilder verteilen oder Erinnerungsblätter an die Konfirmation und Christenlehre den jungen Christen mit ins Leben geben, nach Werken suchen, in denen ein gut evangelischer Gedanke schlicht, gross und packend, womöglich in frischer Farbengebung, zum Ausdruck kommt und alles Beiwerk dem einen Grundgedanken untergeordnet ist. Der Kunstmarkt bietet auch bereits wertvolle Ansätze dazu, ja auch eine Reihe wertvoller Leistungen.

Digitized by Google

1) Ich nenne zuerst davon die beiden Blätter von Rud. Yelin in Stuttgart bei Scheurlen in Heilbronn, für Knaben mit dem Motiv „die Berufung der Jünger", für Mädchen mit dem Motiv „Maria und Martha", die jetzt als Konfirmations- und als Christenlehrentlassscheine bezogen werden können. Sichere Linienführung, leuchtende und wohltuende Farben, deutsche Art in Menschen und Landschaft sowie religiöse Innigkeit zeichnen diese Blätter aus.

2) Bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen sind eine Reihe farbenprächtiger Konfirmandenblätter des jüngeren Pfannschmidt in Rom erschienen, die bei manch Abstossendem den Vorzug haben, dass sie alle „christocentrisch" sind. Von ihnen sagt mir am meisten zu das Blatt mit Jesus dem guten Hirten. Jesus erscheint zwar äusserlich wenig gepflegt und reichlich bejahrt, aber er hat etwas von Treue und Güte, wie ich es auf andern Scheinen selten in dem Masse gefühlt habe.

3) Die neueste und wertvollste Erscheinung auf diesem Gebiet aber sind wohl die heuer beim Künstlerbund in Karlsruhe erschienenen Konfirmandenscheine von Wilhelm Steinhausen, dem dazu berufensten Künstler des deutsch-evangelischen Volkes. Es sind im ganzen 5 Motive, meist Umarbeitungen früherer Gemälde und Zeichnungen, die jedoch je nach Grösse und Behandlung in Höhen- oder Querformat, je nach Goldverzierung und Hinzufügung kleiner, das Hauptmotiv interpretierender Randzeichnungen, und schliesslich je nach Farbengebung in einzig dastehender Fülle variiert sind, so dass man 28 Sorten dieser Scheine zur Auswahl hat, die sich noch vergrössert dadurch, dass man sie mit oder ohne eingedruckte Bibelsprüche haben kann. Ich will nur auf die Hauptmotive hier näher eingehen:

Das 1. Blatt zeigt Christus am Kreuz und die „Einzelnen", Menschen aller Stände und Lebensalter, die alle in ihrer Art des Gekreuzigten bedürfen. Auf einer der Ausgaben ist unten auf einem Abschlussstreifen in allerliebster Weise die Geschichte vom barmherzigen Samariter stationenweise dargestellt, ein Sinnbild des unter die Mächte der Sünde hingegebenen Menschenkindes und seiner Errettung. Das Hauptbild enthält eine Fülle ernster, echt evangelischer Wahrheiten, für Konfirmanden sind es wohl zu viele und zu schwierige Gedanken; auch scheint mir technisch gerade dieses Blatt am wenigsten gelungen zu sein.

Ganz herrlich aber ist der 2. Schein, schon vor Jahren vom Künstler als Konfirmationsblatt für seine Tochter entworfen. Auf dem beherrschenden dreiteiligen Bilde ist links der Gekreuzigte — der Leib wunderschön gezeichnet, das Kreuz tief in den Hügel hineingegraben und in eine endlose Finsternis emporragend, in der Mitte von weichem Licht umflossen und darüber in traditioneller Art Sonne und Mond verfinstert —. Rechts steht der Auferstandene, kraftvoll und ernst mit der Siegesfahne in den durchbohrten Händen, über dem offenen Grabe, an dem der Teufel überwunden zu Boden liegt, und hinter dichtem Baumwerk geht die Sonne auf, allmählich wachsend an Klarheit und einen silbernen Glanz über die ganze Natur ergiessend. In der Mitte ist der gute Hirte mit dem ge-

Digitized by Google

retteten Schäflein in ungemein zarter und ergreifender Weise wiedergegeben und darunter auf Goldgrund geschrieben das kleine Evangelium (Joh. 3, 16). Besonders wertvoll an diesem Blatt erscheint mir das Seelenvolle seiner Gestalten und ein wunderbares Zusammenklingen von Natur und erzählter Geschichte.

Das 3. Blatt hat zum Thema: „Jesus nimmt die Sünder an und isset mit ihnen". Es sagt auch jungen Christen schon sehr viel; deutsches Wesen ist gerade hier am meisten in das biblische Motiv hereingeflossen, in die Figuren sowohl, wie in die durch ein dreiteiliges Fenster hereingelassene sonnig-schöne deutsche Landschaft. Bei einer Ausgabe ist unten angebracht die Henne mit ihren Küchlein, umrahmt von sinnigem Blumenschmuck, ein wahres Kleinod für jedes tiefere Gemüt. Auf einer andern Ausgabe befindet sich in ein einfaches Rosenornament hineingezeichnet ein kleines Kreuz in Gold, und auf einer dritten ein von Kirchensäulen flankiertes reiches Rebenstück.

Poetisch angesehen ist vielleicht am vollkommensten unter den Scheinen der 4.: Jesus, vom Berg aus predigend. Die Zuhörer sind nicht auf dem Bilde; sind doch seine Hörer wir alle, die wir ihn sehen und ihm die Rede vom Munde nehmen. Welch einfacher und schöner künstlerischer Ausdruck für den von Kierkegaard geprägten Gedanken von „der Gleichzeitigkeit Christi"! Dem Predigenden stehen zur Seite zwei Engel, von denen einer das offene Buch der Offenbarung der Gemeinde vorhält. Ueber dem Ganzen steht geschrieben Matth. 24, 35 „Himmel und Erde . . ." Alles ist hineingearbeitet in eine schlichte, stimmungsreiche Naturwelt, die selber mitpredigt, Gleichnisse für das Ewige darbietend. Für Konfirmanden scheint mir dieser Schein mit dem eben besprochenen am meisten geeignet. In seiner Schlichtheit und völlig ungesuchten Poesie wird er zu empfänglichen Gemütern immer von neuem reden; auch als Erwachsener wird man sich an ihm nicht leicht müde sehen.

Ebenso reich an künstlerischem Wert und religiösen Gedanken, aber für die Jugend weniger ansprechend ist das letzte Blatt, Christus und die beiden Schächer am Kreuz darstellend. Bei einer Ausgabe wird das Hauptmotiv umrahmt von 6 kleinen, die suchende und rettende Gottesliebe aufzeigenden Medaillonbildern (Vater und Kind, die Dornen, der Hirte mit dem Schäflein auf der Schulter, das Weib, ihren Groschen suchend, die Sünderin und der anklopfende Heiland). Zeugen diese Bildchen von der grössten Zartheit religiösen Empfindens, so sind die 3 grossen Gestalten auf dem Hauptbild Zeugnisse von wuchtiger Religiosität und grossem künstlerischem Können: der sehnsuchtsvoll aufschauende, nach Rettung lechzende Schächer, der im Schmerz und in Gewissensangst sich windende und vom Heil abgewendete Genosse, und zwischen ihnen der Sünderheiland mit seiner erbarmenden Liebe und seinem verklärten, friedeverheissenden Angesicht. —

Alle diese Blätter sind in verschiedener Grösse zwischen 36 × 27 cm und 21 × 16 cm zu haben und in doppelter Farbenbehandlung, entweder als einfache Schwarzdrucke oder als Tondrucke mit Schwarz und Gold auf

Digitized by Google

feinem Karton. Der Preis, der für das Gebotene sehr mässig ist, bewegt sich bei Abnahme von 25 Stück zwischen 25 und 12 Pf., bei 100 Stück zwischen 20 und 10 Pf. für 1 Exemplar. Die Preisdifferenz zwischen den Ton- und Schwarzdrucken beträgt für 1 Stück 7—4 Pf. je nach dem Format. Um den Konfirmanden etwas künstlerisch Wertvolles und auch äusserlich Dauerhaftes mitzugeben, würde ich jedem die Anschaffung der etwas teuereren Tondrucke in grossem Format dringend empfehlen. — Zu wünschen wäre, dass alle Blätter vom Verlag aus eine gewisse Umrahmung, wenn auch nur in Form von 4 Gold- oder Schwarzstrichen, bekämen, ferner dass das Bild und der Raum für die Personalien noch mehr mit einander verbunden bezw. mehr ineinander gearbeitet würden, als dies bei der Mehrzahl der Blätter der Fall ist. Völlig unvermittelt stehen bei mehreren beide neben- oder untereinander, besonders bei K. D. 2. Auch passt zur Kreuzigungsgruppe keineswegs der Spruch „Selig sind die Barmherzigen", auch wenn er durch das unten angebrachte Bild des barmherzigen Samariters motiviert ist. Nicht unterdrücken möchte ich dem Verlag gegenüber den Wunsch, dass auch einmal dieselben Motive oder neue in farbiger Behandlung erscheinen möchten. — Jedenfalls ist das Unternehmen des Karlsruher Künstlerbunds nicht bloss eine künstlerische Tat, sondern auch ein Ereignis für die ev. Kirche, ein grosser Fortschritt in der Pflege religiöser Volkskunst, dessen sich Pfarrer und Kunstfreunde aufrichtig und dankbar freuen werden.

Die Kunstblätter des Kunstwarts habe ich bis jetzt nicht angeführt. Sie sind jedenfalls religiös und künstlerisch auf der Höhe, auch technisch im ganzen recht gut reproduziert und der weitesten Verbreitung wert. Aber als Konfirmandenscheine wollen sie mir nicht recht zusagen; der Raum für die Personalien ist sehr klein und unförmlich, auch ohne alle Verbindung mit dem Bild. Man merkt es zu deutlich, dass sie erst später zu Konfirmandenscheinen gestempelt wurden. Doch lassen sich diese Blätter auf andere Weise sehr gut verwerten. Ich habe vor Ostern mir 200 Blätter vom Verlag des Kunstwarts zu ermässigtem Preise (10 Pf. das Stück), Konfirmandenscheine und Meisterbilder ohne Text, gemischt kommen lassen, den Aufdruck der ersteren abschneiden, alle mit einer Oese und einem Aufhänger aus Seidenfaden versehen lassen, und bei dem letzten Kindergottesdienst in der Passionszeit mit Zufügung einiger Erklärungen an sämtliche Besucher verteilt. Die Kinder hatten eine grosse Freude über diese Gabe und hängten die Bilder auch fast durchgängig zu Hause auf, einige baten ihre Eltern auch, sie einrahmen lassen zu dürfen, mit Erfolg. Auch Erwachsene, die keine Kinder haben, baten um solche Bilder. So der sichtbare Erfolg. Der unsichtbare Erfolg besteht darin, dass die Bilder nun auch in den Häusern mit oft sehr wenig christlichem Charakter das Evangelium täglich verkünden. Auch Richterbilder als Farbendrucke und Holzschnitte eignen sich für solche Verbreitung. Namentlich in der Diaspora, wo mit einer Unmasse katholischer Bilder und Bildchen eine erstaunliche Propaganda getrieben wird, ist die Mission solcher evangelisch gerichteter

Digitized by Google

und künstlerisch tüchtiger Leistungen nicht hoch genug anzuschlagen.

Auf das Gebiet des religiösen Anschauungsunterrichts in Schule und Haus und die dafür geeigneten Wandbilder will ich hier nicht näher eingehen, obwohl auch hier in der kirchlichen Praxis noch manche Verbesserung und Neuerung not tut, und auch in neuerer Zeit wertvolle Handreichung von der Kunst geboten ist. Ich wollte nur auf den Wert und die Verwertbarkeit auch einfacher und billiger religiöser Bilder mit Nachdruck hinweisen. Es sollen ja nach Luthers gesunder Art „die Künste im Dienste dessen stehen, der sie gegeben und geschaffen hat". Versuchen wir dies doch auch zu verwirklichen im Kleinen und zu Gunsten „der Kleinen" in der Gemeinde!

„Neue Bahnen" für die Dorfpredigt.

Von

Pfarrer K. Hesselbacher in Neckarzimmern (Baden).

Dorfpredigten sind modern geworden. Ich sage das nicht ironisch, sondern froh und mit Dank. Frenssens „Dorfpredigten" haben das Wunder vollbracht, einen Predigtband in die Bibliothek des gebildeten Laien zu bringen. Und wenn Erwin Gros' Bändchen „auf der Dorfkanzel" noch nicht in die Bücherei der Freunde edler Volksliteratur gekommen ist, so möchte ich's dem Büchlein gönnen. Es ist es wert.

Frenssen und Gros haben uns gezeigt, dass eine rechte Dorfpredigt ein Kunstwerk ist. Ihre Predigten müssen als Kunstwerke betrachtet und gewertet werden. Freilich, für uns Dorfprediger ist damit noch nicht viel getan. Oder doch unendlich viel. Es ist uns ein hohes Ziel gesteckt, dem wir nachzuringen haben. Wir wollen uns nicht entschuldigen mit unseren kleinen Gaben. Ein Stückchen Künstler steckt in jedem rechten Dorfpfarrer. Und mit dem Pfündlein gilt's zu wuchern.

Frenssen's „Dorfpredigten" sind allerdings in ihrer grösseren Mehrzahl keine Predigten für das Dorf. Wie in seinen „Reimers" und „Witts" wohl nicht der Marschbauer und Taglöhner, sondern Frenssen selber spricht, so ist auch in seinen Predigten nicht der bäuerliche Gedankenkreis das primum und ultimum movens, sondern der Umkreis bäuerlichen Schaffens und Erlebens gibt einem Mann, der nil humanum a se alienum putat, die Bilderfülle, in die er die sein eigenes tiefes und weites Innenleben bewegenden Fragen und Gedanken einkleidet. Seine Predigten sind religiöse Lyrik in

Digitized by Google

Prosa, Lyrik, die ihre Bilder aus dem Landleben nimmt, die sich aber an das Verständnis eines Feingebildeten wenden muss, um in ihrer Zartheit und ihrer Kraft wirklich erkannt zu werden. Diese Lyrik ruht auf dem Grund einer episch gestimmten Seele; denn sie liebt nicht das ruhige Gehen auf sicherem Weg, sondern sie schlägt sich mit der Axt die Bahn durch das Gestrüpp modernen Zweifelns und Fragens. Frenssen ist apologetisch interessiert. Das gibt seinen Predigten den ungemein dramatischen Charakter. Er ist etwas für Suchende, Pfadfinder und Pfadzeiger, und eben darum ist die Adresse, an die seine Predigten gerichtet werden müssen, in erster Linie der neuzeitliche gebildete Mensch mit seinem Sehnen nach religiöser Weltanschauung, weniger der Bauer, den es in seinem religiösen Besitzstand vor allem zu erhalten und zu vertiefen gilt.

Die letztere Aufgabe stellt sich Erwin Gros. Er ist ganz anders geartet als Frenssen. Er ruht auf felsenfestem Grund. Die altererbte Frömmigkeit des Landvolkes, sein unerschütterliches Gottvertrauen ist ihm selbstverständliche Voraussetzung. Seine Betrachtungen quellen hervor aus einer schlichten Bibelfrömmigkeit. Der „Kampf um die Weltanschauung" ist nicht sein Element. Das Ideal eines Lebens in Gott in seiner sonnigen Herrlichkeit ist ihm ein unumstritten feststehendes. Dieses Ideal unermüdlich zu zeichnen, ist seine Freude. Er debattiert nicht mit Nietzsche wie Frenssen in seiner Predigt über Röm. 6, 13—25. Man fühlt ihm ordentlich die Wonne nach, die seine Seele erfüllt, wenn er redet vom Wesen und Schaffen des Gottesgeistes im Bauernhaus, auf der Dorfstrasse und auf dem Ackerfeld. Er ist Epiker. Das religiöse Leben und Erleben zeichnet sich ihm in klaren scharfgeschnittenen Bildern: der Grossbauer in seinem Trutz und Stolz, der Handwerksbursch, der ans Pfarrtor klopft, der in die Stadt gezogene Landmann mit mit seiner ewigen Sehnsucht nach dem heimatlichen Hausgiebel, der faule Moosgrundbauer, der sein ganzes Anwesen verfallen lässt, das alte Weiblein im Schmutz des Armenhauses, das Kindlein im Spiel bei den Grosseltern, der Taufgang und der Leichenzug durch die Dorfstrasse mit dem singenden Schülerchor — das alles deutet ihm Ewiges im Zeitlichen. Eine sichere Kenntnis der bäuerlichen Eigenart mit ihren Hauptvorzügen und Hauptschwächen hilft ihm liebevoll hinabzusteigen in den tiefen Schacht der wundersamen ursprünglichen Volkspoesie. Er gleicht dem Andersen'schen Vogel des Volksliedes, der seine schimmernden Schwingen regt und zu singen versteht, dass jedem Hörer das Herz weich wird. Das Land-

Digitized by Google

leben weiss er mit einem hellen Glanz der Verklärung zu umgiessen und doch seine Schatten im wirkungsvollen Gegensatz dazu herauszuheben. Darum sind seine Betrachtungen Kunstwerke, sie gewähren einen hohen künstlerischen Genuss jedem Menschen, der Sinn für Dorfpoesie hat, und religiöse Erbauung jedem einfach Frommen, der Gottes Walten im stillen Kleinleben mit sinnendem Auge verfolgen kann.

Indes möchte ich Frenssen und Gros nicht lediglich als Künstler gewertet wissen. Ein sorgfältiges Studium ihrer Predigten bezw. Betrachtungen führt weiter. Ich bin überzeugt, dass wir von ihnen viel zu lernen haben, umso mehr weil sie durch und durch originell und deswegen nicht zu kopieren sind. Wir haben Grundsätzliches von ihnen zu lernen. Sie haben der Dorfpredigt „neue Bahnen" eröffnet. Und mir scheint, dass wir diese Bahnen zu beschreiten und zu erweitern haben, wenn wir wollen, dass unsere Dorfpredigt Leben und Wirksamkeit behalten soll. Gerade weil wir auf dem Dorfe noch kirchlichen Zug, kirchliche Ordnung, kirchliche Sitte haben, müssen wir mit Einsatz aller Kraft danach ringen, das Evangelium Jesu, wie wir es erkannt und erfahren haben, als die wahrhaft lebenschaffende Sonne über unsern Bauerndörfern leuchten zu lassen. Und dazu gilt es nach dem Vorbild der zwei geschilderten Vorkämpfer „neue Bahnen" zu gehen. Zum Teil sind diese „neuen Bahnen" alte Wege, die Wege nämlich, auf denen volkstümliche Prediger wie H. Henhöfer und später C. J. Römheld gegangen sind. Zum Teil werden diese neuen Bahnen gerade gegenwärtig begangen durch Kaisers „Sonntagsklänge", zu denen als Parallele Dörries' Arbeiterpredigten und ein ganz anders geartetes und anderen Zwecken dienendes, aber in seiner Art klassisches Buch, Wursters „Hausbrot" (Morgenandachten) treten.

Das Wichtigste in dem, was durch die neuere Predigtarbeit erreicht ist, und zugleich die Grundlage meiner folgenden Betrachtungen scheint mir die völlige Aufgabe des älteren Predigtideals zu sein, das uns hundertmal vorgehalten worden ist und mir ebenso hundertmal unrichtig erschien: dass die rechte Predigt ebenso wohl von dem einfachsten Dienstmädchen verstanden werden als dem feingebildeten Stadtmenschen zur Erbauung dienen müsse. Dieses Ideal beruht m. E. auf einer Schematisierung der Menschenseele. Gewiss! Das Evangelium ist ein und dasselbe für jeden Menschen, ob er nun den Stallkittel trägt oder den Frack. Aber die Predigt ist nicht identisch mit dem Evangelium, sondern sie ist die Form seiner Darbietung. Eben diese Form aber muss not-

Digitized by Google

wendig verschieden sein nach den Voraussetzungen, die der Hörer mitbringt. Gegen die Erfahrungen des Paulus in Athen, die ihn zu den in I. Cor. 1, 18—25 niedergelegten Grundsätzen geführt haben, stellt der Apostel selbst I. Cor. 9, 20—22. Wir müssen den Bauern ein Bauer werden, d. h. wir müssen liebevoll eingehen auf die Voraussetzungen, die er zur Predigt mitbringt.

Das ist vor allem die Stimmung unserer Landbevölkerung. Was bewegt ihre Gedanken? Welche Sorgen drücken sie? Welches sind ihre Ziele, ihre Hoffnungen, ihre Kämpfe, ihre Leidenschaften? In Frenssens Predigten ist gerade dies Eingehen auf Charakter und Lebensgewohnheiten der Marschbauern der intimste Reiz. Es ist, als ob das ganze bäuerliche Leben, in seinen kleinen Nüancen und Schattierungen aufs feinste geschaut und durchschaut, an uns vorüberziehe. Die „Heimatkunst" hat die besondere Frucht der Heimatpredigt gezeitigt. Und gerade auf diesem Gebiet bedeutet für mich Kaisers Predigtsammlung eine Tat. Hier wird Ernst gemacht mit einem Geleitgang zu des Bauern Arbeit, Mühe und Not, Freud und Leid. Dass einmal mit tiefem religiösem Ernst geredet wird über Themata wie „die Kinder in der Fremde, die Behandlung des Viehs, gute Nachbarn, Erbschartsprozesse, Winterarbeit" u. s. f., scheint mir Neuland-Kultur. Das sind Dinge, die den Bauern interessieren, die unsere Dorfleute sofort packen. Unsere ländlichen Zuhörer sind wesentlich praktisch interessiert. Ihre Grund- und Hauptfrage, die sie zur Predigt mitbringen, ist die: was sollen wir tun? Die Bibel muss mit ihnen in ihre Stuben und auf ihre Aecker gehen. Der Bauer muss die klare Empfindung haben: hic tua res agitur. Wir sind viel zu sehr geneigt, allgemeine religiöse Themata zu behandeln wie z. B. Freiheit eines Christenmenschen, das Glück der Gotteskinder u. ä. und dann in kühnen Linien ein Idealbild des Lebens in Gott zu zeichnen. Das ist uns Theologen selbstverständlich, und die Predigt vor Gebildeten wird dies Gebiet ausbauen müssen. Aber für unseren Bauern ist das — man verzeihe den harten Ausdruck, aber er ist für die bäuerliche Stimmung sehr kennzeichnend — sehr oft ein „Wolkenkukuksheim", mit dem er praktisch nichts anzufangen weiss. Mir hat einmal ein Bauer nach einer Predigt über Joh. 4, 24 gesagt: „Herr Pfarrer, was Sie do g'sagt hawwe, war alles recht schö. Wamm'r a mol im Himmel sinn, werd's aa so werre. Awwer uff dere Welt kamm'r nix mit âfange." Da liegt der tiefste Grund, warum es noch nicht gelungen ist, die Volksreligion mit der biblischen Religion zusammenzubringen. Es ist ganz richtig, unser Volk lässt sich predigen und hört im grossen

Digitized by Google

Ganzen mit stiller Ergebung die Predigt des biblischen Idealismus. Aber für sein Privatleben macht es sich seine eigene Religion zurecht oder vielmehr hat es sie sich schon lange zurecht gemacht, der Pfarrer „kann predigen, was er will". Man bewundert seinen „Kopf, der das alles behalten kann", seine „schöne Rede", die „gewiss hochstudiert" ist; aber der schöne Kanzelvortrag flattert durch die hellen Kirchenfenster und zerrinnt sachte in der blauen Luft. Darum ist es an der Zeit, den Bauern nach seinem Arbeitskittel zu messen und nicht nach unserem Kirchenrock. Ein älterer Freund aus dem Laienstand, aus den Kreisen der Pietisten, also ein sicherlich für den biblischen Idealismus nicht blinder Mann, hat mir einmal gesagt: „Ihr Pfarrer solltet jeden Sonntag einen ganz einfachen praktischen Rat für das Leben in der Woche euren Zuhörern mitgeben. Tut das am Schlusse der Predigt. Dann nehmen wir sicher etwas mit, das wir nicht schon an der Kirchentür vergessen." In diesem Wort liegt die richtige Empfindung, dass wir in die „Volksreligion", die Religion des einfachen täglichen Lebens hinein müssen, wenn unser Predigen nicht je länger je mehr unserem Volk ein Gerede, sondern Kraft und Salz werden soll. Und darum müssen wir die sozialen und kulturellen Verhältnisse unserer Gemeinde studieren und zwar bis ins Kleinste und Einzelnste. Ich darf hier wohl einmal auf meine Gemeinde exemplifizieren. Dieselbe ist eine alte grundherrschaftliche Gemeinde. Der Bauer hat wenig eigenes Feld, muss viel als Pächter arbeiten; er bleibt sein Leben lang ein halber Höriger. Ein starkes Drittel ist Taglöhner. Der Taglohn wird grossenteils gegen das Pachtgeld für Aecker und Krautgärten verrechnet. Der Bauer, der nicht taglöhnert, muss sich weidlich plagen, bis Martini seinen Pachtzins bereit zu haben. Kein Haus beinah ist ohne uralte Hypothekenschulden. Das bare Geld kommt meist aus dem Erlös für Wein und Tabak. Im Winter gehen alle arbeitsfähigen Männer, auch die wohlhabenderen, „ins Holzmachen" in den Gemeinde- oder Herrschaftswald. Abgesehen von 5—6 Handwerkern kommt beinah keiner zum Lesen eines Buches. Was interessiert unsere Leute? Dreimal für einmal der Pachtzins und die Reben. Davon reden sie, so oft man mit ihnen zusammenkommt. Es sind gedrückte Leute. Der jahrhundertlange Druck der Leibeigenschaft und der Druck der Nahrungssorgen liegt auf ihnen, macht sie still, misstrauisch, verschlossen, vielfach hinterhältig. Charakteristisch für ihre „Volksreligion" ist das Wort eines Mannes, das er in einer Bibelbesprechung des Männervereins sagte, also eines Mannes, der

Digitized by Google

es ernst nimmt mit dem religiösen Leben: „Man darf nicht immer die Wahrheit sagen", ein Wort, das nur in jenem uralten Abhängigkeitsverhältnis dieser Leute seine psychologische Erklärung findet. Was muss ich diesen Leuten predigen? Welch winzig kleine, enge Welt, in der sich ihr Leben abspielt! Mikroskopisch klein, gemessen an der Weite und Tiefe der neutestamentlichen Riesenwelt! Und doch liegt eben hier die wichtigste, schwerste und schönste Aufgabe des Dorfpredigers, die Verbindungsfäden zu ziehen zwischen dieser kleinen Welt und der grossen Geisteswelt Jesu und seiner Apostel. Wenn ich vorhin sagte, dass wir hinabsteigen müssen mit der Bibel zu der Bauernstube und dem Acker, hinab zur „Volksreligion", so soll das mit nichten einen Verzicht auf die Idealwelt des neuen Testaments bedeuten. Ich möchte nicht eine blosse auf den bäuerlichen Gesichtskreis sich erstreckende Ethik als Aufgabe der Dorfpredigt hinstellen. Das hiesse schliesslich doch wieder einen grossen Graben aufmachen zwischen Volksreligion und Bibelreligion. Und das hiesse vor allem das Herrlichste der Bibel dem bäuerlichen Hörer versperren. Im Gegenteil! Die Notwendigkeit des neutestamentlichen Lebensideals gerade auch für diesen kleinen Umkreis äusserlichen und innerlichen Erlebens muss unseren Leuten zum Bewusstsein gebracht werden. Eine unendlich schwere Aufgabe! Aber sie *muss* gelöst werden. Es heisst, mit Liebe und mit Geduld sich hineinzufühlen in die Seele dieses einfachen Taglöhners, dieser einfachen Bauernfrau, und dann muss der Versuch gemacht werden, diese Seelen hinaufzuführen, Schritt für Schritt, aus ihrer Enge in die Weite, in die Perspektive der Ewigkeit. Sie sind uns dankbar dafür, unsere Hörer. Sie fühlen, dass sie in ihrer engen Welt ersticken müssen, wenn sich ihnen nicht der Blick in den Himmel öffnet. Oft darf man's hören, dass ein solch bekümmerter Mensch gesteht: „Unser bischen Arbeit und Sorge würde uns erdrücken, wenn wir nicht etwas bekommen, was uns das Herz leichter macht". Die Dorfpredigt muss daher einen *kasuellen* Charakter bekommen, sie muss dem ganz bestimmten Charakter der Einzelgemeinde, manchmal auch dem einer Landschaft angemessen sein. Es ist der Vorzug des Dorfpredigers vor dem Stadtprediger, dass es ihm möglich ist, seine Zuhörer bis in ihr Inneres kennen zu lernen. Darum gebt uns *individuelle* Predigten, die auf der genauen Kenntnis der Stimmung unserer Gemeinden beruhen!

Und darum ist 2) notwendig, die *Begriffswelt* des Bauern kennen zu lernen, seine Vorbildung, seinen Ideenkreis, seine An-

Digitized by Google

schauungsbilder. Ich glaube, dass gerade hier Frenssen viel zu viel voraussetzt. Ich kenne ja freilich den Charakter des Marschbauern nicht; aber ich glaube, dass im allgemeinen meine folgenden Beobachtungen und Eindrücke für die ganze deutsche Landbevölkerung zutreffen, jedenfalls für die Landschaften, die noch reine Landbevölkerung haben, abgeschlossene Bauernschaft aufweisen. Und da scheint mir vor allem, dass eine auch nur oberflächliche Kenntnis der Geschichte unserer ländlichen Zuhörerschaft völlig fehlt. Nicht einmal die Heimatsgeschichte ist ohne weiteres Eigentum unserer Landbevölkerung. Hier in meiner Gemeinde, der Gemeinde des Ritters Götz von Berlichingen, stehen wir auf einem Boden, der von allen grossen Kriegsstürmen und Geisteskämpfen der deutschen Vergangenheit heimgesucht worden ist: ein äusserst interessanter Ausschnitt des Verlaufs deutscher Geschichte seit der Reformation wird durch unsere Lokalgeschichte dargestellt. Trotzdem sind unseren Leuten die verschiedenen Epochen ihrer Ortsgeschichte, Reformation, dreissigjähriger Krieg, pfälzisch-orleanischer Krieg, Napoleon I. beinah völlig terra incognita, obwohl mein Vorgänger, ein sehr rühriger Mann, eine Ortsgeschichte geschrieben und in den Nachmittagsgottesdiensten darüber Vorträge gehalten hat. Die Erinnerungen der alten Männer setzen beim Jahr 1848 und den „Hungerjahren" der dreissiger und fünfziger Jahre ein. Das jetzt in der Mannesblüte stehende Geschlecht weiss nur vom „Jahr 70" und die heranwachsende Jugend nicht einmal von diesem zu erzählen. Ich habe in Gesprächen mit meinen Leuten die Entdeckung machen müssen, dass die hinter ihnen liegenden Zeiträume der Geschichte in ein unklares „das war früher" zusammenfliessen. Ob dies „Früher" zur Zeit der Römerkriege oder der Ketzerverfolgungen oder der Reformation oder der Tyrannis unserer kleinen Feudaldespoten war, ist ihnen meist gleichgiltig. Eine Frau meiner Gemeinde, die gerne liest, verlangte von mir das Büchlein „von einem Pfarrer — Hus hebb er g'heisse, verbrennt sei er worde". Einer meiner besten Konfirmanden stellte kürzlich in der Christenlehre — 2 Jahre nach seiner Konfirmation — Luther unbedenklich mit Ambrosius und Augustin zusammen in die Zeit der Kirchenväter, obwohl ich unendlich viel Zeit auf die Kirchengeschichte verwende. Unsere Leute besitzen nicht die uns Gebildeten so selbstverständlich gewordene Anschauung der geschichtlichen Entwicklung, der Differenzierung des grossen Geschichtsverlaufs in Zeiträume, Jahrhunderte. Notdürftig wird der gröbste Umriss in der Schule gezeichnet, schnell ist er ver-

Digitized by Google

wischt. Ebendarum gehen Predigten, die auf geschichtliche Zusammenhänge und Entwicklungen sich gründen — Frenssens Adventspredigt im 1. Band! — von vornherein über den Horizont unseres bäuerlichen Denkens. Wie viele unserer Oster- und Pfingstpredigten, wie viele Reformationsfestpredigten mögen über diesem Stein des Anstosses zu Falle kommen!

Damit soll freilich nicht gesagt werden, dass es unseren Bauern an dem Interesse für Geschichte fehlt. Ganz im Gegenteil! Niemand hört lieber von alten Zeiten erzählen als der Bauer. „Wie's früher gewesen ist" — davon unterhalten sie sich Abende lang, und die Kinder horchen mit glänzenden Augen. Aus dieser Beobachtung ergiebt sich die Aufgabe des Predigers von selbst: niemals ein geschichtliches Datum, und sei es das bekannteste, als selbstverständlich voraussetzen! niemals pragmatisch auf den Verlauf einer Geistesbewegung innerhalb der Jahrhunderte hinweisen! Pragmatismus ist Abstraktion, und alles Abstrakte muss aus der Dorfpredigt fernbleiben. Sondern wir müssen erzählen, scharf gezeichnete Einzelbilder geben, die bis ins Kleinste gezeichnet sind, wie ein Bild von Mieris, der jedes Reiserchen am Kehrbesen der Holländerin extra gemalt hat. Damit erregen wir das höchste Interesse unserer Bauern und geben die Anschauung von der Vergangenheit, die wir sehr oft zu unseren Ausführungen als Grundvoraussetzung brauchen. Auf die Forderung, Familienabende mit geschichtlichen Vorträgen zu halten, die ländlichen Jünglings- und Männervereine durch Erzählungen aus der Geschichte mit viel Bilderzeigen zu beleben, brauche ich nicht erst hinzuweisen. Das ist ja schon zur Genüge gefordert worden.

Dagegen möchte ich auf einen weiteren wichtigen Punkt hinweisen: das Studium der Sprache unseres Volkes. Wir dürfen auch hier nicht zu viel voraussetzen. Frenssen kann uns leicht auf eine falsche Bahn bringen: er gibt, wie Poeten zu tun pflegen, Bilder in überwältigender Fülle, neue, originelle Bilder, die seiner Sprache eine Vielfarbigkeit ohnegleichen geben. Er überlässt dem Hörer die Anwendung und Ausdeutung des Bildes. Ich habe indessen gefunden, dass es ein grosser Irrtum ist zu meinen, für unsere ländlichen Zuhörer spräche jedes Bild für sich selbst. Unsere Bauern gleichen darin den Kindern, dass sie alle unsere Worte buchstäblich, sinnlich nehmen. Erst durch lange geistige Arbeit wird die Fähigkeit der Umdeutung der Bilder erworben. Man wird vielleicht einwenden: Unser Volk denkt ja in lauter Bildern, seine Sprache fliesst von Bildern über. Gewiss! Aber wir dürfen nicht

Digitized by Google

vergessen, dass ihre Bilder seit Generationen konstant geblieben sind und beinahe den Charakter als Bilder verloren haben. Das Kind hört genau dieselben Bilder, die es später als Erwachsener gebraucht. Am deutlichsten wird das werden, sobald wir einmal versuchen, im Gespräch ein Sprichwort zu zitieren, das in der betreffenden Gegend nicht gebräuchlich ist. Es wird gar nicht verstanden, obwohl der Bauer seine ganze Redeweise mit Sprichwörtern durchflicht: er kennt eben nur seinen ererbten Väterhausrat. Darum gilt es, im Gebrauch von Bildern stets die Ausdeutung zu bringen, das tertium comparationis klar herauszustellen. Wir erreichen sonst das Gegenteil von dem, was wir erreichen wollen: Verwirrung statt Anschauung[1]). Etwas Aehnliches ist es um die Parabeln, die Erwin Gros gelegentlich gibt. Ich erinnere an die wundervolle Geschichte vom Himmelhof. Ich glaube, dass so und so viele der Hörer fragen: wo liegt dieser Himmelhof? Und noch eins: wer in Gesprächen mit Konfirmanden, Christenlehrpflichtigen und auch älteren Zuhörern dem nachforscht, was die Leute aus der Predigt behalten haben, wird finden, dass Geschichten und Parabeln meist den beabsichtigten Zweck nicht erreichen. Unsere Dorfleute finden oft ein ästhetisches Wohlgefallen an solchen frei erfundenen Geschichten. Es steckt ein natürliches künstlerisches Empfinden in unserem gesunden Landvolk. Und darum bleibt es leicht beim künstlerischen Geniessen, wenn eine wirklich künstlerische Schilderung gegeben wird. Der Kern der Sache, die Ausdeutung auf ein innerliches, geistiges Geschehen, geht aber dann sehr oft verloren.

Und doch weisen uns gerade Frenssen und Erwin Gros auch hier auf den rechten Weg: wir müssen eine neue Kanzelsprache suchen für die Dorfpredigt. Dazu müssen wir den Sprachschatz des Volkes kennen lernen, seine Sprichwörter, seine Bilder, seine Redewendungen. Besonders müssen alle abstrakten Begriffe zurücktreten, und dafür müssen konkrete Einzelbilder eingestellt werden. Eine grosse Reihe von Begriffen, die uns Gebildeten einfachste Kursmünze sind, sind unserem Landvolk völlig fremd. Frenssen predigt einmal über „Weihnachtsstimmung". Er erklärt, was er damit meint. Trotzdem bin ich überzeugt, dass meine hiesigen Zuhörer sich unter dem Wort „Stimmung" kaum etwas anderes denken können als das Stimmen der Orgel oder das Tonan-

1) Wie sorgfältig hat Henhöfer seine Bilder gedeutet! Sein berühmtes Gleichnis vom wilden Birnbaum, dem man nicht zurufen darf: Trag Bergamotten! sondern den man umzweigen muss, ist jetzt noch im Mund der Haardtsbauern.

Digitized by Google

geben des Dirigenten des Kirchenchors oder das witzelnde Geschwätz eines Burschen, der seinen Nebenbuhler zum Streit reizen will. Ich erinnere daran, wie Römheld gelegentlich solchen Missverständnissen seiner Zuhörer von vornherein zu begegnen versucht, z. B. das Wort „seufzende Kreatur" in Röm. 8 in beinah komisch wirkender Ausführlichkeit behandelt, weil er eben den Sprachgebrauch seiner Leute und ihre eigentümlichen konkrete Bilder schaffenden Vorstellungen kennt. Ich gedenke da vor allem des vielgebrauchten Wortes „Gemüt", das ganz und gar nicht volkstümlich ist, wenigstens hier bei uns nicht. Bei uns existiert dies Wort nur im Sinne von „Schwermut". „Er hat's im Gemüt" sagt man von dem Melancholiker. „Es ist mir im Gemüt so bang gewesen", spricht der Angefochtene auf dem Krankenbett. Ebenso heisst „Charakter" bei uns so viel wie „Starrsinn", ähnlich wie im benachbarten Schifferdorf Hassmersheim „positiv" = trotzköpfig ist. Selbst in Kaisers „Sonntagsklängen" wird manchmal eine Sprache geredet, die wenigstens bei uns der Bauer nicht versteht: „Jubilieren ohne Harm", „gestählt in Jugendkraft", „Heimat ein leerer Klang, bei dem keine Liebe aufflammt", „das Herdfeuer unseres Glaubens", „es kann einer wohlbewandert sein in Wissenschaft und Sprachen, aber er hat seine Ideale verloren" u. s. w. — wahllos zusammengestellte Beispiele, durch die ich im übrigen den betr. Predigten, die sonst den ländlich-einfachen Ton gut treffen, nicht zu nahe treten will. Insbesondere muss ich die Anwendung der „erhabenen Diktion" für die Dorfpredigt völlig verwerfen. Unsere Leute hören freilich solche „erhabenen" Predigten gern. „Unser Pfarrer kann's", heisst's oft von dem Redner, dessen Sprache recht voll tönt. Aber der Geschmack unserer Zuhörer ist völlig verdorben. Das Phrasengeklingel der Fahnenweihreden hat ihre Ohren zugänglich gemacht für alles, das „nach was aussieht", auch wenn man's nicht versteht (vgl. Bonus' Aufsatz über „Begeisterungsreden" im Kunstwart). Wir müssen uns Mühe geben, die Poesie der einfachen Volkssprache erst selbst wieder zu finden und sie dann unserem Volk und uns rein zu erhalten.

3) Durch diese Forderung der einfachen Volkssprache werde ich auf den letzten Punkt meiner Ausführungen gebracht, und zwar den, der mir beinahe der wichtigste erscheint: das Verhältnis unserer Kanzelsprache zur religiösen Begriffswelt unserer Bauern. Hier liegt eine grosse Aufgabe. Denn es gilt, ein riesiges totes Kapital flüssig zu machen. Ich meine damit die meisten neutestamentlichen Begriffe wie „Busse, Bekehrung, Sünde, Versöhnung

Digitized by Google

Erlösung, Reich Gottes, Welt, ewiges Leben" u. s. f. Alle diese Begriffe sind im Lauf der Jahrhunderte durch den allzuvielen gedankenlosen Gebrauch abgegriffen. Unsere Zuhörer spielen seit ihrer Schulzeit mit ihnen wie mit Rechenpfennigen. Der Diamant hat sein Feuer verloren und ist zum matten Kiesel geworden. Man muss einmal Bibelbesprechungen halten mit Männern und Frauen, und man wird erfahren, wie matt alle diese Dinge geworden sind. Es wird gern die Ausrede gebraucht: der Bauer versteht nicht sich auszudrücken und über sein inneres Leben auszusprechen. Ganz richtig. Aber eben deswegen gilt es einmal tief hineinzugehen und hineinzugreifen. Welches Bild entrollt sich da? „Sünde"? Ei, das heisst: wir alle sind schwache Menschen; warum soll sich da der Einzelne Vorwürfe machen? Oder das bedeutet: Schlechtigkeit; die aber berührt mich nicht, davon weiss ich mich frei. „Busse" und „Versöhnung"? Man geht zur Beichte und sagt sein „Ja" auf die Beichtfragen, oder ernster: wir bitten jeden Tag „vergieb uns unsere Schulden", Gott ist gut, er tut's; Christus ist am Kreuz gestorben, alles ist in Ordnung. „Ewiges Leben" — eine selbstverständliche Gabe Gottes: nämlich das Leben nach dem Tode für jeden, der brav ist und seine kirchlichen Pflichten im grossen und ganzen erfüllt. „Reich Gottes" — der Himmel, ein im Unklaren bleibender Seligkeitszustand, ein Paradies, das irgendwo in der blauen Luft über den Sternen schwebt. Man macht sich nicht allzu oft besondere Gedanken darüber. Eher malt man das Leben nach dem Tode mit allerlei aus der Mythologie entlehnten Farben aus. Ich will nicht gesagt haben, dass alle unsere Leute so oberflächlich denken; aber doch die grössere Mehrzahl. Das wird mir jeder erfahrene Landpfarrer bestätigen. Und eben in diesem status quo, den man als unabänderlich hinzunehmen sich gewöhnt hat, sehe ich etwas tief Bedauerliches, ja im höchsten Grade Verhängnisvolles: die ethische Kraft dieser Begriffe ist dem Verständnis der ländlichen Zuhörer beinahe verloren gegangen. Ich habe einmal versucht, in der Predigt über Mc. 10, 35 ff. das irdische Messianitätsideal der Jünger klar zu machen und beschrieb möglichst farbig das Bild, das den einfachen Jüngern vor Augen schwebte bei dem Gedanken an das „Kommen des Reiches Gottes", um im Gegensatz dazu unsere durch Jesus geklärte Hoffnung darzustellen. In der Christenlehre am Nachmittag fragte ich: wer hat etwas von der Predigt behalten? Ein Mädchen antwortete: „Wenn wir einmal in den Himmel kommen, werden wir Kronen bekommen". Tatsächlich hat also das

Digitized by Google

Mädchen das falsche Jüngerideal ruhig als das richtige, für uns geltende angesehen, und alle meine sonstigen Ausführungen waren völlig verloren gegangen. Ein Beweis für die ungemeine Schwierigkeit, die jedes Arbeiten mit geschichtlichen Ausführungen vor unserem ländlichen Zuhörerkreis bietet, und zugleich für die vollkommene Entleerung des Begriffs „Reich Gottes". Ich nannte vorhin dieses Verlorengehen der ursprünglichen neutestamentlichen ethischen Bedeutung dieser religiösen Grundbegriffe etwas Verhängnisvolles. Mit gutem Bedacht. Damit, dass diese Dinge realistisch-sinnlich gedacht werden, sind sie in Gefahr, überhaupt verloren zu gehen. Ich habe in meiner Studie „der Hamburger" in dieser Zeitschrift ein Beispiel vorgelegt, wie der Materialismus in dem Gedankengebiet unserer Leute Fuss zu fassen beginnt. So wie der Schuhmacher auf seinem Krankenbett, denken hier tatsächlich noch mehr Leute. Sie haben nur nicht den Mut, das mir gegenüber auszusprechen. Aber Worte wie „mit dem Tod ist doch alles aus", „von drüben ist noch keiner gekommen" dringen manchmal zu meinen Ohren. Ich kam einmal zu einem durch einen Sturz vom Scheueroberstock schwer verletzten Mann. Er ist Säufer und führt einen nicht sehr ehrbaren Lebenswandel. Meine ernsten Mahnungen schien er demütig und zerknirscht hinzunehmen. Seine Frau sagte mir: „Herr Pfarrer, ich bin so dankbar: er kommt auf den rechten Weg, er nimmt die Bibel in die Hand". Später habe ich gehört, dass er nach meinem Weggang gelacht hat: „Ja, bekehren müsste ich mich diesmal, wenn's einen Himmel gäbe! Aber das weiss man doch nicht. Wenn man's gewiss wüsste, würde ich anders!" Und von diesem Punkt aus, dem Zweifel an der Möglichkeit eines „ewigen Lebens nach dem Tod", greift der Zweifel an der Wahrheit aller Religion immer weiter um sich. Das frühere Grauen, das unsere Leute vor solchem Zweifel hatten, schwindet. Die Kritik an der Bibel beginnt. Jene bekannten Fragen: woher hatte Kain seine Frau? und ähnliche, die uns Theologen beinahe ein Lächeln abnötigen, sind für unsere Leute furchtbar aufregende Gewissensfragen, die die Ernstgesinnten oft bis zur Verzweiflung bringen. Der Bauer ist Realist. Was er nicht erfahren kann, „mit Augen sehend, mit Händen greifend", ist ihm fremd, noch mehr: wird ihm gleichgiltig. Darum hat hier die moderne Theologie eine grosse, wichtige und schwere Aufgabe, die ihr durch den Bruch mit dem alten Inspirationsdogma gegeben ist: eben die, jene ursprüngliche ethische Bedeutung des Begriffs „ewiges Leben" und der sämtlichen andern neutestamentlichen Begriffe wieder mit allem

Digitized by Google

Nachdruck den Herzen und Gewissen einzuprägen. Den modernen Begriff der inneren religiösen Erfahrung mit allem Nachdruck als den Grund der Heilsgewissheit unseren bäuerlichen Hörern zu wecken, ist die schwere apologetische Aufgabe der Dorfpredigt. Damit allein ist das Erhalten und Vertiefen des religiösen Besitzstandes auf dem Lande gewährleistet[1]). Gerade dafür bedürfen wir aber einer besonderen Kanzelsprache, einer modernen Kanzelsprache. Für die Predigten, die vor Gebildeten und vor dem Arbeiterpublikum gehalten werden, ist die Berechtigung dieser Forderung längst erkannt. Aber in unseren Dorfpredigten meint man mit dem alten Stil auskommen zu sollen. Dass das nicht richtig ist, sollte scharf und klar herausgestellt werden. Eine treffliche Pfarrfrau hat bei einem Textkranz uns kürzlich gesagt, als einer davon redete, am Karfreitag müsse gesagt werden: „Christus ist für uns ein Fluch geworden": „Das versteht niemand. Ihr Männer solltet alle eure theologischen Ausdrücke 100 Jahre in den Schrank hängen und erst wieder hervorholen, wenn das Volk sie vergessen hat". Die von mir vorhin genannten Begriffe dürfen nicht als ein feststehendes Gut angesehen werden, sondern wir müssen an ihre Stelle klare Vorstellungsreihen setzen. Gerade darin haben uns Frenssen und Gros vortreffliche Muster gegeben. Ich glaube sogar, dass dies die Grundbedeutung ihrer Arbeiten ist, dass sie uns lehren, an Stelle des altertümlichen Theologendeutsch die Sprache zu reden, die unser Volk spricht. Wir müssen wie Luther „dem gemeinen Mann auf's Maul" sehen; wir müssen versuchen, unsere Gedanken in die Sprache von „Hans und Grete" zu kleiden. Jene abgeschliffenen Begriffe müssen so viel wie möglich zurückgestellt und an ihrer Statt einfache Bilder aus dem täglichen Erfahrungsleben gegeben werden. Ich weiss wohl, dass man gegen diese These sofort einwenden wird, ich wolle das eherne massive Bibelwort aus seinem uralt heiligen Recht verdrängen und Menschenfündlein dafür einsetzen, die verwehen wie das Herbstlaub. Aber ich weiss auch, dass dem Gros unserer Landbevölkerung die Bibel ein Buch mit 7 Siegeln geblieben ist, nicht weil die „Volksreligion" in notwendigem historischem Gegensatz steht zur „Buchreligion", sondern weil die religiöse Unterweisung versäumt hat, aus der Höhe der theologischen Spekulation in die Niederungen des Alltagslebens herabzusteigen, versäumt hat, in der ein-

1) Und so komme ich doch trotz meines eingangs gegen Frenssen erhobenen Einwands grundsätzlich auf die Forderung: auch für die Dorfpredigt Apologetik, wenn auch freilich nicht in der Weite und Umfassung wie Frenssen.

Digitized by Google

fachen, schlichten Volkssprache zu reden, die heute eine andere ist als vor 400 Jahren.

Ganz besonders muss die Predigt von Jesu Christo, die ich gerade um der apologetischen Haltung der Dorfpredigtwillen für das Zentrum jeder Predigt halte, einfach werden. Das „ewige Leben" in Jesu Menschheitserscheinung ist m. E. der Schlüssel jeder volkstümlichen Apologetik. Dieses „ewige Leben" in Jesu Gottvertrauen, Liebesgrösse und Leidenskraft in Bildern zu zeichnen, die auch dem Einfachsten deutlich sind, ist eine der herrlichsten Aufgaben, die uns die Dorfpredigt stellt. Denn ein Personleben, übergeschichtlicher, ewig moderner Art, fassbar, anschaulich, ist etwas, was gottlob ohne Vorbildung und ohne wissenschaftlichen Apparat auch der Einfachste fasst.

Eine riesige Aufgabe liegt auf unseren Schultern. Die besten Köpfe wollen wir anrufen: helft uns! Denn vom Land aus steigen immer noch die ungebrochenen Geisteskräfte. Diese Geisteskräfte in religiöser Tiefe zu halten, wollen wir um der Zukunft unseres Volkes willen das Aeusserste leisten. Wer gibt uns Muster der Dorfpredigt, schlicht in Sprache und Ton und zugleich überzeugend durch die Wucht ihrer Gedanken?

Kirchliche Chronik.

Es ist ja kaum ein einladender Anfang eines neuen Jahres, wenn der Chronist die Aufmerksamkeit auf die Preussische Generalsynode hinlenkt. Aber Eines muss zugegeben werden: sie führt uns sofort die ganze Fülle und Schwierigkeit der Aufgaben zu Gemüt, die vor uns liegen. Der Freund einer freien Weiterbildung des religiösen und kirchlichen Lebens, der von einer Erfrischung des Geistes und der persönlichen Kräfte mehr erwartet als von Festsetzung von Ordnungen, Satzungen, Einrichtungen, wird oft betrübt den Kopf schütteln über das unprotestantische Vertrauen auf „kirchliches" Handeln und Disziplinieren. Aber er muss zugeben, dass der Ernst und die Ausdauer, womit hier fast alle Gebiete des inneren und öffentlichen Lebens unter dem Gesichtswinkel des kirchlichen Einflusses betrachtet wurden, respektabel sind. Versuchen wir, aus der Fülle der Verhandlungen die charakteristischen Momente herauszustellen! (Vgl. T. R. 484 ff. Chr. 45—49).

In unserer letzten Chronik haben wir die finanziellen als die wichtigsten Verhandlungen vorweggenommen. Daran wollen wir zunächst die Verhandlungen über das kirchliche Leben und Handeln anschliessen. Von grundlegender Bedeutung dafür ist offenbar die Vorbildung der Geistlichen. Darüber d. h. über die Ausführung des darauf bezüg-

Digitized by Google

lichen Gesetzes von 1898 berichtete Kawerau und gelangte zu einer unbedingten Anerkennung der Grundsätze des Oberkirchenrats betreffs Ordnung des Lehrvikariats. Das Material reicht nicht aus, um die Zweifel, die wir daran haben, ob wirklich die Weiterbildung den kirchlichen Gemeinsinn nicht auf Kosten des subjektiven Eigensinns pflegt, zu begründen. Weshalb aber noch erst längere Erfahrungen abgewartet werden müssen, um Aenderungen des Gesetzes, speziell Erhöhung des Studiums von 6 auf 7 Semester anzuregen, wie der Königl. Kommissar betonte, vermögen wir nicht einzusehen. Möchte doch wenigstens Loofs' Anregung, die in Aussicht gestellte Verlängerung der Stipendien für das 7. Semester in Erinnerung zu bringen, nicht umsonst gewesen sein! — Dagegen scheint uns das Rütteln an der Gemeindekirchenordnung, wie es von der ostpreussischen Provinzialsynode versucht ist, mit Recht abgewiesen. Der aus ostpreussischen Verhältnissen wohl verständliche Antrag der Herabsetzung der für die Beschlussfähigkeit der Gemeindekirchenräte massgebenden Ziffer wurde mit grosser Mehrheit abgelehnt. Dass man den Antrag derselben Synode, den Oberkirchenrat zu ermächtigen, in Fällen mangelnder geeigneter Bewerber von den Beschränkungen der Bewerbung auf höhere Dienstjahre zu dispensieren, annahm, war gewiss billig.

Die Anregungen zur Reform des Gottesdienstes waren spärlich und ärmlich und ermangelten alles grösseren, freieren Zuges. Man wird ja der Generalsynode zustimmen müssen, wenn sie von dem liturgischen und homiletischen Gebrauch der neuen Eisenacher Perikopen eine willkommene Bereicherung des gottesdienstlichen Lebens herleitet; auch mag man in der Einführung derselben in allen deutschen Landeskirchen einen, allerdings sehr bescheidenen, Schritt auf dem Wege zur Einigung derselben erblicken. Aber konnte nicht doch zu einer Revision dieser Perikopen angeregt werden, die sowohl in ihrer Begrenzung wie in ihrer Auswahl, zumal in den alttestamentlichen und apostelgeschichtlichen Reihen, erhebliche Mängel aufweisen? Nicht recht einzusehen ist, warum die G.-S. nicht auf den Wunsch der Westphalen einging, in das Kirchengebet Fürbitten für die Konfirmierten zur Zeit der Schulentlassung und Rekruteneinstellung aufzunehmen, es sei denn, dass man der Meinung war, es bedürfe zu solchen Zusätzen nicht erst einer allgemeinen kirchenregimentlichen Erlaubnis; jedenfalls scheint auch uns die provinzielle Bestätigung unbedenklich für die Einheit der Landeskirche. Ach, aber wir verstehen überhaupt zu wenig den Segen der Uniformität! — Wenig Gewinn können wir uns von der empfohlenen Einführung eines besonderen Reformationsfestes am 31. Oktober neben der möglichst reich auszugestaltenden Sonntagsfeier versprechen, auch nicht in den Schulen; denn, wenn man die allgemeine Einführung eines neuen schulfreien Tages nicht für ratsam hält, entzieht man dem Feste den realen Boden. — Sehr bedauerlich war die Ablehnung eines Antrages der Rheinischen Provinzialsynode, bei Feuerbestattungen den Geistlichen zu gestatten, bei der häuslichen Trauerfeier im Amtskleide zu funktionieren; nicht einmal zu weiterer Erwägung soll er weitergegeben werden! Hackenberg hatte wahrlich Recht, wenn er mit dieser Engherzigkeit die Weitherzigkeit verglich, womit wir heute allen die kirchlichen Ehren erweisen, die sich

Digitized by Google

Jahrzehnte lang um kirchliche Ordnung und Sitte nicht gekümmert haben! So hört die protestantische Kirche nicht auf, echt katholisch die kirchliche Legalität über die kirchliche Gesinnung zu stellen! Wie sollte man da Gedanken haben für die unerlässliche Reform der Abendmahlsfeier zur Behebung religiöser und hygienischer Bedenken! — Richtig „kirchlich" gedacht war auch der von Stöcker begründete Antrag an den Oberkirchenrat, über jede Proselytentaufe einen Bericht zu fordern mit Angabe, in welcher Weise die Vorbereitung zur Taufe stattgefunden hat. Es klingt das ja sehr billig angesichts der Erfahrungen mit Ladenburg — der hätte gewiss besser getan, wenn er Jude geblieben wäre! — aber wenn ich tiefer in die Erfahrungen eingehen könnte, die ich mit den Taufen von Juden gemacht habe, und wenn ich zumal die Momente der moralischen und humanen Zuneigung zum Christentum neben das der religiös-dogmatischen Ueberzeugtheit stellen würde, wenn ich die Schwierigkeit allgemeiner Reglementierung dieser sehr komplizierten und individuellen inneren Situationen darlegen würde, möchte manchem die Möglichkeit eines Falles Ladenburg erträglicher erscheinen als die feste kirchliche Ordnung. Es frägt sich sogar noch, ob die penible Art wie wir jüdische Bewerber auf Herz und Nieren prüfen, in Widerspruch steht zu den geschichtlichen Gesetzen der Ausbreitung des Christentums und zu unserer unendlichen Konnivenz gegenüber den Konfirmanden und Konfirmierten aus ungläubigen Häusern. Aber freilich, derartige Bedenken dürfte man auf einer preussischen G.-S. nicht äussern; das hiesse, sich selbst des kirchlichen Anarchismus zeihen!

Den Einfluss der Kirche auf die Jugend zu steigern, war die Tendenz mehrerer Anträge und Beschlüsse. Zwar fehlte es an eigentlichen Uebergriffen auf das Gebiet der Schule. Eine weitere Debatte schloss sich an an den Bericht des O.-K.'s über die Verhandlungen mit dem Minister betr. den Einfluss der kirchlichen Behörden auf die Auswahl der Religionslehrer an den höheren Lehranstalten. Danach ist Kandidaten, die ein Predigerseminar absolviert haben, wenigstens das Gymnasialseminarjahr erlassen worden. Auch „haben sich die Generalsuperintendenten den Eintritt wissenschaftl. tüchtiger und im lebendigen Glauben der Kirche (NB) stehender Kandidaten" angelegen sein lassen, auch bei den Revisionen des Religionsunterrichts an den höheren Lehranstalten in dieser Richtung gewirkt. „Wegen der erweiterten Beteiligung der kirchl. Behörden an der Auswahl der Religionslehrer der höheren Lehranstalten sind wir mit dem Herrn Minister ins Benehmen getreten. Die betr. Verhandlungen sind noch nicht zum Abschluss gelangt; doch steht zu hoffen, dass sie zu einem dem Interesse der Kirche entsprechenden Ergebnis führen werden". Ich stehe nicht an zu hoffen, dass dies nicht eintreten wird; denn, was hier offenbar „Interesse der Kirche" genannt wird, nämlich „das Stehen im lebendigen Glauben der Kirche", ist durchaus nicht zugleich das Interesse der Versöhnung von Religion und Bildung, die nur bei grösster Bewegungsfreiheit der Religionslehrer an den höheren Schulen gelingen kann. Wenn erst Stöckersche Massstäbe an letztere angelegt werden, wenn sie anfangen, grundsätzlich vor den Schülern ein „Hehl zu machen von ihren abweichenden Meinungen z. B. in der Lehre von der übernatürlichen Ge-

Digitized by Google

burt", dann ist der Bruch zwischen Religion und Bildung, Volkskirche und Gymnasium besiegelt. — Wenigstens kein Schaden ist angerichtet durch die Verhandlungen über die Reform der Konfirmation. Der Oberkirchenrat teilte mit, dass er durch Erlasse darauf hingewiesen habe, dass die von der freien kirchlich-sozialen Konferenz angeregte Bewegung „nicht erlösche oder in unfruchtbaren Klagen und unbestimmten Wünschen sich verzehre" Die Volksschule leiste, was die Kirche fordern könne von einem vorbereitenden Unterricht. Ueber der starken Unterschätzung eines früh und sicher eingeprägten religiösen Gedächtnisstoffes seitens der neueren Schulpädagogik dürfe deren Lichtseite, die tiefere Wertung der erziehlichen und seelsorgerlichen Seite, nicht übersehen werden. Ob freilich dadurch der Weg geöffnet ist, „dem Religionsunterricht der Volksschule auch innerlich eine Kirchliche Charakteristik zu geben"? Auch das scheint mir nicht einwandsfrei, dass „es sich für den Unterricht der kirchl. Organe wesentlich darum handelt, „eine organische Verknüpfung mit dem der Schule anzustreben, den Ertrag der Volksschule zweckmässig zu verwenden", da mir gerade die unvermittelte Eigenart des seelsorgerlichen, nicht schulmässigen Betriebs so wertvoll erscheint. Dagegen bin ich völlig damit einverstanden, dass man „sich nicht auf ermüdende Wiederkehr derselben Stoffe in derselben Behandlungsweise, sondern auf ergänzende Weiterführung und vertiefende Einpflanzung jener Stoffe einzurichten" habe. Sehr erfreulich ist die Versicherung, dass die allgemeine Durchführung einer zweijährigen Dauer des Konfirmandenunterrichts zurzeit noch nicht ins Auge gefasst werde, und die grössere Wertlegung auf den Inhalt als auf den äusseren Rahmen des Unterrichts; uns will die längere Ausdehnung als die konzentrierte Wirkung schädigend erscheinen. Auffallend modern klingen die Sätze, womit die Wiederherstellung früherer kirchl. Einrichtungen abgelehnt wird: man würdige nicht, dass jede Gegenwart, wenn auf sie fruchtbar eingewirkt werden soll, nach den in ihr selbst liegenden Bedingungen aufgefasst und angefasst sein will. Es gehöre zum charakteristischen Gepräge der Gegenwart, überall, namentlich aber in religiösen und kirchlichen Dingen auf die Freiwilligkeit als die Vorbedingung wirklichen Gedeihens und Wachsens zu rechnen. Aus den in erbauliche Wendungen ausklingenden Schlusssätzen des Berichts lässt sich endlich noch der richtige Gedanke herausholen, dass man die Aufgaben des Konfirmandenunterrichts nicht ablösen könne von denen des gesamten kirchlichen Erziehungswesens, der Erziehung durch Haus und Gemeinde. In der Tat war das eine gehaltvolle und im guten Sinn die Diagonale ziehende Kundgebung, die auf die Beschlussfassung der GS. natürlich bestimmend wirkte. Dagegen konnte Stöckers leidenschaftlich-radikale Reformforderung nicht aufkommen. Wir kennen ja seine aus den Grossstadtverhältnissen geschöpfte pessimistische Auffassung von der Entwurzelung der Konfirmationspraxis. Mit Recht sagte er, dass die Not der Entkirchlichung der Jugend in der Vorlage des OK.s nicht genügend zum Ausdruck komme. Da Millionen der Kirche nicht bloss gleichgültig, nein feindlich gegenüber stehen, da es keine Volkskirche mehr gebe, werde das persönliche Bekennen und zu hoch gespannte Geloben der Kinder, vor allem aber das gewohnheitsmässige allgemeine Mitma-

Digitized by Google

chen des Abendmahles nach der Konfirmation zu einer schwächenden Fessel der Wahrhaftigkeit und Freudigkeit. Da nun viele Kinder mit dem tiefen Zweifel ihrer Umgebung zum Altar kommen, sei eine Aenderung der Konfirmationspraxis unerlässlich, zumal eine Trennung des ersten Abendmahlsganges von der Einsegnungsfeier. Man wird mit dem feurigen Eliaseifer, der da zum Durchbruch kommt, mehr sympathisieren können als mit dem vermittelnden Antrag der Kommission; aber man wird Schumann zustimmen müssen, dass wir nicht bloss von den Verhältnissen der Weltstadt ausgehen, darum auch noch von einer Volkskirche reden dürfen und dass gerade Stöckers Vorschläge einer Zerlegung der heutigen Konfirmation in die 3 getrennten Akte, zuerst allgemeine Einsegnung, dann Zulassung freiwillig Begehrender zum Abendmahl, dann Verleihung kirchlicher Rechte an im kirchlichen Leben Bewährte, die Kirche als Volkskirche am ernstesten gefährde, da sie Kirchenglieder erster, zweiter und dritter Klasse schafft. Somit möchten wir uns mit v. Nathusius auf den Standpunkt der Kommission stellen, dass „keine Nötigung zur völligen Umgestaltung der bestehenden Konfirmationspraxis, wohl aber umsichtige und durchgreifende Massnahmen zur Abhilfe“ am Platze seien. Dagegen sehe ich solche Massnahmen durchaus nicht in der Richtung der angenommenen Kommissionsanträge, weder im lehrplanmässigen Ineinandergreifen des religiösen Schul- und Konfirmationsunterrichtes, gar in der Ausdehnung dieser Methode auch auf die höheren Schulen, noch in dem Innehalten eines bestimmten Lehrganges, am wenigsten in der Beaufsichtigung des Konf.-Unterrichtes durch „die geistlichen Oberen“ — vgl. dazu meine „Neuen Bahnen“ —, sondern allein in dem Ernstmachen mit dem Freiwilligkeitsprinzip einer-, dem Prinzip der Altersgemässheit andererseits: das Bekennen und Geloben muss fallen gelassen, das Gewissen der zum ersten Mal zum Abendmahl mitgehenden Kinder nicht durch das Skrupel erregende Reden vom unwürdig Essen belastet und aus der ganzen Handlung eine schlichte Abschlussfeier des kirchlichen Unterrichts gemacht werden. Warum haben eigentlich so wenige zu diesem wichtigen Thema geredet? warum niemand zugunsten der persönlichen, seelsorgerlichen Haltung des Unterrichts? — Viel zu eilig und nebenher scheint auch die Frage der kirchlichen Versorgung der konfirmierten Jugend behandelt. Die allgemeinen Resolutionen, die sich an Pfarramt, Haus und Schule wenden, werden nichts helfen; allerdings wäre auch eine generelle Ordnung der Sache kaum imstande, etwas wesentliches dafür zu tun, um „die Jugend in steter Berührung mit den Gnadenmitteln zu halten“. Das ist überhaupt eine psychologische Unmöglichkeit. Dagegen scheint der westfälische Antrag realistischer, die Anträge des Herrenhauses kirchlicherseits zu unterstützen, die auf Verbot des Schankstättenbesuchs unter 17 Jahren und auf Einrichtungen für veredelnde Unterhaltung aus öffentlichen Mitteln gehen. Ein Schlag ins Wasser wird wohl auch die Anregung bleiben, zu erwägen, „ob nicht als höchstes Ziel die allgemeine, an einem Wochentage abzuhaltende, Fortbildungsschule mit religiöser Unterweisung durch Landesgesetz zu erreichen ist.“ Immerhin liegt in diesem Beschluss eine richtige Tendenz. Weshalb ist nur nicht eingehender und Bedenken beschwichtigend darüber gehandelt worden?

Das schwierige Gebiet der Kir-

Digitized by Google

chenzucht. abgesehen von den später zu besprechenden Verhandlungen über Duell, Prostitution u. s. f., beschritt man nur vorübergehend mit einer ganz allgemeinen, deshalb völlig unfruchtbaren Resolution. Was sollen nur diese Resolutionen! Die vorliegende geht von einer Erwägung aus, dass „die Kirche des Herrn“ — ist die verfasste Kirchgemeinde damit identisch? — nach biblischen Weisungen Zucht zu üben hat gegen die in sie eindringende „Welt“ — was ist das? — und dass das Bewusstsein davon in den Gemeinden immer lebendiger werden muss, und stellt in einer zweiten Erwägung fest, dass „zwar für jetzt eine allgemeine Kirchenzuchtordnung nicht durchführbar ist, aber genug Keime einer solchen in den Gemeinden vorhanden sind, um mit Aufstellung einer Kirchenzuchtordnung zu beginnen“ — ja, sollte es nicht statt „Keime“ „Reste“ heissen? Hatte niemand Bedenken gegen den ganzen Begriff einer „Kirchenzuchtordnung“ auf protestantischem Kirchengebiet? sind so wichtige und schwierige Fragen überhaupt so en passant zu lösen? Nun, das Resultat dieser Erwägungen wird auch nicht bedenklich sein. Denn mag danach auch der OK. eine Anweisung erlassen, „die noch in Uebung befindlichen Kirchenzuchtmittel als Grundlage für eine künftige Kirchenzuchtordnung zusammenzustellen“, es wird doch bei der grossen Verschiedenheit der genannten Mittel zu keiner einheitlichen Ordnung kommen, zumal dieselbe mit dem ganzen Geist des Protestantismus und der Gegenwart streitet. Aber wie konnte eine solche falsch orientierte Resolution unwidersprochen hingehen? Eilte man auf die sensationellen Hauptpunkte los?

Wertvoller war die Erörterung der Gemeinschaftspflege und Evangelisation. Zwar des Generalsup. Nebe Bericht redete einseitig vom nachhaltigen Segen der Evangelisation, und die besprochene Anregung der Presbyterien und Pfarrer zur ernstlichen Prüfung des Bedürfnisses nach Evangelisation und zur angelegentlichen Pflege der „lebendigen“ Christen lief ganz in den Geleisen der evangelist. Bewegung. Dagegen verlangten der Königsberger Generalsuperintendent und ein rheinischer Superintendent, man möge doch auch die Gemeinschaftspfleger anregen zum Einlenken in gesunde Bahnen der Lehre und des Lebens. Stöcker redete dann von dem „Wunder vor unseren Augen“, das die gesunde Evangelisation darstelle; man dürfe die Fehler an einzelnen Orten nicht der ganzen Bewegung auf das Schuldkonto schreiben. Aber fühlen wirklich die Gemeinschaften selbst, dass nicht alles in Ordnung ist? sinnen sie auf Abhilfe? bedauern sie mit Stöcker, dass sich so viele zu sehr an amerikanische und englische Vorbilder halten? Was wird nun die der wärmsten Empfehlung angehängte Ermahnung, „ihre Bewegung in gesünderen Bahnen zu halten“, bei den Gemeinschaftskreisen erreichen? Sie werden das Ungesunde als zufällige Beigabe einzelner Ortsvereine ansehen, aber die Treiberei und Richterei und Gefühlsschwelgerei als gesunde Aeusserung solcher beibehalten, die in bewusstem Umgang mit dem Heiland stehen. Besser wäre eine wirklich eindringende psychologische Analyse der der Bewegung inhärenten krankhaften Ueberspannungen gewesen. Und weshalb wurde das ganz verkehrte Vorgehen der kirchlichen Bureaukratie gegen diese Leute nicht einmal gestreift? Zu alledem fehlte offenbar die Zeit.

Digitized by Google

Eine unbestreitbare Stärke der preussischen Landeskirche liegt in ihrer Pflege der Diaspora. So weiss denn auch der interessante Bericht des OK.s über die kirchl. Versorgung der Deutschen in den Kolonien und über die ausserdeutschen evang. Kirchengemeinden von viel ernster, organischer Arbeit zu erzählen. So ist in 6 Jahren die Zahl der an die Landeskirche förmlich angeschlossenen Gemeinden von 25 auf 67 gewachsen. Es wächst offenbar die Empfindung der Auslandsgemeinden für den Segen rechtlich festgeordneter Beziehungen zu einer grossen heimischen Kirchengemeinschaft, zumal wenn diese ihnen für ihre Geistlichen die Möglichkeit der Teilnahme an ihrem Pensionsfonds und Pfarr-Witwen- und Waisenfonds gewährt unter niedrigst bemessenen Gegenleistungen. Man wird sich allerseits nur dem Dank anschliessen können, den die GS. dem OK. für seine patriotische und umsichtige Fürsorge aussprach; die Umwandlung der alle 2 Jahre erhobenen Diasporakollekte in eine jährliche und die Herbeiführung einer Verständigung zwischen den Behörden und Gesellschaften zur Beseitigung ungleicher Konkurrenz um die Pfarrstellen ist nur zu billigen. — Erwähnen will ich kurz, dass die leidige, so viel böses Blut erregende Angelegenheit des Kirchenbaus in Rom nun in ein völlig ruhiges Fahrwasser gelangt ist; leider wird es noch Jahre dauern, bis ein würdiges Gotteshaus im Mittelpunkt der kathol. Christenheit ersteht; allein das Ziel und der einzuschlagende Weg dazu ist allseitig anerkannt. Möchten die während der nächsten 6 Jahre auszuschreibenden Kirchenkollekten für diesen Zweck das Ziel bald näher bringen! — Es nahm sich etwas sonderbar aus, wie auf dieser Synode die „reichen Früchte“ der deutschen evangel.-kirchl. Arbeit in Palästina, speziell die Erfolge des archäolog. Instituts in Jerusalem zu warmer Anerkennung kamen. Es erweist sich eben immer wieder, dass rein gelehrte, lokal- und provinzgeschichtliche, archäologische Interessen keinerlei sonstige Wissenschaftlichkeit erfordern.

Wir wenden uns nun den Verhandlungen über die Erneuerung des christlichen Volkslebens zu, der die GS. mit Recht ihre Aufmerksamkeit zuwandte, ohne freilich dabei viel Wirklichkeitssinn und Verständnis für volkliche Entwickelung zu verraten. — Zur Frage der Sonntagsruhe ist eine der vielen langatmigen, teils deklamatorischen, teils erbaulichen Resolutionen gefasst, die wir uns für völlig nutzlos zu halten erlauben. Der Appell an das Gewissen jedes einzelnen, der Arbeitgeber wie der Arbeiter, der ... wie der ..., der ... wie der ... wird ungehört verhallen. Der Wunsch der Reduktion der nötigen Sonntagsarbeit auf ihr wirkliches Mindestmass gehört in den Reichstag. Völlig aussichtslos, ja falsch calvinistisch ist aber das konkrete Ansinnen an den OK., dafür einzutreten, dass „durch Schliessung der Schankstätten in der Zeit des sonntäglichen Hauptgottesdienstes und durch Beschränkung der Lustbarkeiten am Sonntag die Sonntagsentheiligung gehindert und die Wiederherstellung der Sonntagsfeier als Sonntagssitte ermöglicht werde.“ Die Schliessung der Schankstätten liesse sich noch erwägen, obschon sie als odiös empfunden und schwer zu kontrollieren wäre; ob aber „die Zeit des sonntäglichen Hauptgottesdienstes“ ein einwandfreier juristischer Begriff ist? Dagegen kann man sich unter Beschränkung der Lustbarkei-

Digitized by Google

ten am Sonntag kaum etwas Greifbares denken. Soll dieselbe nicht bloss die aus engen Gelassen in die Schänke getriebenen Proletarier treffen, so muss man auch in das Gesellschaftsleben der höheren Klassen eingreifen. Und glaubt man, den durchschnittlichen, konstanten Zerstreuungstrieb durch Polizeimassnahmen einschränken zu können? Man braucht kein Prophet zu sein, um die Vergeblichkeit solcher frommen Wünsche vorauszusagen. — Ebenso wenig Erfolg dürfte die lange Erklärung über Bekämpfung der Prostitution haben, worin die GS. sich „aufs schmerzlichste bewegt", „von der Ueberzeugung durchdrungen" vom Verfall unseres Volkslebens, an die öffentliche Meinung wendet, um an Stelle der „sträflichen und verführerischen Gleichgültigkeit gegen die Fleischessünden" eine entschiedene Umkehr zu heiliger Scheu bei Männern ebenso wie Frauen jedes Standes zu setzen. Noch wertloser ist die Danksagung an alle, die in der Bekämpfung der Prostitution, der Schundliteratur, der unsittlichen Schaustellungen tätig sind. Und was sollen die ganz allgemein gehaltenen Vertrauenserklärungen, dass es der Staatsregierung „trotz der vorliegenden Schwierigkeiten in immer höherem Masse gelingen werde", die alten Massnahmen gegen die Unzucht durchzuführen und nötigenfalls zu neuen Massnahmen zu schreiten? Der Berichterstatter, Direktor Friess, sieht wohl in solchen umfassenden Appellen die Erfüllung seiner Mahnung, gegenüber solcher gewaltigen Feuersbrunst genüge nicht der Angriff auf einzelne Teile, müsse der Kampf auf der ganzen Linie aufgenommen und ein ganzes Heer von Mitarbeitern aufgerufen werden? Was für neue Massnahmen sind denn gemeint? Eine neue lex Heinze? von ihr sagte Friess, sie sei leider nicht in Kraft getreten! Gewiss, das Uebel ist immer grösser geworden seitdem, und es wäre wohl zu erwägen, ob man die pornographische Literatur wie das „Kleine Witzblatt" und „Satyr" oder auch den alle sittlichen Treugefühle verhöhnenden „Simplizissimus" nicht unterdrücken, ob man nicht die schmutzigen Aushänge in den Schaufenstern und die zotigen Auslagen in den Friseurläden um der Jugend willen verbieten könnte. Aber wenn Friess in diesem Zusammenhang auf „ein Stück wie Monna Vanna" hinwies, so zeigte er wieder, wie bald die Grenze von berechtigter Sittendisziplin zur prüden, im tiefsten Grunde unsittlichen Auffassung der geschlechtlichen Sittlichkeit und nackten Schönheit überschritten wird. Nein, nur nicht die groben Tatzen der unteren Polizeiorgane oder die verdorbenen Sinne eines Sittenwächters an das Gebiet der Darstellung schöner Sinnlichkeit heranlassen! Uebrigens schaden solche völlig unbestimmten Andeutungen so wenig als sie nützen. Und wie soll denn der Kampf gegen die Prostitution aufgenommen werden, wenn man noch nicht einmal darüber entschieden ist, ob Kasernierung zuzulassen oder aufzuheben ist? — Nach der Stellungnahme, die ich im Märzheft 1901 und im Aprilheft 1902 zu dieser Frage bekundet habe, wird man sich nicht wundern, wenn ich auch über das „Zeugnis", das die GS. gegen das Duell abgelegt hat, wenig beglückt bin. Bei aller Anerkennung der Bestrebungen für Verminderung, ja sogar gänzliche Beseitigung der Duelle und für vermehrten Schutz der persönlichen Ehre, vermag ich nicht die einfache These anzuerkennen: das Duell ist Sünde! Es freut mich, dass nicht alle Adligen und einst-

Digitized by Google

maligen Korpsstudenten die wenig aufrechte Haltung eingenommen haben, die der Regierungspräsident v. Jagow empfahl: die abweichende Ansicht nur durch Sitzenbleiben zum Ausdruck zu bringen. So seltsam es war, dass gerade der Referent der Kommission, die jenes Zeugnis beantragte, wesentlich dagegen sprach, um schliesslich doch den Antrag zu empfehlen, so anziehend war die ritterliche Offenheit, mit der Graf Wintzingerode seine persönliche Stellung zum Duell darlegte. Er könne nicht versprechen, dem Duelle auszuweichen, wo es sich um seine Ehre handle. Er sei alt genug, um nicht unüberlegt zu handeln. Er sehe nicht nur in seiner inneren Ehre, sondern auch in seiner äusseren Ehre, die auf der Achtung der Menschen beruhe, mit welchen Beruf und Lebensstellung ihn verbinden, ein ihm von Gott anvertrautes Gut, das ihm ebenso viel wert sei als sein Leben. Ohne diese äussere Achtung sehe er sich in seinem Leben und in seiner Ehre gehindert und könne nicht mit dem Pfund wuchern, das ihm Gott gegeben habe. Das sind in der Tat gewichtige Gesichtspunkte, die für alle die bedeutsam sind, welche nicht von einem Gesetz der Buchstaben, sondern von einem inneren Gesetz der Freiheit sich die Norm geben lassen. Auch der Hinweis auf England, wo sich in der Armee unter der Herrschaft des Duellverbots ein Holzkomment ausgebildet hat, weil dort jede Schutzwehr gegen Roheit fehlt, trifft zu. Dagegen halte ich mit Kahl die Zusammenstellung der wohlüberlegten beabsichtigten Tötung mit der Abwehr eines unmittelbaren Angriffs für verfehlt. Auch der Schriftbeweis, den der Landrat v. Gerlach antrat, um der Konsequenz zu entgehen: Duell ist Sünde, war schwach: dass 2. Mos. 21 dem Verbot des Tötens in c. 20 die Fälle beifüge, in denen getötet werden dürfe, ist eine seltsame Exegese. Dass das Duell eine juristische, nicht eine theologische Frage sei, wird sich auch nicht durchsetzen. Dagegen scheint auch mir im Gegensatz zu Kahl die Synode nicht befugt und geeignet, das Duell zu einer spezifischen Sünde zu stempeln. Kahl meinte, eine kirchl. Versammlung könne nur vier Worte sprechen: „das Duell ist Sünde"; es wäre bedauerlich, wenn das hier nicht klipp und klär gesagt würde. Nun, so einfach liegt die Sache, wie ich schon früher auszuführen versucht habe, keineswegs. Mindestens muss das Duell, sofern es von einem christlich ernsten Manne in Gehorsam gegen die Forderungen eines Ehrenrates unternommen wird, mit der Notlüge zusammengestellt werden, die auch, obschon Lügen durchaus sündhaft ist, in gegebenem Fall Liebespflicht, darum aber keine Sünde ist. Dass, wie Stöcker betonte, diese Haltung die Empfindungen einfacher frommer Leute verletzt und den Kampf mit der Umsturzpartei lähmt, besagt nichts gegen das gute Gewissen, das Bismarck hatte, als er nach Genuss des Abendmahls zum Duell schritt. Es handelt sich um die Ehranschauungen bestimmter Kreise. Interessant war nun die Stellungnahme der „Deutschen Tageszeitg." (T. R. 511), die im Unterschied vom Grafen Wintzingerode das Duell zwar als Sünde, aber auch als das kleinere Uebel bezeichnete. Kann eine Sünde ein kleineres Uebel sein? Hat nicht Kahl recht, wenn er erklärt: „gegenüber einer Handlung, die wir als Sünde erkennen, darf es auch keinen Vorbehalt geben?" Da hat es die „Germania" leicht, die Inkonsequenz des Standpunkts, die auch der Graf teilte, indem er für den Kommissions-

Digitized by Google

antrag mitstimmte, als ein Huldigen dem Grundsatz, dass der Zweck die Mittel heilige, zu verhöhnen. „Gehört es etwa zur Moral des Evangel. Bundes und zur „Wahrung der deutsch. evangel. Interessen", dass man eine Sünde für erlaubt erklärt?" Nun, über diese Widersprüche kommt man nur weg, wenn man mit Schleiermacher einen innerlichen, persönlichen Begriff der Sünde anstelle des materiellen und legalen setzt. Daneben aber gilt es, mit aller Energie dahin zu streben, dass die Duelle mehr und mehr vermindert werden, indem die Ehrenräte ehrlose Beleidiger unsrer Ehre — man denke an den Fall Bennigsen oder Aye! — für satisfaktionsunfähig erklären. Am wenigsten aber werden so gröbliche Verdikte wie die der GS. helfen, die sich ganz auf dem Standpunkt des jüdischen Legalismus halten. — Unerwartet besonnen und den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend war die Ablehnung des beantragten Protestes gegen den Ausdruck Taufe bei der Namengebung von Schiffen und Befestigungen, weil „ein Aergernis über diese Anwendung in weiteren Kreisen bisher nicht bemerkt worden ist und auch ein ausschliesslich kirchlicher Gebrauch des Wortes „taufen" nicht festgestellt werden kann"; da half einmal der Hinweis auf das „Aergernis mancher christlichen Kreise" nichts! — Ebenso klug war es wohl auch, dass die GS. trotz den offenkundigen Mängeln des an sich so heilsamen Gesetzes betr. Fürsorge u. Erziehung Minderjähriger zurzeit mit Rücksicht auf die noch kurze Geltungsdauer des Gesetzes davon Abstand nahm, irgendwelche Anregungen zu geben, die auf Abänderungen oder authentische Auslegung des Gesetzes hinzielen. Aber was helfen dann die allgemein gehaltenen Sätze der Resolution!

Eine ganze Fülle demonstrativer Erklärungen hat die GS, wahrhaftig ähnlich einem Kirchentag oder einem kirchlichen Kongress, in interkonfessionellen Fragen erlassen, wozu ich hier auch den Zusammenschluss der evangel. Landeskirchen zähle. Dadurch ist sie in eine gewisse Konkurrenz zum Evangel. Bund getreten. Zum ersten Mal durfte ja auch der Ev. Bund vor der GS. mit einem Bericht erscheinen. Ich vermag nun darin keinen so gewaltigen Fortschritt zu erkennen, da ich vielmehr alle diese Berichte über Vereine und Liebeswerke, die man ja in jeder Kirchen- und in vielen Tageszeitungen findet, für einen Ballast halte, zumal wenn dann darüber wie diesmal mit eisigem Schweigen (T. R. 494) hinweggegangen wird, während z. B. die Förderung des Gustav-Adolf-Werkes allen kirchlichen Instanzen empfohlen wird. Die Kreuzztg. quittierte denn auch mit einem Artikel, der dem Ev. Bunde grundsätzlich das Recht absprach, „als eine die Tätigkeit der organisierten Kirche ergänzende Gemeinschaft" betrachtet zu werden, und die in Berlin anwesenden Mitglieder des Zentralvorstandes des Ev. Bundes zu einer Gegenerklärung nötigte (T. R. 496). Das Liebeswerben um die Gunst der Mehrheit der katholisierenden, konservativen GS. wird stets ergebnislos sein, wenn auch noch so sehr auf das Bekenntnis zum „eingeborenen Sohn" verwiesen wird. — Mit überraschend grosser Mehrheit ist trotzdem die Protesterklärung gegen Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes angenommen worden. In derselben wurde zunächst dem OK. der wohlverdiente wärmste Dank ausgesprochen für sein bekanntes Eintreten im Interesse des konfessionellen Friedens, und sodann die

Digitized by Google

dringende Bitte an ihn gerichtet, an geeigneter Stelle auch weiterhin der Aufhebung oder Abschwächung des Gesetzes vorzubeugen. Und in diesem Fall mag ja auch die deklamatorische Resolution zum Fenster hinaus einmal praktisch berechtigt gewesen sein, dem Summus episcopus und dem Reichskanzler gegenüber. Auch die Rede des Referenten war geschickt, da sie von Friedensliebe gegen die katholischen Mitbürger getragen war: „wenn auf katholischer Seite ein Friedensruf ertönt, so findet er stets in evangel. Herzen Wiederhall". Aber die Jesuiten stören diesen Frieden! Nun, mit mir werden viele dieser Darstellung nicht zustimmen können, da es ihnen bei jenen Friedensschalmeien stets in den Ohren klingt: „Friede, Friede und ist kein Friede." Interessant ist übrigens, dass (T. R. 520) unter den sitzengebliebenen 7 bis 8 Herren Stöcker, der Redakteur der „Krzztg." Irmer, Frh. v. Manteuffel und — der Minister des königl. Hauses v. Wedel waren, letzterer am heftigsten gegen die seine Abstimmung allzu auffällig machende Gegenprobe protestierend. Eine Verhandlung wurde auch vermieden, da sie nach der „Kreuzztg." „möglicherweise nach aussen einen für die evang. Kirche wenig erfreulichen Eindruck gemacht haben würde". Wie charakteristisch für diese in Süddeutschland auch unter Konservativen (T. R. 510) völlig unbegreifliche Schwachmütigkeit der Ostelbier gegen Rom! — Einstimmig wurde ein Protest gegen § 2 des Toleranzantrags angenommen, wie er ganz meiner ausführlichen Besprechung dieses Antrages im Septemberheft 1902 entspricht. Zwar ist der Beschluss des Reichstags, nachdem die Session desselben geschlossen ist und die Regierung ihn nicht angenommen hat, hinfällig geworden; allein man muss auf die Wiederkehr dieser Uebergriffe in das Staatskirchenrecht der Einzelstaaten gefasst sein. Es ist erfreulich, dass der OK. die Kommissionsbeschlüsse, die insbesondere die reichsgesetzliche Aenderung der für die relig. Erziehung der Kinder in Mischehen im Bereiche der GS. bestehenden, durchaus bewährten gesetzlichen Bestimmungen bekämpfen, als sympathisch begrüsste. Wenn freilich „die Stimmung in evangel. Kreisen bezüglich des Toleranzantrages in seinem ganzen Umfange als bedrohlich bezeichnet" wurde, so ist uns davon nichts bekannt geworden. Der einstimmige Beschluss bedeutet, dass auch die Kreuzzeitungsleute hier gegen Rom anzugehen wagten. — Eine ungemein entgegenkommende Friedfertigkeit bewies die GS. gegenüber den Prozessionen. Der westfälische Antrag, ihnen gegenüber „die Rechte und relig. Empfindungen der evang. Bevölkerung zu schützen und einer Störung des konfessionellen Friedens vorzubeugen", den Generalsup. Nabe aus den Verhältnissen ganz evang. Gegenden heraus, wo durch die Verschiebung der Arbeiterverhältnisse eine kathol. Minorität entstanden ist, begründete, wurde in abgeschwächter Form angenommen. Der Antrag, dahin zu wirken, dass der Ministerialerlass von 1874 über die Prozessionen und besonders über den Bau von Altären wieder zur vollen Geltung gelange, wurde als zu weitgehend abgelehnt, nachdem der Vertreter des Kultusministers das völlige Verbot derselben als unvereinbar mit dem Vereinsgesetz für nicht wiederherstellbar erklärt hatte. Ob bei den Beschwerden, deren Beschreitung die GS. bei allen Verletzungen der gesetzlichen Bestimmungen dringend empfahl, etwas herauskommen wird, scheint uns sehr fraglich. — Inter-

Digitized by Google

essant war die Verhandlung über den gesetzlichen Schutz der Karfreitagsfeier. Da hielt die Kommission mit Recht zurzeit einen erhöhten Schutz nicht für erreichbar; sie beantragte darum Uebergang zur Tagesordnung. Das erschien aber vielen, besonders ostpreussischen Pastoren der Ehre der evang. Kirche nicht genügend. Eigentümlich verständnislos für kathol. Wesen argumentierten sie: man könne der kathol. Kirche nicht das Zugeständnis machen, dass sie das Frohnleichnamsfest dem Karfreitag gleichstelle; die traurige Sitte der katholischen Kirche, den Karfreitag ungefeiert zu lassen, müsse aufhören. Der Königsberger Generalsuperintendent meinte gar, man müsse sich in dieser Frage auch an das Gewissen der Katholiken wenden — eine Naivität, die allerdings auch auf der Synode Heiterkeit hervorrief. Der königl. Kommissar meinte, ein Uebergang zur Tagesordnung könne im Lande missverstanden werden; so fand sich denn eine Mehrheit für die seltsame, ins Gebiet der anderen Konfession übergreifende Erklärung, „dass GS. die Forderung der Gleichwertigkeit des Tages, an welchem die Landeskirche und der grösste Teil der Christenheit die Erlösung der Welt feiert, mit den andern hohen Festen der Christenheit nicht als eine speziell konfessionelle betrachten kann".

Die letztgenannten interkonfessionellen Fragen waren ja nun so recht geeignet, inskünftige statt von der preussischen GS. vom Deutschen Evangelischen Kirchenausschuss aufgegriffen zu werden. Die GS. liess es sich denn auch nicht entgehen, zu dem engeren Zusammenschluss der deutschen evangel. Landeskirchen seinen Segen zu geben. Einstimmig sprach sie ihre volle, begeisterte Zustimmung aus zu dem von Kahl in einer glänzenden Rede, die als Höhepunkt der Synode bezeichnet wird, charakterisierten Resultat der langen Verhandlungen: die Aufgaben seien im Grundsatze richtig bestimmt und nach dem Masse des gegenwärtig Erreichbaren den nächstliegenden Bedürfnissen entsprechend abgegrenzt, der Bekenntnisstand und die Verfassung der Landeskirchen und die kirchenregimentlichen Rechte der Landesherren unberührt geblieben; die Synode vertraue, dass der OK. fortgesetzt die Stärkung der wahrhaft evangelisch-volkstümlichen Wirksamkeit des Ausschusses durch Herbeiziehung synodaler Elemente im Auge behalten werde. Mit Stolz und Würde nahm der königl. Kommissar diese Huldigung vor dem OK. entgegen: man dürfe freilich nicht zuviel von dem Ausschuss erwarten, auch sei die synodale Ergänzung zurzeit nicht tunlich; aber bei tüchtiger Arbeit werde auch hiefür der Zeitpunkt kommen; jetzt schon sei die über den einzelnen Landeskirchen stehende deutsche evangel. Kirche eine positive Grösse. Dass diesem, wie öfters von mir zu zeigen gesucht, übertriebenen, deklamatorischen Loblied auf den Ausschuss der Kirchenregierungen von keiner Seite eine gedämpftere Auffassung zur Seite gestellt ward, im Unterschied von der schleswig-holsteinischen Gesamtsynode, die sich darin besonnener und realistischer zeigte, hat mich überrascht. Zu denken gibt auch, dass die positiven Gruppen die Ergänzung durch synodale Elemente besonders betonten, die allerdings, wie sie nun einmal sich zusammensetzen, die konfessionellen Scheidewände nur noch mehr befestigen und die Rede von einer deutschen evangel. Kirche vollends zu leerem Schall machen

Digitized by Google

würden. — Noch vor der Preussischen GS. hatte (T. R. 583) die hessische Landessynode die freudige Zustimmung zur Bildung des Deutschen Evangel. Kirchenausschusses ausgesprochen. Aber sie hatte dabei berücksichtigt, dass es sich um Zusammenschluss der Kirchenregierungen, nicht der Landeskirchen, um eine Neuorganisation der Eisenacher Konferenz handelt. Das hessische Oberkonsistorium äusserte sich darüber unmissverständlich: „es handelt sich ... um ein unter grossen Schwierigkeiten zustande gekommenes und der Vervollkommnung noch bedürftiges, aber auch fähiges Organ, und immerhin um ein Organ, wo vorher keines war. Und nun kommt es darauf an, dass der evang. Geist dies Organ beherrscht ...“ Wer möchte nicht in diesem Sinne das neue Organ begrüssen?

An Luthers Geburtstag, am 10. November, ist denn auch der neugebildete Deutsche Evangelische Kirchenausschuss zu seiner ersten Beratung in Dresden zusammengetreten. In dem „Wort brüderlicher Begrüssung“ „an unsere Glaubensgenossen hin und her im lieben deutschen Vaterlande“, wozu sich der Ausschuss gedrängt fühlte, und worin neben auffallend guter Beherrschung der deutschen Sprache ein gewisser Enzyklikenstil weniger angenehm berührt, finden wir zunächst eine kurze Rekapitulation der Vorgeschichte, die von dem dem politischen parallel gehenden kirchlichen Einheitsdrang ausgehend, überraschend mager mit einer schmerzlichen Empfindung mangelnder äusserer Einheit endet — wir meinen, jener Einheitsdrang wendet sich vielmehr auf eine Beseitigung der stehengebliebenen partikularistischen inneren Schranken —; nun wird versichert, dass wir nicht eine kirchl. Neugestaltung nach Art eines weltlichen Reiches erstreben, sondern nur die Förderung gemeinsamer Interessen, die Wahrung gemeinsamer Güter, die Abwehr gemeinsamer Not, worauf in durchaus zutreffender Weise die Vertretung der grossen evangel. Mehrheit des deutschen Volkes bei den künftigen Beratungen religiös-sittlich bedeutsamer Reichsgesetze, die Abwehr öffentlicher Schmähungen der Ehre unserer Kirche und die Stärkung der Gemeinschaft mit unsern ausserdeutschen, vor allem aber mit den deutschen Brüdern im Ausland als konkrete Aufgaben des Ausschusses vorgeführt werden. Wenig eindrucksam ist der Schluss dieser Partie: „Und wieviel Gelegenheit wird sonst sich noch finden, für gemeinsame ev. Interessen tätig zu sein!“ Endlich beschwichtigt die Erklärung die oft gehörte Befürchtung, dass es sich nur um „eine neue kirchliche Oberbehörde“ handle; nein, es gehe einzig und allein um einen Dienst im Geiste Luthers! Ja, schliesst sich denn beides aus? Auffallend ist, dass mit keinem Wort die Aussicht auf eine synodale Ergänzung eröffnet wird. Immerhin kann man mit dieser ersten Kundgebung, auch wenn man von „diesem wichtigen Augenblick“ weniger berührt ist, wohl zufrieden sein.

Doch zurück zur preussischen Generalsynode! Interessanter als die grossen Haupterklärungen zur Frage des Zusamenschlusses waren gewisse Nebenmomente dieser Verhandlung. Indem ich mich genötigt sehe, hier abzubrechen und den Schluss meiner kritischen Besprechung der Generalsynode auf die nächste, hoffentlich früher fertig zu stellende Chronik verschiebe, freue ich mich, mit der Erörterung der Stellungnahme der Pfarrvereine zu dem preussischen Vorsitz im Kir-

Digitized by Google

chenausschuss den Uebergang zu den schwerstwiegenden, für das weitere Leben der grössten deutschen Landeskirche bedeutsamsten Verhandlungen zu gewinnen: über das Verhältnis des Pfarramts und der Synode zum Kirchenregiment, über die soziale Mitarbeit der evangel. Kirche, über die Lehrfreiheit der Professoren, über die Vertretung der Minoritäten in der Kirchenleitung; das Ganze wird ausklingen in eine tiefe Sorge um die geistige Kultur in Preussen.

Kiel, 6. Januar 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Notizen.

Die Zeitschrift für Theologie und Kirche enthält in Heft 5 einen nicht leicht geschriebenen, aber sehr wertvollen Aufsatz von Gottschick über „die Heilsgewissheit des evangelischen Christen im Anschluss an Luther dargestellt". Die Heilsgewissheit im Sinne Luthers ist „die gefühls- und willensmässige des Vertrauens, welches auf die Zukunft gerichtet von Gott alles Gute erwartet". Damit wird erst erreicht, was auch die katholische Lehre (als Liebe und Hoffnung) fordert, zugleich aber die Erfüllung des evangelischen Lebensideals und damit die anfangsweise Erfahrung von Leben und Seligkeit schon hier auf Erden ermöglicht. In der Objektivität des in persönlicher Form an uns herantretenden Zeugnisses Gottes gründet sich die Heilsgewissheit, nicht als ruhendes, allgemeines Gefühl, sondern als Aktivität, die sich in der Gestaltung der konkreten seelischen Regungen nach den Massstäben des göttlichen Gnadenwillens bewährt und durch stete „Neusetzung gegenüber schwereren Proben allmählich zu der allen Proben gewachsenen Kraft stetiger oder habitueller Willensrichtung und Lebensstimmung sich emporbildet". Das 6. Heft enthält ausser der Rede Schürers über „das messianische Selbstbewusstsein Jesu Christi", auf die schon früher hingewiesen wurde, die Fortsetzung der Ausführungen Kaftans „zur Dogmatik". Indem er die gegenwärtig in der dogmatischen Arbeit vertretenen Standpunkte in mögliche und unmögliche (weil in sich zwiespältige) teilt, bezeichnet er als möglich neben seinem eignen, interessant beleuchteten Autoritätsstandpunkt den des freien Denkens, wie er sich am ausgeprägtesten in Biedermann, in sympathischer Vereinigung mit dem christlich-religiösen Interesse an der Geschichte sich in Dorner verkörpert. Als unmöglich gilt ihm die Vertretung des Erfahrungsprinzips bei Frank und in gewissem Masse auch bei Herrmann, sowie Cremers u. a. Biblizismus, weil es den einen an der Geltendmachung der unbedingten Autorität, den andern an der des Glaubensgedankens fehle. Ein fünfter Abschnitt über „Schrift und Bekenntnis" untersucht das Verhältnis des Glaubens zur Geschichte, hebt die positive Bedeutung der Bibelkritik für den Glauben, aber auch die Gefahr ihrer Grenzüberschreitung hervor und geht

Digitized by Google

schliesslich auf die Bedeutung des kirchlichen Bekenntnisses für die Dogmatik ein. Weiter ausgeführt ist das, was Kaftan über letztere zu sagen hat, in dem lesenswerten Vortrage: „Was die Rechtgläubigkeit in der evangelischen Kirche bedeutet“ (Berlin, Nauck 1904, 50 Pfg.), der viel Richtiges und Wichtiges sagt, aber auch zum Widerspruch reizt. Denn die Aufrichtung einer „fest umschriebenen Lehrordnung in der Gemeinde“, „um die Rechtgläubigkeit danach zu bemessen“ (S. 22), würde doch wohl notwendig zur Aufrichtung von „Schranken und Schlagbäumen“ führen, von denen K. nichts wissen will. — Das erste Heft des neuen Jahrganges enthält einen nachgelassenen Aufsatz von Herm. Schultz: „Wer saget denn ihr, dass ich sei?“, worin gezeigt wird, wie in Jesus die wahre Busse, die Gewissheit der Sündenvergebung, die Ueberzeugung von dem ewigen Leben und von der Macht des Guten über die Welt gegeben ist und eben damit seine wahre menschliche Persönlichkeit uns zur Offenbarung des Einen Gottes selbst für uns wird. Damit ist es denn ausgeschlossen, ihn als zufälliges Ergebnis der Zeit und Geschichte zu fassen. Aber wie man die hiermit gesetzten theologischen Aufgaben auch angreift und ob man sie mehr oder minder gut löst, eine Erhöhung oder Schädigung ihrer Glaubensgewissheit habe die Gemeinde davon nicht zu erwarten. Dasselbe Heft enthält einen Aufsatz von J. Herzog, „Jesus als Prediger“. Für die formale Seite der Predigt Jesu ist seine einzigartige Natürlichkeit charakteristisch. Die inhaltliche Darstellung lehnt sich an Niebergalls lehrreiche Ausführung über Motive und Quietive. Der landläufigen Predigtweise drohen vornehmlich die Gefahren des Formalismus, Intellektualismus und Methodismus. Dem gegenüber gilt es von Jesu Wirklichkeitssinn, Natürlichkeit und Einsetzung der eignen Persönlichkeit zu lernen.

A. T.

Heft 11 „der protestantischen Monatshefte“ (Berlin 1903, Schwetschke) könnte als Jubiläumsnummer gelten. Eingeleitet wird das Heft durch die erste Hälfte eines Aufsatzes von Karl Jäger über: Herders Auffassung des Christentums, geschlossen durch eine Uebersicht Karl Kühners über Richter-Literatur. Baumgartens „neue Bahnen“ werden von Bassermann sehr sympathisch besprochen.

O. S.

Von P. W. Schmidts Leben Jesu („Die Geschichte Jesu“ erzählt. 4. Abdruck. 1904. M. 3,00) ist nun nach mehr als 4 Jahren der 2. Teil, die „Erläuterungen“, erschienen, ein stattlicher Band von 423 S. mit Karten und einer Lichtdrucktafel (M. 7,00; Mohr, Tübingen). Im 1. Teil (S. 1—186) eine gründliche Besprechung aller einschlägigen literarischen und religionsgeschichtlichen Probleme, im 2. (187—414) die Einzelbegründung der die Erzählung tragenden Wertung und Ausdeutung der Quellen; dazu Stellenregister (415 bis 423) — ein Werk von immensem Fleiss und gediegenster Sorgfalt und trotz einzelner problematischer Punkte ein Schritt vorwärts in der Leben Jesu-Forschung. Gegen Wrede wird die Zuverlässigkeit des 2. Evangelisten (des „Chronisten“)

Digitized by Google

gegenüber dem „Kirchenmann“ (Mt) und „Literaten“ (Lc) verteidigt, gegen Merx der Wert des Syr. sin. eingeschränkt; gegen die prononzierte Betonung des eschatologischen Moments in Jesus die Realistik seiner Frömmigkeit mit Glück vorgeführt, gegen die Ueberschätzung des „messianischen“ Selbstbewusstseins endlich dieses auf die allerletzte Zeit zurückgeschoben und zur „Hilfskonstruktion“ degradiert, wie auch der „Menschensohn“ stark zurücktritt, aber doch dieser wie jener historisch festgehalten wird. Bei alledem die richtige Erkenntnis des Relativen aller letzten Forschungsergebnisse an dem überlieferten Bilde, das eben doch nicht Jesus selbst ist, sondern der Reflex seiner kristallenen Seele in den Herzen derer, die er zu sich emporgezogen hatte: „so war Jesus — das darf niemand sagen. Aber ich glaube, dass Jesus etwa so war nach Massgabe der vorhandenen, auf Grund historischer Methode gesichteten Quellen.“ Dieses bescheidene Selbstbekenntnis des Vf. ist m. E. die beste Empfehlung seines Werkes.

W. St.

Die biblischen Wunder in ihrer Beziehung zu den biblischen Welt- und Gottesvorstellungen. Von Professor Dr. F. Ziller, Tübingen, Mohr, 37 S., 0,80 Mk. Dieser bedeutende Vortrag fasst die Wunderfrage in einer ganz eigenartigen Weise an, indem er nämlich untersucht, unter welchen Welt- und Gottesvorstellungen überhaupt ein Interesse an dem Wunder als Wunder aufkommen konnte. Unvereinbar mit der mythologischen Denkweise, wird es vorbereitet durch den Wunsch einzelner Heiligtümer nach hervorragenden Machtbeweisen ihrer Gottheit, betont und gesteigert in der siegreichen Konkurrenz Jahve's mit den kanaanitischen Lokalgöttern, trotz der proph. Vergeistigung der Religion festgehalten um der Sicherung des Bundesgedankens willen, vor allem genährt durch die Apokalyptik und die wundersüchtige Stimmung der ersten christlichen Jahrhunderte. Statt unwahrer und ungesunder Wundervorstellungen, die wir uns nicht mehr aneignen können, muss ein gesunder Glaube stärkende und beseligende Wunder erzeugen. F. N.

Unser Volk und die Bibel. Ein Nachwort zum Bibel- und Babelstreit von Eibach, Giessen, Ricker, 39 S., 0,60 Mk. Verf., gleicherweise bekannt mit der theolog. Wissenschaft wie mit den Stimmungen und Bedürfnissen der Gemeinde, gibt klare und praktische Wege an, wie gegenüber übertriebener Bibliolatrie und Bibelfeindschaft unser evangel. Volk wieder eingeführt werden kann in den Geist der Bibel, deren Mittelpunkt, der Herr, „es auch nach den allerneuesten Forschungen immer noch wert ist und bleibt, dass seine Gläubigen das Leben für ihn einsetzen, um es neu von ihm zu gewinnen.“ Diese Arbeit besteht weniger in Aufklärung als in Erziehung zu rel. Verständnis und ist weniger eine Aufgabe der Kirche als der Schule im weitesten Sinne. F. N.

Ich möchte nochmals die von Lietzmann herausgegebenen kleinen Texte für theologische Vorlesungen und Uebungen dringend empfehlen. Das neueste

Digitized by Google

Heft (8) enthält von E. Klostermann herausgegebene Apocrypha II. Evangelien. (Marcus, Bonn, S. 18, Mk. 0,40 Mk.). Aufgenommen sind auch die kürzlich selbst in die Tageszeitungen gelangten älteren Oxyrynchuslogia. O. S.

Pf. lic. W. Wagner: Der Christ und die Welt nach Clemens v. Alexandrien. Ein noch unveraltetes Problem in altchristl. Beleuchtung. Göttingen. Vandenhoek 1903. 96 S. 2.40 M. — Die clementinische Ethik ist zwiespältig. Clemens verteidigt die Welt als gottgeschaffen und gut gegen dualistische Gnosis, verwirft aber den das Minimum überschreitenden Gebrauch ihrer Güter für den wahren Gnostiker auf Grund seiner durch Stoicismus und Cynismus bedingten asketischen Anschauung. „Seine Stellung zu den irdischen Dingen (S. 79) ist nicht ohne Aehnlichkeit etwa mit der Stellung mancher heutigen Theologen zur freien wiss. Forschung. Da wird auch prinzipiell das Existenzrecht dieser Forschung zugegeben .... Sobald es sich aber darum handelt, zu bestimmen, wie weit das Recht der freien Forschung gehen dürfe, wird sie in ihrer Bewegungsfreiheit auf ein Minimum beschränkt". Gut! Die Stellenzitate in den Anmerkungen hätten in grösserem Umfang ausgedruckt werden können. J. J.

Dr. iur. Th. Frantz: Der grosse Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum zur Zeit des Hohenstaufen Friedrich II. Schwetschke, Berlin. 1903. 205 S. — Im Vorwort spricht Verf. sich selbst Ranke'sche Objektivität ab. Faktisch ist die Schrift trotz des ihr zugrunde liegenden eingehenden Quellenstudiums eine Streitschrift wieder Rom, in ihrer Stoffbehandlung ungefähr in der Mitte zwischen Treitschke's und Hoensbroech's Art liegend, und das ewige „Und die Moral von der Geschicht'", d. h. der stetig wiederholte Hinweis auf Roms Schändlichkeit ohne genügende Anerkennung auch idealer Motive und ohne entsprechende Hervorhebung der vielfach grundverkehrten Richtung der Kaiserpolitik verstimmt auch den, der wie ich des Verfs. antiultramontane Stellung teilt. Im übrigen interessant genug zu lesen. J. J.

Hermann Büttner, Meister Eckehart's Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben. Bd. I. Leipzig. Diederichs 1903. M. 4. Es ist bei dem Zustande der Textüberlieferung ein gewagtes Unternehmen, ehe eine umfassende kritische Ausgabe der deutschen Schriften des grossen Mystikers geschaffen ist, eine populäre Uebersetzung zu liefern. Indes erweckt die Sachkunde des Anhangs (S. 205—239) ein günstiges Vorurteil für die solide Grundlage der neuen Ausgabe und der Text der 18 Traktate und Predigten ist wirklich lesbar und verständlich, mit schönem Buchschmuck verziert. Besonders charakteristisch sind die Stücke von der Abgeschiedenheit, von der ewigen Geburt, sowie das erstmalig herausgegebene „von dem Zorne der Seele". Die Einleitung über Leben und Lehre Eckehart's zeigt den Schüler Lassons, für den „die letzte grosse Episode in der Geschichte des Mittlerchristentums, der Protestantismus",

Digitized by Google

eben ausläuft; „die grosszügigere Welle der Religion des Gottmenschen, des Christus (nämlich die pantheistische Mystik) rüstet sich, wenn nicht alle Zeichen trügen, zu neuem Emporgange". A. T.

Ein verdienstvolles Unternehmen ist zweifellos das von Prof. Dr. W. Friedensburg bei C. A. Schwetschke und in Verbindung mit dem Verein für Reformationsgeschichte herausgegebene „Archiv für Reformationsgeschichte. Texte und Untersuchungen". Gleich das erste Heft 1903 führt ch gut ein durch Kalkoff's Aufsatz über „Die Vermittlungspolitik des Erasmus und seinen Anteil an den Flugschriften der ersten Reformationszeit" und durch Tschackert's Edition von „Antonius Corvinus' ungedrucktem Bericht vom Kolloquium zu Regensburg 1541" zwischen Pflug, Gropper und Eck auf der katholischen, Melanchthon, Butzer und Pistorius von Nidda auf der protestantischen Seite. (Subskribentenpreis 2,80, einzeln 4,40 M. bei 99 S.) Jährlich sollen 20—25 Druckbogen zu 0,45 M. Bogenpreis für Subskribenten, 0,70 M. für Bezieher einzelner Hefte erscheinen. J. J.

Auf W. Köhler's „Dokumente zum Ablassstreit von 1517" (Sammlung ausgew. kirchen und dogmengeschichtl. Quellenschriften, Tübingen, Mohr 1902, 160 S. 3 M.) sei hier empfehlend aufmerksam gemacht. Verf. bietet in dieser Auswahl des Charakteristischen eine Geschichte der Ablasspraxis von der vermutlich ältesten Ablassurkunde des Erzb. Pontius v. Arles 1016 (?) an bis inkl. Leos X. Verwerfung von Luthers Reformideen durch Dekretale vom 9. Nov. 1518. J. J.

Professor Dr. Georg Mentz in Jena hat den ersten Teil einer Biographie Johann Friedrich des Grossmütigen (1503—1554) erscheinen lassen, der die Zeit vor seinem Regierungsantritt (1503 bis 1532) behandelt. (Jena, Fischer, M. 3,60.) Auf Grund neuen Aktenmaterials schildert Mentz Jugend, Erziehung, Vermählung; sodann Johann Friedrichs Stellung zur Reformation und endlich seine politische Tätigkeit bis zum Nürnberger Anstand. Die Arbeit ist sehr sorgfältig und solid. Sie zeigt namentlich im dritten Kapitel, wie lebhaft interessiert, wie selbständig und wie charaktervoll der Kurprinz an den schwebenden politischen Fragen mitgearbeitet hat. Der Vater tritt oft fast ganz hinter den Sohn zurück. Wir sind sehr auf die Fortsetzung gespannt. P. D.

Als 49. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens ist bei Trübner in Leipzig eine historische Skizze: Die Jesuiten von Bohner-Romundt erschienen. (1,25 M.) Das Büchlein will weder für noch wider die Jesuiten geschrieben sein. Wir haben aus der Lektüre des Buches etwas den Eindruck erhalten, dass Verf. von Sympathien für die Jesuiten nicht frei ist. Wenn es am Schlusse heisst: nicht mehr der Protestantismus, sondern das liberale Bürgertum ist jetzt der geschworene Gegner des Jesuitenordens, so protestieren wir dagegen mit aller Energie. Jesuitismus und

Digitized by Google

Protestantismus bleiben geschworene Gegner. Der Respekt vor der Urteilsfähigkeit dieses katholischen Kirchenhistorikers wird bei uns nicht dadurch gesteigert, dass Schiller als mittelmässiger Poet charakterisiert wird. E. P.

Louis Goebel, Herder und Schleiermachers Reden über die Religion (Gotha, Perthes. 103 S. M. 1.60) will den Nachweis führen, dass Herders Gedanken über Religion durchaus in der Linie derjenigen Schleiermachers liegen. Die Disposition der Reden Schl.s wird zu Grunde gelegt. Dass verwandte Züge vorhanden sind, ist zweifellos. Aber eine direkte Beeinflussung Schl.s durch Herder kann G. nicht nachweisen, und seine Untersuchung hätte beträchtlich gewonnen, wenn er mehr kritisch zu Herder Stellung genommen und zugleich die Differenzen herausgearbeitet hätte. Denn die von G. aufgestellte Behauptung von der Kongenialität beider Männer bedarf doch sehr der Einschränkung. Die neueren Untersuchungen über Schl. sind nicht sämtlich oder ausreichend berücksichtigt. Doch als Beweis „idealer Bestrebungen" „im Dollarlande" soll G.s Arbeit gern hingenommen werden, zumal sie zu weiteren Untersuchungen anregen kann. O. S.

„Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart" ist der Untertitel des bei Mohr 1904 (XI u. 437 Seiten, 8, bezw. 9.50 M.) erschienenen neuesten Werkes von Ludwig Stein: „Der Sinn des Daseins". Fangen wir bei den Einzelgedanken des Schweizer Philosophen an, so wird sich für uns Theologen praktisch nicht viel verwerten lassen. Nur in dem, was er als soziale Leistung von der Zukunft fordert, werden wir uns nahe kommen. Die Religion, wie wir sie verstehen, erringt bei ihm gewissermassen nur einen Achtungserfolg. Philosophie und Religion sind ihm zwei Parallelen, die erst in der Unendlichkeit sich treffen. Auch das neue Testament gibt ihm nur soziale Gedanken und ist nur flüchtig gestreift (dass 2. Thess. 3, 10 als ein Wort „des Nazareners" zitiert wird, soll uns kein Symptom sein). Was uns das Buch als Ganzes wertvoll macht, ist seine freudige Arbeitslust, ist die Zukunftshoffnung und Glücksahnung, die den Philosophen erfüllen, während er die Probleme von Welt und Erkennen, persönlichem und sozialem Leben vor uns entfaltet. Wir sind nicht mehr fin de siècle! Auch die Modernsten bauen auf! Auch ästhetisch ist es ein Genuss. Immer ist St. geistvoll, auch im Alten neu, auch in der Breite gedanklich und sprachlich anregend, auch in den durch den Essaycharakter bedingten Wiederholungen stets neue Gesichtspunkte findend. Immer werden die grossen Konflikte auf die kürzeste Formel gebracht. Immer durchweht auch die mehr darlegenden Abschnitte der warme Hauch eigenster Anteilnahme. W. R.

Euckens „Lebensanschauungen der grossen Denker" sind jetzt bei Veit in Leipzig in 5. Auflage erschienen, welche neben kleineren Revisionen eine Umarbeitung der Abschnitte über das älteste Chri-

Digitized by Google

stentum und den Ausgang des 19. Jahrhunderts bringt. W. R.

Die Ausgabe von Kants Schrift über „die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft", die Vorländer veranstaltet (Philosophische Bibliothek Bd. 45 Leipz., Dürr 1903 M. 3.20), verdient unsern aufrichtigen Dank, da sie allen billigen Anforderungen entspricht. Neben einem Personen-, Sach- und Bibelstellen-Register enthält sie eine sehr lehrreiche Einleitung, die u. a. sorgfältig gesammelte Daten über Kants religiösen Entwicklungsgang, über Entstehungsgeschichte sowie Aufnahme der Schrift bei den Zeitgenossen und über ihre Beurteilung bis auf die Gegenwart enthält. A. T.

Du sollst. Grundzüge einer sittl. Weltanschauung. V. Bernhard Ragaz. 2. A. Waetzel-Freib. (Neue Pfade z. alten Gott, Nr. 7) 181 S. 2.40 M. — Die Schrift erinnert in ihrer gründlichen und unbefangenen Verteidigung der absoluten sittlichen Forderung wie auch in der religiösen Krönung ihrer sittlichen Gedankenwelt (Person Jesu) an Carrings Schrift über das Gewissen, übertrifft sie aber durch Schönheit der Sprache und Geschlossenheit der Darstellung. Kant regiert. Bekämpft wird Relativismus, Naturalismus und Antimoralismus (Nietzsche). Trefflich ist die Abweisung der philiströsen Nörgelei an der Ethik Jesu. J. J.

Das dritte Heft der homiletischen Zeitschrift „Dienet einander" herausgegeben von Rathmann (Leipzig, Strübig, Jahrgang 3 M.) bringt u. a. die von Frommel gehaltene Predigt zur Weihe des Melanchthonhauses in Bretten. In einer Neujahrspredigt findet sich der Satz: „Jesus ist ein weiser Heiland. Er erzwingt nicht die gleiche Verteilung des Besitzes — er, der selber gesagt hat: Arme und Reiche müssen bei einander sein". Pastoren sollten doch wissen, dass dieses Wort aus den Sprüchen Salomos stammt, auch dass Luther dasselbe unrichtig übersetzt hat. Prov. 22, 4 steht: Arme und Reiche begegnen einander. E. P.

Das Vater Unser — Predigten von P. Mickley (Berlin, Nauck, 80 Pfg.). Diese Predigten, kurz, frei von aller Kanzelphrase und allem Pathos, erfüllen in trefflicher Weise ihren Zweck, die Gemeinde in das Verständnis des Herrengebetes einzuführen. Mit vollem Recht betont der Verf., dass man zu dem Verständnis des V. U. nicht gelangen kann, wenn man von der Person Jesu absieht. E. P.

Erzählungen und Grundgedanken für den Unterricht in der biblischen Geschichte des A.T.s. Bilder aus dem Menschenleben im Lichte des Wortes Gottes. Von G. Stäbler. 2. Aufl. Stuttgart, Holland und Josenhans. 447 S. Preis Mk. 3. Die im überlieferten Stil ausgelegten Geschichten sind umrahmt von vielen Anekdoten, Bonmots und Begebenheiten aus der Weltgeschichte (im ganzen 659), die natürlich einen ganz verschiedenen Wert haben. Neben den üblichen Gebetserhörungen finden sich aber auch wahrscheinliche Geschichtchen, die eine brauchbare und willkommene Hilfe

Digitized by Google

für den Unterricht in Schule und Kinderkirche bedeuten. F. N.

Mutter und Kind. Wie man heikle Gegenstände mit Kindern behandeln kann. Nellie schriebs holländisch, J. Grimm hat es verdeutscht. Giessen, Ricker. 42 S., 75 Pfg (Gut ausgestattet) will in einer Reihe von kleinen lose aneinander gereihten Ausführungen die Notwendigkeit einer klaren Aussprache über die bekannten schwierigen Fragen zwischen Mutter und Kind dartun und einen Weg dazu weisen. Dieser besteht in der Anknüpfung an die Vorgänge im Pflanzenleben und in der ethisch-gemütlichen Idealisierung der geschlechtlichen Vorgänge. Wer nach einem Exempel für diese schwierige Aufgabe sucht, der findet hier einen Weg, dem man bis auf einige doch gar zu peinliche Mitteilungen und Ratschläge getrost nachgehen kann. Man kann für dieses Buch dankbar sein, weil es nicht nur Aufklärung fordert, sondern auch Muster für aufklärende Unterredungen bietet. F. N.

Auch dieses Jahr hat uns Fritz Anders (Pf. Max Allihn) wieder mit einer (der dritten) Sammlung von „Skizzen aus unserm heutigen Volksleben“ beschenkt (Grunow, Leipz. 1903. 360 S. 4 Mk.) Zur kirchlichen Volkskunde ist diesmal wenig darin. Das Büchlein hat dieselben Eigenschaften, die wir schon (Monatsschr. 1903, S. 15) an den früheren Bänden rühmten. Und doch — das jährliche Produzieren à la Funcke macht aus Natur leicht Manier. Es ist gefährlich. Zum mindesten würde ich, wenn ich Allihn wäre, folgende Motive aus den künftigen Skizzen als genügend erschöpft ausscheiden: Das Fest oder das Denkmal in der Kleinstadt mit der Wichtigtuerei, die Schwerfälligkeit der Aktenmenschen und des Regierungsapparats, die an Borniertheit ihrer Mitglieder leidende Genossenschaft in Stadt und Land. J. J.

Das Suchen der Zeit, Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Fr. Daab und H. Wegener, I. Bd. Düsseldorf, Langewiesche 1903, M. 2,40. Die Beiträge sind von recht ungleichem Werte. Am besten finde ich Gunkels Darstellung „der geheimen Erfahrungen der Propheten Israels“. Auch Daabs „Sehnsucht nach Persönlichkeit“, Weinels „Maran Atha“ mit dem Kampfe gegen den „Polytheismus“ unserer heutigen Kultur im Tolstoischen Sinne, Lhotzky's „Uebermensch und Herdenmensch“ (Kain und Abel) sind wie der kurze Prolog von A. Bonus lesenswert. Meyer-Zwickau kämpft sehr verständig gegen den Ultramontanismus und seine Pflege durch die deutsche Regierung als „ein Hemmnis deutscher Zukunft“. Dagegen vermag ich das Spielen auf einer einzigen Saite, wie es Wegener liebt, nicht zu ertragen. Die grosse Gefahr der Blätter ist die Phrase, die fürchte ich, schon im ersten Bande, einen breiten Raum einnimmt. A. T.

Digitized by Google

Was und wie wir geschrieben haben wollen.

Wir wollen anleiten, das Pfarramt in einer unserer heutigen Zeit entsprechenden Weise zu führen. Dazu erstreben wir einen Austausch von Erfahrungen und Meinungen über folgende in unserer Wirksamkeit in Betracht kommenden Punkte. Einmal über den Gegenstand unserer Verkündigung, ferner über die Menschen, denen sie gilt, und dann über die Art und Weise, wie wir diesen Menschen diese Verkündigung nahe zu bringen haben.

Was den Akkusativ angeht, so handelt es sich bei uns um eine immer tiefere Erkenntnis der Bedeutung der Bibel für unsere Zeit. Wer hilft uns die Schrift mit heutigen Augen anzusehen und holt aus ihr Ziele und Kräfte für unser Geschlecht heraus? Dabei kommt es weniger auf geistreiche Einfälle als auf eine Erkenntnis an, die nicht etwa trotz, sondern gerade mit der hist.-kritischen Methode die ewigen Gedanken dieser zeitlich entstandenen Schriften in ihrer besonderen Beziehung auf unsere Bedürfnisse bloßlegt. Wer übersetzt uns die Sprache, die jene Kräfte und Güter bei ihrem Aufsteigen in das Bewußtsein umkleidete, in unsere Sprache hinein? Wer ist genial genug, um die großen und kleinen praktischen Gedanken der Schrift, die in den Geschichten, Sprüchen und Liedern stecken, in der Kontinuität mit dem ursprünglichen Sinne einfach und klar zu fassen und auf unsere doch im Grunde gleichen menschlichen Bedürfnisse anzuwenden? Wer in glücklichen Stunden etwas gefunden hat, was historisch begründet und doch unmittelbar und durchschlagend praktisch ist für unsere Tage, wem die alten Worte mit unwiderstehlicher Evidenz einen ganz neuen und eigenen Sinn hineintönen in sein Ohr, einen Sinn, der kein anderer ist als der eigentlich älteste, wer gar den Schlüssel gefunden zu haben glaubt, um die vielen verschlossenen Kammern der Schrift zu öffnen, der überwinde Bescheidenheit und Trägheit, und wir wollen alle auf ihn hören. — Wer gibt der altisraelitischen Volksgeschichte, wer gibt den herrlichen Biographieen eines David und Saul den Mund, daß sie ihren tiefsten Sinn unserem Geschlechte sagen müssen? Wer macht die Propheten und die Psalmsänger reden, daß sie nicht nur sagen, was wir ihnen in den Mund legen, sondern daß sie ihr eigenstes mit neuer Zunge unserem Geschlechte verkündigen! Wir brauchen immer noch mehr Hilfe, einen Paulus, einen Johannes, den Verfasser der anderen Briefe, in ihren Tendenzen und Gesinnungen, also als Persönlichkeiten fruchtbar zu machen, da wir mit den Worten doch nicht so viel mehr anfangen können. Weil wir in dem Zusammenhang mit der klassischen Periode, also mit der Offenbarung, bleiben wollen, darum müssen wir von den oft so unverständlichen Worten in die Tiefen der Persönlichkeiten hinabsteigen, und wir finden bald die Quellen, die unser Christenleben gespeist haben und noch mehr speisen können.

Besondere Aufmerksamkeit wollten wir dem Dativ zuwenden. Es handelt sich um den Menschen unserer Tage und seine Stellung zum Christentum. Wir wollen ihn erkennen streng realistisch, wie er ist, ohne optimistische oder

Digitized by Google

pessimistische Tendenz; seine Gedanken über die Dinge soll sich jeder privatim machen. Also wer holt uns die Typen aus den verschiedenen Klassen und Kreisen unseres Volkes heraus? Wer beschreibt uns den ehren- und bibelfesten konservativen Bauern oder Beamten, wie er sich wehrt gegen das moderne Gift, wer schildert uns den platten Anbeter der gesunden Vernunft und gläubigen Nachbeter materialistisch-skeptischer Dämmerschoppenweisheit? Wer zeigt uns den Fabrikarbeiter im Kampf um die Weltanschauung? Wer den Haût-gout Romantiker der Theosophie und des Neubuddhismus? Wer zeigt uns die ringenden und die fertigen Seelen, die Verlegenheiten, Ausklünfte, Kompromisse, Katastrophen auf diesem Gebiet? Poeten heraus, Poeten heraus! Und wenn sie schweigen die Könige, dann sollen sich die Kärrner plagen: Wer stellt uns das religiöse Volksleben nach Jörn Uhl oder nach Klara Viebigs Eifelromanen oder nach andern älteren und neueren Büchern dar? Wer erzählt uns mit religions-psychologischem Blick die Entwicklung eines Zweiflers etwa nach Donovan und ähnlichen englischen Romanen? Wer schildert uns das Auf und Ab im religiösen Leben des Kindes, daß wir, erlöst von den Schablonen, mit denen wir hantieren, die weiter nichts sind als die Prämissen zur Dogmatik und Ethik, daß wir erlöst von diesen Schablonen Wirklichkeit sehen und endlich anfangen, unsere Praxis nach der Erkenntnis der Dinge, aber nicht mehr die Erkenntnis der Dinge nach der überlieferten Praxis zu richten?

Und der Ablativ: — warum schweigen viele in trägem Geiz, denen die modern-praktische Behandlung irgend einer schweren Bibelstelle oder eines herkömmlichen christlichen Gedankens gelungen? Stehen nicht viele junge Pfarrer und Kandidaten auf der Straße und warten auf Brocken von der Reichen Tische? Warum ist Bassermann mit seinen Ausführungen über die Behandlung des Wiederkunftgedankens so allein geblieben? Sage uns doch, wer sich zur Klarheit durchgerungen hat, wie er es mit den bildlichen Ausdrücken der transzendenten Wahrheiten macht, wie er Gott darstellt, wie er mit dem Thema: Gott und der Krieg, Gott und Martinique, Gott und der Irrsinn fertig geworden ist? Wie er den hist. Jesus praktisch fruchtbar macht, wie er mit den Wundern, mit Ostern, mit schwierigen Paulusstellen einfach und packend verfahren ist? Erzählt uns doch, wie ihr den Kindern den Uebergang von der schulmäßigen Auffassung der Schöpfung, der Wunder, der Person Jesu, des Weihnachtsevangeliums, erleichtert, wie ihr sie gegen die „Bibel in der Westentasche“ immun macht, wie ihr ihnen Bibelkritik und Liebe zur Bibel beibringt, wie ihr die Sakramente behandelt! Teilt uns doch knapp euren Gang im Konfirmandenunterricht mit, daß wir von euch und ihr von uns lernet! Und ferner, wer zeichnet uns getreu und knapp ein Gespräch auf, das er mit einem „modernen Menschen“, sei es Bauer, Arbeiter, Beamter oder Fabrikant, über das Dasein Gottes, über Jesus, die Bibel oder die Wunder gehabt hat? Wer sagt uns, welche Bücher und Schriften dort Eindruck machen?

Solche Sachen wollen wir wissen. Das ist uns lieber, als wenn jemand dem bekannten Drängen der Freude nachgibt und eine bessere Durchschnitts-

Digitized by Google

predigt oder eine mit großem Beifall gehaltene Kasualrede einschickt. Predigten und Reden werden wir nur dann aufnehmen, wenn wirklich eine ganz eigenartige Lösung von Schwierigkeiten, die unseren Kreis bedrücken, darin geboten ist. Für größere Abhandlungen historischer Art ist jetzt leider nach dem Eingehen der Mutter unserer Monatsschrift, der Zeitschrift für praktische Theologie, gar kein Plätzlein mehr vorhanden. Wer etwas derartiges hat, der gebe es, aber das Historische möglichst kurz und knapp auf das Praktische zugeschnitten.

Und wie wollen wir geschrieben haben? Unsere lieben Freunde machen es als deutsche Theologen meist sehr gründlich, sie setzen gar nichts voraus, weder an Kenntnissen noch an Fähigkeit eigenen Nachdenkens. Und dann kommen die langen Manuskripte, die schon gleich mit einem Vorurteil in die Hand genommen werden. Die in medias res einleitenden Aufsätze hat jeder lieber. Man sage, warum etwas da und darüber gesagt werden muß; man sage, was man zu sagen hat; sage, warum das richtig und das Gegenteil falsch ist, und dann führe man es an zwei, drei Punkten aus und überlasse es der Intelligenz der Leser, sich die Anwendung auf die andern Punkte selbst zu ergänzen. Unsere ungeduldige moderne Art, will wenig Teig und viel Rosinen; darum gute Zusammenfassungen, Schlager Pointen, Gleichnisse und Bilder als Würze zum Lesen, als Nägel fürs Gedächtnis! Nur nicht langweilig, um Gottes willen nicht langweilig! Und dann kurz, und besonders keinen langen Schluß, wie ich auch hiermit schnell schließen will. Das und so wollen wir geschrieben haben.

Friedrich Niebergall.

Das Lied vom Elend.

Dorfpredigt über Römer 7, 18—25.

Von

Pfarrer **Hesselbacher** in Neckarzimmen (Baden).

„Ich elender Mensch!" eine furchtbare Klage. Wo habe ich sie vor kurzem gehört? Ein Kranker wars, den ich besuchte; er wußte, daß er nicht mehr aufkommen werde. Von Tag zu Tag wurde er schwächer. Als ich ihn bedauerte, traten ihm die Tränen in die Augen: „O, wie elend muß ich daliegen! O, ich elender Mensch!" Du hast vielleicht auch schon so geseufzt? Ein schlechtes Rebjahr ist gewesen; als Martini kam und die Zinsen und die Pachtgelder bezahlt werden sollten, waren die Schubladen leer, und dein Weib jammerte: „Ach Gott, wie wird's uns gehen? O, ich elender Mensch!" hat's da gezuckt in deinem Herzen, „keine Hilfe, kein Rat!" Von einem weiß

Digitized by Google

ich, der am Sarg seines jungen Weibes stand, dem war, als ob ihm ein Messer durch die Brust ginge, und in seinen roten Augen stand geschrieben: „O, ich elender Mensch!“ Von einem andern weiß ich, dem saß der Unfriede der Familie unter dem Hausdach, und als ich mit ihm redete, da fuhr er mit der Hand über die Haare: „Elendes Haus, elender Mensch!“ Vielleicht sitzt einer unter uns, der um ein ungeratenes Kind sich härmt, das draußen in der Fremde verloren gegangen ist — wer mag sie alle schildern, die Jammervollen, die Gebeugten! In langen Reihen ziehen sie auf dem heißen, schattenlosen Lebensweg über die steilen Berge, an Stäben sich klammernd, von den Bündeln auf dem Rücken niedergedrückt, den Schweiß von der Stirn sich wischend und die brennenden Augen zum Himmel gehoben: „O, wir elenden Menschen, zum Leiden geboren, zum Jammer erkoren!“ Ja, tausendfach ist die Klage über das Elend des Menschenlebens, das Elend der schlimmen Zeiten, der drückenden Verhältnisse, der bösen Menschen, die einem das Leben verbittern und zur Hölle machen — und da denke ich, sollten wir doch etwas verstehen davon, wenn unser Apostel sein Klagelied vom Elend anhebt. Und wir sollten aufhorchen, wenn er nun uns sagt:

1. Was ist das größte Elend? Und 2. wer fühlt dies Elend? Und 3. kommen wir wohl einmal heraus aus diesem Elend?

I.

Sieh, er tritt jetzt zu dir, der Paulus, ein Mann mit traurig blickenden Augen, er tritt zu dir: ein Leidender zu den Leidenden. „Ich elender Mensch!“ Er gefällt dir, nicht wahr? Du liebst es, wenn einer mit dir klagt. Du sagst: „Ja, der kennt das Leben! Der weiß, wie's unsereinem zu Mute ist!“ Du bist gut Freund mit einem, der sich zu dir setzt auf deinen Platz am Wegrand und mit dir seufzt: Ich elender Mensch! Ja, öffne nur dein Herz, fang einmal an zu klagen von Krankheitswochen und Krankheitssorgen. Er hört dich freundlich an, und — wenn du lang geklagt hast, wird er dich voll Mitleid ansehen und dir die Hand auf die Schulter legen: „Ich war auch so gepeinigt wie du, jahrelang!“ „Aber — jetzt schüttelt er den Kopf, „das war nicht mein größtes Elend. Mich hat des Satans Engel mit Fäusten geschlagen, daß ich besinnungslos am Boden lag in den Krämpfen, und ich habe geschrieen: Herr erbarme dich! und noch einmal und noch einmal habe ich geschrieen, aber der Herr hat zu mir gesagt: „lasse dir an meiner Gnade genügen“. Da bin ich still geworden, da habe ich überwinden gelernt und mein Kreuz getragen. Nein, das war nicht, was mich elend gemacht hat. Erzähle mir weiter, mein Bruder, von deinem Elend!“ Nun hebst du an zu

Digitized by Google

sagen von Nahrungssorgen, Geldsorgen, Ackersorgen, Weinbausorgen. Er drückt dir die Hand: „Wie leid du mir tust, armer, geplagter Freund! Ich habe sie auch kennen gelernt, diese Sorgen. Ich habe manchmal Hunger gelitten, manchmal am Abend noch nicht gewußt, wo ich nachts schlafen darf. Und doch ist's das nicht gewesen, was mich elend gemacht hat. Denn ich habe gelernt, satt sein und hungrig sein, Ueberfluß haben und Mangel leiden; ich habe gelernt, Hunger und Blöße zu ertragen; ich habe erfahren, daß eine Menschenseele unendlich viel mehr tragen kann als sie sich selber zutraut. Nein, die Erdensorge ist nicht mein größtes Unglück gewesen. Erzähle mir mehr, mein Bruder!" Und du erzählst von Feinden, Widersachern, bösen, unbarmherzigen Menschen, die dich drücken, harten Menschen, in deren Gewalt du bist und die dich nach ihrem Gefallen mißhandeln. Der Apostel zieht dich an seine Brust: „Glaub' mir, ich versteh' dich; ich weiß, wie böse Menschen einen peinigen können; sie haben mich gebissen wie wütende Hunde, mich mit Steinen geworfen, geschlagen, in Fesseln gelegt, in stickige Kerkerlöcher geworfen. Aber ich habe gelernt, dies alles für nichts zu achten. Verführer schalten sie mich: ich wußte, vor Gott bin ich wahrhaftig, als ein Halbtoter lag ich manchmal da, und doch habe ich Lebenskräfte gespürt. Ketten habe ich getragen und doch habe ich mich wie ein Freier gefühlt in meines Gottes Geleite. Ich habe gelernt, durch Ehre und Schande, durch gute Gerichte und böse Gerichte zu gehen und doch ruhig zu bleiben. Denn ich habe gelernt, meine Ehre in Gottes Hand zu legen. Nein, das, was böse Menschen mir auch angetan haben, es ist doch nicht das Schlimmste, was ich erlebt habe!" Aber nun schauen wir den Apostel an. Wir verstehen ihn nicht. Wie? Gibt's denn noch ein Elend? Ein schlimmeres Elend als Leibeselend, Sorgenelend, Verfolgungselend? Sieh, wie der Apostel sich aufrichtet! Aus seinem Auge schlägt ein Blick, der erzählt von verzweifelten Stunden, und aus seinem Munde bricht's heiß heraus: „Ja, es gibt noch ein schlimmeres, ein größeres Elend. Ich habe es erfahren. Das ist das Seelenelend. Das ist das Elend, das von innen herauskommt, das Elend, an dem ich ganz allein schuld bin. Das ist das Elend, das mich unglücklich gemacht hat. Das ist wie ein Riese vor mir gestanden und hat mich zu Boden geworfen: das hat seine starke Faust auf mich gepreßt, daß ich nicht mehr habe aufstehen können, so arg ich mich gewunden und gebäumt habe. Das Elend der eigenen Seele! Alles andere, was von außen her über mich hereingekommen ist, das Leid, das mir meine Gegner angetan haben, die Sorgen, die meine Armut über mich gebracht hat, die Schmerzen, die mein armseliger Körper mir bereitet,

Digitized by Google

dies alles habe ich getragen. Trotzig habe ich es auf mich genommen. „Ihr sollt mich nicht klein machen. Ich will dastehen mit meinem Gott und getrost den Kampf mit euch wagen. Ihr sollt sehen, daß auch der Schwächste ein Held wird, wenn Gottes Gnade in ihm wohnt". Aber ein Feind war, den habe ich nicht besiegen können, das war ich selber, das war meine eigene Seele, meine unbegreifliche Seele!" Und ergreifend hallen seine Worte, wie er das Lied vom größten Elend singt: „Wollen habe ich, aber das Vollbringen finde ich nicht! Das Gute will ich und tu's nicht. Das Böse will ich nicht und tu's doch!" Ist's nicht, als sähen wir einen Menschen drunten im Neckar schwimmen, der sich in die langen Schlingen der Wasserpflanzen verstrickt hat und sich abmüht, herauszukommen? Aber je mehr er sich müht, umso verwirrender schlingen sich die feuchten Bänder um seine Glieder und umso stärker zerren sie ihn nieder auf den Grund. Das ist das größte Elend, daß ich nicht Herr bin über mich selber, daß ich nicht tun darf, was meine Seele will, daß ich das tun muß, wovor ich den größten Abscheu empfinde. Das ist das größte Elend, daß ich ein Sklave bin, mein eigener Sklave, der sich nach Freiheit sehnt und die Freiheit nicht findet. So hat's der Apostel in seinem Leben erfahren.

II.

Und wir? Fühlen wir etwas von diesem Elend? Wer fühlt etwas von diesem Elend? Haben wir es so gespürt, daß es uns als das allergrößte Elend vorgekommen ist, unter dem wir geseufzt, geklagt, geschrieen haben wie Paulus? Manchmal sieht's aus, als ob man in unserer Zeit von diesem Elend gar nichts mehr wüßte. Es ist, als ob man die äußere Not und den äußeren Druck so stark spüre, daß man gar nicht mehr merkt, wo der Hauptfeind ist. Es ist, als ob wir gar keine Zeit mehr finden wollten, über uns selber nachzudenken, als ob wir so sehr von den Dingen des irdischen Lebens in Anspruch genommen wären, daß wir nichts mehr für unser inneres Leben übrig haben. Und doch — wenn wir uns einmal eine ruhige Stunde gönnen wollten, würden wir doch etwas wenigstens von dem spüren, was Paulus von sich erzählt: es würde uns deutlich werden, warum wir im Leben zu keiner rechten Freudigkeit, zu keiner rechten Ruhe kommen können. Eben das würden wir merken: das Gute will ich und bringe es nicht fertig; das Böse will ich nicht und tu es doch! Ich erinnere mich an einen Säufer, der einmal mit Tränen im Auge gesagt hat: „Wenn ich so weiter mache, gehe ich zu Grunde, ich sehe ein, ich muß anders werden". Ein paar Tage darauf ist er herumtaumelt und hat in seiner Familie getobt und gewütet wie ein wilder Stier. Nicht wahr, das ist Elend, das größte, das man sich denken

Digitized by Google

kann. Ich denke an eine brave Frau, die eine lange Feindschaft mit einer Nachbarin gedrückt hat. Sie ist zu ihrer Gegnerin gegangen, um ihr die Hand zu drücken und sich zu versöhnen mit ihr, aber im Gespräch ist die alte Leidenschaft durchgebrochen, der Streit ist aufs neue aufgeflammt, viel ärger als zuvor. Ich weiß noch heute, wie niedergeschlagen die Frau gewesen ist: Elend! stand auf ihrem Gesicht zu lesen in Frakturschrift. Aber wir wollen alle an uns denken: wie ein Zorn manchmal über uns kommt, daß wir nicht mehr wissen, was recht ist, anderen Menschen unnötig weh tun, unseren besten Freund vor den Kopf stoßen. Wie oft hat's geheißen: Es muß anders werden, ich will schweigen, tragen, geduldig sein! Und immer wieder hat das heiße Blut angefangen zu kochen und wir sind armselige Knechte der Leidenschaft geworden, die wir hassen und verachten. Wie oft haben wir uns gesagt: Pfui, der häßliche Neid, der mir mein Herz zerfrißt! Ich will's anders machen — dankbar will ich sein für den Gottessegen, den ich mein nenne, und wieder und wieder hat's uns hinuntergezogen ins Dunkel der Bitterkeit und des Aergers. Was soll ich noch reden von dem guten Willen, ehrlich zu sein und wahrhaftig, von dem guten Willen, friedfertig zu sein und versöhnlich, von dem guten Willen, geduldig und demütig zu sein? Wer kann's aufzählen, wie oft wir unserem Gott gesagt haben: „Ich will, ich will!" und wie oft's geheißen hat: „Ich kann nicht, ich kann nicht!" Ist's da nicht gewesen, als legte sich ein eiserner Reif ums Herz und schnürte sich fester und fester, bis uns die Luft zum Atmen fehlt und wir rufen: „O, wir elende Menschen, mit unserem vielen Wollen, unserem kleinen Können!"

Aber freilich, mancher unter uns wird das gar nicht verstehen, mancher, der völlig zufrieden ist mit sich selbst. Er wird sagen, wie jene Leute, die nach der Predigt zum Pfarrer sagten: „Ei, Herr Pfarrer, das haben wir gar nicht gewußt, daß wir so schlechte Menschen sind!" Vielleicht „gefällt dir's ganz gut in deiner Haut?" Ja wohl, ich gebe dir recht. Es sind besondere Menschen, die ihr wahres Elend fühlen. Das sind Menschen, in denen eine Sehnsucht steckt, eine heiße, verzehrende Sehnsucht. Das sind Menschen, die höher hinauf wollen, denen es zu eng ist in ihrem gewöhnlichen Leben und Treiben. Da ist mir vor einigen Tagen ein Schmetterling auf's Blumenbrett geflogen; seine herrlichen Flügel mit dem blauen Auge breitete er wonnig aus im Sonnenschein. Aber gleich darauf zog er sie ängstlich zusammen und saß still geduckt, erschauernd in der kalten Märzluft. Armes Ding, was hat dich herausgelockt aus dem warmen Versteck? Die Sonne war's, deren Strahlen ihn irgendwo getroffen hatten. Da hielt

Digitized by Google

er's nicht mehr aus im Dunkeln, mochte es auch noch so behaglich sein. Er mußte heraus, an die Sonne. Er starb vor Sehnsucht nach der Sonne. Und es ist etwas von dieser Sonnensehnsucht in unserer Seele. „An's Licht, an die Sonne", ruft's da drinnen. „Ich habe Lust an Gottes Gesetz in meinem inwendigen Menschen!" sagt Paulus. Ich weiß, da ist's herrlich zu leben, wunderherrlich, wenn ich meinem Gott alles zu lieb tue. Ich weiß, in dem Herzen wird's warm, in dem Gottes Liebe allein wohnt. Ich weiß, da gibt's keine Angst, keine Vorwürfe, keine Sorgen, keine Klagen, wo Gott selber alles Denken und Tun regiert. Ich weiß von einem Menschen, in dessen Auge die Seligkeit leuchtete. Er hatte es nicht leicht im Leben, sogar noch viel schwerer, als wir alle es haben, aber es war wunderbar: er trug den Frieden überall hin, wohin er ging. Es war ein Mensch, in dessen Seele nichts anderes wohnte als sein himmlischer Vater. Jesus war dieser Mensch. Wenn ich den ansehe, dann erfaßt mich die Sehnsucht, die heiße Sehnsucht: „O, könnte ich sein, wie er! Wie glücklich wäre ich dann!" Da ist mir, als sollte ich Flügel breiten und fliegen, bis dahin fliegen, wo Jesus ist. Dann wäre ich glücklich. Diesen Frieden möchte ich haben. So wie Jesus mit seinem himmlischen Vater durch die Welt ging, durch die Sorgen ging, durch die Versuchungen ging, durch's Leiden ging und in's Grab ging, so möchte ich mit meinem himmlischen Vater gehen. Ach, was für ein Glück wäre das! Das wäre, wie wenn ich im Himmel wohnte! Nicht wahr, das fühlst du: „Das wäre, als ob ich im Himmel wohnte!" Dann begreifst du, warum Paulus seufzte: „O ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?" Es war der Sehnsuchtsseufzer nach dem unbeschreiblichen Glück des Gottesfriedens, nach dem unbeschreiblichen Glück eines Lebens in Gott. Da, wo diese Sehnsucht ist, da tönt die Klage: „Wie weit, wie fern bin ich noch von diesem Glück! Wie bin ich gebunden an die „Lust und Last" dieser Erde, wie zieht mich mein törichtes Herz mit seiner Leidenschaft von meinem Gott weg! Sag, kennst du diese Sehnsucht?

III.

Dann verstehst du die Frage: gibt's eine Erfüllung dieser Sehnsucht? Gibt's eine Erlösung aus dem Elend? Es kann doch nicht beim Sehnen und Seufzen bleiben. Der verlorene Sohn in der Fremde bei der Schweineherde hat nicht blos geseufzt: „Ach, wäre ich daheim!" Sondern er ging. Er machte sich auf und ging. Er wußte, das letzte Wort beim Vater ist nicht: „verloren!" sondern: „gerettet!" So war's bei Paulus. Das letzte Wort war für ihn nicht: elend! sondern: erlöst! Komme ich heraus aus dem Elend? So hat ihn mancher gefragt, der's

Digitized by Google

mit klopfendem, zitterndem Herzen ihm nachfühlte und nachsprach: „O, ich elender Mensch!“ Und er antwortete — und sein Auge glänzte wie der funkelnde Stern am Abendhimmel. — „Ja, Gott sei Dank, wir kommen heraus! Gott sei Dank, es ist einer da, der uns heraushilft. Jesus Christus! Eben der, nach dessen Frieden ich mich sehne, eben der hilft heraus!“ Für Paulus ist Jesus kein himmelhoch entfernter Gott gewesen, zu dem er nicht hinankonnte, sondern ein freundlicher, liebreicher Bruder, der ihm die Hand reichte und mit seinem guten Auge ihn ansah: „Komm, geh mit mir! Ich bringe dich vorwärts. Ich helfe dir. Ich trage dich, wenn du nicht mehr weiterkannst. Mut, mein Freund, es wird gehen!“ Und ich denke, diesen Jesus haben auch wir noch. Er ist jetzt noch da, ganz nahe bei all denen, die seufzen und sich sehnen: „wer wird mich erlösen?“ Wir müssen nur die Augen aufmachen, ihn zu sehen, und die Herzen aufmachen, um von ihm etwas zu spüren. In der Bibel steht er, in den Evangelien, hoch und herrlich, gütig und freundlich. Und wir dürfen die Hände nach ihm ausstrecken. So hat ihn ein Dichter einmal mit Geistesaugen gesehen: hoch oben auf dem Berggipfel. Steil geht der Weg hinauf, den die Schar der Mühseligen geht, auf Stäben sich stützend, den schweren Pack auf dem Rücken. In Windungen geht der Weg, immer wieder um Felsecken herum, immer wieder über Schluchten und Spalten. Manchem will der Mut ausgehen, das Knie zittern und das Auge dunkel werden. Aber Er steht oben und winkt. Und sie blicken hinauf, und so oft sie seine winkende Hand sehen, so oft steigen sie munter weiter über scharfe Felszacken und dachgähen Pfad. Er winkt: Mut, es wird gehen! Ja, Gott sei Dank durch Jesus Christus! Wir danken ihm, der uns nicht verstößt und uns nicht verdammt, der uns nicht schilt und uns nicht verachtet, sondern der mit uns Geduld hat und noch viel mehr: der uns Mut macht. Du weißt, wie das ist, wenn dir einer Mut macht, besonders beim Anfang einer Arbeit, trotz der Fehler, der Verkehrtheiten, die du machst, doch dir sagt: „Frisch weiter, es wird gehen, ich bleibe dabei!“ Wir danken ihm, dem Herrn, der uns nicht läßt, sondern uns zieht. Wir bieten ihm unser Herz und trauen's ihm zu, daß er uns vorwärts bringt, ganz wunderbar! über uns selber hinaus vorwärts bringt.

Das Lied vom Elend, vom Seelenelend, hat Paulus gesungen. Unsere Zeit kennt dies Lied. Ich bin vor Kurzem in Karlsruhe in einer großen Halle gewesen, in der viele Bilder hingen und marmorne Bildwerke standen. Da sah ich gleich in der Mitte eins: ein Weib, das sich verzweifelt zu Boden geworfen hat und ihr Gesicht in ihre Hände vergräbt. Darunter stand „Reue“ geschrieben. Und als ich

Digitized by Google

weiter ging, sah ich andere Bilder, da stand: Buße, da stand: Verzweiflung. Und ich merkte, unsere Zeit fängt an, das Pauluslied vom Seelenelend zu verstehen. Aber singt unsere Zeit auch das Pauluslied von der Erlösung? Singen wir es? Vielleicht sind wir noch nicht so weit, daß wir's so hell singen wie Paulus. Vielleicht stecken wir noch zu tief drunten. Aber wir lassen's doch nicht. Die strahlenden Augen Jesu haben es uns angetan. Wir trauen darauf: Mit ihm kommt's gewiß einmal zu dem Jubel „ich danke Gott durch Jesum Christum!" Amen.

Aus der Gemeinde.

Hilfe den Volksschullehrern.

Der Stand der Volksschullehrer bedarf unserer besonderen Pflege und ist im allgemeinen empfänglich für unseren Dienst. Denn die meisten Lehrer befinden sich in einer inneren Not. Das Seminar hat sie in der Regel mit gut orthodoxer Kost gefüttert. Nicht wenige sagen, daß sie mit Ekel gegen alle Religion gefüllt in das Amt getreten sind. Dann studieren sie Häckel und Renan, ohne daß sie zu einer kritischen Beurteilung imstande sind. Kommt dann noch ein schlechtes Verhältnis zum vorgesetzten Pfarrer dazu, dann ist der Zusammenbruch des persönlichen Christenlebens vollendet. Und mit einer solchen Gesinnung im Herzen muß der Religionsunterricht erteilt werden. Und zwar in dem Sinne der herrschenden Auffassung, weil es die Behörde so haben will. Dabei hilft sich dann jeder wie er kann. Manche erteilen den Religionsunterricht so sachlich wie den in irgend einem Realiensach, die meisten aber legen so viel Religiöses und Sittliches hinein als sie nur irgend können. Das Dogmatische behandeln sie entweder im vorgeschriebenen orthodoxen Sinn oder sie lassen ihre eigenen freieren Ansichten durchblicken. Beides natürlich mit nicht gutem Gewissen. Wie dankbar pflegen im allgemeinen die unter den Lehrern zu sein, die persönlich nicht mehr dem hergebrachten Glauben anhängen können, wenn man ihnen einen Einblick in unsere moderne Theologie gewährt! Wie das an vielen Orten geschieht, so habe ich auch wohl fünf Jahre lang die Lehrer meiner Gemeinde und zum Teil auch die der Nachbarschaft zu freien Konferenzen versammelt, um sie mit unserer Theologie bekannt zu machen. Das konnte ich um so eher, weil ich nicht Schulinspektor sondern nur Leiter des Religionsunterrichtes war. In diesen Konferenzen haben wir alle die Dinge behandelt, die den Herrn die meisten Schwierigkeiten zu machen pflegen, das A. T., die N. T.lichen Wunder und den Katechismus. Von dem Recht, alle, aber auch alle Fragen und Bedenken vorzubringen, wurde reichlich Gebrauch gemacht. So bekam man gegenseitig einen Einblick in die vorhandenen Nöte und lernte gemeinsam nach Auswegen suchen.

Digitized by Google

Die Vorbedingung ist natürlich dabei, daß der Pfarrer sich das Vertrauen erweckt, er wolle nicht herrschen und zwingen, sondern nur dienen und raten.

Der regelmäßige Einwand gegen alle diese Erkenntnisse unserer Theologie war der: Das ist ja alles schön und recht, aber in der Schule dürfen wir es doch nicht anwenden, denn wenn der Inspektor kommt, müssen wir doch mit der alten Auffassung und der alten Methode aufwarten. Dagegen kann man immer nur sagen, daß es sich zunächst nur einmal um den persönlichen Glauben und das gute Gewissen der Lehrer selbst handelt. Außerdem aber helfe die Bekanntschaft mit der neuen Theologie doch dazu, die Hauptsachen genauer zu erkennen, nämlich die großen geschichtlichen Gestalten und das innere Leben. Und von da aus lasse sich doch auch im Rahmen des Alten vieles anders ordnen und fassen. So kann man diesem fleißigen und wichtigen Stande mit wenig Mühe viel sein. Daß Lehrer, denen der Pfarrer sich in solcher Weise widmet, sich gern in den Dienst der Kirchengemeinde stellen, versteht sich von selbst. F. N.

Aus der Gemeinde.

Von

Pfarrer Spiess in Bottenhorn (Kreis Biedenkopf).

Für die bevorstehende Konfirmationszeit sei aufmerksam gemacht auf die Konfirmationsscheine, die der „Kunstwart“ herausgegeben hat. Sie sind insofern einzig in ihrer Art, als sie nicht ad hoc entworfen sind, sondern hier wohl zum ersten mal versucht wird, bei dieser Gelegenheit unsere Kunstschätze flüssig zu machen und unters Volk zu bringen. Es eignet sich dazu ja auch keine Gelegenheit besser. Und es ist fast wie bei dem Ei des Kolumbus: man wundert sich, daß man nicht schon längst auf diese schöne Idee gekommen ist. Was unsern Konfirmationsscheinen, wie sie jetzt üblich sind, als Mangel anhaftet, ist zweierlei: Die meisten leisten Unglaubliches an unverständlicher, geistreich sein sollender Symbolik. Was an christlichen Symbolen überhaupt vorhanden ist, ist verwendet, jedes Eckchen ausgenützt. Alles natürlich im „kirchlichen Stil“, als welcher ja die Gotik in anscheinend noch ungebrochener, wenn auch nicht unbestrittener Herrschaft steht. Manche Entwürfe sind „architektonisch“ behandelt, ohne daß man sich darüber klar geworden wäre, was das im Grunde für ein Unsinn ist. Der zweite Fehler ist der Mangel an dekorativer Wirkung als Wandbild. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die Entwürfe offenbar überhaupt nicht betrachtet. Und doch müßte das der Ausgangspunkt sein. Denn die Scheine werden doch ausnahmslos als Wandschmuck verwendet. Meistens sehen sie dann aus einer Entfernung von ein paar Schritten aus wie ein gerahmtes weißes Blatt Papier. Auch die farbigen geben keine einheitliche Wirkung, weil eine solche nicht herauskommen kann, wenn die Farben ohne jede Rücksicht darauf gewählt werden.

Digitized by Google

Diese ganze Misere veranlaßte den „Kunstwart", dieser wichtigen Gelegenheit zur Verbreitung von künstlerischen Darstellungen seine Aufmerksamkeit zu schenken. Er brachte zuerst im Jahre 1901 das Rembrandt'sche sog. „Hundertguldenblatt", auch „große Krankenheilung" genannt. Es war kurz vorher in der Serie der „Meisterbilder" erschienen und wurde nun mit entsprechendem Text (über dem Bild: „Erinnerung an den Tag der Konfirmation"; unter dem Bild: „N. N., geb. . . . getauft . . . wurde heute in der evangelischen Gemeinde zu . . . . eingesegnet". Ort, Datum) als Konfirmationsschein verwendet. Im folgenden Jahre kamen hinzu: Steinhausen, predigender Christus im Kahn; Dürer, heilige Dreifaltigkeit; Rembrandt, Verkündigung der Hirten und Uhde, Komm, Herr Jesu, sei unser Gast — Dürer und Steinhausen als Holzschnitte auf Büttenpapier, die anderen als Autotypien auf Kreidepapier. Dem Volksempfinden am nächsten liegt offenbar Uhdes Bild, das eine ländliche Familie darstellt, die sich im Gebet um den Mittagstisch sammelt, an dem der Herr mit segnender Gebärde steht. Diese Darstellung läßt sich mit leichter Mühe den Konfirmanden nahe bringen. Von den Rembrandt'schen Darstellungen, namentlich vom Hundertguldenblatt, hat man gesagt, daß sie das Volk zu fremdartig anmuten, unter Umständen sogar komisch wirken könnten. In dieser Allgemeinheit ist das sicher nicht richtig, zumal die Darstellungen sich schon deshalb leicht zum Verständnis bringen lassen, weil die dargestellten Vorgänge bekannt sind[1]). Namentlich die „Verkündigung der Hirten" bietet dem Verständnis gar keine Schwierigkeiten. Die künstlerischen Feinheiten, bei Rembrandt also vor allem die Verteilung von Licht und Schatten, kann man zunächst ruhig einmal beiseite lassen. Man soll doch auch nicht vergessen, daß dem Volk noch fast garnichts anderes geboten worden ist, als minderwertige, wenn nicht gänzlich wertlose „Kunst". Dadurch ist das natürliche Kunstempfinden verdorben und ohne Fleiß und Mühe läßt es sich nicht wieder hervorrufen. Wenn man aber auch nicht alle Bilder billigen will, eins wird man schon passend finden. Und das hier verfolgte Prinzip kann man doch trotzdem als richtig anerkennen. Der Preis der Scheine (M. 0,20 das Stück) ist derartig niedrig, daß auch in armen Gemeinden ihre Verbreitung möglich ist. Zudem stellt der Verlag alljährlich eine gewisse Anzahl besonders armen Gemeinden unentgeltlich zur Verfügung, in der Erwartung, daß mit diesem Angebot kein Mißbrauch getrieben wird. Es empfiehlt sich wohl, bei der Auswahl der Scheine auch diese „Kunstwart"-Publikationen inbetracht zu ziehen[2]). Sehr wünschenswert wäre es, wenn der „Kunstwart" auch den Tauf- und Trauscheinen seine Aufmerksamkeit schenken würde. Hier ist der Versuch zu künstlerischer Gestaltung anscheinend überhaupt noch nicht gemacht.

1) vgl. auch die Bemerkungen von Förster (Ch. W. 1901, S. 681) gegen Bonus (ebenda S. 612).

2) Ueber die gleichfalls warm zu empfehlenden Steinhausen'schen Blätter hat inzwischen Koch in der M.-Schr. f. Gottesd. u. kirchl. Kunst" 1903 Heft 3 und 4 berichtet (mit Abb.)

Digitized by Google

Das religiös-kirchliche Leben des Marienburger Werders.

Ein Hauptfaktor in der Bevölkerung des Marienburger Werders sind die Gutsbesitzer. Von ihnen wird man auch schon darum bei der Darstellung des kirchlichen Lebens sprechen müssen. Es sind dies die Besitzer grösserer Bauernhöfe von 50 ha und darüber. Die Besitzer kleinerer Grundstücke kommen hier zunächst nicht in Betracht. Ihr Bildungsgang ist ungefähr folgender. Sie besuchen eine höhere Schule in einer der nächsten Städte, wobei mit Rücksicht auf ihren späteren Beruf eine Realschule vor dem humanistischen Gymnasium bevorzugt wird. Ein gut Teil sucht entweder von vorneherein oder weil der Besuch jener Schulen erfolglos ist, die Landwirtschaftschule auf, wie sie die Kreisstadt Marienburg bietet. Da deren Absolvierung zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst berechtigt, so lässt sich verstehen, dass es eine in sich abgeschlossene Bildung ist, welche diese Schule als Ganzes zu geben sucht. Die neueren Sprachen werden neben Mathematik und den Naturwissenschaften gelehrt, um so den Abiturienten zu befähigen, später als „gebildeter Mann" die Fragen der Zeit zu verstehen und zu befolgen. Die konfirmierten Schüler sind zum Besuch des Religionsunterrichtes nicht verpflichtet und ich wüsste nicht, dass je einer Verlangen nach dem fakultativen Unterricht gezeigt hätte. Mit 18—20 Jahren verlässt der Jüngling die Schule, den Berechtigungsschein zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst in der Tasche oder auch nicht, wenn nämlich die Fähigkeiten gar zu sehr hinter den Ansprüchen zurückblieben oder der junge Herr sich sonstwie mit der lästigen Schulordnung nicht befreunden konnte. Er geht jetzt in die Lehre meist auf ein selbständiges Gut ausserhalb des Kreises, um unter einem Prinzipal seine ihm meist angeborenen landwirtschaftlichen Kenntnisse zu vervollkommnen. Ein Lernjahr genügt meist und der Herr Inspektor ist nun nicht mehr auf des Vaters Tasche angewiesen. Ein paar Jahre „inspektort" der junge Mann in fremden Wirtschaften, dank seiner auch fast angeborenen Tanzlust und seines „schneidigen" Wesens ein nicht ungern gesehener Gast töchterreicher Familien. Das Militärjahr unterbricht die landwirtschaftliche Beschäftigung und stellt wiederum an des Vaters Geldbeutel nicht unbedeutende Ansprüche, zumal man dieses Jahr geniessen will und dazu womöglich als „Berittener". Das Ideal jedes dieser jungen Leute ist es natürlich, als Leutnant der Reserve vom Offiziercorps

Digitized by Google

gewählt zu werden, ein Titel, der hernach den des Gutsbesitzers völlig verdrängt.

Meist schon als mittlerer Zwanziger erwirbt der junge Mann eine eigene Wirtschaft und heiratet die Dame seines Herzens, die er auf den vielen Bällen und sonstigen Vergnügungen des Winters kennen gelernt hat. Wenn das Vermögen der zu Erwählenden auch dabei immer eine grosse Rolle spielt, so kann man doch nicht sagen, dass es lediglich Vernunft- oder Geldheiraten sind, die hier geschlossen werden. Das Herz redet immerhin ein bedeutendes Wort mit und sind darum unglückliche Ehen doch verhältnismässig selten.

Die jungen Mädchen, anfangs durch Erzieherinnen im Hause unterrichtet, haben auf den höheren Mädchenschulen der Städte ihre Hauptbildung empfangen und zeigen meist die Schattenseiten dieser Bildungsinstitute in deutlicher Weise. Man hat von allem etwas gehört, ohne es recht in sich aufgenommen zu haben; man hat französische und englische Grammatik gelernt, ohne für diese Sprache interessiert und für ihre praktische Anwendung befähigt zu sein. Man hat deutsche Aufsätze angefertigt, ohne doch einen Blick für deutsches Leben und deutsche Art empfangen zu haben; man hat „Religion" gehabt, d. h. biblische Geschichten, Sprüche und Katechismus gelernt, ohne meist religiös bestimmt zu werden, wenn man nicht gerade religiöse Art aus dem Elternhause mitgebracht hat, was ein seltener Fall ist. Mit 15—16 Jahren hat die „höhere Tochter" die Schule absolviert, wenn sie nicht vielleicht noch das Lehrerinnenseminar besucht, um unter viel Bangen und Herzklopfen die Prüfung zu bestehen. Tanz-Unterricht im Winter während der Konfirmandenzeit, vielleicht ein sechswöchentlicher Kursus im Zuschneide-Unterricht und Weisszeugnähen bilden die Uebergangsstufe zum jungfräulichen Alter, das wieder im elterlichen Hause verlebt wird, meist als lernende Gehilfin der Mutter in der häuslichen Wirtschaft.

Das Leben des Gutsbesitzers dreht sich hauptsächlich um die Bewirtschaftung seines Grundstückes. Hier entfaltet er meist viel Treue und Umsicht. Sehr selten heute, dass einer seine Wirtschaft vernachlässigt und dem Trunke oder anderen Lastern sich ergibt. Er gewinnt die Scholle lieb, auf der er steht und sucht durch Steigerung der Erträge die oft nicht leichte Schuldenlast zu erleichtern und sodann sein eigenes Vermögen zu vergrössern. Wenn die Schuldenlast nicht zu gross ist, gelingt es auch, in einem Menschenalter ein ziemlich beträchtliches Vermögen zu erwerben, vorausge-

Digitized by Google

setzt, dass nicht grosse Verluste im Viehbestande zu verzeichnen sind. Der Sinn ist fortwährend auf das Praktische gerichtet, kein Wunder, wenn er für das Ideale wenig Verständnis zeigt. Ueberhaupt geht Mann und Frau das, was man unter Herz und Gemüt versteht, ziemlich ab. Nicht dass er ein ungläubiger oder gar materialistischer Mensch wäre, im Gegenteil, er bleibt ein Mensch, der an einen Gott im Himmel glaubt, aber sein Leben weiss mit ideellen Dingen nichts oder wenig anzufangen. Er hört ganz gern einmal eine gute Predigt, die ihn in das „Reich der Ideen" hineintragen soll, aber er ist alles andere als ein Kirchenchrist. Er geht zur Kirche an den grossen Feiertagen und sonst an verschiedenen Sonntagen des Jahres, aber weniger aus innerem Bedürfnis denn aus Anstandspflicht. Kommt dazu vielleicht, dass das Verhältnis des Pfarrers zu diesem Teil der Gemeinde ein loses, oder gar schlechtes ist, so lässt der Kirchenbesuch viel zu wünschen übrig. Zu dem gemeinhin nur mittelmässigen Kirchenbesuch — ich schätze ihn durchschnittlich auf 10% und darunter — tragen auch viel die schlechten Wegeverhältnisse und im Winter die kalten Kirchen bei.

Die Gutsbesitzer sind meist Patrone der Werderkirchen. Ihnen liegen daher sämtliche Kirchenlasten ob, die in manchen Gemeinden, welche Neubauten haben ausführen müssen, eine ziemlich bedeutende Höhe erreicht haben. Es ist darum verständlich, wenn die Patrone auch ihre Rechte haben wollen und ängstlich über jeder etwaigen Schmälerung derselben wachen. Freilich ist nicht ihre Rührigkeit, sondern die Gleichgiltigkeit und Unkenntnis der anderen Stände Schuld daran, dass sie fast ausschliesslich die kirchlichen Aemter inne haben und darum in allen kirchlichen Fragen das ausschlaggebende Wort reden. Allen Neuerungen stehen sie höchst misstrauisch gegenüber und nur ein Pfarrer, der ganz ihr Vertrauen erworben hat, wird in inner- und ausserkirchlichen Dingen bei ihnen etwas durchsetzen. Bei diesem Teil der Gemeinde ist die Kirche als solche keine Lebensmacht.

Diesen gegenüber stehen die Arbeiter, Instleute meist, welche Wohnung, Deputat und Lohn von ihrem Herrn für ihre tägliche Arbeit empfangen, während die sogenannten freien Arbeiter auf Tagelohn gehen und im Sommer namentlich ein gut Stück Geld verdienen. Sie alle entstammen der Werderscholle und sind bis auf die Militärzeit kaum über die Grenzen des Werders hinausgekommen. Sie haben natürlich die Dorfschule besucht, dort je nach Begabung und Tüchtigkeit des Lehrers ihre Bildung und im Eltern-

Digitized by Google

hause eine mehr oder minder genügende Erziehung empfangen. Mit der Schulentlassung führt sie ihr Lebensweg in den Dienst, und ein ganz neues Leben beginnt für sie. Sie sind nach der Arbeit ganz sich selbst überlassen und es ist darum erklärlich, wenn die Grösseren die Kleineren zu allerlei Torheiten verführen. Es ist auch nicht zu verlangen, dass junge Burschen im Winter schon um 6 Uhr das Bett aufsuchen, sondern nur zu natürlich, dass sie, da sie keine guten Vergnügungen finden, zu recht fraglichen greifen, oft verrohen, das Trinken lernen und verkommen. Ertappt der Herr den Knecht bei einem dummen Streich, so regnet es Scheltworte, oft auch Schläge. Im Hause hat der Knecht ausser den Mahlzeiten nichts zu suchen; er ist lediglich auf den Stall angewiesen oder auf die Schnapskneipe wenn ihm nicht zufällig eine verwandte Familie im Dorfe das Haus öffnet. Zur Männlichkeit gehört durchaus ein strammer Trunk und weil die Löhne hoch sind — 120 bis 200 M. —, so wird die durchaus nicht blos studentische Unsitte des Trinkens fleissig geübt. Da hört man denn am Sonnabend und Sonntag abend die Angetrunkenen johlend durch das Dorf heimtaumeln, und da der Schnaps einen bösen Rausch verursacht, so ist der ruhige Bürgersmann vor diesen ihm begegnenden Unholden des Lebens nicht immer sicher. Die letzten Jahre scheinen eine Besserung in dieser Beziehung gebracht zu haben; bis dahin waren die Messerhändel der Werderknechte fast sprichwörtlich geworden. Dabei sind sie nicht durchaus unzugänglich; sie sind auch nicht Kirchenfeinde, aber kirchenfremd; sie sind Bäume von gesundem Holz, deren Kraft aber von den Wasserschösslingen der Trunksucht, Unzucht und Rohheit verzehrt wird.

Unter der gleichen Gefahr der Selbstüberlassenheit leiden auch die weiblichen Dienstboten. Es ist dabei ziemlich gleichgiltig, ob diese sogenannten Stützen oder gewöhnliche Mägde sind. Auf eine Kammer angewiesen — wenn sie nicht gar in der Leuteküche ihr Bett aufschlagen müssen —, die fern vom Schlafraum der Dienstherrschaft ist, oft sogar zu zweien ein Bett teilend, sind sie der Verführung im hohen Grade ausgesetzt. Das Gefühl für Zucht und Schamhaftigkeit ist ihrer vielen abhanden gekommen. Es gilt nicht mehr als Schande, ein uneheliches Kind zu besitzen; von Unglück redet man nur, wenn der Bräutigam die Braut sitzen lässt, weil er im nächsten Jahre auf der neuen Stellung eine neue Braut findet, die vielleicht das gleiche Geschick ereilt. Ja, die Verführung geht manchmal geradezu von den Mädchen aus, welche völlig verwirrt sich an den jungen Burschen wegwerfen in der Hoffnung, dadurch

Digitized by Google

in den Hafen der Ehe zu gelangen. Wenn auch Prostituierte im engeren Sinne hier kaum zu finden sind, so ist doch die Zahl derer nicht klein, welche sich mit dem Ersten, Besten einlassen und darum öfters zu Fall kommen. Das Los der kleinen Ziehkinder ist ein bedauernswertes; wenn sie nicht bei den Eltern der Mutter untergebracht werden, kommen sie zu Frauen in Pflege, welche daraus einen Erwerb machen. Die Folge ist mangelhafte Ernährung und der Tod im ersten Lebensjahr. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, dass 75% der unehelichen Kinder einen frühen Tod finden. Das Gefühl der Mutter ist oft schon so abgestumpft, dass sie am Grabe nur Trauer heuchelt, im Herzen froh ist, die Last des Zahlens und des Kindes selber los zu sein. Wie selbstverständlich der eheliche Verkehr unter Verlobten ist, geht aus der Aeusserung einer Mutter hervor, welche auf die Reinheit vor der Ehe hingewiesen, als Vorbedingung für Kranz und Schleier bei der Trauung, offen entgegnete: „Ach, solche giebts ja bei uns überhaupt nicht". Ich glaube diese versuchte Schwarzfärberei nicht; aber die Unzucht zieht wie ein breiter, schlammiger Strom durch das gesamte Gesinde und ihrer sind wenige, welche nicht davon ergriffen werden. Aeussere Kirchenzucht, wie sie wohl noch in allen Gemeinden geübt wird, steht diesem Verderben machtlos gegenüber; sie trifft die offenbaren Sünder und zwar unter ihnen wieder nur die Frauen, nicht die Männer und vor allem nicht die Gefallenen, deren Schande verborgen bleibt.

Bald nach Ablauf der Militärzeit begründet der junge Arbeiter einen Hausstand. Gewöhnlich zieht er „unter den Herrn", d. h. er nimmt eine feste Arbeitsstelle bei einem Besitzer an, erhält von ihm Wohnung und Feuerung, Deputat an Getreide, Kartoffelland und an barem Gelde 10—12 M. monatlich. Scharwerker darf er nicht stellen, nur die Frau wird während der Erntezeit und hin und her im Winter gegen einen Tagelohn verlangt. Die Wohnung besteht oft nur aus einer Stube, in der auch im Winter auf dem Ofen gekocht wird. Ist die Familie stark und sind die Kartoffeln minder gut geraten, so kommt wohl der Hausstand mit dem Brotkorn nicht aus und muss mit barem Gelde zukaufen, wenn nicht gar Hunger eintritt. Dieser Fall ist nicht so gar selten wie man meinen dürfte, da der Arbeiter leicht zum Trunke neigt und dann einen Teil seines Verdienstes in die Schnapskneipe trägt oder dort die Zeche anschreiben lässt. Es giebt Männer, welche $^1/_4$ ihres Verdienstes der Kneipe zutragen und wenn auch dieser hohe Prozentsatz nicht die Regel ist, so ist doch Tatsache, dass die Gast-

Digitized by Google

häuser auf dem Lande den grössten Verdienst von den Arbeitern ziehen. Und wiederum, weil die Arbeiter oft ihren Schnaps auf Borg nehmen, müssen sie auch die oft minderwertigen teuren Materialwaren demselben Kaufmann abnehmen. Der Arbeiter im Werder lebt darum ganz aus der Hand in den Mund, er legt selten einen Notgroschen zurück, hat aber oft noch Schulden, die schliesslich ausfallen oder von den Kindern gedeckt werden.

Auch er hat natürlich schon von der Sozialdemokratie gehört, und sozialdemokratische Agitatoren vertreiben vor den Reichstagswahlen in den Dörfern Flugblätter. Wenn aber bei solchen Wahlen einzelne Bezirke eine bedeutende Zahl von sozialdemokratischen Stimmen aufweisen, so liegt dieser Erfolg mehr in der geschickten Agitation als in dem Beifall des Landarbeiters. Derselbe ist viel zu schwerfällig, viel zu sehr mit seinen Sorgen im guten und im bösen Sinne beschäftigt, als dass er das Programm der sozialdemokratischen Partei verstehen könnte. Er macht meist nur mit, weil ein geschickt geschriebenes Flugblatt ihm das Elend seiner Lage recht klar gemacht hat, das er bisher wenig empfunden hat. Der Arbeiter ist für die Kirche durchaus nicht verloren; er geht nicht einmal ungern zur Kirche, wenngleich auch er nicht kirchlich zu nennen ist. Einmal jährlich empfängt er auch das Abendmahl. Dem Pfarrer tritt er durchaus freundlich und zuvorkommend entgegen, er sieht gern seine Besuche und geht dabei auch aus sich heraus. Religiöse Fragen hat er kaum, noch weniger quälen ihn religiöse Zweifel; er glaubt an einen heiligen Gott, der einstmals eine grosse Versöhnung durch Christus veranstaltet hat und nun durch Christus ein neues Gesetz gegeben hat: „wir sollen gut sein“; im Tode geht die Seele des Menschen zu Gott und darf um Jesu willen auf ein gnädiges Gericht hoffen. Der innere Segen des Christentums ist ihm meist noch verborgen und die Verkündigung des Reiches Gottes ist ihm fast noch eine fremde Welt. Manchen überraschenden Erfolg habe ich von den Andachten in den Häusern gehabt, wo in möglichst einfacher Weise die ewigen Wahrheiten an die Herzen gelegt werden. Diese Versammlungen, mit Gesang begonnen und beendet, durch ein einfaches Gebet geweiht, in ihrem zweiten Teil Vorträge oder Lektüre aus allen möglichen Gebieten darbietend, überstehen Sommerhitze und Winterkälte, Frühlingsstürme und Herbstschmutz. Wenn es die Kraft des Geistlichen und die Verhältnisse erlaubten, solche ungezwungenen Versammlungen in allen Dörfern zu halten, sie würden für manchen Arbeiter Erquickung und Halt sein. Für die Evangelisationsbewe-

Digitized by Google

gung dürften diese Kreise nicht zu haben sein.

Zwischen Gutsbesitzern und Arbeitern stehen die sogenannten kleinen Leute, kleinere Besitzer, Handwerker, Eigentümer und dergl. Sie alle haben mit dem Arbeiter denselben Bildungsgang gemein wie ihn die Volksschule bietet. Es liegt wohl im Charakter des Werders, dass seine Bewohner geistig zumeist nicht gerade hochstrebende Menschen sind, wie denn auch das Werder im Verhältnis zu seinen vielen grossen Besitzern wenig Studierende liefert. Auch die kleinen Leute sind von wenig Unternehmungsgeist getrieben. Ihr Ziel ist eine eigene Scholle zu erwerben und darauf ihr Getreide zu bauen. Während in den früheren Jahren viele von den Arbeitern nach Westfalen gezogen sind, um dort in der Eisenindustrie bald völlig die Verbindung mit der Heimat zu verlieren, bleibt diese Art Leute meist im Lande und nährt sich mühsam von der Hände Arbeit. Denn sowohl der kleinere Besitzer muss fleissig selbst Hand anlegen, um die Zinsen aus seiner Wirtschaft heraus zu schlagen, als auch der Eigentümer und Kätner; dieser muss ebenfalls auf Arbeit zu dem Besitzer gehen, um mit dem Verdienst die baren Unkosten seiner Wirtschaft bestreiten zu können. Diese kleinen Leute sind wohl hier durchgängig die kirchlichsten, wenngleich man auch hier inbetracht ziehen muss, dass die Gewohnheit viel geschaffen hat, und dass darum das Leben dieser Leute sich nicht immer hell von dem Hintergrunde der andern abhebt. Wie überall so schliesst sich auch hier dieser zweite Stand streng gegen den dritten ab und verkehrt unter sich. Ihre religiösen Anschauungen unterscheiden sich dagegen kaum von denen der Arbeiter wie sie denn auch mit diesen auf den Kirchhöfen in gleicher Reihe begraben werden, während die Gutsbesitzer ihre besonderen Plätze haben.

Ueber das ganze Werder hin zerstreut wohnen die Mennoniten, eine evangelische Sekte des 16. Jahrhunderts, die vom Niederrhein in Westpreussen eingewandert hier und in der fruchtbaren Weichselniederung stromaufwärts sich angesiedelt haben. Die allermeisten dürften nach ihrer eigentümlichen Lehre gefragt kaum mehr zu antworten wissen, als dass sie die Kindertaufe und den Eid verwerfen. Eine eigene konfessionelle Lehre haben sie ja überhaupt kaum, wenngleich ihr Stifter mit aller Entschiedenheit die Gottheit Christi verwarf und Jesu Bedeutung in seine Vorbildlichkeit setzte. Ihr religiöses Leben wird anfangs sicher lebendig gewesen sein, weil sie einen besonderen Stand von Predigern nicht kannten und studierte Predigt auch heute nur in den Städten haben. Die Land-

Digitized by Google

gemeinden wählen aus ihrem Schosse Laienprediger, meist schon ältere Männer, welche nach einigem Schriftstudium allmählich auch des Wortes mächtig werden. Freilich kann jeder klar Denkende auch hier sehen, welchen Segen ein gediegenes Universitätsstudium dem Pastor nnd damit der Gemeinde leistet. Denn abgesehen von mannigfachen Wortentgleisungen, wie sie in dem niederen Bildungsstandpunkt der mennonitischen Prediger begründet sind, ist auch die Textauslegung oft mangelhaft. Die Langweiligkeit der mennonitischen Prediger ist allgemein bekannt und ihre anekdotenhaften Predigten sind fast ein Gegenstand des Spottes geworden. Es kann sich eben kein Mensch etwas nehmen, es werde ihm denn von oben gegeben. Freilich gibt es auch rühmliche Ausnahmen, und ich gestehe selbst, das Gebet eines mennonitischen Predigers an einem Sarge gehört zu haben, das, abgesehen von seinem heulenden Vortrage tief und ergreifend war. Aber das sind Ausnahmen, und der Wunsch vieler Mennoniten geht dahin, studierte Prediger zu haben.

Dass das religiöse Leben dieser Mennonitengemeinden jetzt kein besonders reges ist, kann man schon aus dem Vorhergehenden ersehen. Es giebt unter ihnen kirchlich sehr rege Leute, die aber doch meist nur, weil es so Sitte ist, fleissig ihre Kirche besuchen; das jüngere Geschlecht, das sich fast seiner mennonitischen Konfession zu schämen scheint, ist der Kirche vielfach entfremdet. Ich habe von alten Mennoniten öfter klagen gehört, dass die kirchliche Sitte immer mehr im Schwinden begriffen sei. Hat diese einst für viele eine gute Wehr gegen allerlei Versuchungen gebildet, so wird heute trotz der berühmten mennonitischen Sparsamkeit dem Gasthause auch von dieser Seite viel Tribut gezollt. Längst ist auch bei den meisten die Abneigung gegen den Militärdienst geschwunden und ihre einstmalige Weltfremdheit äussert sich heute vielleicht nur noch darin, dass sie zähe an der Heimat festhalten und infolge ihrer Sparsamkeit, die manchmal bedenkliche Richtungen annimmt, sich immer mehr im Werder ausbreiten. Es giebt Charaktere unter ihnen, wenigstens Menschen, die man hochschätzen und liebhaben kann; aber ihr Ruf der Verschlagenheit ist nicht immer unbegründet. Der evangelischen Kirche stehen sie durchaus freundlich gegenüber, besuchen deren Gottesdienste, wenn ihre Kirche zu entfernt ist, lassen ihre Toten oft in einer Reihe mit den evangelischen begraben und nehmen in diesem Falle auch die Tätigkeit des evangelischen Pfarrers gern und dankbar in Anspruch. Immerhin, hier ist ein stagnierender Teich Siloah, der auf das Herabkommen eines Engels wartet, dass er das Wasser aufrege und Heilung verschaffe

Digitized by Google

den mannigfachen Kranken, die jetzt ungeheilt bleiben. Ich glaube, dass ein verständiges, vorsichtiges Entgegenkommen unsererseits diese Leute noch einmal für die evangelische Kirche gewinnen kann und sie dann mit lebendiger Freudigkeit erfüllt ein Segen für das Werder werden können.

Und nun noch einen Blick auf die katholische Kirche des Werders! Zu ihr gehören fast nur Arbeiter und Handwerker. Von Süden dringt das Polentum immer mehr vor und macht sich die katholische Kirche dienstbar, während im übrigen Teil das deutsche Element das polnische nicht aufkommen lässt. Im Leben dieser Katholiken bildet die katholische Kirche die Hauptmacht, der sie blindlings gehorchen. Die katholischen Priester üben fast durchweg eine strenge Aufsicht über ihre Schäflein und schreiten rücksichtslos gegen jeden Ungehorsam ein. Fast immer verfällt der katholische Teil einer Mischehe, der seine Kinder evangelisch erziehen lässt, der Exkommunikation, und die Worte, deren sich der katholische Pfarrer bei solchen Auseinandersetzungen bedient, sind nicht fein. So ist es dahin gekommen, dass eine erschreckend hohe Zahl von Mischehen hier besteht, welche ihre Kinder ohne Weiteres der katholischen Kirche ausliefert. Man ist in evangelischen Kreisen schon so daran gewöhnt, dass man eine evangelische Erziehung in diesem Falle für etwas Wunderbares ansieht. Dem evangelischen Geistlichen, der das Gewissen der evangelischen Väter schärft, hält man immer wieder jene Praxis der katholischen Kirche vor, deren Handhabung man fürchtet; dass der evangelischen Kirche ebenfalls Zuchtmassregeln zu Gebote stehen, scheint man nicht zu wissen, und dass man seinem Gott mehr gehorchen muss als der katholischen Kirche, noch weniger. Uebrigens haben die Frauen mehr Entschiedenheit in religiösen Dingen als Männer, die gewöhnlich eher ihren Glauben drangeben. Mir sagte einmal ein evangelischer Mann, der seine Kinder katholisch erziehen lässt: „die Frauen haben tagsüber die Kinder, sie müssen sie aufziehen und lehren, mögen sie sie auch religiös unterrichten!“ Es liegt ein Körnlein Wahrheit darin; religiös entschiedene Mütter werden niemals ihre Kinder ihrer Kirche nehmen lassen, es lässt sich darum die Frage aufwerfen: ist es vielleicht ratsamer, von Staatsgesetz wegen die konfessionelle Erziehung der Kinder der Mutter zu überlassen?

Der katholische Christ ist hier entschieden kirchlicher als der evangelische. Er scheut nicht Weg noch Wetter, um seinen kirchlichen Pflichten zu genügen; ist es doch für ihn, wie mir ein ka-

Digitized by Google

tholischer Pfarrer sagte, geradezu verdienstlich, stundenlang in eiskalter Kirche zu sitzen. Die Zusammengehörigkeit unter den Katholiken ist auch dem entsprechend grösser als unter den Evangelischen, ohne dass der katholische Pfarrer eigentlich etwas für seine Gemeinde leistet. Denn, wenn auch hin und her katholische Gesellenvereine bestehen, so bestehen sie eben nur durch den Willen des Pfarrers und bleiben auch am Leben bei wenig geistiger Nahrung.

Eine schwere Schädigung des evangelischen Gemeindelebens geschieht mittelbar durch die katholischen Geistlichen. Als Landwirte, die sie meist sind, suchen und haben sie Verkehr mit den evangelischen Gutsbesitzern, der durch Skattische und sonstige gesellschaftliche Veranstaltungen leicht sehr weitgehend wird. Während der evangelische Geistliche neueren Datums von der Seelsorge am Biertisch wenig hält, ist der katholische Geistliche der „charmante, umgängliche Mann", mit dem man gern verkehrt. Mit wissenschaftlichen Problemen und religiös ernsten Fragen quält er die Herren nicht, weil er sie selbst nicht versteht, ist aber einer lustigen Gesellschaft niemals abgeneigt und wird bald der maître de plaisir des Dorfs. Er wird Freund und Vertrauensmann der konfessionell gleichgiltigen Besitzer, denen er erzählt, dass die Störer des konfessionellen Friedens der leidige evangelische Bund und der evangelische Pfarrer seien, dass er aber nur täte, was seine Kirche verlange. Es ist darum vorgekommen, dass der katholische Pfarrer über Vorgänge in kirchlichen Versammlungen, bei Gustav-Adolffesten und dergl. durch Kirchenälteste sehr schnell orientiert war, und diese vielleicht gar von ihm Direktiven für kirchliche Beschlüsse empfangen haben. „Mit dem katholischen Pfarrer muss man sich gut stehen; er kann sonst viel schaden durch Aufhetzen der katholischen Arbeiter!" Darum sind unsere kirchlichen Gemeinde-Organe für Kirchenzucht-Massregeln gegen glaubenverleugnende, evangelische Väter so garnicht zu haben. Selbst ein Fall offenbarer Hinterlist, wie ihn der katholische Pfarrer verübt hatte, machte auf sie keinen tieferen Eindruck; ihr Verhältnis zum katholischen Pfarrer blieb ungetrübt. Die katholische Kirche macht hier von ihrem weltlichen Charakter ausgiebigen Gebrauch. Als ich gelegentlich jenen katholischen Pfarrer ob seines Wortbruches interpellierte, machte er zunächst nur Ausflüchte, entschuldigte sich dann damit, er wäre nur zu bequem gewesen, seiner Pflicht mir gegenüber nachzukommen. Die ganze Tätigkeit der katholischen Kirche geht hier dahin ihre Mitglieder möglichst zusammen und von dem Verkehr mit den Evangelischen abzuschliessen. Alle Freund-

Digitized by Google

lichkeit, mit welcher katholische Pfarrer hier meist auftreten, scheint oft nur Maske für andere Absichten zu sein; denn von dem grimmigen Hass und dem tiefen Argwohn im Geheimen gegen unsere evangelische Kirche hat man auch hier genug Beweise erhalten.

Es ist kein glänzendes Bild, das ich vom kirchlichen Leben des Marienburger Werders zu entwerfen versucht habe. Es fehlen alle die Merkmale, welche einer Gegend den Charakter einer geistig und geistlich gesegneten Gegend geben. Die Pfarrer, welche ihre eigentliche Aufgabe nicht vergessen, haben einen schweren Stand, und manch einem ist hier das Verständnis für Elias Klage aufgegangen: „Es ist nun genug, Herr, so nimm auch meine Seele". Und oft geht einem Jesaias Wort durchs Herz: „Ich dachte, ich arbeitete vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu". Dass andere leichter über die traurige Lage hinwegkommen und für alle Erscheinungen eine beruhigende Erklärung haben, ändert an der bestehenden Tatsache nichts. Es rächt sich die Versäumnis vergangener Zeiten. Jene „gute alte Zeit", da der Pfarrer wohl meist Vertrauensmann der Gemeinde war, der von ihr die Fuder und Schlachtschüsseln erhielt, aber auch ganz den Charakter seiner Gemeinde trug, jene Zeit, da es noch zum guten Ton der Besitzer gehörte, öfter zur Kirche zu gehen, sie ist dahin, und die neue Zeit der Aufklärung hat unsere Werdergemeinden völlig unvorbereitet getroffen. „Christliches Leben" ist nie in ihnen vorhanden gewesen, weil es kaum gepflegt ward, und die tote Kirchlichkeit brach mit der alten Zeit zusammen und liess nichts zurück, weil sie eben nichts in sich barg. Hier muss von Grund auf neu gebaut werden; und das erfordert viel Mühe, Selbstverleugnung und Geduld. Wer dazu den Mut und die Kraft hat, wird auch hier im Pfarramt auf seine Kosten kommen. Am ehesten wird die neue Aussaat bei den Arbeitern Frucht tragen; aber sie will auch mit allem Ernst und viel selbstloser Liebe getan werden.

Die Arbeiter müssen es hier erst einmal fühlen, der Pfarrer gehört nicht den Gutsbesitzern allein, sondern der ganzen Gemeinde; die Kirche tut etwas für uns. Die Gutsbesitzer werden wir am allerwenigsten am Biertisch und durch ausgeprägt weltliche Art gewinnen — das Reich Gottes kommt nicht mit äusserlichen Geberden —, sondern nur durch stille, treue Arbeit, die jedem nachgeht, ohne sich ihm aufzudrängen. Universalmittel zur Hebung christlichen Lebens giebt es nicht; man achte auch die gewöhnliche Tätigkeit durch Missionsstunden, Familienabende, Raifeisenvereine und dergl. nicht gering; aber die Hauptsache liegt in der Persönlichkeit.

Digitized by Google

Auch deren keine wird hier einen plötzlichen Umschwung herbeiführen; aber die Persönlichkeiten werden den Brunnen wieder graben, aus dem lebendiges Wasser quillt. Der Pfarrer sei ein wissenschaftlich und gesellschaftlich gebildeter Mann, der seinen Gemeindegliedern Achtung abnötigt; das wird ein Mittel sein, sie für den Wert des Christentums auch in unserer heutigen Zeit zu interessieren. Im übrigen lebe er schlicht und recht als lebendiger Christ und gebe sich im privaten und gesellschaftlichen Leben keine Blösse, so wird mit der Zeit auch hier die ausgestreute Glaubenssaat zur Frucht heranreifen. Bis dahin aber gilt es: „Arbeiten und nicht verzweifeln". „Der in Euch ist, ist grösser als der in der Welt ist".

Beiträge zur Apologetischen Handbibliothek.

Einen Pfad zur Gewissheit will Niebergall[1]) all den ernst Suchenden weisen, denen es wirklich „um einen Sinn der Welt und Zweck des Lebens, einen ewigen Halt und Trost in dem schwankenden, an Enttäuschungen reichen Dasein geht." Das leistet nicht eine theoretische Welterklärung, die den Erkenntnistrieb befriedigt und dem kausalen Bedürfnis genugtut, sondern eine praktische Weltdeutung, die von einem letzten höchsten Ziel und Zweck aus Welt und Leben verstehen und bearbeiten lehrt. Als eine solche durch das Wort: „selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer" charakterisiert, bietet das Christentum jedem, der im Gefühl inneren Mangels danach Verlangen trägt — und nur dem — (1) die Kraft, ein Gut zu erlangen (2), das volle selige Befriedigung gewährt in dem Bewusstsein, am Höchsten Anteil gewonnen zu haben (3). Diese Kraft und dies Gut ist, kurz gesagt, Jesus Christus, wirklich zugänglich nur den Wahlverwandten durch tiefinnerste Sympathie, ihnen aber auch zum einzig Bestimmenden werdend. — Dieses religiöse Grundmoment muss, um zur klaren Erfassung und Aussprache zu kommen, durch die Phantasie formiert werden, der aber zu dieser Arbeit keine genau passenden Begriffe, sondern nur Bilderstoff aus dem Leben, Analogieen und Symbole zu Gebote stehen (Wiedergeburt, Loskaufung, Reinwaschung u. a.). Sämtliche Aussagen über das religiöse Grunderlebnis wie über seine Tragweite beruhen auf Phantasievorstellungen. Das ist ihre psychologische Form, durch die keineswegs ihr Inhalt zur metaphysischen Illusion wird, wofür ja populärer Weise alles zu gelten pflegt, was mit Phantasie zusammenhängt. Dies das religiöse Grundmoment nach Inhalt und Form, psychologisch angesehen (I.) Eine solche Bearbeitung des religiösen Grunderlebnisses durch die Phantasie stellt — psychologisch angesehen — die „Heilsgeschichte" dar. Diese „übernatürliche" Deutung geschichtlicher Vorgänge nimmt Raum- und Zeitmasse, um den Wert dessen auszu-

1) Ein Pfad zur Gewissheit. Tübingen, Mohr, 1902. 45 S. 1 Mk.

Digitized by Google

drücken, das doch über Raum und Zeit liegt; qualitative Zustände werden mit quantitativen Massen bezeichnet. Was vom Bild gilt, wird aber weiter auch auf das Abgebildete übertragen (Jesus — Sohn Gottes — von Gott gezeugt). Mit physischen Mitteln sollen ethisch-religiöse Gewissheiten metaphysisch sichergestellt werden. — Das Dogma tut den weiteren Schritt und holt aus diesen christlich-religiösen Sätzen ein philosophisches Weltverständnis heraus für sein System (göttliche Natur Christi — Erlösungsdrama — Sakramentsmagie). — Die Auflösung vollzieht die Geschichtswissenschaft (religionswiss. Analogie), die materialistische Philosophie und die (Religions-)Psychologie („der Himmel Erzeugnis des Wunsches").

Dies die geschichtliche Entwicklung und die Entstehung unserer Not (II.).

Der erste Schritt aus diesem Zusammenbruch zu neuer Gewissheit ist die Erkenntnis, dass man auf diesem Gebiet stets nur zu rein persönlicher Gewissheit, nie zu beweisbarem Wissen gelangen kann, und dass Art und Mass dieser Gewissheit von der Eindrucksfähigkeit der Seele und dem subjektiv bevorzugten ihrer Interessen abhängt. Nicht Beweis-, nur Beweggründe führen auf diesem Pfad vorwärts. Aber dem für Bereicherung des Innenlebens offenen Sinn ist in all dem, was mit Jesus Christus zusammenhängt, ein praktisches Deutungsprinzip für Welt und Leben gegeben, dessen Richtpunkt jenes in ihm vorschwebende Ziel eines friedevoll seligen Lebens in Güte und Reinheit ist. Diese praktische Deutung vollzieht in der mit dieser Aufgabe zugleich erfassten Kraft Gottes der Glaube, logisch betrachtet in Werturteilen, psychologisch in bildlicher Sprache, bei vollster Gewissheit doch nur von der Erde her stammelnd von „Himmelsglut". Sie bleibt ein Entschluss, ein Wagnis, zu dem Unsichtbaren, der uns in diesen geschichtlichen Erscheinungen berührt, „Vater" zu sagen.

Dies die Lehre aus I und II und das neue Prinzip (die Richtung des Pfades) (III.)

In diesem Punkt steht auch die materialistische Auffassung der Welt nicht besser — auch sie ist nicht empirische Erkenntnis, sondern Deutung der Welt nach dem vom Subjekt bevorzugten Moment, das von ihm nun in die Welt als ihr umfassender Sinn hineinprojiziert wird. Was wir aufstellen, ist eine praktische Hypothese, die aufhört, Hypothese zu sein, sowie es ihr wirklich gelingt, die Erscheinungen der Welt mit ihrem Netz zu umspannen. Dem entsprechend hat der Glaube Aussagen zu machen nur über Aufgaben praktischer Art und inbetreff der Gegenstände der christlichen Erkenntnis (Gott, Christus usw.) nach den Aufgaben zu fragen, zu denen sie uns aufrufen. Das wird S. 32 ff. ausgeführt. „Christ sein ist ‚Vater' sagen zur höchsten Macht Himmels und der Erde; das lernt man auf Grund des Herrsagens zu dem gekreuzigten Christus." Christ sein ist darum grundsätzlicher Optimismus; es ist: „hinter allem den Vater schauen, der immer segnen und erziehen will, alles zu übersetzen in eine bestimmte Sprache, in der alles teils Mittel für den grossen Zweck, teils Aufgabe im Sinn des grossen Zieles wird." Röm. 8, 28 ist der ins Praktische übersetzte christliche Glaube und der einzige Beweis dafür. So erfüllt sich die Hypothese mit Wirklichkeit und erweist sich als der einzige Rahmen, in den alles passt und der alles zusammenhält, als Wahrheit in dem Frieden und der

Digitized by Google

Kraft, die sie giebt — unwiderlegt durch „die“ Wissenschaft, „die“ Philosophie, die auf diesem Gebiet auch nichts andres als persönliche Ueberzeugungen aussprechen können. Sie braucht auch die Einwendungen der Naturwissenschaft nicht zu fürchten, deren kausale Welterklärung ebenfalls auf einer praktischen Hypothese beruht, während sie ihrerseits die Regelmässigkeit des Geschehens in Natur- und Geisteswelt positiv braucht, um ihr Ziel zu erreichen, die kausale Betrachtungsweise in der systematischen Reflexion sich eingliedert, im täglichen Leben aber zwischen kausaler und teleologischer Betrachtung abwechselt und eben damit gerade in Gegensatz gegen den Pantheismus tritt, der ein blosses Moment des Naturlebens zum entscheidenden Faktor macht bei seiner Deutung. „Sinn und Halt giebt allein dies, dass man kühn den höchsten Sinn des Lebens, das Werden der sittlich-religiösen Persönlichkeit, hineindeutet in die Welt und in Jesu Sinn „Unser Vater“ hineinsagt in das Dunkel der Welt und der Unendlichkeit.“

So gehn wir den Pfad zur Gewissheit (IV.).

Mystiker und Aufklärer werden hier überall anstossen, mögen sie alt oder modern gestimmt und gerüstet sein. Naive und die von gestern können befremdet und verwirrt werden. Aber unter den vielen, die einen Weg suchen, wird die Schrift gar manchem Klarheit, Freiheit und Mut geben können. A. Z.

Exzellenz!

Den unter dieser Ueberschrift im Oktober 1903 S. 414 f. erschienenen Artikel möchte ich, wenn der Herr Herausgeber es gestattet, nicht unwidersprochen lassen. Nicht in erster Linie um des einzelnen darin erwähnten Falles willen. Ich weiss nicht, ob die von dem Verf. im Eingang erwarteten Freudenbezeugungen irgendwo so intensiv laut geworden sind. Meines Wissens nicht einmal bei uns vielverschrieenen Militärgeistlichen, die wir ja in weiten Kreisen mit Vorliebe „byzantinischer Gesinnung“ geziehen werden. Wir haben uns gewiss herzlich gefreut, dass unserem Feldpropst für seine langjährige Arbeit, deren Mühseligkeiten allein zu beurteilen vermag wer in den Verhältnissen drin steht, nicht nur ein sachlicher, in zwei grossen Kirchenordnungen ans Licht tretender Erfolg beschieden war, sondern auch diese persönliche Anerkennung; aber wir wissen ebenso wie Herr P. in O., und der Feldpropst weiss es vielleicht am besten, dass in solchen Rangverleihungen nicht die Kraft unseres Amts und unserer Kirche beruht. Ich glaube, Herr P. in O. überschätzt das Faktum viel mehr wie wir, da er es zum Gegenstand so heftiger Polemik macht.

Aber, wie gesagt, nicht um des einzelnen Falles willen greife ich zur Feder, sondern um die Grundstimmungen zu beleuchten, aus denen heraus der betr. Artikel geschrieben ist, und um zu einer grundsätzlichen Erörterung dieser Fragen aufzufordern.

Das e i n e Motiv des Verf., für das ich nicht wenig Sympathie habe, ist eine, ich möchte sagen, puritani-

Digitized by Google

sche Stimmung. Er fürchtet eine Verweltlichung der Kirche und möchte warnen. Wem, der es mit seinem Amte Ernst nimmt, wäre nicht solche Mahnung aus dem Herzen geredet? Wer wüsste nicht auch, dass sie unserer Zeit Not tut? Und darum sind wir wohl bereit, sie zunächst willig entgegenzunehmen. Aber nun die Gegenfrage: wo ist die Grenze, bis zu der dieser Puritanismus hinabreichen muss? Fällt unter ihn nur die Excellenz und der Wirkliche Geheime Rat? Oder vielleicht auch das Pfarrbesoldungsgesetz und die Erhöhung der Pfarrgehälter? Ich kenne Herrn P. in O. nicht, aber sollte seine bürgerliche Existenz sich nicht auch ganz erheblich von der des „armen Teppichmachers" unterscheiden? Und ist dieser Puritanismus überhaupt der für unsere deutsch-evangelische Kirche gewiesene Weg? Ich kann ihn wohl verstehen, wenn ich ihn auch nicht teile; ich bin gerne bereit anzuerkennen, dass dieser strenge Sinn, wo er im Leben ehrlich und ernstlich durchgeführt wird, ein Salz sein kann, das die Kirche vor Fäulnis bewahrt, aber als ein für alle giltiges Gesetz kann ich ihn nicht anerkennen. Es ist mir sehr fraglich, ob er überhaupt unserem deutschen Geiste entspricht und es ist mir gar nicht fraglich, dass er die grosse Gefahr in sich birgt, von einem evangelisch freien in einen gesetzlichen Standpunkt zu verfallen, der in einer Nachahmung der ärmlichen Lage der Apostel, statt in einer Nachfolge im Geiste Christi das Heil sieht. Gewiss, wir werden alle zustimmen, dass ein Geistlicher nicht eitler Ehre geizig und nicht geldgierig sein soll, aber folgt daraus, dass Wohlhabenheit oder irgend eine höhere Rangklasse für ihn ohne Weiteres vom Uebel sind, zumal da wir doch sonst stets daran festhalten, dass der Geistliche nach evangelischer Auffassung grundsätzlich dem Laien gleich steht. Herr P. in O. ist selbst dagegen, dass wir „immer etwas Besonderes sein wollen". Oder um zur Sache zurückzulenken: Ich stehe so, dass ich es am liebsten sähe, wenn an die gesamte Geistlichkeit[1]), evangelische wie katholische, gar keine Rangklassen und Orden verliehen würden und wir darin gänzlich hors de concours blieben; und ich meine, wir könnten dieses Ziel immerhin erstreben. So wie heute aber die Sache liegt, sehe ich wirklich nicht ein, warum wir, wenn nun doch einmal Orden und Rangklassen verliehen werden, als evangelische Geistliche immer nur die niedersten Stufen erhalten sollen. Zum Wesen der Volkskirche gehört, dass sie wie mit den niedrigsten, so auch mit den höchsten Klassen des Volkes in Fühlung bleiben muss, und ob das bei heutigen Zeitläuften und überhaupt in einem monarchisch regierten Lande möglich ist, ohne eine gewisse Anteilnahme an bürgerlichen Ehren und Würden ist mir recht zweifelhaft.

Damit komme ich bereits zu der zweiten Stimmung, die den Ausführungen des Herrn P. in O. zu Grunde liegt, der Rücksicht auf die soziale Rückwirkung solcher Ernennungen. Ich will auch hier vorausschicken, dass ich bereit bin, die Bedenken des Herrn P. wenigstens in einem Punkte anzuerkennen. Ich würde es für ungeschickt halten, wenn das Prädikat „Excellenz" einem Geistlichen erteilt würde, der in der Gemeindeseelsorge steht. Daran denkt

1) Und ich nehme mir die Freiheit auch die Herren Professoren der Theologie dazu zu rechnen, die als gute Lehrer ihren Schülern gewiss gerne mit gutem Beispiel vorangehen wollen.

Digitized by Google

aber wohl niemand. Der Feldpropst ist wenigstens (ich weiss nicht, ob ich das bei der gründlichen Unkenntnis militär-kirchlicher Dinge in theologischen Kreisen als bekannt voraussetzen darf) nicht Gemeindegeistlicher, sondern Verwaltungsbeamter, der vom Kriegs- und Kultusministerium ressortiert. Aber hiervon abgesehen, kann im Ernst der Satz geschrieben und vertreten werden: „Welche Waffe wird den ‚vaterlandslosen Gesellen' in die Hand gedrückt und wie werden sie darüber höhnen, wenn wir sie versichern, dass wir auf Seiten des aufstrebenden Volkes stünden — seit pastorale Tüchtigkeit unter Umständen mit der Ernennung zum wirklichen Geheimrate belohnt werden kann?" Also wirklich, nur derjenige steht auf Seiten des „aufstrebenden Volkes", der mit möglichst demokratischen Allüren auf alles herzieht, was zur Regierung gehört? Ich verkenne die Schwächen der Geheimen Räte nicht. Sie sind stets in Gefahr, vom grünen Tische zu regieren und bureaukratisch zu werden. Aber ebenso wenig möchte ich als meine Anschauung verhehlen, dass viele von diesen vielgeschmähten Geheimräten mehr für das „aufstrebende Volk" getan haben als mancher sogenannte Arbeiterfreund und Arbeiterführer, der im Brustton der Ueberzeugung über jeden Höhergestellten herzieht. Reichlich ebenso widerwärtig als das Buckeln nach oben ist heute in unserem öffentlichen Leben das Kriechen nach unten. Und es ist nicht ehrlich und recht gegen unsere Arbeiter gehandelt, denn es befördert nur den Uebermut der Sozialdemokratie und ruft dadurch eine bitter scharfe Reaktion hervor. Wir Pfarrer tun nicht unrecht, sondern erfüllen nur unsere einfache Pflicht, wenn wir „durch unsere Predigt das Volk in den Schranken der Gesetze halten". Gerade weil wir von ganzem Herzen wünschen, dass unser Volk ein aufstrebendes sei, ist es not, ihm klar zu machen, dass die Gesetze den Aufstrebenden Spielraum genug geben und dass, wo es etwa an Ellbogenfreiheit fehlt, sie auf gesetzlichem, verfassungsmässigem Wege allein zu erreichen ist. Gerade wir Pfarrer, die wir, wenn wir unser Amt recht verwalten, Fühlung haben nach beiden Seiten, sollen unsere Stellung dazu benutzen, das gegenseitige Misstrauen zwischen den verschiedenen Klassen des Volkes zu mindern und nicht zu steigern. Das wird aber kaum dadurch erreicht werden, dass man jeden, der in der Verwaltung tätig ist und zum Geheimen oder gar zum Wirklichen Geheimrat ernannt wird, ankreidet: Hic niger est, hunc tu Germane caveto.

Nicht um den einzelnen vorliegenden Fall, sondern um die grundsätzliche Stellung zu solchen Fragen ist es mir zu tun. Ich meine: ebenso diejenigen, welche solche Ernennung mit besonderem Jubel begrüssen — mir sind persönlich keine begegnet — wie diejenigen, welche dagegen so hart zu Felde ziehen wie Herr P. in O., verraten, wie viel noch immer in unserem Protestantismus von dem engen kleinbürgerlichen Geist früherer Jahrhunderte steckt, der jede Rangfrage zu einer grossen wichtigen Aktion aufbauscht.

Chr. Rogge, Kiel,
Marine-Oberpfarrer.

Digitized by Google

Zum Thema: Ephoralkonferenzen.[1])

Der preussische Oberkirchenrat hat der Generalsynode des vergangenen Jahres einen Bericht über die Ephoralkonferenzen (Drucksache No. 47 Berlin d. 14. August 1903) zugehen lassen, der lediglich die in dem unten angeführten Aufsatz ausgesprochenen Bedenken verstärken kann. Es sei noch einmal hervorgehoben, dass man den Mitgliedern der obersten preussischen Kirchenbehörde das Vertrauen entgegenbringen darf, dass sie von dem Werte und dem Erfolge der Ephoralkonferenzen völlig überzeugt sind und wirklich glauben, eine höchst wünschenswerte Verbindung zwischen dem Kirchenregimente und dem geistlichen Amte geschaffen zu haben. Aber tatsächlich ist doch auch diese Einrichtung nur aus dem Bestreben erwachsen, die Stellung der Superintendenten zu stärken, ihre Befugnisse zu vermehren und ihren Einfluss zu erhöhen, d. h. aus jener unevangelischen Auffassung des Ephoralamtes als eines Seelsorgeamtes. Ausdrücklich bezeichnet der Bericht an die General-Synode es als „die Aufgaben des Ephoralamtes, die Geistlichen ihres Bezirkes zu wirksamerer Ausrichtung des geistlichen Amtes zu fördern und anzuregen." Dass es Superintendenten giebt, die dazu befähigt und imstande sind, wird niemand leugnen; aber dann sind sie es nicht, weil ihnen dies Amt übertragen worden ist, sondern weil sie lebendige, gefestigte und theologisch durchgebildete Persönlichkeiten sind, die als solche auf andere einwirken können. Man wird aber nicht behaupten können, dass die Auswahl der Ephoren nach diesem Gesichtspunkte erfolgt. Ist doch vor einigen Jahren auch das letzte Zeichen, das noch an den Grundsatz: der Superintendent soll seine Amtsbrüder an wissenschaftlichem Sinn und an theologischer Bildung überragen, erinnerte, gefallen. Und wie wenig Auswahl hat die Kirchenbehörde überhaupt, wenn es sich um die Ernennung eines neuen Superintendenten handelt; es stehen ja in den meisten Fällen nur die 10—15 Pastoren einer Diözese zur Verfügung; die Alten sind zu abgearbeitet, um die durch das wachsende Schreibwerk immer grösser werdende Last auf sich nehmen zu können, — die Jungen zu unerfahren und zu wenig „Autorität"; so bleibt nur das sog. Mittelalter. Man kann sich denken, wie im Schosse der Konsistorien oft wirklich guter Rat teuer und die Verlegenheit gross ist, wenn es gilt, Vorschläge zu machen: unter den wenigen, die dem Alter nach in Betracht kämen, ist wieder so mancher, der durch liberale Neigungen, durch seine moderne Theologie Anstoss erregt, oder der kirchenpolitisch sich verdächtig gemacht hat. Es soll auch einer sein, der seine Akten etwas in Ordnung hält und seine Berichte pünktlich abgeliefert hat. Und wenn dann die Wahl getroffen und der Vorgeschlagene ernannt ist, dann soll er nun plötzlich das Charisma haben, seine Amtsbrüder, die ihn vielleicht an wissenschaftlicher Bildung, an Begabung, an Eifer und an Erfahrung weit übertreffen, zu „einer wirksamen Ausrichtung des geistlichen Amtes zu fördern und anzuregen"?

Doch nein! Dies Charisma hat er

[1]) Vgl. S. 517 des vorigen Jahrgangs: „Evangelische Hierarchie".

Digitized by Google

natürlich nicht ohne weiteres, aber dazu sind eben die Ephoralkonferenzen geschaffen, diese Lücke auszufüllen. Sie sollen die Superintendenten zu „wirksamerer Ausrichtung ihres Aufsichtsamtes ermuntern und stärken [1])". Da ist wieder diese Meinung, dass durch Anordnungen von oben, durch behördliche Leitung und Verfügungen — etwa dadurch, dass man ihnen den frömmeren Namen „brüderliche Aussprache" giebt, der fehlende Geist geweckt werden könnte! Soweit es sich dabei wirklich um „Aufsicht" handelt, um die sozusagen technische Seite des Ephoralamtes, um die Beaufsichtigung der Vermögensverwaltung u. ä., um die Verhütung von fortgesetzter Pflichtversäumnis oder Aergernis erregendem Lebenswandel der Geistlichen, kann natürlich eine derartige Konferenz den im Amte jüngeren und unerfahrenen Superintendenten viel nötige und brauchbare Fingerzeige geben. Aber man behalte nur im Auge, was der Oberkirchenrat unter dem Aufsichtsamte versteht, und vergleiche die im vorigen Hefte angedeuteten Themata. Bildet man sich wirklich ein, dass z. B. ein Ephorus, der öffentlich erklärt, sich seit Jahren kein anderes Buch mehr als den Kaiserswerter Kalender gekauft zu haben, imstande ist, die Geistlichen zur wissenschaftlichen Vertiefung anzuregen, nachdem er an den Ephoralkonferenzen teilgenommen hat? Und wie viele Superintendenten geben es offen zu, dass sie seit Uebernahme dieses Amtes zu wissenschaftlicher Beschäftigung keine Zeit mehr haben, besonders seitdem die Neigung herrscht, die Superintendentur mit einem städtischen Hauptpfarramt zu verbinden. Mag die Arbeit, die sie der Kirche leisten, noch so notwendig und gut sein, — aber man beschwere sie nicht mit Anforderungen, und Zumutungen, mit Befugnissen und Aufgaben, die sich mit einer evangelischen Auffassung des Ephoralamtes nicht vertragen.

Dass der Oberkirchenrat bei seiner Ansicht darüber nur eitel Segen und Sonnenschein in den Ergebnissen der Ephoralkonferenzen sieht, ist ja selbstverständlich. Wenn er aber gar behauptet: „die aus den Konferenzen mitgenommenen Anregungen sind von den Superintendenten weiter getragen worden in die Kreise der Geistlichen und Gemeinden", so ist das wohl dem üblichen Pathos des Kurialstils zu gute zu halten. Wenn der Oberkirchenrat übrigens, um die Vertraulichkeit der Konferenzen zu sichern, eine möglichst geringe Teilnahme der Konsistorialpräsidenten und anderer Mitglieder der Konsistorien wünscht, so ist mindestens nicht überall diesem Wunsche nachgekommen worden.

Der scharfe Angriff, den im vergangenen Sommer der Oberkirchenrat durch den Delegiertentag des Verbandes deutscher Pfarrervereine erfahren hat, hat viel Aufsehen und Missfallen erregt; und in der Tat, man wird nicht die Tatsache dieses Angriffs selbst, aber die Form, in der er geschah, die durch einen späteren Widerruf eines einzelnen nur noch abstossender wirken musste, aufs tiefste bedauern; man wird auch zugeben können, dass er bei der Frage, um die es sich dort handelte, — den Vorsitz im Kirchenausschuss — ganz unangebracht war. Aber es ist töricht, sich das Misstrauen, das dort nun einmal zu Tage getreten ist, nur mit der Unbotmässigkeit und Disziplinlosigkeit der Pastoren erklären zu wollen. Es hat tiefere Gründe: nicht so sehr in der angeblichen Schwäche Rom gegenüber (das

[1] Im Berichte von den Generalsuperintendenten gesagt; dem Sinne nach aber auch auf die Sup. zutreffend.

Digitized by Google

ist ein ungerechter Vorwurf) — sondern vor allem in dem dem protestantischen Bewusstsein widerstrebenden Geist der Bureaukratie, die von der Stärkung des Aufsichtsamts eine wesentliche Förderung der kirchlichen Arbeit erwartet. Man kann nur wünschen, dass die Befürchtung derer, die sich die Leichtigkeit, mit der der Leiter einer lutherischen Landeskirche zur Führung einer unierten übergegangen ist, nicht anders erklären können, als dass bei seiner Berufung sein Verdienst, sich als ein Vertreter „rücksichtslosen Bureaukratismus" bewährt zu haben, und die ihm zugedachte Aufgabe, „Ordnung zu schaffen", massgebend gewesen sind, sich als haltlos erweisen möge.

Und noch eins liegt im Verfolg solcher Gedanken nahe. Förster hat jüngst in der Christlichen Welt (1904 No. 1. Sp. 5) die Parole ausgegeben: nicht mehr, wie einst, Freiheit der Kirche, sondern Schutz der Freiheit in der Kirche. Gewiss, wem von uns läge es im letzten Grunde nicht daran? Aber täuscht sich nicht Förster am Ende gründlich zu Gunsten einer schönen Theorie, wenn er diesen Schutz vor allem vom Staate erwartet und erhofft? Er vermag sich mit dem Gedanken einer grösseren Selbständigkeit der Kirche nicht zu befreunden, weil ihm die kirchlichen Parteiverhältnisse keine Garantie dafür bieten, dass die Rechte der freieren Richtungen gewahrt bleiben, — aber wenn er das vom Staate erwartet, so hat er nicht den Staat, wie er wirklich ist, sondern ein Idealbild, sein Ideal vom Staate vor Augen. Dabei muss er es doch selbst zugeben, dass die Herrschaft des Staates über die Kirche, — auch die Synoden sind ihm ja nur eine andere Form des staatlichen Kirchenregiments, — die Freiheit in der Kirche immer mehr beschränkt hat. Sieht man solchen Bestrebungen, von denen hier und im vorigen Hefte ja nur ein Beispiel erörtert worden ist, unbefangen und ehrlich ins Auge, so vergeht einem die Lust gründlich, vom Staate den Schutz der Freiheit in der Kirche zu erwarten. Darum: Försters Losung ist trefflich und sie kann sicherlich zu einem Sammelrufe aller freier Gerichteten werden, aber dann wird er seine persönlichen Erwartungen und Meinungen, wie er sie seit Jahren in der Christlichen Welt vertreten hat, etwas zurückstellen müssen. Dann muss es heissen: Schutz der Freiheit in der Kirche gegen alle Unduldsamkeit in ihrer eigenen Mitte, aber auch gegen jede Beschränkung durch den Staat. B.

Kirchliche Chronik

wird im nächsten Heft nachgeholt.

Digitized by Google

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig.

Von Professor D. O. Baumgarten,

dem Verfasser des vielbesprochenen Buches:

Neue Bahnen Der Unterricht in der christlichen Religion im Geist der modernen Theologie,

erschien kürzlich:

Predigt-Probleme

Hauptfragen der heutigen Evangeliums-Verkündigung

8. 1904. M. 1.80. Gebunden M. 2.50.

Inhalt: Einleitung. — Uebersicht. — Gemeindepredigt und Evangelisation. — Thematische Predigt- und Bibelstunde. — Langweilige und interessante Predigten. — Biblische Lehrbegriffe und christliche Erlebnisse. — Biblisches und modernes Bewusstsein. — Festtatsachen und was an ihnen fest bleibt. — Schluss.

Aus dem **Vorwort:** Ich hoffe, dass durch diese wenig schulmässige Form gewisse Hauptfragen in allgemeine Diskussion gebracht werden, die sonst in den Homiletiken gar wenig zu ihrem Recht kommen .....

Auf eine Auseinandersetzung mit den altgläubigen Berufsgenossen habe ich absichtlich verzichtet. Sie zu überzeugen, auch nur von dem relativen Recht der hier vertretenen Position, halte ich für wenig aussichtsvoll. Polemisch ist dies Buch aber ebensowenig gedacht, wenn auch da und dort einschneidende Kritik am traditionellen Betrieb geübt wird. Es handelt sich mir durchweg um Selbstverständigung im Kreise derer, die mit mir von dem guten Recht und von dem Segen der freien Theologie überzeugt sind. Deren Mut und Klarheit, deren Freudigkeit zum Reden mit neuen Zungen von dem alten Evangelium zu mehren, ist die Absicht dieser Veröffentlichung.

„Es wird ähnliches Aufsehen hervorrufen, wie die „Neuen Bahnen" desselben Verfassers: teils begeisterte Zustimmung, teils heftigen Widerspruch. Obgleich aus einem theologischen Kolleg entstanden, ist es doch auch dem gebildeten Laien verständlich, und wir würden es nicht nur in den Händen der Geistlichen zu sehen wünschen, sondern in den Händen aller, die sich mit dieser wichtigen kirchlichen Lebensfrage, dem Gemeindegottesdienst und der Predigt, beschäftigen."

Evangel. Gemeindeblatt f. d. Herzogtum Braunschweig. 1903. Nr. 50.

..... Die Schrift Baumgartens, frisch, impressionistisch, genialisch geschrieben, hat das Problem der modernen Predigt mit einem kühnen Griff auf die Tagesordnung gesetzt. Man darf erwarten, dass aus der Debatte, die sich daran knüpfen wird, für die Predigtweise der Gegenwart Anregungen von bleibendem Wert erwachsen werden. Kirchliche Rundschau des „Tag". 7. Februar 1904.

Digitized by Google

Notizen.

Meyers grosses Konversationslexikon, 6. Aufl., Bd. V (Differenzgeschäfte—Erde, 1903, 912 S., 10 Mk.). Im 5. Bande nehmen die technischen Artikel eine hervorragende Stellung ein. Die Artikel über Eisen, Eisenbahn, Elektrizität sind mit ihren Unterartikeln zu Monographieen ausgewachsen, die trefflich orientieren. Auch an Farbentafeln, Karten und Textillustrationen übertrifft dieser Band die früheren Bände. Die theologischen Artikel treten, dem Alphabet entsprechend, natürlich zurück. Doch sind auch in diesem Bande neben den biographischen Notizen, die gelegentlich noch Vervollständigung vertragen — Heinrich Dodwell ist nicht genannt, dagegen Edward Dodwell; Doeg fehlt — Artikel allgemeineren Interesses. Das gilt vornehmlich von dem Artikel „Dogmatik", der knapp, aber sehr instruktiv den Begriff erläutert und zum Verständnis der neueren evangelischen Dogmatik eine gute und tüchtige Anleitung gibt. Das ist um so erfreulicher, als gerade in Laienkreisen die Dogmatik vorurteilsvoll angesehen wird. Im Artikel „Dogmengeschichte" wird auch die Symbolik genannt, die neueste Entwicklung dieser Disziplin aber nicht erwähnt. Dem Artikel „Ebenbild", der gut über die alten dogmatischen Bestimmungen orientiert, fehlt der Hinweis auf die gegenwärtige Problemstellung, die ebenso wichtig ist als die altprotestantische und wohl Erwähnung verdiente, zumal unter „Dogmatik" die neuere Entwicklung geschildert war. Vorzüglich ist der Artikel über Döllinger, der in kurzen Strichen die Entwicklung und Bedeutung dieses Mannes zeichnet. O. S.

Das „Reich Christi", 1903, Nr. 11 (Reich-Christi-Verlag Berlin) enthält einen warmen, lesenswerten Nachruf auf Cremer aus Lütgerts Feder. „Dass er uns verstehen gelehrt hat, was Glauben heisst, und wie man es macht, ihn zu erwecken, das hat die Studenten nach Greifswald gezogen". Im ersten Heft 1904 setzt sich Lepsius mit der 18. Allianzkonferenz in Blankenburg auseinander, die über ihn wegen seiner Textkritik an der Bibel den Stab gebrochen hatte. Scharf und mit anerkennenswertem Freimut bekämpft er die dort vertretene Anschauung von der unbedingten Unfehlbarkeit der Schrift, geschickt und doch wie-

Digitized by Google

derum erstaunlich versöhnlich das höchst unerfreuliche Ketzergericht beleuchtend. O. S.

Heft 12 der protestantischen Monatshefte 1903 beschäftigt sich noch mit Herder. Wielandt referiert über Herders Gedanken über eine Germanisierung und Modernisierung des Christentums, Karl Jäger bringt den Schluss seiner Arbeit über Herders Auffassung des Christentums. O. S.

„Wissenschaft und Sophistik" betitelt der Hallische Philologe F. Blass einen Vortrag, den er in Hannover für solche gehalten, die durch die „moderne" Theologie sich beunruhigt fühlten, und der nun als Separatabdruck aus der „Reformation" erscheint (Berlin, Valert, Verlags- u. Kunstanstalt, 30 Pf.). Hommels Ruhm als Retter des A. Test. hat ihn wohl nicht schlafen lassen; da beschloss er, das Neue vor den Pseudotheologen und Pseudowissenschaftlern, Zimmern und Winkler und Gunkel und dieser ganzen bösen Rotte, zu retten. Und er hat sie alle totgeschlagen, mausetot — und sich selbst auch, sofern er den Anspruch erhoben hat, ausserhalb seines Faches ernst genommen zu werden. W. St.

F. Giesebrecht hat (in der Sammlung von Teubner: „Aus Natur- und Geisteswelt") die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte in anschaulicher und angenehm lesbarer Form behandelt. Die Pastoren mögen das Büchlein ihren Gemeindegliedern empfehlen. H. G.

Der Babel-Bibel-Katechismus von Julius Boehmer (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 2 Mk.) ist ausgesprochenermassen für die „Bibelfreunde", d. h. für die „Orthodoxen" (S. VI) geschrieben, orientiert etwas zu ausführlich über die Literatur und gesteht in durchaus liberaler Art die Abhängigkeit Israels von Babylonien zu, wie sie erfreulicherweise auch die Ergebnisse der modernen Kritik anerkennt. Einige engherzige Bemerkungen, eine Menge von Druckfehlern und die für meinen Geschmack geschmacklose Frage- und Antwortform muss man freilich mit in den Kauf nehmen. H. G.

„Hinein in die alttestamentlichen Prophetenschriften"! Für Bibelfreunde von Julius Boehmer (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer M. 3,20). Dies Buch, das sich durch unerschrockene Anerkennung der modernen Kritik vor anderen „Orthodoxen" auszeichnet, will in das Verständnis der israelitischen Prophetie einführen und tut dies in etwas trockener, aber populärer Form. Mit Recht wird nicht Vers für Vers behandelt, sondern das zeitlich (und sachlich) Zusammengehörige zusammengestellt. Wir wünschen dem verdienstlichen Buche die Leser, die es erhofft. H. G.

Meyers Führer durch Palästina und Syrien ist soeben in 4. Aufl. erschienen. (Leipz. Bibliogr. Institut), für alle, die nicht wissenschaftliche Zwecke mit ihrer Reise verbinden, ein durchaus empfehlenswertes Buch. Es behandelt in 9 Reiserouten den Landstrich von Port Said über Jâfa, Jerusalem nach

Digitized by Google

Aleppo und Smyrna. (274 S. mit 9 Karten, Plänen und Grundrissen, Panorama von Jerus.) Preis M. 7,50 (gegen 12 M., die Bädeckers Führer kostet). W. St.

Prof. Dr. Gust. Krüger-Giessen, Kritik u. Ueberlief. auf dem Gebiete der Erforschung d. Urchristentums. 2., um ein Nachwort verm. Abdr. J. Ricker-Giessen 1903. 32 S. 0,60 M. — Krüger zeigt, dass wir so frei vom Bann der Tradition geworden sind, dass wir — im Unterschied von Baur's Schule — als Hauptgebot der geschichtl. Kritik aufstellen können: „Du sollst die Ueberlieferung nicht missachten". J. J.

Ein erfreuliches Zeichen ist, dass von Wernles „Anfängen unserer Religion" (Tübingen, Mohr 514 S., Mk. 7 resp. 8) nach drei Jahren die 2. Auflage nötig wurde. Das bei allen Schwächen originelle Buch ist um über 100 S. gewachsen und durch Hinzufügung der Belegstellen (auch einer kleinen literargesch. Tabelle) gewiss für weite Kreise noch brauchbarer geworden, ich glaube nicht bloss für Studenten, im übrigen aber trotz zahlreicher Korrekturen und Umarbeitungen (ganz neu ist der Abschnitt über die Theologie d. N. T. 434—469) der alte, herzerfrischende Wernle geblieben, dessen rücksichtslose Offenheit hoffentlich gleichgesinnte Streiter im Kampf gegen die Scholastik in der protestantischen Theologie zur Nachahmung anfeuern wird. W. St.

Das Geheimnis des Kreuzes Christi von D. B. Weiss. (Berlin, Trowitzsch u. Sohn 35. S.). Der wegen seiner exegetischen Arbeiten so hochgeschätzte Vf. sieht das Geheimnis des Kreuzes vor allen Dingen darin, dass es uns nötigt, eine völlige Umwandelung unseres Sinnes und Wandels zu vollziehen. Die Schriftaussagen, auf welche sich die Theologen, die eine Umwandlung des Sinnes Gottes durch den Tod Jesu annehmen, zu berufen pflegen, reden nach W. nicht von der Heilsbedeutung, die Gott an den Tod Christi geknüpft hat, sondern von der Wirkung, die er auf uns haben soll, weil er sie haben kann, wenn wir ihn gläubig als das annehmen, was er nach Gottes Rat war. E. P.

J. Boehmer, Neutestamentliche Parallelen und Verwandte aus altchristlicher Literatur. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1903, S. 48. Die Sammlung ist für Bibelfreunde; sie will zusammenstellen, was in den ersten christlichen Jahrhunderten gleichgeachtet oder gleichwertig herging. Natürlich musste eine Auslese stattfinden. Die Parallelen werden den betreffenden Schriftstellen angehängt. Es hätte dieser Volksausgabe gewiss keinen Eintrag getan, wenn der Fundort der Parallelen genau angegeben wäre. O. S.

Ludwig Lemme, die Vertreter der systematischen Theologie. Heidelberg 1903. Carl Winter S. 57. M. 1,60 Sonderabdruck aus der Festschrift der Universität Heidelberg. Man hat hier vornehmlich eine Wiedergabe der theologischen Gedanken Daubs, Rothes, Schenkels und Gass'. Die Reproduktion ist nicht

Digitized by Google

sehr straff, das Urteil milde. Aus diesem Rahmen fällt heraus ein heftiges Urteil über den Heidelberger Kollegen Tröltsch und über Harnack. Lemmes „ungeteilte Anerkennung" der symbolischen Arbeiten Gass' wird gewiss isoliert bleiben. O. S.

Die „Grundzüge der Religionswissenschaft" von Tiele (Tübingen, Mohr 1904, S. 70, M. 1,80) definieren die Religionsphilosophie als Religionswissenschaft, die kein Glaubenssystem aufzustellen und zu verteidigen, sondern das Religiöse im Menschen, das Wesen der Religion und ihren Ursprung zu ergründen hat. Der erste morphologische Teil beschäftigt sich mit den Entwicklungsformen der Religion, Naturreligionen und ethische Religionen einander gegenüberstellend, zeigt die Bedeutung der Persönlichkeit für die Religionsentwicklung und hebt die Entwicklungsgesetze der Religion heraus (Einheit des Geistes, geistiger Verkehr und Assimilation, Kontinuität, Gleichgewicht). Der zweite ontologische Teil zeigt das Gemeinsame der Religionen; ihr Wesen ist die Frömmigkeit als Anbetung Gottes, ihr Ursprung die Idee des Unendlichen im Menschen. Eine selbständige Stellung im Geistesleben bekleidend, unterscheidet sie sich von den übrigen geistigen Funktionen nicht so sehr durch ihren Zweck als ihren umfassenden Charakter und ihre Wirkung aufs Gemüt. Es fehlt eine scharfe Heraushebung der Stufenunterschiede der Religionen, insbesondere bei der Darstellung der christlichen Konfessionen. O. S.

Religion und Naturwissenschaft, eine Antwort an Professor Ladenburg von Arthur Titius (Tübingen, Mohr, 114 S., Preis?) bietet eine ungemein lesenswerte, durch reiche Verwertung der einschlägigen Literatur wie energisches Eingehen auf die tiefsten Probleme ausgezeichnete Apologie des Christentums. Hervorragend wird die Selbständigkeit des geistigen Lebens und die Ergänzungsbedürftigkeit der kausalen durch eine teleologische Weltansicht durchgeführt, auch die Wirkung der praktischen auf die rein empirische Vernunft erwiesen, durchweg ein energischer transcendentaler Kritizismus in überraschend verständlicher Darstellung vertreten. Leider beeinträchtigt T. im letzten Teil die Ueberzeugungskraft seiner ebenso klaren als warmherzigen Verteidigung für Naturforscher durch das eigensinnige Festhalten am Wundergedanken, der als „Energie und Höhepunkt des chr. Vorsehungsglaubens" nicht bloss im rein religiösen Sinn des auf Gottes Zwecktätigkeit hinweisenden Zeichens unbeschadet der durchgängigen Gesetzmässigkeit, sondern auch als „die Gewissheit, dass alle Naturereignisse zur Verfügung Gottes stehen, wenn er den Menschen helfen will" gefasst wird. Dagegen vermögen wir seinem Nachweis, dass die Einzigkeit und ausserordentliche Höhenlage der Persönlichkeit Christi mit dem naturwissenschaftlichen Denken nicht streitet, vorbehaltlos zuzustimmen. O. B.

J. Herzog, der Begriff der Bekehrung (Giessen, Ricker, 1903, 120 S.) führt ein aktuelles Thema mit vollem Verständnis für die religiöse Psychologie in ihrer Besonderheit und mit grosser Plastik durch.

Digitized by Google

Grundgedanke der Schrift ist: die Bekehrung kann nie restlos begriffen werden aus den Vermittelungen und Entwickelungen des Lebens, es bedarf noch eines supranaturalen Faktors, eines Eingreifens Gottes in die Seele. Gewiss, die Bekehrung ist Neuschöpfung. Aber hätte die Arbeit nicht noch gewonnen, wenn das Verhältnis zum Entwickelungsbegriff prinzipieller erörtert würde? O. S.

Giordano Bruno, Werke I. II, übersetzt von Kuhlenbeck (Leipz., Diederichs, 1904, 193 S., à M. 3.70). Die beiden Bände enthalten das Aschermittwochsmahl und die Vertreibung der triumphierenden Bestie. Die das Leben und die Weltanschauung Brunos skizzierende Einleitung stammt vom Uebersetzer: „Schon bedürfen wir keiner Teleskope mehr, um eine neue Weltanschauung, eine Religion der Wissenschaft, in ihrem Aufgange zu erkennen; und deren Morgenstern war Giordano Bruno“ (I 37). O. S.

Die äusserst lesenswerte, in ihrem Zusammenklang von Autoren und Stoffen durchaus harmonische Kant-Nummer der Münchener „Wartburg“ bringt nach einem Spruche Paulsens einen warmherzigen Aufsatz Euckens: „Kant und der Protestantismus“, in welchem uns Luthers und Kants Wesensverwandtschaft bei der Zusammengehörigkeit in ihrem Lebenswerk gezeigt wird; darauf aus der Feder Julius Kaftans eine in ihrer ruhigen Klarheit besonders für die gebildete Gemeinde wirksame Abhandlung über „das Verdienst Kants um die evangelische Theologie“, endlich eine auf die gerade hier sich bietenden Schwierigkeiten ernsthaft eingehende und dabei das praktische Interesse überall erkennenlassende Untersuchung von Joh. Reinke: „Kant und der Zweckbegriff in der Natur“. Angeschlossen ist Vaihingers Aufruf zur Begründung einer „Kantgesellschaft“ und ein farbiges Bild Kants. W. R.

Dr. Richard Oehler untersucht in einer sehr eingehenden Studie: „Friedrich Nietzsche und die Vorsokratiker“ (Leipz., Dürr, 1904, 167 S., 3.50 Mk.) zunächst N.s prinzipielle Beurteilung des klassischen Altertums, hierauf seine Stellung zur vorsokratischen Philosophie im allgemeinen und zu ihren einzelnen Vertretern im besonderen, um schliesslich die Zusammenhänge zwischen N.s Eigenem und den Gedanken jener aufzuweisen. Das in seiner taktvollen Objektivität sehr vornehm wirkende Buch wird namentlich in seinen ersten Partieen und im letzten Abschnitt unser Interesse haben, die wir gegen „Dionysos“ den Gekreuzigten meinen. Aber auch die Einzelheiten werden wir gern hören, wie verlorene Klänge aus einer grossen Melodie. W. R.

Das 5. Jahrbüchlein der Gustav-Glogau-Gesellschaft bringt von Krause: „die Entwicklung des Individuums nach Glogau“, von Schallenberg: „die politische Freiheit nach Gustav Glogau“, als bedeutendsten Aufsatz: „Glogau und Lotze“ von Vorbrodt, dem bekannten Lotzekenner, endlich Biographisches von Glogaus Witwe. (68 S., für 40 Pfg. zu beziehen von Pf. La Roche in Derwitz bei Gross-Kreuz.) J. J.

Digitized by Google

Unter dem Titel „Aus dem Universitätsgottesdienste“ sind aus dem Nachlass des verstorbenen Professor H. Schultz in Göttingen 19 Predigten, gehalten in der Zeit von Pfingsten bis Advent, herausgegeben worden (Göttingen, Vandenh. & Rupr., 200 S., 2.80 M.). Für die meisten Leser dieser Zeitschrift bedürfen diese Predigten keiner Empfehlung. Wir empfehlen sie aber besonders den Gegnern, da sie in glänzender Weise den so oft wider moderne Prediger erhobenen Vorwurf widerlegen, dass sie nicht predigen könnten, sondern der Gemeinde Steine statt Brot geben. In dieser Sammlung findet sich auch die letzte vom Verf. gehaltene Predigt über 1. Kor 3, 18—23 mit dem Thema: „seid einig“, die mit dem Worte schliesst: „Christus ist Gottes. Das ist das rechte heilende Wort für die Christen, denen die Gefahr droht, einander nicht mehr zu verstehen, als eines Vaters Kinder, als eines Reiches Bürger.

E. P.

Professor Bauer in Marburg hat ein Bändchen Predigten über Worte Jesu herausgegeben (Tübingen, Mohr, 125 S., 2 Mk.). Es sind im akademischen Gottesdienste gehaltene Predigten, die der Gemeinde die Freude am Besitz der Worte Jesu stärken wollen und in ihrer Einfachheit nichts anderes bezwecken als dem Verständnis einiger Worte des Meisters und ihrer Anwendung für die Frömmigkeit evangelischer Christen der Gegenwart zu dienen. Ein Anhang gibt den ausführlichen Gedankengang einer Predigt über Lukas 10, 38—42, der uns einen Einblick in die Arbeitsmethode des Vfs. gewährt. Wir empfehlen die Predigten eindringendem Studium der Prediger, denen sie das Vorwort wie der Anhang vorzüglich zugewiesen hat.

E. P.

Die unter dem Titel Religiöse Reden im Verlag von E. Diederichs - Leipzig erschienenen Reden Kalthoffs wollen die Religion auf die moderne Naturerkenntnis und das Gewissen basieren, um sie dem modernen Menschen annehmbar zu machen. Abgesehen von dieser dogmatischen Haltung gefällt mir nicht die aller homiletischen Gepflogenheit widersprechende Methode, die Kanzel zum Ort zu machen, da solche Fragen in dieser Absichtlichkeit und Ausführlichkeit behandelt werden.

F. N.

Ueber die Behandlung der biblischen Wunder im evangelischen Religionsunterricht der höheren Schulen bringt die „Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht“ einen ausgezeichneten Aufsatz von Prof. Dr. Fritz Ziller, auf den wir ausdrücklich hinweisen, weil man ihn an dieser Stelle nicht sucht. (Er steht nach einem tiefgründigen Artikel von Prof. König-Bonn und vor der warmen Empfehlung eines Werkes, das „den Gedächtnisstoff als die Hauptsache des Religionsunterrichts“ ansieht!) Ziller schliesst seine Darlegungen mit den Worten: „die gesamte moderne Wissenschaft, wie sie auf unseren höheren Schulen vorschriftsmässig gelehrt wird, ist von dem Gedanken der immanenten Gesetzmässigkeit beherrscht, und mit diesem verträgt sich die

Digitized by Google

biblische Wundervorstellung nun einmal nicht". Wo diese klare Einsicht herrscht, können Halbheiten und Vermittelungen sich nicht einschleichen. Obschon Ziller die radikalen Ansichten des blinden Wunderglaubens und die radikale Verwerfung aller Wundergeschichten beide ablehnt, enthält sein ganzer Aufsatz doch nicht ein einziges Kompromiss. Sondern mit aller Konsequenz wird die Bedeutung des Wunderglaubens als eines Ausdrucks des Vorsehungsglaubens festgehalten — jede andere radikal abgelehnt. Wie sehr Ziller weiss, worauf es dabei ankommt, merkt man aus sieben Worten, in denen er sagt, worauf es bei Kindern nicht ankommt, den Worten: „Je krasser das Wunder, um so besser!" F. M. Sch.

In Kommission bei L. Voss u. Cie., Düsseldorf, ist wieder der hochinteressante Jahresbericht der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft erschienen, der u. a. einen vorzüglichen Vortrag Kulemanns über die Abschaffung des religiösen Eides enthält, in dem ernster religiöser Sinn mit tiefer Sachkenntnis gepaart ist. F. N.

Zwei aktuelle Schriften, die uns in die beginnende und an Hus anknüpfende Los von Rom-Bewegung unter den Tschechen einführen, seien hier genannt: Karl Echternacht, Aus der Morgenröte der Los von Rom-Bewegung in Böhmen. Wie der böhmische Pfarrer Friedrich Wilhelm Kossuth f. d. Ev. streitet und leidet. 1904. Buchhandl. d. Ev. Bundes Leipz. 32 S. 0,60 M., und Sup. Lic. Cisar: Ist denn Hus vergeblich gestorben? Verkürzte Uebs. eines am 4. VII. 03 im grossen Saal d. Sophieninsel in Prag gehaltenen Vortrags. Mit d. Resolutionen der czechischen Protestanten vom 28. IX. 1903. Leipz. 1904. 51 S. 0,70 M. — Die Bewegung unter den Tschechen würde bei gleicher finanzieller Unterstützung wohl noch gewaltiger werden als die unter den Deutschen. Die alldeutsch gefärbten Meinungen der „Wartburg" sind keineswegs immer einwandfrei. J. J.

Eine hervorragende Schule im politischen Denken und zur Entwöhnung von Konfusion von Politik und Gemüt bezw. Moral bietet Paul Rohrbachs im Buchverlag der „Hilfe" erschienene Schrift Deutschland unter den Weltvölkern (Berlin-Schöneberg, 200 S. 3,75 Mk.). Die leidenschaftslose, alle ökonomischen und geographischen Bedingungen wie die Imponderabilien der Stimmung abwägende Behandlung ist zumal angesichts des ostasiatischen Krieges vorzüglich geeignet, einen straffen Wirklichkeitssinn zu erziehen. Wir wissen, dass das Buch von verantwortlichen Stellen hochgeschätzt wird. O. B.

Die für sittl. und soz. Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten arbeitende Monatsschrift „Die deutschen Kolonien" ist mit dem 3. Jg. am 1. I. 04 aus Bertelsmanns Verlag in den des idealistisch gerichteten Kaufmanns Dr. E. Th. Förster in Berlin übergegangen und wird jetzt von diesem selbst und dem bisherigen Herausgeber Pf. Gustav Müller gemeinsam redigiert. Der Leitartikel

Digitized by Google

in Nr. 1: „Unsere grundsätzl. Stellung zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft“ ist in Gesinnung mustergültig. Försters Artikel: „Die Hererofrage“ in Nr. 2 warnt jetzt schon vor der in den Kreisen der jingoistischen „Kol. Ztschr.“ geforderten rücksichtslosen blossen Strafpolitik gegen die Herero und fordert einwandfreie, auf die Hebung des Volks ausgehende Boden- und Eingebornenpolitik. Müller wendet sich gegen die von Hauptmann a. D. Besser nur Dr. Peters (vgl. Kol. Ztschr. 1901, 12. Sept.) nachgesprochene Lösung der „Arbeiterfrage in Kamerun“ mittelst staatlichen Arbeitszwangs, d. h. modern aufgeputzten Staatssklaventums, wie es von der „Kol. Ztschr.“ stetig unter z. T. sehr gewöhnlichen Ausfällen gegen die Mission gefordert wird. Oberregierungsrat a. D. Schreiber-Stettin behandelt verständig und gemässigt „die Sprachenfrage“. Empfohlen! (Bezugspreis 4,50 M. jährl.).

J. J.

Das Schriftchen Was tut das evangelische Deutschland für seine Diaspora in überseeischen Ländern? von Paul (Leipzig, Strauch, 58 S. 1 M. 20 Pf.) wird allen willkommen sein, welche sich für die Pflege der Diaspora interessieren. Nach einer Uebersicht über die Verbreitung der Deutschen auf der Erde wird die Notwendigkeit der Diasporapflege nachgewiesen, der vorhandene Bestand der deutschen Kirchengemeinden übersichtlich dargestellt und schliesslich auf die grossen noch zu lösenden Aufgaben hingewiesen.

E. P.

Jesu lichter Blick auf die Welt.

Von

Pfarrer **Klaveness** in Christiania.*)

Herr Jesu gib uns Deinen lichten Blick auf die Welt, damit wir freimütig und stark sein können. Amen.

Joh. 4, 27—42.

Ihr habt gewiß alle schon Predigten gehört, die in dumpfem Grabeston unsre schreckliche Welt geschildert haben, besonders unsere böse Zeit, die so voller Gottlosigkeit und reif zum Gericht scheint. Einige von Euch finden vielleicht, daß das erbaulich ist zu hören. Die gottlose Welt hat es nötig zu hören, wie sie ist, scheint es Euch, und dann tut es auch gut, ergriffen und erschüttert zu werden. Andere fühlten sich gedrückt und seufzten tief. Aber alle gingen nach Hause und aßen in größter Ruhe zu Mittag.

Ja in unserem Text finden wir Jesus so ergriffen, daß er nicht

*) Uebersetzt von Frl. Anna Selter in Marburg mit Erlaubnis des Verfassers.

Digitized by Google

essen kann. Aber es ist nicht hoffnungslose Sorge über die gottlose Welt, die ihn ergriffen hat, im Gegenteil, es ist hoffnungsvolle Freude über die guten Aussichten.

„Iß, Herr," sagen die Jünger. „Ich habe eine Speise zu essen, da wisset Ihr nicht von", antwortet er ihnen. Hat ihm jemand Essen gebracht, wovon wir nicht wissen, fragen sie einander. „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat", sagt Jesus. „Ihr sagt, es sind noch vier Monde, so kommt die Ernte. Hebet Eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte."

Die Welt ist in Jesu Augen ein herrlich wogendes Kornfeld; die Saat ist reif, es gilt nur zu ernten.

Das ergreift ihn so stark, daß er nicht essen kann.

Man nimmt manchmal an, Jesus habe denselben trostlosen Eindruck von der Welt, den viele Christen haben. Man glaubt, er hätte die Welt für so in Grund und Boden verdorben angesehen, daß nur Hoffnung wäre, einen ganz kleinen Teil, ganz wenige zu retten. —

Und anstatt dessen liegt die Welt vor ihm wie ein herrlich wogendes Kornfeld, reif zur Ernte. Er sagt ungefähr so: „Es liegt nicht an der Welt; die ist reif eingeerntet zu werden in Gottes Reich, wenn es sein soll; es fehlt nur an Arbeitern dazu."

Kannst Du Dir einen lichteren Blick auf die Welt denken? Kannst Du Dir einen größeren Optimisten als Jesus von Nazareth denken?

Es ist wunderbar, daß er so freundlich auf die Welt sah. — Wie kam es, daß er sie so sah? — Bei den Juden Haß und Mißverständnis. Nur ein kleiner Haufen glaubte an ihn, und diese wenigen waren sehr unbeständig. Neben den Juden lauter Heidentum — Abgötterei und Laster. — Er war jetzt auf einer Reise durch Samarien. Eine arme irregeleitete Samariterin hatte er sich eben gewonnen, und sie hatte das ganze Dorf dazu vermocht, herauszugehen und ihn zu begrüßen. Alle kamen zu ihm heraus. Was war das nun? Ein gefallenes Weib, ein Haufe Samariter — eine Hand voll Menschen der gewöhnlichsten Art. Und das bringt Jesus in solche Stimmung. Er vergißt Hunger und Durst. Er wird satt, satt von Freude und Hoffnung. Er ruft aus: „Hebet Eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist schon weiß zur Ernte." Welcher Optimismus!

Jesus dachte natürlich nicht nur an diese kleine Bewegung unter den Samaritern. Er sah weiter und sah tiefer. Der kleine Funken, den er da in Samarien glimmen sah, ließ ihn die ganze Heidenwelt überblicken. Er sah in die verborgenen Tiefen der Heidenwelt. Er sah hinter all' der Abgötterei, dem Aberglauben, der Selbstsucht —

Digitized by Google

was sah er da? — er sah eine Welt nach Erlösung seufzender Menschenherzen. Es galt nur, ihnen zu bringen, wonach sie seufzten; ihnen die Erlösung so zu bringen, daß sie sie fassen und glauben konnten.

War der Blick zu licht? — Als die Apostel einige Jahre später mit dem Evangelium von der Erlösung in die Heidenwelt hinauszogen, fanden sie da nicht offene Ohren, wohin sie kamen? Gewiß begegnete dem Evangelium Widerstand und es kam zum Kampf; aber es siegte im Kampfe. Zuerst beugte das Römerreich seine Kniee vor Jesu, dann das neue germanische Volk. Zeigt dies nicht, daß Jesus recht gesehen hatte? Die Felder waren wirklich weiß; die damalige Welt war reif, in Gottes Reich eingeerntet zu werden.

Es ist aber eigentümlich, daß, obgleich Jesu Blick auf die Welt so licht war und er recht damit behielt, der Christ dennoch fast immer die Welt mit einem düsteren Blick betrachtet. Immer haben die Christen über die Welt geklagt und wenig Hoffnung auf deren Erlösung gesetzt.

Wie damals so sehen auch heute die Christen unserer Zeit nicht mit lichten Hoffnungen auf die Welt, und die Welt sieht auch nicht sehr hoffnungsvoll aus. Soviel Irrglauben gibt es da, Irrglauben, der Gott selbst und sein heiliges Gesetz, ja alle Moral verneint; und so viel Leichtsinn ist da, Leichtsinn, der keinen Gedanken für Verantwortlichkeit und Pflicht übrig hat, sondern nur nach seinem Gefallen leben will. Es läßt sich kaum leugnen, daß die Gottesfurcht abgenommen hat. Auf jeden Fall in unserem Land. Die Kirchen sind meistens leer, das Abendmahlgehen fängt an auszusterben. Jedenfalls halten sich die Jugend und die Männer fern.

Es gibt deshalb gewiß nicht viele Kanzeln in unserm Lande, von welchen man solche Worte hören kann wie diese: „Hebet Eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist weiß zur Ernte!"

Dennoch bin ich nicht sicher, daß Jesus dies Wort nicht jetzt sagen würde, wenn er unter uns wandelte. Ich kann mir gut denken, daß er mit seinem scharfen Blick für das, was sich in der Herzenstiefe bewegt, auch bei dem heutigen zweifelnden und selbstsüchtigen Geschlecht, die Sehnsucht nach Erlösung entdecken würde, welche es für Gottes Reich reif machte, wenn nur Arbeiter zur Ernte da wären. Ich habe das Gefühl, als sei die Frechheit, welche die Kinder unserer Welt zeigen, nur ein Deckmantel ihres Elendes. Es versteckt sich etwas dahinter; wenn man es nur fassen könnte. Ja, wenn man es nur zu fassen wüßte. Vielleicht ist auch jetzt die Welt reif, um eingeerntet zu werden in Gottes Reich. Es handelt sich vielleicht nur darum, ob Arbeiter da sind, die es verstehen — verstehen, die Kinder unserer Zeit in's Herz zu treffen.

Digitized by Google

„Er sagte mir alles, was ich getan habe," sagte das Weib. Alles, was ich getan habe? Es war nicht viel, was Jesus ihr gesagt hatte. Nur das: „Fünf Männer hast Du gehabt, und den Du jetzt hast, der ist nicht Dein Mann." Dennoch sagte das Weib: „Er sagte mir alles, was ich getan habe."

Wie konnte sie so etwas sagen? Jesus hatte sie mitten in's Herz getroffen. Er hatte ihre Sünde aufgedeckt, grade ihre Sünde, die Sünde, die sie peinigte und quälte, die sie elend machte, so daß sie keine Rettung sah.

Es ist wohl möglich, daß sie frech gewesen ist — äußerlich: frech, leichtsinnig, gefallsüchtig; innerlich: selbstverzagt, von Gewissensbissen gemartert. Jesus öffnete mit kühnem Schnitt das Geschwür und zeigte ihr, wie stinkend es war. Aber nicht so, daß sie dadurch gekränkt oder zurückgestoßen wurde. Nein, sie fühlte, er will mich nicht verurteilen, er will mich befreien. Gott sei gelobt, er will mich befreien. Seht, Freunde, es gilt, die Kinder dieser Zeit in's Herz zu treffen, das Geschwür der Sünde zu treffen, das sie elend macht. Es so zu treffen, daß es erkannt wird, nicht so, daß es reizt und verbittert. Nein, so, daß man fühlen muß: hier ist Verständnis, hier ist Liebe, hier ist Erlösung.

Das ist die große Kunst des Einerntens. Ach, wenn wir Erntearbeiter sie doch besser verständen! Ach, wären doch überall in unserem Lande Erntearbeiter, die es verständen!

Ich fürchte, wir verstehen diese Arbeit schlecht. Ich fürchte, wir Prediger verstehen das Geschlecht, dem wir predigen, schlecht. Es ist nicht leicht zu verstehen. Wer mit den jungen Leuten unserer Zeit zu tun hat, wird mir darin recht geben, daß die Kinder unserer Zeit schwierig zu verstehen sind. Sie sind so zersplittert in ihrem Innern, haben so mancherlei Gesinnungen. Sie verstehen sich eben selbst nicht.

Wie nötig aber wäre es, daß wir sie verständen, so daß wir sie in's Herz treffen, den Schaden aufdecken und Balsam hinein träufeln könnten. Wie notwendig wäre das für unsere Kinder, unser Volk, unser Geschlecht, das unser Erbe ist. O Freunde, die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; bittet den Herrn der Ernte, daß er seine Arbeiter ausschicke. Arbeiter, die des Einerntens schwere Kunst verstehen!

Arbeiter — wer sind die Arbeiter? Wer sind die Ernteleute? Wir Prediger? Freunde, so schön es ist Pastor zu sein, so ist es doch auch oft erdrückend schwer; denn alle Arbeit und alle Verantwortung für Gottes Reich will man uns Pastoren aufbürden. Und das können wir nicht tragen, das würde unsere Kräfte übersteigen, selbst

Digitized by Google

wenn wir tüchtiger wären als wir in Wirklichkeit sind. Man hat Kinder, junge Leute in seinem Dienst, Arbeiter in Brot; man hat Bekannte und Freunde, man kommt mit vielen andern Menschen in Berührung; man erkennt seine Pflichten gegen alle diese Menschen in jeder Hinsicht an; aber sie für Gott gewinnen, zu Jesu führen, ihre Seelen erlösen, nein, dazu hat man keine Verpflichtung. Das ist des Pastors Sache.

Freunde, ich bitte Euch, helft beim Einernten. Hebet Eure Augen auf und sehet in das Feld, denn es ist weiß zur Ernte. Tausende, Millionen sind reif zur Ernte, wenn nur der Schnitter käme, der Schnitter, der es verstände, den tief innersten Schaden ihres Herzens mit heilendem Balsam zu treffen. Sei Du ein solcher Schnitter! Versuche es! Auf dem Platze, auf den dich das Leben gestellt hat, in dem Kreise, in dem Du Dich bewegst, versuche es!

Doch — hat Jesus uns selbst getroffen? Hat er uns alles gesagt, was wir getan haben? So gesagt, daß wir eine jede unserer Sünden erkennen? und sind wir davon erlöst worden? Ein loses, äußeres Christentum ergreift unser kritisches Geschlecht nicht. Es durchschaut die Redensarten, wenn sie auch noch so fromm sind. Es sind die leeren, hohlen, frommen Redensarten, die mehr als etwas anderes die Kinder unserer Zeit aus der Kirche, den Erbauungsstunden und allem christlichen Verkehr verjagt und sie zu Freidenkern und Gottlosen gemacht haben.

Herr Jesus, ergreife uns, uns, die wir Christen sein wollen, in unserem tief innersten Seelenschaden; decke ihn auf, heile ihn und mache echte Christen aus uns, so daß wir als von einer lebendigen Erfahrung unseres Herzens zeugen können: „Du bist wahrlich Christus, der Welt Heiland! Ehre und Preis Deinem Namen!"

Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste, der da war, ist und bleibt, ein wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Amen.

Ansprache auf Ostern

gehalten im evang. Verein zu Mainz.

Von

Pfarrassistent **F. Schuster.**

Sehr geehrte Anwesende!

Ein altes Schriftstück läßt heute meine Gedanken nicht aus sei-

Digitized by Google

nem Bann. Ein Brief, der vor 1700 Jahren geschrieben wurde, und der Kunde gibt von schrecklichen, grauenhaften Vorgängen, von einem fanatischen Wahn der Menschen und von der unbegreiflichen Kraft eines ganzen Geschlechtes im Leiden und Entsagen. Im Jahre 217 schrieb die christliche Gemeinde zu Lyon in Frankreich einen Bericht zu den Freunden in Kleinasien hinüber von der Verfolgung, die über sie hereingebrochen war und die ihre Führer hinweggenommen, ihre Familien des Vaters oder der Mutter beraubt, ihren ganzen Zusammenhalt zerrissen hatte. Der es geschrieben hat, der hats mit trocknen Worten geschildert und hat dabei doch das bitterste Weh im Herzen gehabt. Vorher war die Gemeinde eine festgeschlossene Schar brüderlich denkender Menschen gewesen mit heiligen und doch freudvollen Festen, mit der stillen Kraft zu wachsen und sich auszubreiten. Da aber war der Befehl aus Rom gekommen, der den Christenglauben als ein todeswürdiges Verbrechen ausgab. Alle, die zu ihm gehalten hatten, wurden verhaftet, von dem Aeltesten, einem ehrwürdigen, silberhaarigen Greis, bis zu der kaum der Kindheit entwachsenen Jungfrau. Um durch Schrecken den festen Sinn der Gefangenen zu brechen, legte man sie mit Ketten an Holzblöcke und ließ einzelne foltern. Eine Anzahl wurde schwach und versprach dem Christenglauben zu entsagen. Die Mehrzahl aber blieb standhaft, nur litt sie durch den Abfall jener mehr als durch die Qualen des Kerkers. In inbrünstigem Gebet suchten sie Trost und gemeinsame Stärkung. Und als ob eine sichtbare Erhörung auf ihr Gebet folgen sollte, — nach einigen Tagen kamen die Abtrünnigen fast alle wieder, nahmen, von Gewissensbissen getrieben, ihre Erklärung zurück, baten die Gefangenen um Verzeihung und verlangten wieder eingeschlossen zu werden und mit ihren Brüdern weiter leiden zu dürfen. Da der Trotz der Christen durch nichts gebrochen zu werden schien, so sollte der Tod für immer ihren Mund verschließen. Die einen wurden enthauptet, die anderen in der Arena von wilden Tieren zerrissen, die hervorragendsten mußten auf dem Scheiterhaufen sterben. Dann wurde ihre Asche in die Rhone gestreut, damit jede Aussicht auf ein künftiges Wiedererstehen zum Leben ihnen genommen sei. Dort gingen die Bewohner der Stadt vorüber und ihr Gespräch klang aus in Spott und Staunen: „Wo ist nun ihr Gott? Was hat ihnen ihr Glauben geholfen? Und doch haben sie ihn lieber gehabt als ihr Leben."

Doch haben sie ihn lieber gehabt als ihr Leben! Wer hat nun eigentlich die höhere Wahrheit besessen? Die Bürgersleute, die mit Kopfschütteln das Ende jener schwärmerischen Menschen ansahen, oder diese, die an etwas Unsichtbares, Unbeweisbares glaubten und die aus

Digitized by Google

diesem Unsichtbaren übermenschliche Fähigkeiten nahmen? Denn eine solche Liebe wie sie diese Christen unter einander übten, eine solche Lauterkeit und Gerechtigkeit, wie sie in ihrem alltäglichen Leben an den Tag kam, eine solche Standhaftigkeit, wie sie in ihren bleichen Gesichtern in den letzten Tagen geschrieben stand, die hatte man noch nie in der Welt gesehen. Und ein Glaube, der die Sehnsucht nach solch idealen Menschengestalten, wie wir sie alle im Herzen tragen, zur Wirklichkeit macht, der muß mehr sein als ein schönklingendes Märchen, mehr als dichtendes phantastisches Träumen, der muß die Wahrheit selber sein. Denn er erfüllt, was jedem Menschen als Lebenszweck im Herzen geschrieben steht, er macht den Willen abhängig allein von den guten Instinkten, er schafft ein Bewußtsein, das über alles Böse und Traurige triumphiert.

Und der oberste Satz dieser einzigartigen Weltanschauung lautet: „Nichts, was Du denkst oder tust, o Mensch, ist umsonst geschehn, nichts geht verloren. Du selber bleibst bestehen, auch wenn das Weltall in Trümmer geht, auch wenn der Tod die Spannkraft deiner Muskeln löst. Du wirst das in Ewigkeit sein, was du hier auf Erden sein wolltest.“ Und von diesem gewaltigen, himmelanstrebenden Glauben läßt sich nichts wegnehmen, ohne daß das ganze Gebäude zusammenstürzt. Das Vertrauen auf ein ewiges Leben ist der Grundpfeiler des Christenglaubens. Oder ich will's mit den Worten eines Apostels sagen: „Wäre Christus nicht auferstanden, so wären wir die elendesten unter allen Menschen.“ Hätten wir nicht durch die Auferstehung Jesu die Gewißheit eines Lebens nach dem Tod, was sollte uns dann alles hochsinnige Streben, was sollte Gewissenhaftigkeit und Ehre, was sollte Hoffen, Kämpfen und Ueberwinden? Dann wäre es das Beste, wir folgten unserm Egoismus und pflückten rücksichtslos des Lebens Blüten und bauten unser Glück auf den Trümmern unterdrückter und zertretener Existenzen. Gäbe es nicht eine Welt, aus der wir den Willen zum Guten haben und die Sehnsucht nach einem Reich der Vollkommenheit, so wären wir die elendesten unter allen Menschen. —

Man sieht, die ersten Christen haben klar und nüchtern sich alles überlegt, ehe sie in die Mißhelligkeiten, Entbehrungen und Nöte der Nachfolge Jesu sich hineinbegaben, sie hielten ihr Lebensideal nur für richtig unter der Voraussetzung einer anderen vollkommenen Welt und sie hatten die Gewißheit dieser anderen Welt in der Auferstehung Jesu, die ihnen ein ganz sicheres Geschehnis war. Wir sind bei der Auferstehung nicht zugegen gewesen, wir kennen auch keine Zeugen derselben. Aber wir haben doch ständig ein Beispiel der Auferstehung vor Augen in der neuerwachenden, sich verjüngenden Natur. Die

Digitized by Google

grauen Nebel sind verschwunden, der Druck der düsteren, trüben Tage ist von uns genommen, vor unseren Blicken dehnt sich wieder das weite Himmelszelt, das golddurchwirkte Firmament, die weite fruchttragende Ebene, das Gebirg in blauer Ferne. Und wenn wir hindurch schreiten durch das Knospen und Keimen und Blühen allüberall, kommt es da nicht über uns wie ein Gefühl heiliger Andacht, wie ein unbegreifliches Ahnen eines großen Wunders? Die Baumzweige, die sich mit frischen Blättern schmücken und in denen die Vögel singen, müßten doch eigentlich tot sein. Denn der Frost hatte sie im Winter kalt und starr gemacht, und ihren Lebenssaft in Eistropfen verwandelt. Aber sie leben. — Als Kind habe ich einmal eine törichte Frage an meinen Großvater getan. Wir standen an einem Frühlingstag im Garten, die ersten Hummeln besuchten mit tiefem Gebrumm die leuchtenden Kelche der Crokus und Primeln, die Sonne lachte über der Erde und umspielte uns mit warmen Strahlen. Da sagte ich: „Großvater, freuen sich auch noch alte Leute über den Frühling, da sie das doch schon so oft erlebt haben?" Er lächelte nur und sagte: „Um so mehr freuen sich die alten Leute, denn je älter man wird, umso größer wird das Verlangen nach Sonnenschein und Leben." Das Verlangen nach Leben. — Daß das Leben triumphiert über alle Vergänglichkeit, davon zeugt Ostern und daß dies Leben auch in unserem Herzen Platz greife, das sei unsere Osterfreude und unser Ostersegen.

„Ewiges und Zeitliches im Christentum" nach Eucken.[1])

Von

W. Richter, Divisionspfarrer in Deutsch-Eylau.

In drei Gedankengruppen lässt sich zusammenfassen, was E. als das Ewige im Christentum ansieht. Das Christentum ist Erlösungsreligion — das ist das Erste [2]). Aber damit ist nicht gesagt, dass es, wie der Buddhismus, rein negativen Charakter habe. Wohl lehnt es das natürlich-menschliche Leben ab, aber dann ringt es sich zu stärkster Betonung eines höheren Lebens hindurch. Dies Leben — das ist der zweite Gedanke — verwirklicht sich auch für den Einzelnen nur in dem Reiche Gottes. Dies „entstand nicht

1) vgl. Jahrg. 1902, Seite 23 ff.

2) Eine eingehende Besprechung der Stellung E.'s vom systematischen Standpunkt giebt Siebert in „Deutsch-evangelische Blätter" 1901, S. 661 ff., doch vgl. die Notiz in dieser Zeitschrift 1901, Seite 376.

Digitized by Google

durch ein blosses Zusammenwirken von aussen her, sondern durch eine völlige innere Einigung, in der das Menschliche selbst zur Göttlichkeit erhoben war" [1]). Hieraus ergiebt sich der dritte Punkt — bei E. freilich mit einem „auch" nur angegliedert — die Bedeutung der Persönlichkeit Jesu, „von der das Christentum ausgeht und zu der es immer wieder zurückkehrt."

Die Bedeutung dieser Ausführungen des Philosophen für die praktischen Theologen liegt nun weniger darin, dass er diese uns geläufigen Gedanken wiederholt, als dass er sie in das gesamte Geistesleben einordnet. Sein Buch will es zeigen, wie „alle echte Geistigkeit einen Bruch mit dieser Welt" bedeutet, wie auch die Reichgottesidee nur bestätigt, dass sich im Geistesleben der letzte Grund der Wirklichkeit erschliesst", aber auch, „dass sich der Mensch in dieser Welt nicht schon befindet" [2]), wie endlich überall im Geistesleben nur durch eine Persönlichkeit ein neuer Lebensprozess eröffnet werden kann.

Das ist viel mehr, als der erste Augenschein sagt. Vergegenwärtigen wir uns nur, jeder Gebildete unseres Volkes teile die Ansicht des Gelehrten. Religion, Christentum sei nicht mehr ein Appendix, ein merkwürdiger, für viele überflüssiger Zierat des geistigen Lebens, sei vielmehr der tiefste Ausdruck, die innigste Zusammenfassung, die letzte Lösung alles dessen, was eines modernen Menschen Innerstes bewegt. Technik, Wissenschaft, Literatur, Kunst — alles an seiner Stelle gut und wichtig, aber hoch über dem allen die Idee des Reiches Gottes und in dem allem lebendig der Geist des Gottes der in Jesus Christus sich geoffenbart hat! Wie müsste, wenn das zum Gemeinbewusstsein aller Denkenden würde, unsere Arbeit soviel leichter werden, als sie an Achtung vor der Welt gewänne! Gewiss, das ist ein gefährlicher Gedanke. Man darf damit nicht spielen. Aber ehrlich müssen wirs eingestehen: das trennt uns von den führenden Geistern der Zeit, dass jene mitten drin sind im Strom des Lebens, mit weitem Netze alles an sich ziehend, während wir mit unserm Worte kümmerlich am Ufer stehen und hie und da nur wie gelegentlich einen Fang machen. Lassen wir uns Eucken's und seiner Geistesverwandten Treiberarbeit nur gefallen. Sehen die Menschen erst einmal ein, dass wir ebenso grosse Güter zu verwalten haben, als der Naturforscher und der Künstler, dann kommen sie doch vielleicht zu uns fragend, welche es seien. Und dann ist es an uns, ihnen zu zeigen, wie unsere Güter noch

1) „Der Wahrheitsgehalt der Religion" Seite 404.
2) ebda.

Digitized by Google

viel grösser sind als jene anderen, ja dass jene Leben und Licht erst bekommen, wenn sie durchhaucht sind von dem Geiste, dessen Wehen wir verspürt haben. Zu dem Ende werden wir vielleicht auch aus unserer Reserve heraustreten müssen, werden den Mut oder die — Herablassung haben müssen, uns einzuordnen mit unserer Arbeit in das Geistesleben der Zeit. Davon hernach. Hier nur dies eine: wen wir führen wollen, mit dem müssen wir erst ein Stück gemeinsam gehen, dass er uns kennen lernt und Vertrauen zu uns gewinnt.

Gemeinsam, neben einander — damit ist immerhin eine Schranke gezogen. Denn wir wollen ja nicht denken, die Männer, welche in E.'s Weise der Religion ihren Platz im Geistesleben sichern wollen, seien fähig, unsere seelsorgerliche Arbeit überflüssig zu machen, oder wir müssten unsere bisherige Art der Verkündigung völlig aufgeben und als Religionsphilosophen vor unsere Gemeinden treten. Das klingt in dieser Form absurd. Und doch liegt die Gefahr nahe. Gerade weil mancher Theologe auch in der Praxis tatsächlich ihr verfallen ist, müssen wir auf der Hut sein. Was ist es denn im Grunde, was uns trennt von den genuinen wissenschaftlichen Vertretern des Protestantenvereins? Doch dies, dass wir Religion und Philosophie, Weltanschauung und Glauben nicht verwechselt wissen wollen[1]). Das führte uns lange Zeit dahin, auch für die ganze systematische Theologie jede Berührung mit der Philosophie abzulehnen. Das kann man uns noch heut nicht vergeben. Das sah rückständig, unklar aus. Und mancher wird behaupten, nun werde die Unklarheit noch grösser, wenn wir Werke, wie das vorliegende Buch anerkennen, und doch wieder unsere Warnungstafeln aushängen: sieh dich vor, das ist Philosophie! Was ist das für eine Halbheit, für die wissenschaftliche Arbeit sich die Hilfe der weltlichen Schwester gefallen zu lassen, aber zu Kirche und Kanzel ihr den Zutritt zu verweigern!

Ein Beispiel[2]) gerade aus E. wird zeigen, dass diese scheinbare Halbheit doch nicht so ganz unberechtigt ist. Nachdem er, wie eingangs angedeutet, das Ewige im Christentum herausgestellt hat, bespricht er die notwendige Weiterbildung gegenüber der Natur, gegenüber Geschichte und Kultur, gegenüber den Wandlungen des Geisteslebens. Der populärste Einwurf ist der erste. Dass

1) vgl. Baumgarten, S. 40 f. des vorigen Jahrgangs.

2) Die Kritik könnte ebenso bei anderen Punkten anknüpfen, so beim Wunderbegriff, bei der Wertung der Persönlichkeit Jesu, welch letztere auch nur philosophisch, nicht religiös orientiert ist.

Digitized by Google

das Weltgebäude der Bibel anders aussieht, als das, welches uns die Teleskope der Neuzeit offenbarten, weiss jedes Kind. E. hat völlig Recht: „es bleibt dabei, dass die geozentrische und anthropozentrische Denkweise der Vergangenheit angehört“ [1]). Himmel und Erde sind für die Weltanschauung der Jetztzeit nicht mehr die beiden Teile des Alls. Und der Mensch? „Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest —?“, merkwürdig, dass dies Wort vielleicht zwei und ein halbes Jahrtausend alt ist, das könnte jeder Gelehrte heut unterschreiben. Aber auch wirklich in der Stimmung des 8. Psalms? Hier soll uns nun der Unterschied klar werden, den wir meinen. Wenn meine Weltbetrachtung mich dahin führt, mir selbst einen gar bescheidenen Platz im grossen Ganzen anzuweisen, und wenn ich über diese Tatsache achselzuckend zur Tagesordnung übergehe, so ist das philosophisch gedacht. Wenn ich in der grossen Welt den allmächtigen Gott sehe, der „in Lebensfluten, im Tatensturm“ Sonnen schuf und Planeten und die kleinen Menschen, so hat meine Philosophie einen religiösen Einschlag, aber es ist doch noch nicht Vollreligion. Sage ich aber: „Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest —?“, dann steigt ein dämmerndes Ahnen in mir auf von Religion. Und kann ich, der ich nebenbei die ganze moderne Weltanschauung mir angeeignet habe, kann ich gar beten: „Mein Vater, der du bist im Himmel“, dann bin ich mitten drin im Christentum. Das ist der Egoismus des Glaubens, der den Gewaltigen droben gerade für s e i n e Seele braucht. Anders ausgedrückt: eine W e l t a n s c h a u u n g, die heute noch anthropozentrisch wäre, würde zu belächeln sein; aber eine R e l i g i o n, die nicht anthropozentrisch wäre in dem Sinne des Vaterunsers, die wäre zu beklagen.

Scheiden sich da Philosophie und Religion nicht wie Feuer und Wasser? Doch nicht. Ein prinzipieller Unterschied bleibt. Aber wenns denn ein Bild sein soll, Bonus [2]) hat Recht: sie scheiden sich wie Holz und Eisen. Beides wird nie zu vereinigen sein im Sinne einer chemischen Verbindung. „Dagegen kann ein eisernes Messer einen hölzernen Griff brauchen und eine Religion kann eine Philosophie oder Weltanschauung brauchen.“

Doch nun zu der Frage, die oben zurückgestellt wurde: muss nicht die kirchliche Praxis auch in mancher Hinsicht aus ihrer nach dem eben Gesagten wohlberechtigten Reserve heraustreten? Wiederum nur ein Beispiel. Wie stellen wir uns zu dem, was E.

1) a. a. O. Seite 406.

2) „Christliche Welt“, 1902, Spalte 249.

Digitized by Google

über Augustin sagt?[1]) In drei Sätze fasst er das Charakteristische Augustinischer Religiosität: „Die Erweisung des Göttlichen stand hier in schroffem Gegensatz zur Entfaltung der menschlichen Kraft"; „es schien ferner die Religion für den Menschen nur soweit wirklich und wahr, als sie eine sichtbare Verkörperung gewann, wie das Reich Gottes in der Kirche, so alle Betätigung religiöser Art in greifbaren Leistungen"; „endlich wurde hier alle Kultur unmittelbar in den Dienst der Religion gestellt — so ein durchaus religiöses, kein universales Lebenssystem".

Bei der Besprechung des ersten Punktes knüpfen wir am besten an die Ausführungen des Herausgebers betreffend unsere Stellung zu Goethe an[2]). Wir brauchen die dort ausgesprochenen Gedanken nur unter die Beleuchtung des Eucken'schen Zieles zu rücken, um zu sehen, welche Fülle von Anregung für die Praxis daraus sich ergiebt. E. stellt deutlich Augustin's Verdienst heraus, „den Grundgedanken der Nichtigkeit des blossen Menschen formuliert und zugleich die Moral über alle blosse Natur hinausgehoben zu haben". „Alles Grosse im Menschen das Werk Gottes" — das gilt auch für E. Aber das will ihm nicht gefallen, dass „gemäss der Stimmung einer erschöpften und mutlosen Zeit" die andere Seite ganz übersehen wurde: „das Wiedererstarken des Menschen aus der Vereinigung mit Gott, die Verwandlung seines Lebens in Selbsttätigkeit". „Gnade und Freiheit erschienen bei Augustin — als volle Gegensätze; das Wunder eines Hervorgehens der Freiheit aus Gnade war seiner Denkweise verschlossen". Mir scheint, wir können hier E. wohl verstehen und ihm zustimmen mit gutem Gewissen, sobald wir uns selbst mit Goethe auseinandergesetzt haben. So werden wir nie sprechen: „Hast du nicht alles selbst vollendet, Heilig glühend Herz?" Wir werden den frohen Drang, der uns erfüllt, als gottgewirkt ansehen. Wir werden auch stets unsere Unzulänglichkeit in dunkelen Stunden fühlen, um das Beste uns zu erbeten. Aber unser Schaffen soll durch dieses Bewusstsein einen Auftrieb, nicht eine Hemmung erfahren. Muss denn jeder Entschluss, jede Tat mit der Regelmässigkeit der Anfängerpredigten aus drei Teilen bestehen: 1) Du willst, aber du kannst nicht; 2) Gott handelt für dich; 3) so kannst du auch!? Gewiss, sobald wir reflektieren, kommen wir zu solchen Erwägungen. Aber wer denkt denn, wenn Gottes Sonne durch die Welt blitzt, immer an Spektralanalyse? Keine Frage, dass über der Dogmatik die fröhliche Naivetät der

1) a. a. O. Seite 426 ff.

2) vgl. diese Zeitschrift 1902, Seite 77.

Digitized by Google

Gotteskinder in Gefahr kommt. Längst ist es erkannt, dass der Dekalog im Konfirmandenunterricht seine Spitze verliert, wenn er in der alten Weise eingeordnet wird. Warum sollte es nicht möglich sein, einmal eine ganze Predigt, eine ganze Reihe von Predigten zu halten „über die Kräfte, die in des Christen Seele schlummern?" Sicher ist das möglich. Und sicher geschieht diese Art Verkündigung hin und her. Das müssen wir E. auch hier, wie im ersten Referat, entgegenhalten, dass die Praxis nicht ganz so rückständig ist, als er meint. Aber gern wollen wir uns von ihm erinnern lassen, dass wir uns und die uns Anvertrauten zu freien Gottesmenschen erziehen sollen. Dabei werden eigene Erfahrung und die harten Tatsachen uns ganz von selbst immer wieder zurückführen auf Rm 7_{21}, um unsere Grundstimmung in der von Rm 8_{1-4} zu finden.

In ein weit schwierigeres Arbeitsfeld lässt uns E. bei dem zweiten Satze blicken: Religion ist dem augustinisch beeinflussten Menschen nur in sichtbarer Verkörperung wirklich. Freilich wir haben weder die massive Gleichung Reich Gottes = Kirche, noch sehen wir „alle Betätigung religiöser Art in greifbaren Leistungen", wir in der evangelischen Kirche. Aber darum haben wir noch lange nicht die Religion des Geistes, die doch im letzten Grunde auch Augustin erfüllte. Fragen wir nur einmal unsere Gemeindeglieder, was sie von der Religion *erwarten*, wie sie sich die Gebetskraft vorstellen, ganz zu schweigen von ihren Sakramentsbegriffen! Und die modernen Laien, die unsere Predigt nicht mehr hören wollen, haben ganz genau dieselbe Meinung. Die hölzerne Gottesvorstellung, die mechanische Gebetsauffassung, über die sie nicht hinauskommen, oktroyieren sie uns auf und denken, nun seien wir erledigt. Es ist schon oft geklagt worden darüber, dass wir in Deutschland die beste Theologie und das verständnisloseste Publikum haben. Vorträge und Broschüren mögen hie und da ein kleines Licht anzünden in der grossen Dunkelheit. Dahin, dass alle evangelischen Christen wirklich begreifen, was Religion, was Jesu Religion sei, dahin werden wirs nie bringen. Das ist beklagenswert. Aber wir müssen uns trösten mit den Künstlern. Die Menge wird trotz „Kunstwart" und „Meisterbilder" den göttlichen Hauch der Kunst nie spüren. Dennoch ist dieses Hineintragen des Göttlichen in die Welt der Vielzuvielen segensreich; es wirkt seine unverstandene Macht. Und unterdessen sind die rechten Jünger der Kunst fröhlich an der Arbeit, ihr einen Tempel zu bauen, der ihrer würdig ist. So wollen wir auch doppelte Arbeit tun: uns selbst läutern

Digitized by Google

am Feuer der Wahrheit und dann die dunkele Alltagswelt so hell machen, als wirs vermögen.

Die Zusammenstellung von Religion und Kunst sollte nicht eine rhetorische Wendung sein. In der Tat haben beide viel Verwandtes und nicht nur in den Schwierigkeiten, mit denen sie kämpfen müssen. Wir kommen damit auf E.'s dritte Ausstellung: alle Kultur bei Augustin im Dienst der Religion. „Alle wissenschaftliche, künstlerische, politische Tätigkeit war nur soweit wertvoll, ja zulässig, als sie in die Religion einmündete und ihre Wahrheit bekräftigte". In der Ablehnung dieser aus einem gleich spröden Religions- wie Kultur-Begriff resultierenden Auffassung sind wir mit E. einig. Aber wir weichen in zwiefacher Hinsicht von ihm ab. Wir verstehen einerseits, wie die augustinische Stimmung zu jener Kulturfeindseligkeit kam: Glaube war ihr das Allesbeherrschende, erst aus seiner falschen Versinnlichung ergab sich das, was wir nun nicht mehr mitmachen. Omnis determinatio est negatio. Und diese Negation der Kultur scheint uns unnötig und gefährlich. Doch nun die andere Seite. Gerade weil wir Augustin verstehen und weil auch uns unser Glaube alles ist, darum genügt uns nicht ganz, was E. nun auf den Schild erhebt, oder wir wünschten doch eine deutlichere Betonung der nach wie vor überragenden Stellung der Religion. „Gleich unerträglich dünkt uns die Unterordnung der Religion unter die Kultur wie eine völlige Trennung beider. Sollen sie aber selbständig gegen einander sein und zugleich nicht auseinanderfallen, so muss eine gemeinsame Aufgabe sie umspannen; eine solche erschien uns in der Erringung und Entfaltung eines wesenhaften Geisteslebens, eines Reiches selbständiger Geistigkeit". Welches ist dieses Reich? Hier verlangen wir rund heraus: die Religion soll darin herrschen. Aber nun eben soll die Kultur dadurch nicht erdrückt werden, sondern sie soll ein neues Leben bekommen. E. selbst findet für seinen Begriff der selbständigen Geistigkeit schliesslich auch keinen anderen Namen als „Religion". Aber, weil der Ausdruck bei ihm schillert, wie schon einmal erwähnt wurde [1]), bleibt das in ungewissem Dämmerlicht. „Die Religion gilt dann nicht als ein Sondergebiet, das zu dem übrigen Leben erst hinzukommt, sondern als die Erringung der Einheit und als die Erschliessung einer neuen Tiefe des gesamten Lebens", da ist die Religion ganz in unserm Sinne die Krone alles inneren Seins. „Bei Entwickelung dessen können Religion und Kultur bei allem Kontrast des ersten Anblicks, im Ganzen

1) vgl. Jahrgang 1802 Seite 23; Anm. 2.

Digitized by Google

eines umfassenden Lebens einander ergänzen und gegenseitig fördern", da ist die Religion wieder zu einem Teil herabgedrückt.

Abgesehen aber von dieser Einschränkung wollen wir doch ja recht scharf im Auge behalten, wie wichtig E.'s Mahnung für unsere Praxis ist. Schönheitsdurstige, wahrheitsuchende Menschen sollen nicht klagen, wenn sie unsere Predigt hörten: „Weh! Du hast sie zerstört, die schöne Welt!" Sie sollen sehen, dass Christen auch ohne graue Brille sein können. Es lohnte sich, im Einzelnen den Einfluss des Gedankens einer religiös orientierten Kultur auf die Homiletik zu zeigen. Doch führte das in diesem Zusammenhange zu weit. Kehren wir Ziegler's Programm[1]) um, stellen Frömmigkeit als die erste Forderung auf und ordnen wir dieser alles andere unter, so bleiben wir, was wir waren, Christusjünger, und haben doch mit Erfolg — Eucken gelesen.

Unsere Dorfkirchen.

Von

Pfarrer **Spiess** in Bottenhorn.

Im Novemberheft des vorigen Jahrgangs hat ein dankbarer Leser der Freude Ausdruck gegeben, die er bei der Lektüre von Bürkners „Geschichte der Kirchlichen Kunst" empfunden hat. Die folgenden Zeilen sind aus einem ähnlichen Beweggrund geschrieben. Sie gelten einem ganz köstlichen Buche, das den Leser mit geradezu enthusiastischer Freude erfüllt, zu dem er immer wieder greift und das zu durchblättern er nicht müde wird. Mir wenigstens ist es so gegangen mit dem von dem Regierungsbaumeister Gruner herausgegebenen Buche über „Die Dorfkirche im Königreich Sachsen"[1]). Man könnte die sächsische Geistlichkeit, der schon so manches schöne Werk geschenkt ward, fast beneiden um diese neue prächtige Gabe. Aber zum Glück ist es ein Buch, das weit über die Grenzen des Königreichs Sachsen hinaus Beachtung verdient. Ja, obwohl es so schrecklich nach Rezensentenphrase schmeckt, sage ich doch — denn diesmal ist es Wahrheit —: es gehört in die Hand jedes Geistlichen, des Landpfarrers zumal. Der erstaunlich niedrig bemessene Preis, der wohl nur möglich war, weil zwei sächsische Vereine, — der Verein für Volkskunde und der Ingenieur- und Architektenverein — die Herausgabe übernahmen, ermög-

1) Gruner, Die Dorfkirche u. s. w. Eine Darstellung ihrer Entstehung. Entwickelung und baulichen Eigenart. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und als Beilagen. Leipzig bei Arwed Strauch. 1904. Brosch. M. 5, geb. M. 6.

1) Seite 40 f. des vorigen Jahrgangs.

Digitized by Google

licht in der Tat jedem die Anschaffung.

Das Buch bietet einen knappen kurzen Text, der immer nur das Wesentliche hervorhebt, und daneben eine Fülle von Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen, Grundrisse, Interieurs, Bilder von Altären, Taufsteinen, Glocken, Kanzeln u. s. f. Ich kann nicht daran denken, hier das Buch nach Verdienst zu würdigen. Der Name Gruner bürgt dem Kundigen von vornherein dafür, dass etwas Gediegenes, Zuverlässiges geboten wird[1]). Ich unterdrücke darum auch gern allerhand kleine Wünsche und Ausstellungen, denn der Wert und das Verdienst dieser Veröffentlichung ist so gross, dass die etwa vorhandenen Mängel daneben völlig verschwinden, ganz abgesehen davon, dass solche Ausstellungen nur dann von Gewicht sind, wenn sie von Sachverständigen vorgebracht werden. Ich fühle mich dem verdienstvollen Herausgeber für die Stunden reinsten Genusses und heller Freude, die sein Werk mir bereitet hat, so sehr verpflichtet, dass ich durch diesen Hinweis zu einem Teile dazu beitragen möchte, dass die Absichten, die er bei der Veröffentlichung hegte, sich verwirklichen.

Da die Stelle des Vorworts, wo er sich darüber ausspricht, zugleich auch die beste Charakteristik des Buches ist — denn ich kann versichern, dass es durchaus geeignet ist, den gewollten Zweck zu erreichen —, so mag sie hier stehen: „Das vorliegende Buch soll allen, die ein Herz für die wichtige Frage des kirchlichen Lebens auf dem Dorfe haben, zeigen, wie die Kirchen zu der Zeit gebaut wurden und beschaffen waren, als dieses noch in voller Blüte stand; es soll ferner vielen Gemeinden noch rechtzeitig die Augen für den Schatz auftun, den sie in ihrer alten Kirche besitzen, und es soll endlich, wo sich ein Neubau unvermeidlich erweist, den dabei Mitwirkenden: Bauherrn sowohl als Baumeistern, Handreichung tun bei den Beratungen über Anordnung des Grundrisses, des Aufbaues, Wahl der Ausstattungsgegenstände u. s. w.“ (S. 6).

Ein mehreres über das Buch selbst erübrigt sich, denn man muss es — s e h e n! In der Tat, ohne den Text in seinem Wert irgendwie zu unterschätzen, erblicke ich das Hauptverdienst in den zahlreichen Abbildungen kirchlicher Gebäude und ihrer einzelnen Teile. In dieser Beziehung wünsche und erhoffe ich von dem Buche eine tief- und weitgehende Wirkung. Um es bestimmter zu formulieren: zweierlei soll es wirken. Erstens — und diese Wirkung übt es auf jeden, der es zur Hand nimmt — soll es den Eindruck erwecken: W i e r e i c h s i n d w i r d o c h! Welche Fülle von künstlerischen Werten, von Originalität, von feinem Kunstverständnis, von wahrster, echtester volkstümlicher Kunst, die so naiv und echt ist wie die des Volksliedes, steckt in diesen alten, verachteten, von Kunstgeschichte und Baukunst bislang ignorierten Dorfkirchen! Gruner erschliesst uns wirklich ein unbekanntes Land, er tut uns recht eigentlich die Augen auf. Unsre Augen waren gehalten, dass wir an diesen Zeugen der Vergangenheit vorübergingen, ohne zu ahnen, welche Schätze sie bargen. Ich rede nicht von den nicht zahlreichen Dorfkirchen, die ob ihres künstlerischen Schmuckes, ihrer rei-

1) Gruner hat sich schon durch eine Reihe von Schriften um die Erforschung und Förderung volkstümlicher Bauweise verdient gemacht. Vgl. die Literaturangabe in Sohnrey's „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“ 1. Aufl. S. 267; 2. Aufl. S. 389.

Digitized by Google

chen Ausstattung schon vorher weiteren Kreisen bekannt waren. Nein, wen Gruner sehen lehrte, der sieht auch an der allereinfachsten, schlichtesten, schmucklosesten Dorfkirche neue Schönheiten, die sie ihm lieb und teuer machen. Und dann wird sich bei ihm auch sofort die zweite Wirkung einstellen: es wird die Frage eine Antwort heischen: wie lernen wir wieder so echt und wahr, so volkstümlich bauen wie diese alten Dorfbaumeister und Dorfhandwerker es konnten? Gruners „Dorfkirche" muss neben den nicht genug zu rühmenden trefflichen „Kulturarbeiten" Schultze-Naumburgs stehen, die ja auch jeder Geistliche kennen sollte. „Haben wir eine Kultur?", fragte Bonus einmal im „Kunstwart". Es war ihm eine Erleichterung, dass er antworten konnte: wir haben keine. Denn, so sagt er, nun dürfen wir wenigstens hoffen, dass wir eine bekommen. Dass diese Hoffnung nicht eitel ist, verbürgt uns neben „Kunstwart" und Schultze-Naumburg und Dürerbund auch Gruner's Werk.

Unsere alten Dorfkirchen! Wer hätte gedacht, dass sie noch einmal so zu Ehren kämen! Wie ist man mit ihnen verfahren! Die Kunstgeschichte sah vornehm auf sie herab; sie hatte genug zu tun mit Palästen, Rathäusern, Domen und Schlössern. Wie das Bauernhaus, so existierte auch die Dorfkirche nicht für sie. Die Folgen blieben nicht aus. Woher sollte Ehrfurcht und Respekt vor diesen Erzeugnissen und Zeugnissen volkstümlicher Kunst kommen, wenn die zünftige Wissenschaft und die Praxis einig waren in unermüdlicher Wiederholung des alten Liedes: nur die Gotik sei „kirchlicher Stil und Stilreinheit oberstes Prinzip"? Da musste auch das bescheidenste Dorfkirchlein seine Wimpergfenster und Fialenpfeiler haben und ohne unzählige Zacken und Zäckchen, Türmchen und Spitzchen ging es nun einmal nicht an. Freilich, vor dem so in „kirchlich reinem Stil" geschulten Auge konnten diese massigen Mauern, die eigenartigen Türme, die schmalen Fenster nicht bestehen. War ein Gebäude, bei dem man selbst mit der Brille kein Stilprinzip entdecken konnte, das für den „Fachmann" ein wahl- und regelloses Durcheinander war ohne Sinn und Verstand — mochte es der Gemeinde auch noch so lieb sein, was verstand die von der „Kunst"? — noch etwas anderes wert als das Niederreissen? Wundert man sich, wenn unter diesen Umständen mancher Geistliche kein höheres Ziel kannte, als an die Stelle der alten biederen, ehrlichen Kirche ein „echtes", stilreines Gebäude zu setzen, mochte es noch so unecht und verlogen sein, noch so wenig in die Umgebung passen, das ganze Landschaftsbild vielleicht direkt verderben? Es war stilrein und darum, nach allen Regeln der Kunst, schön und über jeden Tadel erhaben. Difficile est satiram non scribere!

Was in diesem Punkt bis in die neueste Zeit, im Grossen und Kleinen, gesündigt worden ist, wie viel Unschätzbares und Unersetzliches durch Unverstand, Unkultur und unverhüllte Barbarei vernichtet worden ist, wird sich nie feststellen lassen[1]). Hoffen wir nur, dass diese Zeiten bald endgültig vorüber sind, wo man sich in der rücksichtslosesten Weise an ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit vergreifen konnte. Und ein solches Denkmal ist jede Kirche. Mag sie noch so schlicht und einfach sein, sie zeugt in ihrer Weise von

1) Gruner führt noch aus den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts einen Fall an, wo ein wertvolles Gemälde übertüncht worden ist!

Digitized by Google

dem Kunstempfinden vergangener Tage und ist ein noch heute lebendiger Beweis, wie man früher aus der Fülle des Lebens heraus, ohne die Scheuklappen akademischer Regeln und Vorurteile gestaltete und lebenskräftige Werte schuf.

Welche Fülle von Leben quillt uns herzerfrischend aus dem entgegen, was uns Gruner sehen lässt! Welche Originalität, welche Unbekümmertheit um die „ästhetische Wirkung", welche Naivität des Schaffens! Und wie urwüchsig und bodenständig ist das alles! Wie prächtig stimmt die Kirche mit den sie umgebenden Bauernhäusern zusammen! Wie eine liebevolle Mutter und wieder wie ein ernster Mahner steht sie unter ihnen, ein lebendiges sursum corda! Wie harmonisch gliedert sie sich in die Dorfsilhouette und das Landschaftsbild ein! Treffend bemerkt Gruner von solchen Szenerien, dass sie „wie ein liebliches Volkslied auf unsere Seele einwirken", dass sich in diesen Bildern „der Gottesfriede von der Kirche auf den ganzen Ort zu verbreiten scheint", dass sie „Heimstätten sind, nach denen man Heimweh empfinden kann, ohne dort geboren zu sein" (S. 64). Ich denke, das wird ihm jeder aufmerksame Leser und Beschauer seines Buches nachempfinden. Das ist der erste nachhaltige Eindruck, mit dem man es aus der Hand legt: Wie ist es möglich, dass wir solchen Reichtum an Schönheit und Leben unser nennen und wissen es nicht? Daraus erwächst dann die Ehrfurcht und Achtung, die wir der einfachsten Dorfkirche ebensogut schuldig sind wie einem gotischen Dom von europäischer Berühmtheit. Denn die Meinung, als verstehe das Volk nichts von „Kunst", als empfinde es nicht, was schön sei, und „schöne" Kirchen zu bauen, sei das Vorrecht „akademisch gebildeter" Baumeister, wird Gruner gründlich widerlegen.

Aber bei diesen platonischen Gefühlen dürfen wir nicht stehen bleiben. Ich erwähnte oben Schultze-Naumburg. Er befolgt in seinen „Kulturarbeiten" die äusserst instruktive Methode, an Beispiel und Gegenbeispiel, gutem Alten und schlechtem Neuen, zu zeigen, wie arm an geistiger Gestaltungskraft, an gemütlichen und ästhetischen Werten wir geworden sind, wie jämmerlich verlogen, unehrlich und unwahr, wie sinnlos und ratlos unsere heutige Kultur ist. Er verfolgt dabei natürlich einen praktischen Zweck: wir sollen wieder lernen, ehrlich und wahr zu werden, das Sein über den Schein zu stellen. Gruner wendet Schultze-Naumburgs Methode nicht an; dass er denselben Zweck verfolgt, hat er in der oben angeführten Stelle des Vorworts ausgesprochen und den Eindruck, dass wir an Kraft und Wahrheit in der Gestaltung hinter unsern Vätern zurückstehen, erweckt er auch. Vergleiche drängen sich von selbst auf, auch ohne ausdrückliche Gegenüberstellung. Wenn man die Bilder dieser alten Kirchen sieht, glaubt man in ein treuherziges, verwittertes, faltenreiches, altes Bauerngesicht zu blicken, etwa wie Thoma es zeichnete. Und jedesmal ist es ein anderes Gesicht. So oft auch hin und wieder Aehnlichkeiten im einzelnen sich wiederholen, das ganze Bild hat jedesmal ein originales Gepräge. Diese Kirchen sind wie aus ihrer Umgebung hervorgewachsen, so vollständig gehen sie in ihr auf. Das ist kein Schema, das ohne Rücksicht auf Umgebung und Lage eingelernte Stilformen am Reissbrett zusammenleimt, sodass das Gebäude nachher wie ein Fremdling dasteht, der keine Fühlung mit seinen Nachbarn gewinnen kann. Und die

Digitized by Google

Frage drängt sich unwillkürlich auf: Wie kommt es, dass diese alten Dorfbaumeister, die keine Baugewerkschule besucht hatten, konnten, was unsern „Akademikern“ auch bei heissestem Bemühen nicht gelingen will! Werden wir lernen, wieder so volkstümlich zu bauen wie sie?

Das ist eine Frage, die eingehend untersucht werden muss. Dazu ist hier nicht der Ort. Man lasse sich von Gruner und Schultze-Naumburg den Weg weisen. Jedenfalls ist soviel sicher, dass wir versuchen müssen, die Verbindung nach rückwärts, die durch das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts alles beherrschende wirtschaftlich-materielle Interesse unterbrochen wurde, wiederherzustellen. Mit anderen Worten: Wir müssen ernstlich diese volkstümliche Bauweise studieren und von ihr lernen, wieder mit dem Volksempfinden in Konnex zu kommen. Der Tiefstand unsrer ästhetischen Kultur rührt im letzten Grunde davon her, dass wir keine Tradition mehr haben, dass unsere Kunst zu akademisch, zu exklusiv war und die lebendige Verbindung mit dem Volke verloren hat. Man gab die Losung aus: l'art pour l'art. Man sucht etwas Neues, aber man will es in die Luft bauen und anstatt an das Vorhandene anzuknüpfen, fängt jeder wieder ganz von vorne an, als müsse alles erst noch einmal geschaffen werden. Die alten Baumeister, um bei unserem Sondergebiet zu bleiben, kannten das Vorhandene gut, benutzten es, wo es passte und verzichteten doch nicht darauf, etwas Neues, Selbständiges zu gestalten. Darin müssen sie unser Vorbild sein. Nicht sklavisches, geistloses Nachahmen und Nachäffen — daran kranken wir ja gerade mit unserm „kirchlichen“ Stil —, sondern selbständiges Nachempfinden ist es, was uns not tut. Leicht ist es nicht, aber des Schweisses der Edlen wert.

Grade darin, dass es das Alte vor unseren Augen lebendig werden lässt, beruht der Wert des Gruner'schen Buches. Es ist hier eine Fülle von Anschauungsmaterial zusammengetragen, wie man es nicht wieder beieinander findet. Möge es fleissig studiert werden. Zu denen, die dazu berufen sind, gehören auch die Geistlichen. Es verrät ein sehr feines Verständnis, über das wir uns herzlich freuen sollten, wenn sich Gruner an alle die wendet, „die ein Herz für die wichtige Frage des kirchlichen Lebens auf dem Dorfe haben“ (S. 6). Es ist in der Tat die Frage, wie wir unsere Kirchen bauen sollen, eine Frage des kirchlichen Lebens. Man bedenke, welche Rolle das Kirchengebäude im Leben des Landvolkes spielt, wie es durch unzählige persönliche Verbindungen mit ihm verwachsen ist. Alle Höhepunkte des Lebens, alle besonderen Ereignisse, Taufe, Trauung, Konfirmation und Begräbnis stehen mit ihm in Verbindung, spielen sich in seinen Mauern ab. Und immer ist es dieselbe Kirche! Muss es da nicht notwendig eine ungünstige Rückwirkung auf das kirchlich-religiöse Leben der Gemeinde ausüben, wenn ihr das Kirchengebäude fremd bleibt, wenn sie sich darin nicht heimisch fühlt, kein inneres Verhältnis zu ihm gewinnen kann? Und wie sollte sie das, wenn irgend ein Fremder, der zu ihrem geistigen Leben in keiner Beziehung steht, ihr eine Kirche baut, deren Formensprache ihr unverständlich bleibt, aus der keine verwandte Empfindung ihr entgegenweht, in der sie nie heimisch wird? Die Kirche muss ihr so lieb und

Digitized by Google

traut, so anheimelnd sein wie ein Vaterhaus, zu dem sie gerne immer wieder zurückkehrt.

Man sage nicht, das seien Aeusserlichkeiten. Denn man weiss doch sehr gut, wie sehr das Landvolk an Aeusserlichkeiten hängt. Warum macht man öfter die Erfahrung, dass der Kirchenbesuch in der neuen, stilvollen Kirche schlechter ist als in der alten stillosen, düsteren und dumpfen Kirche? Ein Haus, worin er sich wie ein Fremder fühlt, dessen Einrichtung ihm unbehaglich ist, ihn niederdrückt und verlegen macht, betritt der Bauer nicht gern. Darum ist es tatsächlich für das kirchliche Leben auf dem Dorfe von Wichtigkeit, dass wir wieder volkstümlich bauen lernen und wieder Formen finden, die aus dem Volksgemüt herausgeboren auch zu ihm eine verständliche Sprache reden. Volkstümlicher Kirchenbau ist eine Forderung des kirchlichen und religiösen Interesses. Und darum geht die Sache auch uns etwas an.

Dass das nicht leicht ist, weiss Gruner sehr wohl. „Leicht ist die Aufgabe, eine Dorfkirche im Sinne volkstümlicher Kunst zu bauen, nicht ... Sie entzieht sich schablonenhafter Behandlung, und so lange unsere Baugewerksmeister auf ihren Schulen „akademisch“ ausgebildet werden, vermögen sie nicht den einfachen, zum Herzen sprechenden Volkston für ein ländliches Gotteshaus zu treffen“ (S. 63). Darum will Gruner, dass man die besten der Architekten für gerade gut genug für eine solche Aufgabe halte. „Dass sie es verstehen, echte Dorfkirchen zu bauen, schlicht und verständlich die Formensprache unserer Heimat zu reden, mit den einfachsten Mitteln einen weihe- und stimmungsvollen Innenraum zu schaffen, der Landschaft einen Zug hinzuzufügen, der nicht fremd, kalt und herrisch hervorsticht, sondern wie eine selbstverständliche Ergänzung des Gesamtbildes wirkt“ (S. 63 f.), — dafür bringt er Beispiele, und das ist das Tröstliche, das für die Zukunft Gutes erhoffen lässt. Möchten die fähigen Baumeister auch immer verständnisvolle Bauherren haben. Dafür zu sorgen ist unsere, der Geistlichen, Sache.

Kirchliche Chronik.

Die erhebliche Zwischenzeit, die uns von den ersten frischen Eindrücken der preussischen Generalsynode trennt, ist vielleicht gerade förderlich gewesen für eine ruhigere Beurteilung ihrer aufregendsten Verhandlungen. Doch will ich nicht unterlassen, meine Leser für die unliebsame Unterbrechung um Nachsicht zu bitten: sie war die Folge meiner sich häufenden Rektoratsgeschäfte, die sich mit den Aufgaben eines Redakteurs einer zu bestimmter Zeit fälligen Monatsschrift so gar nicht vertragen. Nunmehr wieder frei von Würde und Bürde, will ich nachzuholen suchen, was ich an der Monatsschrift versäumt habe.

Wie im Januarheft angekündigt, beginne ich diesen Schlussteil meines kritischen Rückblickes mit der symptomatischen Erörterung über die Stellungnahme der Pfarrvereine zu dem preussischen

Digitized by Google

Vorsitz im Kirchenausschuss. Der Referent, Geh. Rat Kahl, wies mit grosser Schroffheit den Antrag derselben zurück, das Präsidium abwechselnd führen zu lassen. Der Koburger Verbandstag hatte in Gegenwart des Regierungsverwesers von Koburg-Gotha, des Erbprinzen Hohenlohe-Langenburg, darüber eingehend und rückhaltlos verhandelt (Chr. 37). Zunächst wurde festgestellt, dass fast in allen Vereinen neben der Freude über die engere Verbindung und dem Wunsche, auch die Kirchenvertretungen darin vertreten zu sehen, auch die Befürchtung ausgesprochen sei, dass ein allzu starkes Uebergewicht Preussens im Ausschusse die gedeihliche Entwickelung stören würde. Besonders stark führte ein hessischer Pfarrer aus: in Preussen sei man geneigt, evangelisch-kirchliche Richtungen zu beengen, dagegen sei dort katholisch Trumpf. Der Oberkirchenrat aber sei in bedauerlicher Abhängigkeit von Kultusministerium und Staatsregierung, wobei mit Recht auf die Armenierfrage, die Bodelschwinghkollekte, die sozialen Erlasse verwiesen ward. In der Besorgnis, dass die Landeskirchen durch die preussische Spitze leicht in ein unerträgliches Abhängigkeitsverhältnis zu Staat und Reich kommen würden, wurde mit 76 gegen 4 Stimmen, unter ausdrücklicher Zustimmung mehrerer preussischer Vertreter, beschlossen: „Der Verband hält für nötig, dass die Leitung des Kirchenausschusses nach Wahlperioden unter den einzelnen Landeskirchen wechsle.“ Es kann nun nicht Wunder nehmen, dass das preussische Selbstgefühl sich energisch gegen dieses Misstrauensvotum auflehnte. Wenn aber der Vorsitzende der Generalsynode, Graf Zieten-Schwerin, (Chr. 48) in einem Offenen Brief an die Kreuzztg. die Herabsetzung unserer obersten Kirchenbehörde ausserhalb der preussischen Grenze und vor einer nicht verantwortlichen Versammlung als verwerflich, als Beschmutzen des eigenen Netzes bezeichnete, so muss man wohl geborener Preusse sein, um die hier geforderte Haltung der untergebenen Pfarrer gegenüber den kirchlichen Oberen verstehen zu können. Der Reichsbote nahm denn auch den Verbandstag in Schutz unter Betonung seines intensiven Interesses an der Frage und der in den meisten positiv gesinnten Kreisen angesichts der tatsächlichen Verhältnisse herrschenden Stimmung; im „Volk“ aber vertrat ein „sogenannter Laie“ das Notrecht des Pfarrvereinsverbandes, an Stelle der berufenen kirchlichen Vertretungen, die aber, meist aus irenischen und lavierenden Pfarrern und Rittergutsbesitzern, Grossindustriellen u. s. w. zusammengesetzt, kein Wässerchen trüben, den Gefühlen und Anschauungen kirchlicher Laienkreise über die Tätigkeit des OKs und der meisten Konsistorien offenen, energischen Ausdruck zu geben. Dagegen scheint doch Scholz in der Tgl. Rdsch. 299, wenn er auch das Unangemessene zumal der nichtpreussischen Vereine uns zu stark betont, nicht ohne Grund zu warnen vor dem Mangel an Zurückhaltung und Achtung, die das Pfarramt dem Kirchenregiment schuldet, auch vor dem mutwilligen Verscherzen des Vertrauens der Kirchenbehörden seitens der Pfarrvereine; Stöcker lege mit seinen synodalhierarchischen Bestrebungen die in Koburg herrschende Stimmung nur ins Gesetzgeberische aus. Dagegen wandte sich in Tgl. Rsch. 411 der meist angefochtene hessische Pfarrer Wahl mit begreiflicher Animosität. Man wird ihm zugeben müssen, dass man die ganze

Digitized by Google

Frage nicht diskutieren konnte, ohne die Bedenken gegen die preussische Spitze durch den Hinweis auf die Geschichte, das Wesen und Verhalten der preuss. obersten Kirchenbehörde zu begründen, und dass „die schuldige Achtung“ nicht durch die Aussprache ernster und scharfer Urteile über Missstände der Kirchenleitung verletzt werde. Dagegen verkennt Wahl den Unterschied zwischen dem offenen Meinungsausdruck von Pfarrern auf allgemein kirchlichen Versammlungen und den Kundgebungen von Pfarrern als Vertretern des Pfarrstandes. Auch der Seitenblick auf den katholischen Klerus als Herr der Situation kann uns nicht bewegen, die Beschäftigung von Versammlungen des Pfarrstandes mit kirchenpolitischen statt mit blossen Standesangelegenheiten angezeigt zu finden. Das nannte Scholz richtig eine die gesunden Ziele und den Einfluss der Vereine bedrohende Verschiebung ins Kirchenpolitische. Dagegen halte ich es für ungehörig, wenn in der Magdeb. Ztg. Leichtfertigkeit und Mangel an Sachkenntnis dem Koburger Tag vorgeworfen wird. Der Streit in der Presse über diesen Tag nahm immer schärfere Tonart an (Chr. 50). In der Kirchl. Wochenschr. mischte sich mit dem nicht unbegründeten Vorwurf, dass das Pastorenparlament, nach pastoraler, bischöflicher Leitung der Kirche verlangend, uns zur Pastorenkirche zurückführe, die übertreibende Rede von einer tumultuarischen Schildüberhebung des geistlichen Standes gegen seine Vorgesetzten und von Aufsteckung der roten Fahne. Der Klerus wolle das Regiment in der Kirche an sich reissen und ihr ein geistliches Oberhaupt geben, das bedeute Umsturz der Ordnung der Gewalten. In diesem „erschütternd traurigen“ Zeugnis von Missachtung der gegenwärtigen Obrigkeit trage die unselige Verweltlichung der pastoralen Tätigkeit und Gesinnung durch leidenschaftliche Parteinahme in Politik und Sozialismus ihre bedauerlichen Früchte. Erfreulich war demgegenüber die im Reichsboten begegnende Ablehnung einer derartigen Vergötterung einer achtungswerten Tradition zu einem göttlichen Recht. Zuletzt vor der Generalsynode äusserte sich die „Reformation“ zur Sache in sehr besonnener, doch nicht völlig den Hauptpunkt treffender Weise: mit Recht wahrt sie tapferen Pfarrern das Recht öffentlicher Kritik nicht minder an dem Kirchenregiment als an Kaiser und Ministern; aber sie verkennt das erschwerende Moment, das in einem scharfen Verdikt des Pfarrstandes gegen das Kirchenregiment liegt.

Der Vorsitzende der Generalsynode hatte gemahnt, die Beschwerden auf der GS. als dem rechten Ort vorzubringen: da käme es zu einer ehrlichen Aussprache Aug' in Aug'. Statt dessen beruhigte man sich allgemein, auch die Synodalabgeordneten aus den Pfarrvereinen, auch deren Verbandsvorsitzender (Tgl. R. 583) bei der Erklärung Kahls, es würde der Grösse der Stunde (?) und der Höhe der Verhandlungen nicht entsprechen, wenn man auch nur den Versuch machen wollte, den Oberkirchenrat gegen die schweren Angriffe und Verdächtigungen zu verteidigen, die gegen diesen gerichtet worden seien und unter denen auch der verstorbene Präsident Barkhausen noch gelitten habe. Der Wunsch nach Wechsel des Vororts und Vorsitzes sei nur aus unverhaltenem Mistrauen gegen den OK. hervorgegangen; weil man nun von einer preuss. GS. keine Zustimmung zu einer solchen Zumutung erwarten

Digitized by Google

könne, habe die Kommission den Antrag des Pfarrvereins nicht zur Besprechung genommen.

Wer kann sich darüber wundern, dass der hessische Pfarrer von dem peinlichen Eindruck schrieb (T. R. 583), den es auf die 8000 Mitglieder der Pfarrvereine machen müsse, wenn die „Notabelnversammlung" der preuss. Landeskirche, in der kaum ein Dutzend einfacher Pfarrer sitzen, das Votum ihrer Delegierten als nicht einmal diskutierbar behandelt? Gegenüber der von Anfang an grossgezogenen Legende von den in Ton und Inhalt masslosen Angriffen, Verunglimpfungen u. s. f. sucht Wahl nachzuweisen, dass man nicht gegen Persönlichkeiten, am allerwenigsten gegen Barkhausen, Argwohn oder Misstrauen bekundet habe, vielmehr gegen das System, die Stellung des OK.s den staatlichen Instanzen gegenüber, wie denn auch Minister Bosse den bureaukratischen Einfluss auf die Kirchenleitung nicht mehr im Kultusministerium als in dem nach allen Dimensionen staatlich beeinflussten Oberkirchenrat entdecken zu können behauptete. Und sehr mit Recht bedauerte Wahl, dass die Diskussion stets von der Sache, dem Inhalt auf die Form und den Ton der Verhandlungen abgelenkt sei. Aber auch ein schwerer sachlicher Irrtum liege in dem Gedanken, der Gedanke an einen Wechsel des Vorsitzes sei für eine preussische Synode überhaupt nicht diskutierbar. Unter Hinweis auf die Verlegung des Reichsgerichts nach Leipzig ruft Wahl aus: „Ist nicht gerade in einer Sache kirchlicher Einigung, wo so unendlich viel auf die Imponderabilien im Volksgemüt, auf das so verschiedenartige kirchl. und religiöse Gestimmtsein der deutschen Stämme in Nord und Süd ankommt, das gegenseitige Vertrauen, die Freudigkeit zum Einswerden wichtig genug, um solche Gedanken wenigstens in Erwägung zu ziehen?"

Ich habe über diese auf der GS. nur gestreifte Diskussion so eingehend referiert, obschon mir auch die Einmischung der Pfarrvereine in diese kirchenpolitische Frage ebenso bedenklich erscheint als die Verdrängung der grössten deutschen Landeskirche aus dem Vorsitz, weil ich in dieser Diskussion ein bedeutsames Symptom finde für das Verhältnis des Pfarramts und der Synode zum Kirchenregiment. Dass letzteres auf der GS. eine hervorragende Rolle gespielt hat, darüber ist die Chronik der Chr. W. 1 mit dem Leitartikel der Tgl. Rdsch. 518 völlig Einer Meinung, und ich will meinerseits gern zugeben, dass der königl. Kommissar D. v. d. Goltz „einen hohen persönlichen Anteil an dem siegreichen Hervorgehen des Ev. Oberkirchenrats aus den Synodalberatungen gehabt hat", dass es ihm „mit grosser Sachkunde und Geistesgegenwart gelang, zu allen wichtigen Gegenständen Wertvolles und Wichtiges, zuweilen Durchschlagendes zu sagen", auch, dass es ihm gelungen ist, durch kluges Verhandeln und Verständigung hinter der Szene manche Ueberspannung von Gegensätzen zu mildern. Wenn aber geurteilt wird: „als das materiell wichtigste Ergebnis der Synode fällt ins Auge die Stärkung des Kirchenregiments", so würde ich mich nur halb freuen, wenn das zuträfe, bestreite aber auch die Richtigkeit der Behauptung. Ich bin mir wohl bewusst, nicht durchaus kompetent zur Beurteilung kirchenregimentlicher Leistungen zu sein, weil mir das unentbehrliche Transigieren und Diplomatisieren und Diagonale ziehen zu sehr gegen Natur und Pathos geht. Ich will auch gern die Verdienste

Digitized by Google

des mir innerlich völlig fremd gebliebenen Präsidenten Barkhausen, wie sie v. d. Goltz in der Eröffnungsansprache (T. R. 484) beredt schilderte, gelten lassen: seine ebenso feste wie zarte Hand und seine lautere und sonnige Persönlichkeit, die das vertrauensvolle Zusammenwirken aller Organe des Kirchenregiments und der synodalen Körperschaften und den Zusammenhang der in der Landeskirche verbundenen verschiedenartigen Gebiete und einander gespannt gegenüberstehenden Richtungen gewahrt hat, auch sein öfteres mannhaftes Auftreten gegen die Angriffe auf die Ehre der Reformation und Luthers, seinen Protest gegen die Zulassung der Jesuiten u. s. f. Zweifellos hat Barkhausen Hand in Hand mit v. d. Goltz dem äusseren Gelingen der GS. die Voraussetzungen geschaffen, und konnte letzterer aufrichtig versichern, der Ev. OK. „lege hohen Wert darauf, mit der GS. in allen für die Kirche bedeutsamen Fragen in Fühlung zu bleiben". Aber — einer kirchlichen Bureaukratie musste es auch nicht zu schwer fallen, mit einer solchen Notablenversammlung von so gedämpften Oppositionskräften Fühlung zu behalten. Die Beurteilung des Gesamtwertes der GS. wird darum auf die Beurteilung des Verdienstes des sie durchaus beherrschenden Kirchenregiments zurückwirken. v. d. Goltz erwiderte den Dank der Synode mit einer Schlussansprache, in der er stolz behauptete: (T. R. 519) man habe in wenigen Wochen mit Herz und Verstand bedeutsames geleistet. Ein vertrauensvolles Zusammengehen von Kirchenregiment und Kirchenvertretung habe sich vollzogen. Das sei die heilsame Frucht der Lebensarbeit des verewigten Barkhausen. Die GS. habe eine Art von Offenbarungskraft!! Diese Kraftworte mögen durch die dazwischen gesprochenen Worte gemildert gewesen sein; allein sie erscheinen uns, gemessen an den bereits beurteilten Leistungen und gar noch an den demnächst zu beurteilenden Entscheidungen dieser Offenbarungsinstanz wenig geeignet, unser Zutrauen in dies Kirchenregiment und den Wunsch der Erhaltung des Einvernehmens zwischen ihm und der Kirchenvertretung zu stärken.

Wir haben wohl fast alle erwartet, dass der siegreiche Fortführer und Herold des Lebenswerkes Barkhausens auch sein Nachfolger werde. Wie enttäuschte darum seine Bewunderer wie uns andere die Berufung des Präsidenten des hannoverschen Landeskonsistoriums Voigts! Wir wollen uns nicht weiter einlassen auf die in Chr. 52 und 1 gesammelten Stimmen über seinen persönlichen und kirchlichen Charakter; wir wollen ihm seine Haltung im Falle Weingart so wenig aufmutzen wie die Haltung gegenüber den welfischen Pastoren; wir wollen auch gern glauben, dass er erheblich wandlungsfähig, weil durchaus nicht krass und fanatisch ist. Aber wir müssen doch unser und wohl der weitesten kirchlichen Kreise Befremden darüber aussprechen, dass, während man keiner lutherischen Landeskirche zumuten würde, sich von einem bisher unierten Kirchenregenten leiten zu lassen, man der grössten unierten Landeskirche ruhig einen sogar im strammsten lutherischen Konfesionalismus aufgewachsenen und wohlbestandenen Konsistorialpräsidenten setzt. Also so viel gilt die preussische Union! so völlig quantité negligeable sind die reformierten Elemente in der Union geworden! so stark die Rückbiegung der über die Konfessionsgegensätze hinausführenden Linie, die einst in

Digitized by Google

Nitzsch und dem Präsidenten Herrmann einen freien Evangelismus erreichte, dass ein Kirchenregiment, das sich eben noch der innigsten Fühlungnahme mit der Kirchenvertretung rühmen durfte, eine Spitze erhalten kann, der wir nicht die Charakterlosigkeit zutrauen möchten, dass sie über ein Kleines den inneren Uebergang von dem strammen Luthertum zur wirklichen Unionsgesinnung vollzogen habe, die vielmehr die Voraussetzung der Barkhausenschen Kirchenleitung in verstärktem Grade teilt: die preussische unierte Landeskirche ist im Grunde eine etwas abgewandelte lutherische Kirche nach unbemerkt vollzogener Assimilation der reformierten Minorität. Und das ist zum grossen Teil richtig, so weit man nur diese Kirchenvertretung, diese Notablenversammlung ins Auge fasst. Aber dabei sind völlig unberücksichtigt die weiteren Kreise der unbefriedigten Gottsucher, die nur jenseits des Konfessionsgegensatzes in einem weitergebildeten Christentum Mut und Kraft zu glauben finden. Und für die und ihre Seelsorger ist, so scheint es in einer so in den Konfessionalismus zurückgebildeten Kirche kein Platz. Mit welchem Vertrauen sollen sie dem Manne begegnen, dessen Name mit dem Ketzergericht über Weingart untrennbar verbunden ist? Aber man hat gewiss bei der Berufung Voigt's nicht entfernt an vorstehende Erwägungen gedacht, lediglich daran, für den preussischen Vorsitz im Kirchenausschuss eine Persönlichkeit zu gewinnen, der gegenüber die Besorgnisse der konfessionellen Lutheraner wegen Unionsmacherei offensichtlich gegenstandslos wären. Ist nun der Zusammenschluss der Landeskirchen diese Aufopferung aller anderen Gesichtspunkte wert? So werden gewiss mit uns Modernen manche konservativen Freunde der Union unter den Pastoren fragen, die eben durchaus keinen Mund gefunden haben auf der letzten GS.

Das der GS. von dem königlichen Kommissar gespendete Lob trifft vielleicht am wenigsten zu auf ihre Mitarbeit an den sozialen Fragen Chr. 45. 42. Zwar wehte auf der Synode, die Stöcker wieder voll in die führende Rolle einsetzte, ein entschieden sozialreformerischer Wind. Dazu wirkte auch der Erfolg des ersten deutschen Arbeiterkongresses in Frankfurt mit, von dem wir in anderem Zusammenhang reden werden. Aber dass eine klare prinzipielle Auffassung von den Rechten und Pflichten der organisierten Kirche auf dem sozialen Gebiet geherrscht habe, wird niemand behaupten können. Der Graf Hohental hatte seinem Antrag direkt die Spitze gegen die Sozialdemokratie gegeben. Unter dem Titel: Abwehr der von der Sozialdemokratie drohenden Gefahren hatte er eine bunte Musterkarte von Mitteln zusammengestellt: Verstärkung der seelsorgerlichen Kräfte in den Grossstädten und grossen Industriebezirken; Förderung der Stadtmissionen und anderer Helfer an besonders bedrohten Punkten; Organisation von Wandervorträgen; Schaffung von sozial informatorischen Kursen, selbst schon für Theologiestudierende; Erweiterung der Tätigkeit auf dem Gebiet der evang. Presswesens und der Kolportageliteratur; Förderung der auf evangelisch-christl. Grundlage beruhenden sozialen Vereinigungen zum Zwecke der volkstümlichen christl. und monarchischen Gegenbewegung gegen die Sozialdemokratie. Man sieht hier so recht, wie wenig die langjährigen Verhandlungen über die Art und die Grenzen der kirchlichen Mitarbeit gegenüber den politischen und sozialen Gebilden

Digitized by Google

bei diesen altpreussischen Konservativen gefruchtet haben. Nun hat die Kommission dieser bedenklichen Verwirrung in etwas abgeholfen, vor allem an Stelle der direkten Abwehr der Sozialdemokratie und des mit ihrem fortschreitenden gewaltigen Anwachsen verbundenen Abfalls der Masse von der Kirche die Abwehr der schweren Gefahren gesetzt, die sich aus dem weitverbreiteten Abfall von Christentum und Kirche ergeben, wie er in dem gewaltigen Anwachsen der dem Christentum feindlichen Volkskreise in die Erscheinung tritt, weiter aber durchgängig die rein politischen durch kirchliche Gesichtspunkte ersetzt. Es sind durchweg Verbesserungen zu verzeichnen: die Kurse sollen erst Kandidaten und Geistliche umfassen und besonders den Anteil der Kirche an der Lösung der sozialen Aufgaben ins Auge fassen; die Volksbibliotheken sind eingefügt; endlich statt Gegenbewegung gegen die Sozialdemokratie Abwehr grundstürzender Bestrebungen als Aufgabe der evangelisch-sozialen Vereine bezeichnet. Dann aber wurde dem Antrag ein Gesetzentwurf beigefügt betr. die Verstärkung der Hilfsfonds für landeskirchl. Zwecke um 1/4% der Staatseinkommensteuer zwecks spezieller Förderung der vorgenannten sozialen Abhilfmittel. Der Ton der zur Kenntnis aller Glieder der Landeskirche zu bringenden Ansprache ist völlig verfehlt: patriarchalisch, allgemein, pastoral, breit. Glaubt man mit solchen schwebenden Allgemeinheiten schwankende Elemente der Arbeiterwelt festzuhalten? Es ist ja ganz recht, wenn gemahnt wird; „lasst euch im Ringen nach Erhebung eures Standes nicht verführen, den Gehorsam gegen Gottes Wort, den Glauben an Gottes Verheissungen preiszugeben u. s. f.“. Aber wer kann das auf die konkreten Verhältnisse anwenden? Wenn schliesslich noch die ganze matte soziale Predigt auf den „Inbegriff aller Ordnung Gottes auf Erden“, das Doppelgebot der Liebe, hinausläuft, wer kann damit etwas anfangen im kämpfenden Leben?

Sehr interessant, aber nach der schlechten wie guten Seite, war v. d. Goltz' soziale Programmrede: er begrüsste im Kommissionsantrag dankbar die Ueberwindung einer Spannung zwischen dem Kirchenregiment und weiten kirchl. Kreisen, die das Kirchenregiment von „seiner auf eine klare Grundlage gestellten Auffassung“ abzudrängen suchten. Damals sei die Behauptung aufgestellt worden, das Kirchenregiment sei aus zwei Gründen nicht in der Lage, auf diesem Gebiete zu leisten, was das Volk in seiner Not von ihm zu fordern berechtigt sei: weil es, staatlich gebunden, 1. nicht die Mittel und 2. nicht den Mut und die Tatkraft habe. Beides sei nicht wahr, aber habe, weil geglaubt, das Vertrauen untergraben und Misstrauen weit über Preussen hinaus erweckt. Diese Klagen und Anklagen würden hoffentlich jetzt für immer aufhören. Man muss mit der kirchl. Wochenschrift (Chr. 49) staunen über die Kühnheit des „Vertreters desselben Kirchenregiments, das im Jahre 1890 zu dem christlichen Sozialismus Hott und fünf Jahre darauf Hüh gesagt hat“. Und ich wüsste, nachdem ich diese widersprechende Haltung selbst mit tiefer Enttäuschung durchlebt habe, nicht anders über diese „klare Grundlage“ der oberkirchenrätlichen sozialen Auffassung zu urteilen als dieselbe Wochenschrift: „Wenn Herr D. Frhr. v. d. Goltz aber gar behauptet hat, der OK. stehe noch jetzt auf dem Boden der beiden Erlasse von 1890 und 1895, so muss man doch sagen, dass er dann über-

Digitized by Google

haupt auf keinem Boden stehen, sondern in der Luft schweben würde; denn zugleich sich zum Ja und zum Nein bekennen, das ist doch ein unmöglicher Standpunkt". Abgesehen aber davon kann man sich weithin einverstanden erklären mit der heute kundgegebenen Auffassung der sozialen Aufgaben der Kirche. Gewiss hat es die Kirche direkt nicht zu tun mit dem Kampfe gegen eine politische Partei, sondern mit den Gefahren für das Volksleben, nicht mit der Lösung wirtschaftlicher Probleme, daran ein dazu veranlagter Geistlicher nicht als solcher, wohl aber als Bürger und Patriot arbeiten möge, sondern mit der Verbindung von Seelsorge und Fürsorge im weitesten Sinne, Bestrebungen für Geselligkeit, konfirmierte Jugend, Gemeindehaus u. s. f. Aber freilich, wir wissen, wie leicht bei solcher Einschränkung auf Seelsorge und Innere Mission wieder der soziale Gesichtspunkt, der Blick für die solidarische Verkettung des ganzen Volkes und für die Abhängigkeit des religiösen vom wirtschaftlichen Leben, auch der Sinn für die christliche Gerechtigkeit als das Gewissen auch im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben verloren geht; denn jene gewissermassen auch soziale, sammelnde Gemeindearbeit ist doch individualisierend. Und am Ende hat der praktisch zufahrende Stöcker doch Recht gehabt, wenn er bestreitet, dass man von den grossen ins sittliche Gebiet schlagenden sozialen Fragen anders als zugleich sozialpolitisch reden könne. Da bei den sozial erregten Massen Evangelium und Kirche verdächtigt sind, Feinde des sozialen Aufstrebens zu sein, müsse man in der Tat vor allem zeigen, dass wir gegen dies Aufstreben wirklich nichts haben, falls es nur zugleich in sittlicher und religiöser Hinsicht geschieht. Dafür konnte sich Stöcker wohl auf den Frankfurter Kongress berufen. Wenn wir also auch weit mehr mit der Stöckerschen Aktivität als mit der vornehmen Zurückhaltung v. d. Goltz' von direktem sozialem Wirken sympathisieren, so halten wir es doch für eine erhebliche Verbesserung, die letzterer in den Antrag hineinbrachte, indem er alle direkten Beihilfen für soziale Vereinsarbeiten als unzulässig strich. Die Unterstützung freier Vereine durch allgemeine kirchliche Mittel ist prinzipiell, vom Standpunkt der Vereine wie der organisierten Kirche, zu verwerfen. Es ist aber überhaupt nicht unbedenklich, landeskirchl. Steuern für die betreffenden Abwehrmittel zu beanspruchen. Die Rede des Grafen Hohenthal, dass für die Gesamtschuld des Volkes ein Gesamtopfer in Form einer Steuer am Platze sei, wird Bedenkliche ebenso wenig überzeugen wie es Sozialdemokraten je einleuchten wird, dass nur die Liebe Christi zum Kampf gegen sie dränge. Und wenn Stöcker die Bedenken gegen die Steuer mit dem Bonmot wegscherzte: „wir haben die Steuern gebraucht, um den Feinden der Kirche zu steuern", so wird er selbst nicht glauben, dass das draussen irgend welchen Eindruck macht. Kahl erklärte den Gesetzentwurf für äusserst bedenklich wegen der Kollision der landes- mit der bereits eingeleiteten provinzial-kirchlichen Hilfe, wegen der zu befürchtenden Minderung der freiwilligen Liebestätigkeit auf sozialem Gebiet, vor allem auch, weil die so eilig in letzter Stunde vorgezeichneten Wege noch erst teils der näheren Bestimmung, teils der Ergänzung bedürfen. Ich befürchte besonders auch, dass die Verwendung der Mittel seitens des OK.s in Gemeinschaft mit dem GS.-Vorstand, zumal über die Verwendung

Digitized by Google

der GS. bei ihrem jedesmaligen Zusammentreten Bericht zu erstatten ist, einseitig zur Stärkung gewisser kirchlich-sozialer und missionarischer Bestrebungen gereichen wird, die nichts weniger als geeignet sind, das Misstrauen weiter aufstrebender Kreise gegen das rückständige Kirchentum zu überwinden.

Dass derartiges beabsichtigt ist, erkennt man deutlich aus zwei neuen Unternehmungen, die der eben charakterisierten Verhandlung über die soziale Mitarbeit der evangel. Kirche teils vorangingen, teils folgten: der sozialen Geschäftsstelle für das evangelische Deutschland und dem sozialen Aufruf der Mitglieder der GS. Bereits im August (T. R. 409) teilte Lic. Weber in einer Arbeitervereinsversammlung mit, dass demnächst eine Zentralstelle für das ev. Deutschland mit dem Sitz in Berlin gegründet werden solle; dieselbe habe den Zweck, die Gedanken und Kräfte einer religiösen, sittlichen, sozialen und politischen Erneuerung Deutschlands auf allen Gebieten des Volkslebens durchführen zu helfen. Unter anderem solle ein deutsch-evangelischer Kirchen- und Volkstag angebahnt, Druckschriften für Evangelische verbreitet, tüchtige Arbeiter zu berufsmässiger und gelegentlicher Propaganda, volkswirtschaftliche und apologetische Kurse für Männer aller Stände abgehalten werden u. s. w. Eine echt Webersche Zentralidee mit Anschluss nach allen Seiten, nach berühmtem Muster katholischer Volksvereine, offensichtlich auch mit aufgenommen in den Antrag des Grafen Hohenthal. Dabei stellte er die Beteiligung aller denkbaren Innern Missions-, Arbeiter-, Jünglings-, Sittlichkeits-, Frauenvereine, auch des Evangelisch-sozialen Kongresses neben der freien kirchlich-sozialen Konferenz in Aussicht. Es ist interessant, die Reduktion dieses umfassenden Planes in der begründenden Versammlung in Berlin am 20. Okt. (Chr. 2) zu verfolgen. Da überraschte Weber sofort durch die Erklärung, dass er nach Verhandlungen mit dem Evang. Bunde, um das Entgegenkommen der mit ihm verbundenen christlich-sozialen Kreise zu bekunden, von den weiter gehenden Plänen des ursprünglichen Entwurfes Abstand genommen habe und heute nur um die Begründung einer sozialen Geschäfts- und Auskunftsstelle bitte. Letztes Motiv: die katholische Kirche habe die evangelische im sozialen Vereinsleben geschlagen, es sei Not, den sozialen Gedanken in alle evang. Verbände hineinzutragen, um dem Evangelium das verlorene Terrain in gemeinsamer Arbeit wieder zu gewinnen. Dazu sei als Parallele zur katholisch-sozialen Geschäftsstelle (mit 16 Beamten) eine evangelische dringend erforderlich. In der nun folgenden heissblütigen Diskussion wurde dringend geworben um die Gunst des Evangelischen Bundes und des Zentralausschusses für Innere Mission und der Pfarrvereine. Wie schnell wir heutzutage leben und vergessen, trat hervor bei der arglosen Vertrauensseligkeit, die viele Mittelparteilichen der Erklärung Stöckers entgegenbrachten, dass er und seine Freunde herzlich und gern bereit sein würden, wenn der Zentralausschuss und der Ev. Bund ihre Bedenken fallen liessen, mit denselben wie den liberalen Kreisen brüderlich zusammen zu arbeiten. Sind das nicht dieselben Töne, die 1890 vor Begründung des Evangelisch-sozialen Kongresses uns lockten? und was ist daraus geworden? Wer kann nach allem, was wir von Stöcker und Weber erlebt haben, noch mit einstimmen in den Ruf:

Digitized by Google

„bilden wir ein evang. Zentrum, das von unten her alle evang. Deutschen zu gemeinsamer Arbeit umschliesst!“? Aber bereits der Nachmittag zeitigte Satzungen der Zentralstelle für das ev. Deutschland! mit dem ebenso weiten wie breiten Ziel, „die Grundsätze des Evangeliums und die darin beschlossenen Gedanken und Kräfte einer religiösen, sittlichen, sozialen und politischen Erneuerung Deutschlands auf allen Gebieten des Volkslebens durchsetzen und durchführen zu helfen.“ Das Detail der Geschäftsordnung interessiert hier nicht; wir glauben ja überhaupt nicht, dass dabei etwas Dauerndes herauskommt. Wichtiger ist, den Zusammenhang dieser Gründung der alten unerschöpflichen Projektenmacher Stöcker und Weber mit den Vorgängen auf der GS. zu verfolgen. Offenbar war zunächst eine weitergehende Unterstützung der freien kirchlich-sozialen Konferenz und der in ihrem Geist geleiteten Arbeitervereine seitens der GS und der neuen sozialen Steuer beabsichtigt. Nachdem aber die direkte Unterstützung der sozialen Vereine nicht durchzusetzen war, vereinigte sich die überwältigende Mehrheit der GS zu einem Aufruf, der von der grundsätzlichen Einmütigkeit in der Ueberzeugung, dass auf dem Felde der sozialen Arbeit der Kirche mehr geschehen müsse als bisher, ausgehend, eine vermehrte Anteilnahme an den Arbeiten der auf dem sozialen Felde tätigen freien Vereine, insbesondere um Förderung der Arbeit der evang. Arbeitervereine, der freien kirchlich-sozialen Konferenz und — der Sozialen Geschäftsstelle für das ev. Deutschland bittet: „finanzielle Kräftigung der sozialen Arbeit der evang. Christenheit“ ist das praktische Ziel. In den ganz übertriebenen Lobgesang auf den Erfolg der Arbeitervereine und der Konferenz und in der Charakterisierung der Gefahren als „Geist des Mammonismus und materialistische Geschichtsauffassung der Sozialdemokratie“ ist jedem, der die Entwickelung „der sozialen Arbeit der deutschen evangelischen Christenheit“ bisher verfolgt hat, ohne weiteres klar, dass das Ganze auf nichts anderes hinausläuft als auf eine finanzielle Förderung der Stöcker-Weberschen Unternehmungen. Das wird am deutlichsten durch die Prüfung der zur Geschäftsstelle zusammengeschlossenen Vereine (Chr. 6): Gesamtverband der evang. Arbeitervereine (Vorsitz. Weber), freie kirchl.-soziale Konferenz (spiritus rector Weber), Verein für christl. Volksbildung in Rheinland und Westphalen (Vorsitzender Weber), und die Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine (Vors. Weber). Dabei wird uns versichert, dass die Mitglieder der 3 letzten Vereine unter einander einfach identisch sind. Ein scharfer, langjähriger Beobachter dieser Weberschen Gründungen, schreibt mir über diese neue „Verkleidung des Stöcker-Weberschen Personalgemeindetums“ allerdings recht unfreundlich: „Die soziale Geschäftsstelle ist in meinen Augen nur eine Parallele und Dublette zu schon bestehenden und geplanten Einrichtungen der kirchlich-sozialen Konferenz, was freilich nicht wundern kann, wenn man weiss, dass Webers Gedanken unter den verschiedensten Gedanken und Thematen in seinen Reden und Unternehmungen sich selbst stets in unerschöpflicher Armut wiederholen“. Mögen nun aber auch die ihm und Stöcker nahestehenden Kreise, wie ich nicht bezweifle, in aufrichtiger Hingabe an unser verführtes Volk, ihnen auf dem Umwege über die GS. und ihren Aufruf „das schwierigste Problem“

Digitized by Google

(kirchl.-soz. Blätter 1), die Beschaffung der Mittel, wofür die immer neu in Anspruch genommenen identischen Leute der Gefolgschaft nicht ausreichen, lösen helfen — wie kommen Männer der Mittelpartei und der Vertreter der freieren Theologie, zugleich teilweise Anhänger des Evangelisch-sozialen Kongresses und des Evang. Bundes, der ja ausgeschlossen ist von der Verteilung der Beute, wie kommen Baerwinkel, Dryander, Faber, Gross, Kaftan, gar Kahl, Kautzsch, Kawerau, Rogge, Terlinden, Trümpelmann, Weser, Graf Wintzingerode, Wike, Zurhellen dazu, Stöcker und Weber Vorspanndienste zu leisten? Hat nicht die kirchlich-soziale Konferenz unter die Arbeiten ihrer ersten Kommission ausdrücklich die Agitation für Anstellung neuer orthodoxer Professoren aufgenommen! Ist doch Arglosigkeit und Vertrauensseligkeit den Gründungen dieser Männer gegenüber nachgerade völlig widersinnig geworden! Hängen doch in ihrem bewundernswert zielstrebenden Denken alle einzelnen Glieder ihrer Projekte innigst zusammen und dienen nur dem Zweck des Machterwerbes, den sie ja nur für ihre kirchenpolitischen Ideale verwerten wollen. Man verstehe mich nicht falsch, als ob ich damit den Charakter und die letzten Zwecke von Stöcker-Weber und ihren Freunden antasten wolle; nein, ich will nur mein Erstaunen darüber aussprechen, dass es noch immer besonnene, tüchtige und sonst klar denkende Männer gibt, die diesen Zusammenhang nicht durchschauen. Um so erfreulicher ist es, dass neben sozialreaktionären Beamten des Staates und der Kirche auch Männer wie Benrath, Hackenberg, Haupt, Loofs, Sieffert, Scholz sich dem Aufruf versagt haben. Haupt hat denn auch in den Deutsch-Evang. Blättern (Chr. 10) sein Fernbleiben mit formalen und sachlichen Gründen motiviert: er hält das Unternehmen, das Gewicht des Aufrufes, der, obschon nicht in der Synode beraten, doch wie ein Majoritätsbeschluss aussehe, so durch die Autorität der GS. zu verstärken, für innerlich unklar und sogar unwahr; weiter aber lehnt er es ab, nur einen kleinen Ausschnitt aus den sozialen Bemühungen als Mitglied der GS. in erster Linie zu empfehlen. „Ich würde es immer für ein Unrecht halten, dadurch anderen Organisationen, die anderen noch geeigneter zu sein scheinen und jedenfalls auch das Recht haben sich auszuleben, dadurch ihren Weg zu erschweren, dass die Männer der GS. sich als solche — und das liegt nun einmal darin, dass nur sie zur Unterschrift aufgefordert sind — und darum mit dem Gewicht einer gewissen sachlichen Autorität gerade für diese Vereinigungen aussprechen". Besonders aber haben die Männer der GS. nicht den Beruf, werdende Dinge wie die soziale Geschäftsstelle von vornherein mit einem kirchlichen Plazet zu versehen. Endlich aber spricht Haupt offen aus, dass alle hier genannten Unternehmungen dem Wirkungsgebiet von D. Stöcker angehören und darum im Zusammenhang stehen mit der einheitlichen und eigenartigen Auffassung, die ihn zum Führer einer Partei macht. „Es geht nicht an, die Glieder der GS. als solche auf diesen einen Kreis von Bestrebungen festzulegen".

Ebenso erfreulich ist, dass die Pfarrvereine auf einer Konferenz in Berlin (Chr. 10) beschlossen haben, die Frage des Anschlusses an die Geschäftsstelle den Einzelvereinen zur Beratung zu überweisen, dass weder der Evangelische Bund noch der Zentralausschuss für Innere Mission beigetreten sind. Aber es bleibt

Digitized by Google

das tiefbetrübende Faktum bestehen, dass die GS. sowohl durch ihre neue Steuer für die soziale Arbeit der Landeskirche als auch durch diesen Aufruf ihrer erdrückenden Mehrheit demselben Manne Vorspann geleistet hat, den sie auf ihrer letzten Tagung mit Rücksicht auf höhere Weisungen in zweite Linie geschoben hatte.

Stöcker beherrschte denn auch das Feld bei der Verhandlung über die Besetzung der Theologischen Professuren, davon wir zuletzt, möglichst gedrängt, handeln wollen. Bei der ersten Beratung (Chr. 45) brachte zunächst der Oberkirchenrat eine von ihm nach Beratung mit dem GS.-Vorstand redigierte Denkschrift aus 1900 zur Kenntnis der GS., worin er vorschlug, mit dem Kultusminister darüber ins Benehmen zu treten, ob es sich zur Gewinnung auch im praktischen Kirchendienst erfahrener theol. Lehrkräfte nicht empfehle, geeigneten jüngeren Geistlichen Gelegenheit zu geben, während einiger Jahre ihre Begabung für das Lehramt zu erproben und, falls sie nicht definitiv für dasselbe berufen werden, in den Kirchendienst zurückzukehren. Im Verlauf der Verhandlungen mit dem Minister erklärte sich der OK. bereit, solchen jüngeren Geistlichen, welche ihre Befähigung zu wissensch. theol. Arbeit durch das Lizentiaten-Examen und literarische Arbeiten nachgewiesen haben und denen der Minister für zwei bis drei Jahre bescheidenen Unterhalt behufs ihrer Erprobung im akadem. Lehramt zusichern würde, denselben, falls sie in den Kirchendienst zurückzukehren wünschen, zur Anstellung im geistlichen Amt behilflich zu sein, auch ihre Lehrzeit an der Universität auf ihr kirchliches Dienstalter anzunehmen. Die Verhandlungen mit dem Minister lassen dem OK. keinen Grund zu der Annahme, dass derselben grundsätzliche Bedenken entgegenstehen. — Das ist nun an sich schon sehr zu bedauern, dass diese beiden Instanzen so wenig Verständnis in die notwendige Eigenart und Eigenständigkeit der akademischen Laufbahn haben, um sich auf solche Pläne überhaupt einzulassen. Denn es wäre, wie Gunkel in einer vortrefflichen Zuschrift an die Tägl. Rsch. 585 ausführt, in hohem Grade bedenklich, wenn es dahin kommen sollte, dass die neue Richtung der Theologie, die ohnedies in letzter Zeit bei den Besetzungen bevorzugt wird, durch die Aussicht auf raschere und sicherere Anstellung prämiiert würde. „Dann würden sich sicherlich die schwächeren Naturen dieser Partei anschliessen, die selbständigen aber der zurückgestellten, von allerlei Menschlichkeit, die nicht ausbleiben würde, ganz zu schweigen“. Die Idee aber, auf dem vorgeschlagenen Wege Männer ins akademische Amt zu bringen, welche die Bedürfnisse der gläubigen Gemeinde im praktischen Kirchendienst kennen gelernt haben, stosse sich, von der praktischen Theologie abgesehen, an den ausserordentlichen Ansprüchen der theologischen Disziplinen an die gelehrte Vorbildung der Theologen. Wer sich mit vollem Eifer in die Praxis werfe und längere Jahre ohne wissenschaftlichen Verkehr, ohne Bibliothek lebe, habe in den seltensten Fällen Zeit, Kraft, Elastizität, um später in den akadem. Beruf zurückkehren zu können. Denn nur wer längere Jahre seine volle Kraft in den Dienst der Kirche gestellt habe, könne als „im praktischen Kirchendienst erfahren“ gelten. Solche aber würden leicht als selbständige Forscher den Ansprüchen der Dozenten, Gebildeten, Studenten nicht genügen und der Rede von der Rückständig-

Digitized by Google

keit der Theologie neue Nahrung zuführen. Schliesslich würden diese künstlich gezüchteten Dozenten nur das ohnehin grosse Elend der Privatdozenten vermehren, zumal wenn man sie den schon vorhandenen Privatdozenten bei Besetzungen vorziehen würde. So sei denn allen Ernstes zu hoffen, dass das Kultusministerium auf solche künstliche Züchtung von Nachwuchs, wodurch übrigens auch der natürlichen Zeugungskraft der positiven Professoren ein Misstrauensvotum erteilt werde, sich nicht einlassen werde.

Mit grosser Objektivität referierte zunächst Haupt über den Inhalt der nahezu identischen Anträge. Es bestehe in weiten Kreisen die Befürchtung, dass der gegenwärtige Betrieb der Theologie in unseren Fakultäten mit Gefahren und Missständen für die Kirche verbunden sei. Diese Befürchtung sei aber nicht neu, ja sie sei notwendig wie die Spannung zwischen fortschreitender Wissenschaft und beharrendem Gemeindeglauben. In grossen Geisteskämpfen, wie sie zuletzt die religionsgeschichtliche Methode hervorgerufen habe, trete die Theologie manchmal scheinbar oder wirklich in Widerspruch zu dem Inhalt des chr. Glaubens. „Es würde aber falsch sein zu glauben, dass Männer der Wissenschaft, die solchen Widerspruch erheben, aus ihrem eigenen Gewissen heraus sich zwingen lassen müssten, aus ihrem theol. Lehramt auszuscheiden; denn sie sind sich durchaus nicht bewusst, Zerstörer des chr. Glaubens zu sein". Seltsam, dass hier manche Synodalen unruhig wurden! Zur innerlichen Ueberwindung des Irrtums, deren die Kirche der Reformation bedürfe, gehöre, dass er sich äusserlich auch mit voller Freiheit aussprechen könne. Die Grenze der Freiheit irgendwie zu definieren, habe selbst Cölling für unmöglich erklärt; sie liege in der profanen Behandlung heiliger Dinge, wie sie auch bei der Orthodoxie vorgekommen sei. Was nun die Erziehung der theol. Jugend angehe, so könne von irgendwelcher Beschränkung der Freiheit der Universitäten in Bezug auf Lesen und Lernen nicht die Rede sei. Uebrigens sei der Einfluss der „negativen" Professoren gering gegenüber dem der Bücher und der Zeitluft (Nietzsche!). Das moralische Ansehen der Dozenten beruhe auf der unverkürzten Mitteilung der Resultate ihrer Forschung. Sehr wertvolle Gedanken fügte Haupt dann hinzu über den Segen, den die Kirche daraus gewinnt, wenn die Theologie die ganze Welt mit allem ihrem Erkennen hineinzieht in den Dienst des Reiches Gottes. Uebrigens verkenne kein ihm bekannter Professor der Theologie den 3. Artikel; als Werkzeug des heiligen Geistes zu wirken durch seelsorgerliche Gabe und den christlichen Atemzug der ganzen Persönlichkeit sei Sache besonderer Begabung. Aber mit äusseren Mitteln sei nichts auszurichten. Zu jenen gehöre auch die Beteiligung des GS.-Vorstandes bei der Besetzung theol. Professuren; es sei aber auch ein Zufall, wenn einer darin sitze, der mit den in Betracht kommenden Fragen Bescheid weiss. Leider erklärte Haupt an dieser Stelle, eher liesse sich reden über die Forderung, dass nur gewesene praktische Geistliche zum Professor berufen werden sollten. Im übrigen aber gebe es gar kein Mittel, um zu verhindern, dass unsere jungen Theologen Wege des Unglaubens gehen.

So dankbar wir dem Referenten für diese im ganzen vortreffliche Verteidigung der Lehrfreiheit sind, so lebhaft bedauern wir, dass er nicht auf die Einbringung seiner

Digitized by Google

langatmigen Resolution verzichtet hat. Offenbar wollte er damit einer Kommissionsverhandlung vorbeugen, hat tatsächlich aber nur den Widerspruch recht erweckt. Jedenfalls hätte es genügt, wenn er sich darauf beschränkt hätte, den Uebergang zur Tagesordnung mit der Erwägung zu motivieren, dass kein Bedürfnis vorliege, die so oft behandelte Frage erneut zum Gegenstand von Beschlüssen der GS. zu machen. Denn zur Not können wir der Behandlung der Berufungen seitens des Oberkirchenrats unser Vertrauen aussprechen, dass dabei auf die Bedürfnisse nicht nur der Wissenschaft, sondern auch des geistlichen Amtes und auf das Bekenntnis der evang. Kirche in vollem — nur zu vollem — Masse Rücksicht genommen werde; aber gar nicht dankbar können wir für den vorgeschlagenen praktischen Weg zur Erleichterung der akadem. Laufbahn sein. Vor allem aber, gibt es denn ein „einmütiges Bekenntnis“ unter allen Synodalen zu dem gekreuzigten und auferstandenen Christus als dem alleinigen Mittler unseres Heils? ist nicht dies Bekenntnis, wenn es auch jeder in seinem Sinne ehrlich auf sich nehmen kann, doch sehr zwiespältig gedacht? Und kann dies Bekenntnis, solange wir liberalen Theologen und unsere Schüler geduldet werden, „die unverrückbare Grundlage für die gesamte Kirche“ sein? gar für die theologische Wissenschaft, die doch an die Voraussetzung der Geschichtlichkeit der Auferstehung nicht gebunden sein darf? — wenigstens solange „theolog. Lehrfreiheit als Erfordernis der theolog. Wissenschaft zur Erreichung ihres Dienstes an der Kirche“ anerkannt wird. Aber kann diese Anerkennung mit Wahrheit in dieser GS. „einmütig“ genannt werden? Kurz, ich bedaure nicht, dass diese Kompromissformel abgelehnt ist.

Der Vertreter der Konfessionellen beantragte in dem jetzigen Stadium der ganzen Angelegenheit und angesichts des erstmaligen Erscheinens einer Vorlage des OK.s in dieser Angelegenheit die Verweisung an eine Kommission, da vieles, das der Referent gesagt, den Widerspruch herausfordere. Kahl riet namens der Evangel. Vereinigung davon ab, die völlig spruchreife, unendlich oft behandelte Frage ins Grabesdunkel einer Kommission zu verweisen, statt den Wunsch der Krztg. zu erfüllen und „ein mannhaftes, fröhliches Glaubensbekenntnis in erster Linie dem wissenschaftl. Kritizismus und Skeptizismus innerhalb der theol. Fakultäten gegenüber“ abzulegen. Man erkennt nicht recht, ob sich auch Kahl diesem fröhlichen Bekenntnis anzuschliessen bereit war; darin aber hatte er sicher Recht: „je weniger taktisch hier vorgegangen wird, desto besser, reiner und wahrhaftiger werden die Anschauungen zum Ausdruck kommen.“ Witte hat in der Tgl. Rdsch. 524 ausgesprochen, es sei ein Kleines gewesen, aus den Hauptschen Motiven für den Uebergang zur Tagesordnung vielmehr selbständige Resolutionen und helltönende Bekenntnisse der Synode zu machen, die aller Wahrscheinlichkeit nach einmütige Zustimmung gefunden hätten. Ja, was wäre denn damit gewonnen gewesen? Hätten die „helltönenden Bekenntnisse“ die Wahrheit der inneren Situation gefördert? Freilich noch weniger Gutes haben uns die eine Woche dauernden angestrengten Verhandlungen der Kommission eingetragen. Wer mag denn überhaupt solche Synodalkonkokte noch als Bekenntnisse betrachten? Nicht weniger als acht Anträge mit obligaten Amendements sind da durchbehandelt und schliesslich zu einem lan-

Digitized by Google

gen Elaborat zusammengeschweisst, das am 30. Oktober zur Verhandlung in der Synode gelangte. Ehe das aber geschah, lasen wir in der Tgl. Rdsch. 509, dass sich in den einzelnen Gruppen erheblicher Widerspruch rege gegen den von der Kommission angenommenen Antrag Stöcker, Widerspruch, der sich teils auf die Sache, teils aber auch auf die Person des Antragstellers bezieht, der in höfischen Kreisen offenbar die Wirkung des bekannten roten Tuches habe. Auch sei eine vielleicht nur kleine Gruppe entschlossen, jeden Versuch zurückzuweisen, der unter dem Schein der Einmütigkeit vieldeutige Erklärungen zulasse, die nachher jedem Missverständnis von neuem Tür und Tor öffnen. Allerdings muss man Witte zugeben, dass dieses Produkt noch immer besser gewesen wäre, als das spätere Zusammenbrauen der verschiedenartigsten Resolutionsvorschläge.

Ja, was sollten nun die Behauptungen des Antrags Stöcker in seinem Munde bedeuten? wiefern gesteht er der Minorität der Synode „einmütiges" Bekenntnis zu Christus zu? in welchem Sinn erkennt er die Freiheit der Forschung als eine unerlässliche Bedingung der Apologie an? und wie hätte, aus Stöckers Mund kommend, die Parole „Freiheit der Forschung", wie die Befreiung von einem Alp (Witte) wirken sollen? Wie aber sollte die Mittelpartei gar dem dritten Satz zustimmen, der erklärt, „dass die Kirche es nicht ertragen kann, dass der Grundsatz der Gleichberechtigung der Richtungen auf den Gegensatz der naturalistischen und der christl. Weltanschauung ausgedehnt wird"? Witte freilich meint, hier habe Vorurteil, vielleicht zufolge der Provenienz dieser Sätze, zur Verwerfung geführt. Wenn aber wirklich mit dem Satz die Gleichberechtigung der Richtungen in der Theologie ausschliesslich solcher, denen alles „Natur" ist, die keine über die Natur erhabenen und ihrer mächtigen Gott mehr glauben, ausgesprochen sein sollte, ja, wozu wäre denn der ewige Lärm gegen die moderne Theologie? Wir wissen alle, was für Stöcker und den Reichsboten „Naturalismus" bedeutet und dass man den Ausdruck bis auf den Standpunkt Lipsius' und Ritschls ausdehnt. Ebenso unmöglich ist es, bei den beklagten „vorgekommenen Aergernissen, welche die gläubige Gemeinde verwirren", ausser an die Weinel, Baumgarten und Genossen auch mit Witte an die „ärgerlichen Uebertreibungen und Verdächtigungen zu denken, welche sich eine übereifrige kirchliche Presse im Kampfe hat zu Schulden kommen lassen"? Da, wenn man nicht wüsste, was die Väter dieses Antrages unter den Worten: „die Heilstaten Gottes" und „der Offenbarungscharakter der heil. Schrift", unter „fest im Glauben der Kirche stehen" verstehen, könnte man ja es sogar massvoll finden, wenn es für notwendig erklärt wird, „dass es in keiner theolog. Fakultät besonders für die Hauptfächer, an Professoren fehle, die fest im Glauben der Kirche stehen". Dass die Resolution das Angebot der wirksamen Förderung von Geistlichen beim Ergreifen des akademischen Berufs und den vorherigen Pfarrdienst akadem. Lehrer für erwünscht erklärt, auch an dem Wunsche einer Mitwirkung des GS.-Vorstandes bei der Besetzung festhält, ist selbstverständlich.

Generalsuperint. Nebe referierte über die Schwierigkeiten, bei dem vorliegenden Problem zwischen Freiheit und Gebundenheit zu einer Einigung zu gelangen, die auch nur von

Digitized by Google

14 gegen 6 Stimmen gebilligt ward! Zwar sehe der einige Gott darein, aber wir müssten auch an unserem Teil tun, was wir könnten. Es handle sich ja nicht um das Wort Gottes, sondern um unsere preussische Landeskirche, die nicht die Verheissung des Bestehens habe! — also deshalb müssen wir ihren Fortbestand machen?! — „Unser einfaches Volk will feste Wahrheiten“ — also hat die Theologie solche ihm gefälligst zu bieten! — Freilich dürfe in keiner Weise an der Freiheit wissenschaftlicher Forschung gerüttelt werden — nur dass sie Halt machen muss vor den „festen Wahrheiten“! — Niemand fordere, dass der Inhalt der Lehre eines Professors mit seiner persönlichen Ueberzeugung nicht übereinstimme — aber man mutet ihm zu, sich an die kirchlichen Voraussetzungen zu binden oder freiwillig abzugehn! Von einer formulierten Bindung sei darum von allen Seiten abgesehen worden, die Kommission denke nur an innere Bindung — ja, empfindet irgend ein Dozent solche etwa nicht? — Wir wollen nur Professoren, die die Heilstaten Gottes bezeugen — aber gedankt wird nur den treuen Professoren, welche durch ihre wahrhaft wissenschaftl. Forschung die kirchl. Lehren von den Heilstaten stützen! Aber wozu denn die ganze Resolution, wenn die Geschichte der Lehrberufungen uns, wie Nebe betonte, zum Dank gegen den Minister verpflichtet?

(Schluss folgt).

Kiel, 8. März 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Notizen.

Zu ernster und wiederholter Lektüre empfehlen wir Hans von Lüpkes kleinen Aufsatz „Tat und Wahrheit“ (Leipzig, Dürr, 35 S.), worin derselbe aus Kühnemanns Werken, zumal aus seiner Charakteristik des tragischsten Genies, Herder, als die neue Methode der Geisteswissenschaft die Zurückführung aller Gedanken auf das persönliche Lebensgesetz, auf die notwendige Tat innerer Wahrheit und darum als ihr Hauptgebiet die Religionswissenschaft, die Erkenntnis des Gottes, der das innerste Leben der Persönlichkeit ist, und der Sünde, die in aller tatlosen Wahrheit liegt, bezeichnet, in dieser Methode aber unmittelbar eine reinigende Wirkung auf das tatlose Denken gegeben sieht. Aber wer vermag diese Methode anzuwenden, neben der alle gelehrte, kausale Erforschung verschwindet, als eine ungemeine religiöse Lebensenergie?

O. B.

Noch heute darf hingewiesen werden auf einen Aufsatz Troeltschs in der deutschen Monatsschrift Juni 1903: „Die theologische Lage der Gegenwart“, der aus einer grosszügigen Uebersicht der allgemeinen Interessenbewegungen und der führenden Persönlichkeiten, worunter mich besonders die Charakteristik des anempfindenden Relativismus Renans und des nach konkreter religiöser Realität dürstenden Lagarde angezogen hat, uns zu dem sehnsuchts- und glaubensvollen Ausblick auf eine neue Phase der Theologie führt, die nicht von den Theologen, sondern von der Einkehr unseres Geschlechts bei seinem wahren inneren Wesen und von tiefen Blicken in die Religionsgeschichte erwartet wird.

O. B.

Seinen trotz vieler Sonderbarkeiten, blosser Andeutungen und absprechender Verdikte für die Ueberwindung der Vorurteile der Gemeinschaftsleute gegen die Theologie wertvollen Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Theologie auf der Eisenacher Konferenz hat M. Kähler im Reich-Christi-Verlag drucken lassen (22 S., 50 Pf.). Aber die Gleichsetzung der historischen Theologie mit dem Leib, ja der Quellenschriften mit dem Kadaver, der systematischen mit der Seele des Organismus, und die Auffassung der äusseren Mission und der christl.

Digitized by Google

Laienbewegung als einziger Verheissungen der Zukunft berühren bei dem feinen und weitgebildeten Theologen überraschend. O. B.

Für die Festschrift der Universität Heidelberg zur Zentenarfeier („Heidelberger Professoren im 19. Jhdt." 1. Bd. 1903) hat A. Merx die „Geschichte der morgenländischen Studien und Professuren a. d. Univ. H. vor und besonders im 19. Jhdt." geschrieben (74 S. Heidelberg, C. Winter), — ein Stück Kulturgeschichte und Geschichte der Wissenschaft in Deutschland von intimem Reiz, aber unter des Vfs. umfassendem Wissen und weitschauenden Blick über sich selbst in den weltgeschichtlichen Zusammenhang hinausführend. W. St.

In Bd. 52 der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" hat Giesebrecht die „Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte" gemeinverständlich beschrieben (Leipzig 1904. 129 S. Im Anhang ein sorgfältiges Literaturverzeichnis) — als m. W. erster Versuch, den schwierigen Stoff in dieser Art zu behandeln, wohl gelungen, wenn auch die „Vorbemerkungen" mit ihrer mehr wissenschaftlichen Diskussion kaum auf das Prädikat allgemeinverständlich Anspruch haben und andrerseits über Problematisches bei dem beschränkten Raum gar zu leicht hinweggeschritten wird. Am besten gelungen ist die Geschichte des Kultus. W. St.

Jhg. 4—5 der deutschen Ausgabe von Jastrows „Religion Babyl. u. Assyr." bringt mit cap. XVI Zaubertexte mit einer Fülle von Proben aus dieser interessanten religiösen Literatur (Giessen, Ricker. M. 1,50). W. St.

Besonders einleuchtend und übersichtlich, als Grundlage zu populären Darlegungen geeignet, führt ein auf einer Pfarrkonferenz gehaltener Vortrag Nowacks über Babel und Bibel (Archiv der Strassburger Pfarrkonferenz 1903) die wesentlichen Gegeninstanzen gegen Delitzsch vor, schliessend mit einer Klarstellung des Offenbarungsbegriffs der histor. Theologie und mit dem Appell an die Geistlichen, im Religionsunterricht durch Einführung der kritischen Auffassung der Sagen alte Versäumnisse nachzuholen. O. B.

Was wissen wir von Jesus? von W. Bousset (Gebauer-Schwetschke, Halle. 79 S., 1 Mk.), ein Vortrag im Bremer Protestantenverein wesentlich gegen Kalthoff gehalten, widerlegt dessen soziologische Auflösung der Persönlichkeit Jesu in blosse Zeitströmungen in überzeugender Weise und zeigt, wie hinter all den differierenden Nebenmomenten die Einheit der persönlichen Wirklichkeit und die Einzigkeit des religiösen Charakters Jesu liegt, wie derselbe sich zumeist in den unerfindbaren Gleichnissen auswirkt. Reich an feinen, scharf geprägten Bemerkungen führt der Vortrag zu einem in schönster Sprache gehaltenen Zeugnis für die bleibende Bedeutung der Persönlichkeit für unser religiöses Leben. Zum Selbststudium der Laien wie wenig Anderes zu empfehlen. O. B.

Digitized by Google

Eine gehaltvollere, an grossen Linien und feinen Einzelstrichen reichere Skizze der Renaissance des Christentums im 16. Jhdt., als sie uns Wernle in seinem gleichnamigen Vortrag (Tübingen, Mohr. 47 S., 1 Mk.) entworfen hat, ist nicht zu denken. Wie die Erneuerung des Paulinismus im Verein mit wie im Gegensatz zu dem Platonismus, dann die Erneuerung des synoptischen Typus als simples praktisches Laienchristentum, dann die Erneuerung des enthusiastischen Typus mit und ohne Gesetzlichkeit in den grossen Gestalten vorgeführt wird, dazu der mehr oder weniger starke Zusatz von Augustinismus (Erlösung als Krafterweckung) zu dem durch die Geschlossenheit wirksamen rein religiösen Paulinismus, wie diese grossen Richtungen an den konkreten Zusammenhängen der führenden Persönlichkeiten Marsilio Ficino, Mirandola, John Colet, Erasmus — der ungemein gerecht gewürdigt wird —, Faber Stapulensis, Zwingli und wiederum Luther, Sebastian Franck, Eberlin von Günzburg, Butzer, Hetzer, Calvin veranschaulicht und wie die Werturteile geschichtlich und absolut verteilt werden, bietet ungemeine Anregung zu wiederholtem Durchdenken. O. B.

Ueber die gelehrten Streitfragen betr. die Geschichte der Beichte orientiert eine Rezension von Scheel in den Gött. Gel. Anz. 93, S. 280—305, die Arbeiten des Katholiken Kirsch und des Protestanten Fischer eingehend bespricht. An letzterem rügt er neben viel Anerkanntem die mangelnde breitere Basis für die Beurteilung der Lutherschen Stellung zur Beichte, wodurch das Bild der kathol. Zustände und Anschauungen ein zu einheitlich dunkles wird; ersterem gegenüber gesteht er zwar nicht die Einheitlichkeit der kathol.-priesterlich-sakramentalen Theorien von der Schrift über Origenes zum Tridentinum zu, will aber den „Katholiken nicht schlechthin die Berechtigung des „Schriftbeweises", wenigstens sofern die Pastoralbriefe (Joh. 20) in Betracht kommen, streitig machen". Wir befinden uns ja in der vorliegenden Frage nicht mehr in statu confessionis! O. B.

Das Protestantenblatt 5, 6 bringt einen grossen Aufsatz von O. Pfleiderer, „Was hat die Theologie des 19. Jahrhunderts von Herder und Kant gelernt?" mit dem sich besonders gegen die Ritschl'sche Schule richtenden Endergebnis: Die Theologie hatte mit Kant und Herder ein ganz ähnliches Missgeschick; sie liess H.'s Gedanken der Entwicklung bei Seite und spann dafür (in der Betonung des hist. Christus) seine romantischen Träume weiter, und schlug Kants Autonomie der Vernunft und Befreiung vom statutarischen Glauben in den Wind und klammerte sich an seine skeptische Schranke. Aber schon regt sich der Widerspruch der Geister beider Geisteshelden gegen ihre Verkennung. — Ferner steht in denselben Nrn. ein Aufsatz des Gymnasialdirektors Dr. Henke über den Religionsunterricht auf den höheren Lehranstalten, der auf Grund einer weiten und klaren, prinzipiell-theologischen Erörterung gute Gedanken über die Stellung und die Behandlung des Religionsunterrichts auf Gymnasien bietet; nur darf m. E. auf der Prima nicht nur historisch verfahren, son-

Digitized by Google

dern muss auf die vielen Probleme in den wirren, jungen Köpfen eingegangen werden. F. N.

Das vorzügliche Kirchenblatt für die ref. Schweiz bringt in den Nrn. 5, 6, 7, 8 einen grossen Aufsatz von s. Herausgeber Lichtenhahn über die theoretischen Voraussetzungen unserer Religion, worin er der orthodoxen Weise, im Glauben die Zustimmung zu Theorien über Gott u. s. w. zu sehen, ein viel lebendigeres und persönlicheres Verständnis des Glaubens entgegensetzt. Nur darf er weder den „Gedanken- oder Lehrgehalt der christlichen Religion", noch die von der Religion erzeugten theoretischen Sätze zu den theoretischen Voraussetzungen rechnen; denn jener ist einfach Ausdruck des Glaubens, diese sind die von ihm aus gewonnenen Lösungen der grossen Denkprobleme. Die Unklarheit hat m. E. ihren Grund in dem nicht klaren Verhältnis der Begriffe Religion und Glauben. Es fehlt an einer psychologischen Erörterung des Verhältnisses zwischen dem praktischen und theoretischen Moment am rel. Glaubensakt. F. N.

Der Jurist M. Liepmann hat über Duell und Ehre (Berlin, Liebmann, 61 S.) einen Vortrag veröffentlicht, der den Kampf gegen das Duell mit ruhigem Verständnis für sein relatives, gegenwärtiges Recht als Form ritterlicher Selbstbehauptung der Standesehre und mit Ablehnung aller rechtlichen Gegenmittel gegen eine Standessitte, so lange jene nicht die Wurzeln ihrer Kraft aus dem Durchschnittsethos der Angehörigen der betr. Kulturkreise ziehen, führt. Das völlig Unzulängliche und Unentsprechende der dadurch beschafften Satisfaktion wird ebenso scharf erwiesen wie die Bestrafung derselben als reiner Mord als ungerecht abgewiesen. Weder auf dem rechtlich-staatlichen Gebiet (striktes Verbot), noch auf dem Gebiet der Strafrechtsreform (Verschärfung der Strafen für Beleidigungen und Ehrenkränkungen), sondern allein auf dem Wege der Reform der Rechtsanschauungen der satisfaktionsfähigen Kreise und der Bildung einer freiwilligen, ehrenrätlichen Instanz, die vor allem die Ehrenhaftigkeit und materielle Zuverlässigkeit der Ehrenkränkung zu prüfen hat und der man sich vorweg zu unterwerfen verspricht, sieht L. das Heil. Wir sind begierig, ob die empfohlenen Satzungen der Ehrenräte, die aber u. E. keine Kompetenz zur Aufdeckung von Familiengeheimnissen haben dürfen, weiteren Anklang finden werden. O. B.

In dem wichtigen Kampf gegen den Sozialeudämonismus, der alle altruistischen, idealistischen Motive aus egoistischen Wurzeln durch wohlverstandenes Eigeninteresse, durch ein historisch eingewöhntes Wohlwollen oder durch das Gemeinwohl als Zwangsgewalt erklären und ersetzen will und somit das Sittliche seiner autonomen Würde entkleidet, bietet uns die Dissertation von Gerhard Burk (Langensalza, Beyer, 63 S.) über Sozial-Eudämonismus und sittliche Verpflichtung vortreffliche, durchschlagende Waffen. Zumal die Feststellung der Selbstwidersprüche und wissenschaftlichen Inkonsequenz der Herleitung des universellen, uninteressierten Wohlwollens

Digitized by Google

aus egoistischen Trieben ist vorzüglich gelungen. O. B.

R. Bürkner hat dem gebildeten deutschen Volk, das sich an Hayms gewaltige Nachschöpfung der Herderschen Lebensarbeit nicht wagt, ein sehr gelungenes, frisch und anziehend geschriebenes Lebensbild: Herder, sein Leben und Wirken geschenkt (Geisteshelden Band 45, 287 S., 2.40 Mk.), das wir, obschon wir im einzelnen etwas andere Auswahl getroffen, zumal Rousseaus Einfluss und das relativ Berechtigte des Bruches mit Goethe mehr betont, auch eine zusammenfassende Charakteristik seiner elementaren Geistesart und seiner Verdienste um das geistige Leben, zumal um das Bildungs- und Erziehungswesen der Nation gewünscht hätten, um seiner Treue und Gerechtigkeit wie um der Vielseitigkeit der Darstellung willen wärmstens empfehlen. O. B.

Im grossen Zusammenhange seiner bekannten Bestrebungen behandelt Ludw. Keller (Vorträge u. Aufs. aus der Comenius-Gesellsch. XII, 1. 106 S., 1 Mk.) Joh. Gottfr. Herder und die Kultgesellschaften des Humanismus, seine Verdienste um die Reinigung des britischen Systems der Freimaurerei und seine innere Förderung durch die Freunde und Brüder ebenso einseitig herausstellend, wie z. B. Haym sie als nebensächlich dargestellt hat. Für uns ist, vom nächsten Thema abgesehen, von grosser Bedeutung die Erkenntnis der durchgehenden Zusammenhänge, die unsere heutige humanistische Bildung mit jenen dem Staat und der Kirche gegenüber nicht geheimen, wohl aber unsichtbaren Kultgesellschaften verbindet. Dafür sind wir Keller zu Dank verpflichtet.

O. B.

Zu des Finnen Runeberg 100. Geburtstag (5. Febr.) hat Reclam uns dessen berühmtestes Werk, Fähnrich Stahls Erzählungen aus dem tragischen Freiheitskampf von 1808/9 in trefflicher, öfters freilich inconcinner, zu wörtlicher Uebersetzung von W. Eigenbrodt zu 20 Pf. geschenkt. Auch Eucken hat über Rs. Weltanschauung in seinen gesammelten Aufsätzen sich geäussert. Er, dessen geistliche Lieder in Finnlands Kirchen gesungen werden, hat in diesen ergreifenden Volksliedern, die von der hochgemuten Marketenderin und dem armen Schelm mit blöder Stirn, doch warmem Herzen wie von den führenden Helden singen, sein männliches, mutvolles Christentum nicht verleugnet, seine „Ueberzeugung vom ursprünglichen Werte und der Herrlichkeit alles Seins, von der erzieherischen Kraft des Kampfes mit widerstrebenden Mächten, von der befreienden Notwendigkeit einer demütigen, aber mannhaften Beugung unter höhern Willen". O. B.

Noch einmal seien die Prediger hingewiesen auf 8 Predigten, die besonders geeignet sind, die Art und den Wert praktischer Exegese, solider, konsequenter Textanalyse darzutun, Predigten über Worte Jesu von Joh. Bauer (Tübingen, Mohr, 127 S. M. 2. —.). Besonders die über den barmherzigen Vater (nicht verlorenen Sohn), über Maria und Martha, über das Vaterunser zeigen den Segen einer schlichten Schriftbetrach-

Digitized by Google

tung, die nur der Versenkung in den einen Sinne der Worte dienen will. Aber auch die Schranke solcher Predigtart, drängt sich auf: die Meditation, Reflexion, Zurückversetzung verdrängt oft das Selbstleben, die Frische, den Wurf, die Energie momentaner Fragen und Bedürfnisse, und der Theologe geht nicht unter im Mitchristen der Gegenwart. Die Predigten sind einfach und anspruchslos, aber auch reichlich lehrhaft und arm an Anschauungsbildern der Gegenwart. O. B.

Für uns Prediger sehr anregend, durch die Energie des theologischen Denkens und praktisch-sittlichen Strebens ausgezeichnet, sind die 5 Predigten Arnold Kösters, die bei Wöpke, Leipzig in der modernen Predigtbibliothek erschienen sind (164 S., 1.20 Mk.) „Neue Menschen" nennt er sie, weil er modernen Menschen für gerade ihre Lage und Bedürfnisse die Notwendigkeit predigen will, durch Christus neue Menschen zu werden. Wenn uns auch die Texte nicht immer richtig gewählt, öfters mehr allegorisierend und ungefähr als charakteristisch verwendet, der Stil manchmal durch Wendungen wie „voll und ganz", durch zu grosse Breite und wenig geschmackvolle Zusammenstellung von Zitaten verdorben, auch die theologische nicht immer in die homiletische Sprache übersetzt erscheint, freuen wir uns an dem Gedankeninhalt, zumal der letzten Predigt über das ewige Leben im Himmel, wo voller Ernst gemacht wird mit dem evangelischen Lebensideal. O. B.

Eine Fülle von zentralen wie Detailfragen berührt Bassermann in der hiefür besonders geschickten Form von Briefen an einen Laien: Ueber Reform des Abendmahls (Mohr, Tübingen, 81 S., 1.40 Mk). Seine gute Zuversicht zu der dauernden Erhaltung dieser durch Anschauung wirksamen Feier der wichtigsten christlichen Erfahrung, der in seinem Opfertod konzentrierten Erlösung durch Christus, verbindet sich mit dem Mut eingreifendster Reform im Interesse der Verkürzung und Gestaltung zur wirklichen Gemeindefeier, für welche, da die „Vergebung der Sünden" nur ein Moment neben anderen ist, keine besondere Vorbereitungshandlung und keine sonderlich präparierte Stimmung erfordert wird. Die praktischen Vorschläge sind natürlich im einzelnen zu prüfen, sonderlich der auf Beseitigung der hygienischen und ästhetischen Bedenken gerichtete der Einführung des Einzelkelches. O. B.

Denjenigen Geistlichen, die pflichtmässig die Agitation für Hebung der Volksschullehrergehalte, auch im Interesse der Behebung des steigenden Lehrermangels unterstützen, seien die statistischen Untersuchungen des Altonaer Lehrers Bielfeldt über „der preussische Volksschullehrer und die Subalternbeamten" (im Selbstverlag, Druck von Francke & Scheibe, Hamburg) wärmstens empfohlen. Im ganzen dürfte erwiesen sein, dass der durchschnittliche Gehalt der Lehrer nur dem Anfangsgehalt der Postassistenten, Bahnmeister, Lokomotivführer u. s. f. gleichsteht. O. B.

Arbeitslosenversicherung

Digitized by Google

und Armenpflege behandelt ein Vortrag von Prof. E. Hirschberg (Berlin, Simion, 34 S., 1 Mk.) in ganz neuer Weise: er will erstere als Ablösung der letzteren zu ihr in nähere organische Verbindung bringen, da Arbeitslosigkeit in unzähligen Fällen der Armenpflege zu Grunde liegt, durch deren Eintreten aber unbillig gelohnt wird. Nachdem alle bisherigen Projekte der Arbeitslosenversicherung an der begrifflichen und technischen Unfassbarkeit der letztern gescheitert sind, erscheint der hier beschrittene Weg, der auch die Arbeitsnachweise mit einschliesst, sehr erwägenswert. O. B.

Eine äusserst gediegene und erschöpfende Uebersicht über die Arbeiten, Bestrebungen und die Organisation des Mässigkeitsvereins bietet die vorjährige Denkschrift Christian Stubbes über den deutschen Verein gegen den Missbrauch geistiger Getränke (92 S., Mässigkeitsverlag, Berlin W 15). Besonders interessant ist die aktenmässige Darlegung der erst im letzten Jahre mit Erfolg gekrönten unausgesetzten Einwirkungen auf die Gesetzgebung. Mitarbeitern wird alle denkbare literarische und geschäftliche Nachweisung geboten. O. B.

Ueber die Unabhängigkeitsbewegungen der Farbigen in Südafrika berichtet Heft 18 der Basler Missionsstudien von Th. Bechler (40 S., 40 Pf.). Die äthiopische Kirche, ein Produkt der Fehler und Versäumnisse der englisch-amerikanischen Mission, wohl auch der Verfrühung der Emanzipation der Neger, bedeutet ein interessantes Problem der Missionsmethodik, die den Nativismus nicht mehr ignorieren kann. O. B.

Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge

mit besonderer Berücksichtigung der oberhessischen altbäuerlichen Frömmigkeit.

Vortrag, gehalten am 5. August 1903 in der Provinzialconferenz der Geistlichen Oberhessens.

Von **O. Schulte**, Beuern (Hessen).

Die Theologie hat eine Reihe von ihr seit Langem sorglich gehüteter und gepflegter Kinder. Da ist die Exegese, die Kirchengeschichte, die Dogmatik, die Homiletik und andere. In jüngster Zeit sucht sich ein neues Kind in die Zahl einzudrängen. Es hat zu kämpfen, bis es die Anerkennung findet, die ihm gebührt. Manche sprechen ihm geringschätzig jede Berechtigung ab. Andre sind verlegen, was mit ihm anfangen. Aber das Kind wird grösser und grösser. Sein Name ist religiöse Volkskunde. Wer die einschlägige Literatur verfolgt hat, weiss, dass zwischen Gebhardts

Digitized by Google

Buch: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre", dem ersten Epoche machenden Werke, und der Skizze von Jüngst: „Das evangelisch-kirchliche Leben der Rheinprovinz", der letzten Arbeit auf diesem Gebiete, eine stetig wachsende Zahl von Aufsätzen, Werken und Büchern liegt.

Schauen wir uns einmal diesen jüngsten Spross unserer theologischen Wissenschaft an. Es ist nicht meine Absicht, eine wissenschaftlich vollkommen gerechte Definition zu geben. Es ist schwer, die Grenzen einer Wissenschaft, die eben noch in den Anfängen steckt, scharf zu ziehen, und hier um so mehr, weil, wie man aus den Arbeiten der beteiligten Gelehrten ersehen kann, die Wissenschaft sich selbst noch nicht einmal darüber vollkommen einig ist, welches die treffendste Begriffsbestimmung von Volkskunde überhaupt sei. Ich möchte den Begriff der religiösen Volkskunde zunächst allein auf die Bevölkerung des Landes im Gegensatze zur Stadt angewendet wissen, wenn ich auch gern zugebe, dass sich auch für das Vielerlei der Stadt und der Grossstadt zusammenfassende Gesichtspunkte von einer höheren Warte aus finden lassen. Unter dieser Voraussetzung verstehe ich unter religiöser Volkskunde die erschöpfende Darstellung der religiösen Anschauungen, Bräuche, Sitten und Einrichtungen, die die Gesamtheit eines Volksstammes oder Gaus aus sich heraus hervorgebracht hat.

Es bedarf diese Begriffsbestimmung einer Erläuterung. Wir gehen dabei von dem Unterschiede zwischen den Angehörigen der sogenannten gebildeten Welt, in deren Bann mehr oder minder der Städter steht, und dem Bauern aus. Riehl charakterisiert in seinem Buche: „Die bürgerliche Gesellschaft" diesen Unterschied also: „In der sogenannten gebildeten Welt wirkt der Mensch viel mehr als Einzelner. Der Bauer dagegen existiert, wirkt als Gruppe, als Gesamtheit des Standes. Hans führt den Pflug, lebt und denkt wie Kunz. In der gebildeten Welt hat der Einzelne seinen Stil; bei dem Bauersmann hat der Gau, das Land seinen Stil, nämlich seine Mundart, seine Redewendung, seine Sprüche, seine Lieder". Führen wir diese Unterscheidung noch ein wenig weiter, setzen wir hinzu: in der gebildeten Welt hat der Einzelne seine Frömmigkeit und auf dem Lande der Gau seine eigne, so hat man, was ich meine. In der kompakten Bauernmasse eines Landes, die derselben Beschäftigung nachgegangen ist, dieselbe gemeinsame Geschichte erlebt hat, unter denselben Gesetzen und Verordnungen stand, Pfarrer und Beamte derselben Bildung gehabt hat, hat sich auch eine eigne allgemeine Anschauungsweise von der Religion gebildet,

Digitized by Google

sind mehr oder minder gleiche religiöse Sitten und Formen entstanden. In der Stadt und in der Grossstadt insbesondre hat sich unter dem zersplitternden Einflusse dessen, das ich mit einem Worte „Kultur" nennen will, eine grosse und stetig wachsende Vielheit von Religionsgesellschaften herausgebildet — Elberfeld-Barmen, die beiden Städte, die wohl, was religiöses Leben angeht, an der Spitze marschieren, haben nicht weniger als 37 verschiedene Kirchen und Sekten —, hat sich auch eine ganze Reihe verschiedener religiöser Auffassungen und Meinungen entwickelt — nur innerhalb der evangelischen Kirche haben wir Pantheisten und Theisten, Mystiker, Pietisten und Rationalisten, Liberale und Orthodoxe, und wie viele Zwischennuancen! — hat sich auch selbst innerhalb der einzelnen Kirche, zu der man sich hält, eine Reihe von kirchlichen Sitten und Einrichtungen herausgebildet, die unter einander sehr verschieden sein können. Man halte einmal den Verlauf einer Passionsandacht in der Hofkirche zu Darmstadt neben den einer solchen in der Stadtkirche daselbst. Dagegen auf dem Lande fallen wenigstens in Oberhessen in den meisten Ortschaften politische und religiöse Gemeinde ganz oder fast ganz zusammen; von Richtungen und theologischen Lehrmeinungen wissen vielleicht nur einige vom Hörensagen und aus den Sonntagsblättern; man hat seine eigne Frömmigkeit, die weder liberal noch pietistisch, weder rationalistisch noch orthodox ist. Die religiösen Sitten und Gebräuche mögen zwar hier und da von einander ein wenig abweichen infolge der Verschiedenheit der Konfession oder der besondern Tätigkeit eines so oder so gerichteten Geistlichen. Aber diese Verschiedenheit ist im Ganzen nicht sehr gross, auch ist sie nicht von einem andersartigen Geiste des Volkes getragen.

Man kann fragen und hat gefragt: Was hat denn nun aber eigentlich diese religiöse Volkskunde mit der Seelsorge zu tun? Es gibt Leute, die da meinen, man solle ihr Gebiet ruhig der Wissenschaft überlassen; der Geistliche verkündige das Ev. in der Gestalt, wie es Jesus zu predigen geboten, setze nichts hinzu und tue nichts ab, und das Wort Gottes wird in hl. Kraft das Seine an den Seelen tun. Aber, frage ich, hat nicht Jesus selbst sich mit der Frömmigkeit des Volkes auseinandergesetzt? Hat er nicht die Frömmigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten, die weite Kreise beherrschte, bekämpft und den Gegensatz der eignen Meinung hingestellt? Kann man überhaupt das Ev. Jesu recht predigen, ohne sich mit den Gedanken der Menschen auseinanderzusetzen? Haben wir selbst nicht von der Predigt immer den grössten

Digitized by Google

Eindruck, den bleibendsten Segen, die uns packt, überwindet, kräftigt, unser Erkennen klärt? Um das Eigentümliche, Unterscheidende des Ev. und seiner Gebote hervorzuheben, ist nicht das Eingehen auf die Gedanken der Andern geboten? Oder, wenn das nicht geschieht — gerät nicht das Ev., das rein und lauter sein soll, in die Gefahr, neben vorhandenem Falschen sich einzubürgern, ja mit diesem sich zu verbinden?

Man wende nicht ein: unser Volk, in dem wir Seelsorge treiben, ist ein christliches Volk und das Volk, dem Jesus predigte, war ein jüdisches. Wer die Geschichte unseres Volkes kennt, weiss, dass die Aufnahme des Christentums s. Z. nur so vor sich gegangen ist, dass es sich mit heidnischen Gedanken verband, weiss, dass die Reformation selbst in den ev. Ländern bei dem kleinen Manne sich nicht so durchsetzte, dass sie allen katholischen Sauerteig austrieb. Wir haben dafür heute noch untrügliche Beweise. Wer Volkskunde treibt oder auch nur ein offenes Auge für die Frömmigkeit unseres Bauern hat, weiss, dass heute noch heidnische und katholische Gedanken in unserem Volke herumgehen, und dass nicht bloss Namen wie Freitag, Dienstag und Donnerstag einerseits, oder Chorrock, Chorkappe anderseits an solche Zeiten erinnern.

Von anderer Seite kommt der Einwurf: Wie ist es, dass dieser Gegenstand erst jetzt an das Licht gezogen wird? Man weist darauf hin, dass schon seit Jahrhunderten auch auf dem Lande oft mit gutem Erfolge Seelsorge getrieben worden ist. Darauf ist mancherlei zu erwidern: Einmal wechselt der heutige Dorfpfarrer im Allgemeinen seine Stelle weit häufiger, denn früher; und eben deshalb hat er nicht mehr die Musse, so mit der Gedankenwelt des Bauern eines Landstriches bekannt zu werden, wie der Pfarrer der alten Zeit, der womöglich sein ganzes Leben auf derselben Stelle blieb und seine Gemeinde in- und auswendig, wie man sagt, kennen lernte. Zum andern ist der frühere Dorfgeistliche auch in seiner Nebenbeschäftigung Bauer gewesen und gleich ihm in seinem Lebensunterhalte hauptsächlich von der Gnade des Gottes abhängig, der reiche und schmale Ernte sandte. Diese gleiche, unmittelbare Abhängigkeit hat ihn im Denken und Empfinden dem Bauern weit näher gebracht. Dann ist auch der Graben zwischen der Frömmigkeit unserer Landleute und der gebildeten Welt, zu der die Pfarrer dank ihrer Ausbildung zu zählen sind, tiefer geworden. Während die erstere blieb, was sie Jahrhunderte hindurch war, hat sich die Frömmigkeit der letzteren unter dem Einflusse besonders des naturwissenschaftlichen Erkennens wie des Verkehrs vergeistigt. Ich

Digitized by Google

glaube nicht missverstanden zu werden, wenn ich sage: Räumlich ist uns Gott weiter gerückt als dem Bauersmanne. Eben in diesem tiefen Graben, dessen sich die Pfarrer, die zum Herzen unseres Volkes hinan dringen, sein Vertrauen erwerben, seine geistigen Führer werden wollen, bald früher, bald später bewusst werden, liegt die Hauptursache dessen begründet, dass die religiöse Volkskunde zu Ehren kommen muss.

Nur nebenbei will ich noch einen Einwurf streifen, den man gemacht hat. Viele halten die Beschäftigung mit der Volkskunde überhaupt auch für eine durch die Zeitrichtung bedingte Neuerung. Augenblicklich ist ja das Land, der Bauersmann in Mode. In vornehmen und reichen Häusern hat man schon Bauernstuben, deren Möbel, Geräte, Geschirre bis ins Detail denen des Bauernhauses nachgebildet sind bezw. sein wollen. Die Schriftsteller, die ihre Stoffe dem Bauernleben entnehmen, die Frenssen, Fiebig und Andere sind die meist gelesenen. Aber dem widerspricht schon ganz allein die Geschichte unserer Disciplin, die in einer Zeit begann, da man von alledem noch gar nichts wusste. Es ist mehr ein zufälliges Zusammentreffen.

Der Hauptgrund der Bedeutung der religiösen Volkskunde für die Seelsorge liegt also für mich in dem grossen Abstande zwischen der Frömmigkeit unserer gebildeten Welt und dem Bauersmanne. Es kommen noch andre Gründe hinzu. Ich möchte viele und besonders die jungen Amtsbrüder schützen vor ähnlichen Gedanken, Sorgen und Vorwürfen, wie wir sie einst durchlebt haben, da wir unser Amt auf dem Lande antraten. Wir haben geglaubt oder wenigstens stillschweigend vorausgesetzt, die Herzen des Volkes, in die wir unsere religiöse Gedanken hineinschreiben wollten, trügen keine andern Schriftzeichen, als dieselben, die wir einzuzeichnen im Begriffe ständen. Jahre lang haben wir uns Vorwürfe gemacht oder den Bauern Unrecht getan, weil auf unsere Verkündigung in der Predigt, in der Krankenseelsorge, in Besprechung mit den Einzelnen nicht das Echo zurückkam, auf das wir warteten. Jahre lang standen wir mit unsern Gemeinden so, wie zwei, die einander gern haben, aber von denen der eine den andern doch von Herzensgrund nicht recht versteht.

Ferner — es ist kein Zweifel, dass heute allenthalben die Autorität des Amtes im Schwinden ist, in den dem Verkehr entzogenen Gegenden vielleicht erst im beginnenden Schwinden, in den in den Verkehr hineingezogenen im rapiden Verfall. Man vergleiche einmal die Autorität, die ein Dorfpfarrer als Pfarrer in vielen an der

Digitized by Google

Bahn gelegenen Dörfern der Wetterau geniesst, mit der Autorität eines Pfarrers im oberen Vogelsberge. Da oben im Gebirg ist er noch so etwas, wie ein kleiner König, dessen Willen und Wort respektiert wird. In der Wetterau in den bezeichneten Teilen, wer fragt da viel nach dem Pfarrer? Aber auch im Gebirge wankt die Autorität des Amtes. Die Demokratisierung des Bauersmannes hat begonnen. Wir können sie nicht aufhalten in einer Zeit, in der allenthalben das Lesebedürfnis wächst, Blätter, Zeitungen, Bücher jeder Art unsern Gemeindegliedern vor die Augen kommen, Menschen jeder Art den Verkehr ihnen in Dorf und Haus bringt. Aber an die Stelle der Autorität des Amtes muss die Autorität der Person, das Vertrauen zur Persönlichkeit treten. Dieses Vertrauen zu erwerben ist unmöglich, wenn wir nicht unser Volk genau kennen, insbesondere auch in seinen religiösen Anschauungen, seinen religiösen Einrichtungen und Sitten achten und ehren.

Gestatten Sie mir, das Gesagte an einem Beispiele zu erläutern. Ich wähle dazu die religiöse Gedanken- und Formenwelt unseres oberh. Bauern, soweit sie ursprünglich ist, also noch nicht vom Pietismus, Konfessionalismus, sektiererischem Wesen, den Gaben der Neuzeit, und der vordrängenden Kultur berührt ist.

In verhältnismässig reiner Form, die allerdings von Jahr zu Jahr unter dem Vordringen der Kultur mehr schwindet, finden wir diese Frömmigkeit in denjenigen Teilen unseres Landes, die fernab vom eigentlichen Bahnverkehr liegen, im hohen und höchsten Vogelsberge. In abgeblasster Gestalt haben wir sie in vielen Teilen der Wetterau und der Abhänge dieses Gebirgs. Durchzogen von pietistischen und konfessionellen Gedanken lebt sie in solchen Teilen des nördlichen Oberhessens, wie Holzheim, Gambach, Dorfgill einerseits, Allendorf, Beuern anderseits. Mehr oder weniger ihrem Wesen nach ganz erstorben haben wir sie in manchen kleinen Dörfern und Flecken der Wetterau, die vom Verkehr, dem Leben der Stadt berührt sind.

Es ist keine einheitliche Weltanschauung, die uns in dieser echten alten Bauernfrömmigkeit entgegentritt, wie sie auch nicht derart ist, dass sie zu der in Gebhardt's Buch „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" gezeichneten in krassen Widerspruch tritt. Es ist eben die ältere Form, während Gebhardt die neuere zeichnet. Doch verleugnet sich auch in dieser Gebhardt'schen Zeichnung die alte Form nicht ganz. Die Religionsgeschichte unseres Volkes hat sich in die Bauernfrömmigkeit eingeschrieben; für den, der sehen will, liegt hier eine in grossen Zügen geschriebene Schilderung der

Digitized by Google

religionsgeschichtlichen Entwickelung unseres Volkes vor. Es ist deutlich zu erkennen, wie die Aufnahme jeden neuen Princips nur so vor sich gegangen ist, dass es mit dem Vorhandenen einen Kompromiss schloss. In geradezu wunderbarer Treue bewahrt das Volk religiöse Gedanken, die Jahrtausende weit zurückliegen, und während die Wissenschaft von einer geistigen Bewegung zur andern schreitet und alsbald die überwundene Richtung zu den toten rechnet, ist unser Bauernvolk gewesen wie eine sorgliche Mutter, die das Alte nie ganz wegwirft, sondern Einzelnes daraus behält und dem vorhandenen Schatze treulich einfügt. Die Gesahne (= Sympathiesprüche), die heute, selbst in den Dörfern um Giessen noch mehr im Brauche sind, als manche ahnen, sind ein Andenken an die Heidenzeit, und wie sorglich unser Volk sie zu wahren verstanden hat, das hat ja Herr Amtsbruder Diehl [1]) gezeigt, indem er aus der Rabenau aus dem 17. Jahrhundert einen Gesahn mitteilte, der selbst noch in seiner Wortstellung an einen der ältesten uns bekannten Zaubersprüche, den Spruch, den J. Grimm aus einer Merseburger Handschrift ausgezogen hat, erinnert. In der Ehrfurcht, die der Bauer alten Schlages seinem Pfarrer entgegenbringt, und die im Geistlichen so etwas zu erschauen glaubt, wie eine zwischen Gott und dem Einzelnen stehende Persönlichkeit, haben wir ein Andenken an die katholische Zeit. Die hohe Wertschätzung der Bibel, die Verachtung allen Bilderdienstes dankt sie der Reformation. Die Gewohnheit, dass man Pfarrer und Beamte in einem Atem nennt, danken wir jener geschichtlichen Epoche, da die Kirche auf das innigste mit dem Staatsregiment verbunden war. Und wenn uns unter unsern Bauern solche begegnen, die das für das Höchste halten: Tue recht und scheue Niemand, dann brauchen wir nicht weit zu gehen, um die wohlbekannten Züge des Rationalismus zu erkennen.

Selbst uns Pfarrern aber zeigt sich diese Religiosität nicht sofort, und das ist auch ein Grund, weshalb es not tut, religiöse Volkskunde zu treiben. Es liegt etwas Keusches, Zartes über der Frömmigkeit unseres Bauern. Man kann Jahre lang mit ihm verkehren, ohne je ein frommes Wort aus seinem Munde zu hören. Ich habe Pfarrer gekannt, die eben deshalb geneigt waren, ihm jede Frömmigkeit abzusprechen, seinen Kirch- und seinen Abendmahlsgang als reine Gewohnheitssache aufzufassen. Dass solches Urteilen ihm zu Unrecht geschieht, zeigt sich dem, der aufmerksam

1) cf. Steinhausens Zeitschrift für Kulturg. 8, 300.

Digitized by Google

und länger beobachtet, ihm nahe kommt, in Augenblicken der Not, die ihm die Zunge löst, in seinem Gebetsleben, in seiner Verwerfung jeglichen Unglaubens und seiner Verachtung eines gottlosen Menschens. Dieser Charakterzug mag in etwas mit der Verschlossenheit unseres oberh. Bauern überhaupt zusammenhängen, der es ja liebt, seine Pläne, Absichten selbst auf Kosten seiner Wahrhaftigkeit zu verstecken. Aber ganz erklärt diese Verschlossenheit die Zurückhaltung nicht. Ich nehme sie gern als ein Zeichen jener Frömmigkeit, wie sie Jesus in den bekannten Aussprüchen der Bergpredigt zeichnet, die das Heiligtum im Herzen bewahrt und nicht an die Strasse stellt. Darum braucht uns auch nicht bange zu sein, dass jemals der laute Methodismus in irgend einer Form bei uns Eingang gewinnen wird, und die Chrischona, die ja in einigen ihrer Sendboten — um nicht mehr zu sagen — ein solches Christentum vertreten hat, wird, so lange sie sich von dem nicht loslöst, immer nur vorübergehende Erfolge erzielen, wie ja der Blick auf manche ihrer Gemeinschaften in unserem Lande beweist. Vielleicht aber liegt auch ein Teil der Zurückhaltung des Bauern in religiösen Dingen uns Pfarrern wenigstens gegenüber auch an uns selbst. Wir bringen hier eine andere Frömmigkeit (ich rede hier nicht von einzelnen Richtungen der Theologie) mit, eine Frömmigkeit mit weiterm geistigen Horizont, eine Frömmigkeit, die weit weniger sinnlich begründet ist. Nichts falscher, als glauben wollen, unser Bauersmann empfinde den Unterschied nicht. Er ist nicht der dumme Michel, als welcher er in so manchen Zeitungen und Witzblättern paradierte. Er ist genau so feinfühlig, wie wir auch, nur dass er den Unterschied nicht so in seinem Wesen klar zeichnen kann, ihn mehr fühlt. Dass er uns Pfarrer zu den „Fürnehmen“ rechnet, war mir immer, da er mit diesem Namen alle Gebildete zusammenfasst, ein kleines Zeichen seiner Erkenntnis —.

Eben dieser alten Bauernfrömmigkeit steht es über die Massen fest, dass ein Gott ist und lebt. Zweifel an dem Dasein Gottes werden nur von aussen in seine Kreise hineingetragen und haben im Ganzen in unserer Bauernbevölkerung kaum Eingang gefunden, wenn man auch damit zu rechnen hat, dass in der Zukunft durch Zeitungen, den Verkehr, das anders werden kann. Man wird das begreifen, sobald man die sinnlich greifbare Art der Frömmigkeit, von der ich späterhin zu reden habe, ins Auge fasst. Darum hat die apologetische Predigtweise, in der so viele Pfarrer aus den Gedanken der gebildeten Welt heraus befangen sind, ich will nicht sagen, ganz zu verschwinden, aber sicherlich noch zurückzutreten,

Digitized by Google

und um so mehr, da die Zweifel, die sie darlegt, dazu dienen können, eben solche in der Seele des Zuhörers hervorzurufen, und ich halte jenen Rat, den einst ein Amtsbruder unserer hessischen Kirche in einer theologischen Zeitschrift den Pfarrern gab, getrost auf der Kanzel von dem persönlichen Standpunkte aus den Gedanken des Textes gerecht zu werden zu suchen, auf dem Lande in vielen Fällen direkt für falsch. Die Fragen, die uns als Angehörige der gebildeten Welt bewegen, sind nicht Gedanken, die den Bauersmann bewegen. Insbesondre den jungen Kollegen, die in ein Dorf mit reiner Bauernbevölkerung kommen, kann nicht eindringlich genug jene Geschichte erzählt werden, die mir ein älterer Amtsbruder mitteilte. Er hatte in seiner Predigt aus Bibel, Natur und Geschichte, wie er meinte, überzeugend das Dasein Gottes nachgewiesen und gezeigt, wie töricht der sei, der an Gott nicht glaube. Als er von der Kanzel heruntergestiegen war im frohen Bewusstsein, eine gute, starke Predigt gehalten zu haben, und nun das Urteil eines alten Bauersmannes über seine Predigt herausforderte, bekam er die unerwartete Antwort: Er habe sich unnütze Mühe gemacht, man wisse das schon so. Wie manche Predigt ist nicht also ein Kampf gegen Windmühlenflügel!

Viel, viel nötiger als die Auseinandersetzung mit den Zweifeln dünkt mich, dass die Predigt ihre Aufmerksamkeit der besonderen Art und Weise zuwende, wie sich der Bauersmann das Wirken und Walten Gottes vorstellt[1]). Ihm ist Gott der Allmächtige vor allem der Herr, der Sonnenschein und Regen schickt, der das Böse hier auf Erden straft und das Gute hier belohnt, der in gewisse Worte, Zeichen und Handlungen eine übernatürliche Kraft mit wunderbaren Folgen hineingelegt hat. — In der Auseinandersetzung mit diesen Gedanken begegnen dem Prediger Schwierigkeiten. Wir Gebildete stehen dem Gott, der unmittelbar Sonnenschein und Regen sendet, gewissermassen weniger naiv gegenüber. Wir reden ruhig von Naturgesetzen, ohne dass sie unsern Glauben irgendwie stören. Uns würde es in unserm Glauben nicht das mindeste verschlagen, wenn die Meteorologie es so weit brächte, das Wetter für Tage und Wochen genau vorauszubestimmen. Aber die Frömmigkeit unseres Bauern würde es gewaltig beeinflussen und beeinflusst es, wenn sich zwischen ihn und Gott Naturgesetze drängen. Ich habe in früherer Zeit immer geglaubt, dass die Ansicht, der Bauer brauche

1) cf. die ausführliche Darlegung des Verf. in „Hessische Blätter für Volkskunde" Bd. II, Heft I: „Worin erkennt der Bauer des nördlichen oberen Vogelsberges das Sein und Wirken Gottes.

Digitized by Google

nicht viel Bildung und Aufklärung, lediglich dem Bestreben entstamme, ihn unter der Herrschaft zu erhalten. Heute sehe ich ein dass das Motiv auch anders gedeutet werden kann, nämlich als wirkliche Sorge um seine Frömmigkeit. Es liegt auf der Hand, welche Forderung sich hier aus der Beschäftigung mit religiöser Volkskunde erhebt, die der vorsichtigen, pietätvollen Ueberleitung in eine Welt mit weiterem Horizont. Bemerkenswert ist dabei noch, wie der Bauersmann, eben weil er sein Brot unmittelbar aus der Hand Gottes kommen sieht — die Sonne, der Regen, der Sturm, die Diener Gottes, bringen das Saatkorn zur Reife — auch dem Gedanken, Gott ist der Geber, allerdings eine andre Wichtigkeit zuschreibt als wir, die wir, seitdem wir unser Gehalt als feste Besoldung in bar empfangen, von gutem oder schlechtem Wetter unabhängig sind. Bei uns liegt die Gefahr, dass wir nicht so viel davon reden, als er erwartet.

Wie schon bemerkt, erkennt der Bauer das Dasein und Wirken Gottes zum Andern aus seiner hier auf Erden waltenden Gerechtigkeit. Unser Bauer — und das kann nicht stark genug betont werden, verlangt nach Sinnlich Greifbarem. Seine Natur will, wie Gottes Walten überhaupt, so auch Gottes Gerechtigkeit sehen, erleben. So deutet er besondere Unglücksfälle, die ein Haus, eine Familie betreffen, sämtlich in diesem Sinne, einerlei, ob sie verschuldet oder unverschuldet sind. Die uralte menschliche Neigung, der wir schon in der Geschichte der Heilung des Blinden und den Bussworten Jesu über den Untergang der Galiläer begegnen! Christi Sinn entspricht dies ja nicht. Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet; verdammt nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt. Wir können nicht genug dem Bauersmann vor Augen stellen, dass die Gerechtigkeit Gottes durchaus nicht stets in diesem Leben sich erschöpft, wie auch, dass es eine Strafe Gottes gibt, die selbst bei äusserlich glücklichen Verhältnissen tief einschneidet. Um so mehr gilt es, das alles zu betonen, je näher der Verkehr dem Bauersmann kommt, der ja sofort diese Anschauung hinwirft, aber leicht mit derselben auch den Glauben an Gott nehmen kann. Wir müssen ihn gegen die Gefahren wappnen. Dass es gelingen kann, zeigt ja das Bestehen mancher kirchlichen Bauerngemeinde an der Heerstrasse des Verkehrs.

Auch darauf ist einzugehen, wie der Bauersmann in eigentümlicher Weise altheidnische Vorstellungen mit christlichen verbindend das Walten der Gerechtigkeit Gottes oft darin sieht, dass ein Sünder im Tod keine Ruhe hat und nun als Geist in der Scheuer,

Digitized by Google

der Stube, auf dem Felde, den Stätten seiner Freveltaten umhergehen muss, Vorstellungen, die viele mit der Bezeichnung „Aberglaube“ leichthin abtun wollen, die aber tief im Volke wurzeln, und die schon deshalb unserer höchsten Aufmerksamkeit wert sind, weil sie uns zeigen, wie wenig die Strafe des Jenseits Wurzel gefasst hat. Nicht das Nebenher-, sondern das Mittenhineinpredigen ist das Ziel, dem wir zueilen müssen.

(Schluss folgt).

Bedenken gegen den herrschenden Betrieb der Ethik.[1])

Von

Professor D. **Otto Ritschl** in Bonn.

Ich darf vielleicht von der Beobachtung ausgehen, dass die Vorlesungen über Ethik nach meiner Erfahrung für durchschnittlich viel weniger wichtig gehalten zu werden scheinen, als die über die Dogmatik. Allerdings wird man solche Beobachtungen, wenn sie nicht auf Grund eines viel reicheren Materials statistisch erhärtet sind, nicht mit zu grosser Bestimmtheit in Anschlag bringen dürfen. Aber ich habe ausserdem auch den damit übereinstimmenden Eindruck, dass die vielen Hand- und Lehrbücher der Ethik weniger bekannt und verbreitet sind, als die, die die Fragen der Weltanschauung, sei es religiös christlich, sei es unter andern subjektiven Voraussetzungen behandeln. In ausserkirchlichen Kreisen ist zwar viel die Rede von dem grossen Interesse, das in neuester Zeit gerade der Ethik zugewendet werde, seitdem diese der theologischen und kirchlichen Vormundschaft entwachsen sei. Aber die Gesellschaften für ethische Kultur scheinen doch nur sehr schmale und dünne Volkskreise zu umfassen, und wenn ich von Paulsens weitverbreiteter, an Citaten reicher Ethik absehe, die sehr unterhaltend geschrieben ist, so sind es eigentlich nur die ethischen Schriften des Antimoralisten Nietzsche, die wirklich viel gelesen zu werden scheinen. Denke ich andererseits jedoch an unsere Geistlichen, so glaube ich nicht zu irren, dass diese in viel grösserem Masse Predigt und Erbauungsliteratur bevorzugen als die Literatur zur Ethik, an der doch auch gerade kein Mangel ist.

1) Zur Ergänzung der hier von mir vorgetragenen Gedanken verweise ich auf meine kürzlich erschienene Schrift über Wissenschaftliche Ethik und moralische Gesetzgebung. Tübingen und Leipzig. 1903.

Digitized by Google

Diese Zustände legen denn doch die Frage nahe, ob es nicht vielleicht an dem herrschenden Betriebe der Ethik selber liegt, dass sie faktisch weniger begünstigt zu sein scheint, als bei uns Theologen die Dogmatik und die Literatur zur praktischen Theologie und bei den Nichttheologen allerlei andere und gerade auch die antimoralische Literatur. Nun habe ich auf dem letzten Ferienkursus zu Bonn über die neuere Literatur zur Ethik Bericht[1]) erstattet und zu diesem Zwecke eine Anzahl grösserer und kleinerer Arbeiten durchgearbeitet. Dabei gewinnt man aber einen Eindruck von dem, was im Durchschnitt geleistet wird. Und wenn auch manche Arbeiten vorliegen, die von dem Fleisse und dem Scharfsinn ihrer Verfasser Kunde geben, und aus denen man auch allerlei brauchbares lernen kann, so sind doch allzu viele unter den vorhandenen Leistungen überwiegend unfruchtbar. Am besten sind noch die, die sich an Gedanken von Kant anschliessen, oder die gewisse neue wissenschaftliche Fragestellungen durchzuführen suchen; in ihrer Art anerkennenswert sind auch einige von den Arbeiten, die ganz einfach nur im Anschluss an die Dogmatik auf Grund von bestimmten christlichen Ueberzeugungen deren sittliche Konsequenzen für die gesamte Lebensführung des Christen zu entwickeln suchen. Und doch ist es gerade auch bei diesen und ähnlichen Werken fast immer wieder dasselbe Schema, das mehr oder weniger geschmackvoll durchgeführt wird; ja wenn man eine dieser theologischen Ethiken kennt, so kennt man eigentlich auch schon den ganzen Betrieb. So ist es denn auch nicht erstaunlich, dass diese Literatur sich nicht zu der Geltung bringt, wie sie doch wohl die meisten ihrer Verfasser ihren Arbeiten gern vergönnt wissen möchten.

Welches sind nun aber wohl die Gründe für die vorwiegende Unfruchtbarkeit der ethischen Arbeiten? In dieser Beziehung haben sich mir gewisse Bedenken gegen den herrschenden Betrieb der Ethik überhaupt aufgedrängt, über die ich auch hier gern Rechenschaft ablegen möchte. Es sind dies einmal Bedenken gegen die Art, in der fast allgemein die Aufgabe der Ethik bestimmt wird, und andererseits Bedenken gegen die damit zusammenhängende Unklarheit über gewisse Haupt- und Grundbegriffe, deren man sich bei dem Versuche, jene Aufgabe zu lösen, zu bedienen pflegt.

1) Soweit dieser Bericht die theologische Ethik betrifft, erscheint er unter dem Titel: Die Ethik der Gegenwart in der deutschen Theologie in den nächsten Heften der Theologischen Rundschau (1903, Heft 10 ff.).

Digitized by Google

In jener Hinsicht beanstande ich die seit Alters fast von allen Ethikern vollzogene Kombination, dass man einerseits sich zutraut, die Ethik als Wissenschaft behandeln zu können, und dass man andrerseits ihr doch ganz bestimmte praktische Ziele zuweist, die sie zu erstreben habe. Ich meine denn doch, dass eine Wissenschaft immer auch nur wissenschaftliche oder Erkenntniszwecke haben und verfolgen kann, und dass, wo praktische Zwecke erreicht werden sollen, das auf sie sich richtende Denken auch nicht von wissenschaftlicher, sondern von praktischer Art sein muss. In der Ethik nun stellt sich als praktischer Zweck die Aufstellung und Begründung von Regeln und Normen dar, die praktische Geltung für das wirkliche Leben haben sollen. Schreibt sie also solche Normen den Menschen vor, tritt sie mit Ueberzeugung oder gar mit Begeisterung für diese Normen ein, so ist dies eine Leistung, die nicht ebenso von wissenschaftlicher Art sein kann, wie etwa die chemische Analyse, die philologische Textkritik, die historischen Quellenuntersuchungen und die psychologische Erforschung der seelischen Funktionen des Menschen.

Jenes Fordern von sittlichen Handlungen, jenes Gebieten von Normen, deren Befolgung das Leben sittlich machen soll, ist vielmehr eine Tätigkeit ganz von derselben Art, wie sie der Prediger auf der Kanzel oder im Konfirmationsunterricht ausübt, wenn er seinen Schülern und Hörern die 10 Gebote oder die Bergpredigt erklärt und deren Inhalt ihrem Gemüte einprägt. Und damit hat er auch stets irgendwelchen Erfolg, wenn anders er nur auch die Persönlichkeit dazu ist, um lebendigen und empfänglichen Menschen zum Herzen zu sprechen. Aber ob überhaupt einmal Menschen sittlich geworden und in ihrem Gewissen lebendig erregt worden sind durch die Lektüre einer sog. wissenschaftlichen Ethik, sei sie theologisch oder philosophisch gehalten, das ist mir immerhin zweifelhaft. Jedenfalls werden solche Fälle doch nur Ausnahmen sein. Und der Grund dafür ist auch klar. In einer guten Predigt und einem guten religiösen Unterricht ist alles Leben und Ueberzeugung. Und alles Leben, alle Begeisterung und alle Ueberzeugung wirkt immer wieder auf lebendige Menschen überzeugend, begeisternd, lebenzeugend, sittlich aufrüttelnd und kräftigend ein. In einer Ethik dagegen, die ja wissenschaftlich nüchtern und vornehm sein soll, und in der man selbst die konkreten Dinge nur recht allgemein und abstrakt meint behandeln zu müssen, da lassen auch solche, die in dem praktischen Leben sehr wohl mit Energie und lebendiger Wärme zu reden verstehen, diese Fähigkeiten in der

Digitized by Google

Regel nicht recht zur Geltung kommen; sondern sie folgen dem Usus und dem Schema und ziehen den Geist auf begriffliche Formeln, sie handeln nach der Reihe ihre Themata ab, und, wenn sie es auch gelegentlich möchten, so können sie dabei doch nicht individualisieren, weil alles herkömmlicher Weise unter den Gesichtspunkt der Allgemeingültigkeit gerückt wird.

Dies ist die Folge des Strebens, die Praxis des sittlichen Lebens wissenschaftlich zu erfassen und aus vermeintlich wissenschaftlichen Voraussetzungen die Regeln zu entwickeln, die dann im praktischen Leben gelten sollen. Aber das praktische Leben selbst richtet sich herzlich wenig nach allen solchen abstrakten, wissenschaftlichen Formeln. So zu handeln, dass die Maxime des Willens das Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein könnte, nach eigener Vollkommenheit oder nach dem möglichst grossen Gesamtwohl der Menschheit zu streben, das Reich Gottes nicht nur als höchstes Gut von Gottes Hand zu erwarten, sondern es auch als höchstes Ideal aus eigener Kraft zu erstreben, alle solche allgemeine Formeln, so viel Scharfsinn auch zu ihrer Begründung aufgeboten sein mag, haben eben wegen ihrer Allgemeinheit und Abstraktheit doch keine die Praxis des Lebens erfolgreich bestimmende Motivkraft. Eine solche ist dagegen durchaus den kurzen, klaren und bestimmten Geboten des Dekalogs und den Worten Christi eigen, wie: richtet nicht, dass ihr nicht gerichtet werdet; liebe deinen Nächsten wie dich selbst; ihr sollt überhaupt nicht schwören, sondern euer Ja Ja, euer Nein Nein sein lassen.

Also der Praxis sollen zwar auch jene abstrakten Imperative gelten, deren Ausklügelung den Ethikern so viel Kopfzerbrechen macht; und doch befehlen sie nur über die Köpfe und die Herzen der Menschen hinweg. Dagegen dringt in diese mit werbender Kraft oder mit gewissenaufrüttelnder Gewalt die Rede der grossen Gesetzgeber der Sittlichkeit ein, die keiner Wissenschaft bedurften, um ihre hohen und einfachen Regeln für das sittliche Verhalten der Menschen zu geben. Was kann denn so nun die vermeintliche Wissenschaftlichkeit der allgemein gehaltenen Imperative der sittlichen Praxis selbst noch hinzufügen? Hinzufügen nichts, wohl aber über das direkt Notwendige hinwegtäuschen, wenn es nämlich etwa jemand versuchen wollte, sich nach jenen Formeln in seinem eigenen praktischen Leben zu richten. Allerdings denkt man wohl, jene Formeln als allgemeine schlössen alle einzelnen Fälle ihrer konkreten Anwendung in sich ein, wie auch sonst ein allgemeiner Begriff sehr mannigfaltige Beobachtungen des wirklichen Lebens

Digitized by Google

in sich einschliesse und enthalte. Doch dies tut ein Allgemeinbegriff nicht deshalb, weil aus ihm, wie Plato meinte, die besonderen Begriffe und einzelnen Dinge real ableitbar wären, sondern umgekehrt weil und sofern er immer erst von diesem abstrahiert worden ist. Dabei aber ist das gesamte Abstraktionsverfahren immer nur dadurch möglich, dass man mehr und mehr die konkreten Züge der Wirklichkeit ignoriert und so nur den Schatten der Wirklichkeit und des Lebens selbst übrig behält.

Ganz so verhält es sich nun auch mit allen Abstraktionen in der Ethik. Das Sittengesetz ist allgemein, weil es abstrahiert ist von den einzelnen konkreten Geboten, die im menschlichen Leben von lebendigen Menschen, von Eltern, Lehrern und Vorgesetzten anderen Menschen zu deren Erziehung und Disziplinierung vorgeschrieben werden. Aber es heisst die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man nun meint, auch wieder die einzelnen Gebote aus einer allgemeinen Formel ableiten zu können oder gar zu müssen. Auch der Grundsatz der allgemeinen Menschenliebe ist nur eine solche abstrakte Formel, die praktisch unbrauchbar ist, weil sie gerade auch von dem abstrahiert, was der wirklichen Liebe wesentlich ist. Und dies ist, dass sie nicht ein allgemeines Verhältnis des Menschen zu allen anderen, sondern in jedem besonderen Moment ein ganz bestimmtes Verhältnis auch immer nur zu einem einzelnen anderen ist. Christus hat dies so deutlich wie möglich in seinem Gleichnis von dem barmherzigen Samariter gelehrt. Wer im Moment meiner Hülfe bedarf, dessen Nächster bin ich und ihm gilt meine Liebespflicht. In einer Predigt oder im Unterricht diese Liebespflicht an gutgewählten Beispielen aus dem wirklichen Leben anschaulich zu beleuchten, ist daher auch für die sittliche Praxis von ungleich höherem Wert, als einen Allgemeinbegriff der Liebe bilden zu wollen und in dieser Vorstellung zu schwelgen, wie Schiller mit seinem: seid umschlungen, Millionen. In der Phantasie nämlich mag man noch so sehr von seiner Liebe zu den Millionen von Mitmenschen durchdrungen sein, die man nicht einmal kennt. Begegnet man aber einem von ihnen im wirklichen Kampfe ums Dasein, so ist es sehr zweifelhaft, ob man ihm gegenüber auch wirklich Liebe erweisen, ja vielleicht auch nur einen Becher Wasser reichen wird, um den er bittet. Also die wissenschaftliche Allgemeinheit moralischer Formeln hat überhaupt keinen Wert für die Praxis der Sittlichkeit. Denn diese Praxis besteht jederzeit in einzelnen Situationen, denen es eben gilt gewachsen zu sein. Das heisst aber zugleich: in ihr gilt es zu individualisieren und nicht zu generalisieren.

Digitized by Google

2.

Hat es nun vielleicht einen Wert für die Wissenschaft, ethische Allgemeinbegriffe zu bilden und allgemeine Formeln aufzustellen, in denen sich das Wesen der Sittlichkeit zusammenfassend ausdrückt? Hier liegt allerdings die Sache anders, als in dem bisher erörterten Falle, doch gerade auch nicht so, dass es gerechtfertigt erscheinen könnte, die sittlichen Normen in der Weise allgemein zu fassen und auszuprägen, dass sie als Regeln auch für die Praxis selbst wieder Geltung beanspruchen könnten oder sollten. Die in der Wissenschaft notwendige Verallgemeinerung muss vielmehr so umfassend und konsequent sein, dass sich ihr jede inhaltliche Bestimmung des sittlichen Sollens überhaupt entzieht. Dass es so die Wissenschaft lediglich mit der Form der Sittlichkeit zu tun hat, ist die grosse Einsicht, die wir Kant verdanken. Gehorsam gegen das Sittengesetz ausschliesslich aus Achtung vor dessen Geboten, das ist nach ihm das Wesen des sittlich guten Wollens. Alle anderen Bestimmungsgründe des Wollens schweigen, nur das Gesetz selbst erzwingt sich die Achtung, aus der der unbedingte Gehorsam gegen seine Gebote hervorgeht. So kommt es nur darauf an, die Pflichten zu erfüllen, die man als solche im Gewissen erkennt. Alles Handeln aus Neigung aber ist nicht sittlich, sondern eudämonistisch, nicht ein Ausdruck der stets autonomen Sittlichkeit, sondern das Ergebnis heteronomer Bestimmungsgründe.

In diesen und ähnlichen Gedankengängen wird die Sittlichkeit von Kant geflissentlich nur nach ihrer formalen Seite hin betrachtet und charakterisiert. Und nur wenn man so ihre eigentümliche Form beachtet, lässt sie sich auch bestimmt und sicher von allem nichtsittlichen Wollen und Handeln abgrenzen und unterscheiden. Dies aber ist eben ein wichtiges wissenschaftliches Interesse. Was kann denn überhaupt die Wissenschaft weiter, als die wirklichen Dinge sehen lehren, so wie sie wirklich sind, ein jedes in seiner Art und Eigentümlichkeit, und die gegenseitigen Verhältnisse bestimmen, die unter den verschiedenen Dingen bestehen? So liegt es der Ethik als Wissenschaft auch nur ob, die eigentümliche Daseins- und Wirkungsweise des sittlichen Lebens, wie immer dieses auch konkret ausgeprägt sein mag, zu erfassen und zu charakterisieren. Hierdurch lehrt sie uns eben die sittlichen Leistungen von allen anderen, die es nicht sind, unterscheiden.

Nicht sittlich aber sind nicht etwa bloss die unsittlichen Handlungen und Regungen, sondern auch das grosse Gebiet der sittlich indifferenten Betätigungen im Bereich des menschlichen Lebens.

Digitized by Google

Wir müssen ja nicht nur das Gute vom Bösen unterscheiden können und lernen. Dies lernen wir ohnehin schon bloss aus der Praxis des sittlichen Lebens und der eigenen Gewissensbildung und nicht erst aus der Wissenschaft. Dagegen lehrt uns diese vielmehr den Unterschied der Sittlichkeit von der Religion, von der Kunst, von der Wissenschaft, von der öffentlichen Wohlfahrtspflege. Und die begriffliche Klarheit, die sie hiermit schafft, ist ein Gewinn, der mittelbar immer wieder auch dem praktischen Leben zu Gute kommt. Denn die Praxis im grösseren Stile wenigstens kann nur mit der Aussicht auf Erfolg getrieben werden, wenn man die Dinge in ihrer Eigenart erkannt und sehen gelernt hat. Den Blick hierfür erschliesst, bildet und schärft aber die Uebung im wissenschaftlichen Erkennen. Wie ein Architekt keine Kirchen und Brücken bauen kann, wenn er ausser der Art des Materials, mit dem er zu arbeiten hat, nicht auch die Gesetze der Statik und der Mechanik kennt, so muss auch der Geistliche und der Lehrer wenigstens eine Ahnung haben von der Gesetzmässigkeit, die in den verschiedenen ihn berührenden Gebieten des geistigen Lebens herrscht.

Um auf lebendige Menschen religiös erfolgreich und sittlich hebend einwirken zu können, muss man freilich vor allem selbst eine religiöse und sittliche Persönlichkeit sein. Denn das ist unstreitig das Wichtigste und die Seele des gesamten Wirkens auf andere Menschen, soweit es diese innerlich fördert und hebt. Dennoch kann auch eine solche Persönlichkeit zahlreiche und folgenschwere Missgriffe in der Beeinflussung anderer begehen, wenn sie z. B., einfach nur dem eigenen eigensinnigen Kopfe folgend, gegen die Gesetze des geistigen Lebens verstösst, weil sie sich nie die Mühe gegeben hat, sie zuverlässig kennen zu lernen. Diese Gesetzmässigkeit aber ist nicht etwa dieselbe im religiösen Erleben, im künstlerischen Schaffen und im sittlichen Wollen. Sondern in jedem dieser Gebiete gelten wieder besondere eigene Gesetze. Zuvor aber muss man die verschiedenen Gebiete selbst in ihrer Eigentümlichkeit erkennen gelernt haben und das eine von dem andern unterscheiden können, bevor man auch in die einem jeden von ihnen eigene Gesetzmässigkeit den nötigen Einblick gewinnen kann.

Hätte Kant sich nun damit begnügt, nur die sittliche Wirklichkeit als solche sehen zu lehren, wozu in der Tat die von ihm aufgebotenen Mittel durchaus zureichten, so wäre er auch dem von ihm eingenommenen formalistischen Standpunkt und damit dem wissenschaftlichen Interesse an den ethischen Fragen treu geblieben. Aber auch er hat der Versuchung nicht widerstehen können, Ge-

Digitized by Google

setzesformeln zu suchen, die trotz ihrer nur formalen Beschaffenheit doch unmittelbar auf die konkreten Verhältnisse des wirklichen Lebens Anwendung finden sollten. So hat er seine kategorischen Imperative gebildet, die, weil sie inhaltsleer bleiben mussten, auch nichts irgend erhebliches für die praktische Sittlichkeit leisten konnten. Denn wer sittlich will und handelt, der denkt niemals daran, in diesem Wollen und Tun hypothetisch eine allgemeine Gesetzgebung stiften zu können, der will überhaupt nicht Gesetze geben, sondern gegebenen Gesetzen gehorchen. Er erkennt diese Gesetze als für sich selber geltend an und gehorcht ihnen freiwillig und nicht mehr aus äusserem Zwang.

Aber dass dieselben Normen, die uns unser Gewissen gebietet, nun ebenso auch jedem andern in seinem Gewissen geboten werden, ist eine Annahme, der die tatsächliche Wirklichkeit nur allzu offensichtlich zuwiderläuft. Kant zwar als Rationalist war von dem Vorhandensein einer in allen Menschen übereinstimmend fungierenden Vernunft überzeugt und verkannte die konkreten Einflüsse, unter denen die Vernunft und das Gewissen in den verschiedenen Menschen notwendig auch einen irgendwie verschiedenen Inhalt gewinnen muss. Individualisieren ist ja überhaupt nicht die Stärke des Rationalismus gewesen; dazu hat erst die diesen zeitlich ablösende romantische Denkweise die ersten Antriebe gegeben. Aber wir müssen gerade individualisieren lernen, wenn wir anderen Menschen Gesetze ihres sittlichen Verhaltens auferlegen wollen. Hierin besteht die Kunst jeder sittlichen Erziehung, wenn ihr ein Erfolg beschieden sein soll. Doch Erziehung und Kunst sind wieder nur Angelegenheiten des praktischen Lebens. Hier bildet der lebendige Einfluss charaktervoller Persönlichkeiten die bildungsfähige nachwachsende Generation zu sittlich gleichgerichteten Personen heran, indem sie ihnen Gebote auferlegt und sie einübt, diesen zu gehorchen. Und aus solcher Uebung erwächst mit der Zeit auch alle wirklich lebendige Sittlichkeit. Die Wissenschaft aber kann diese Zusammenhänge nur objektiv erkennen, sie sehen lernen und sehen lehren. Nicht jedoch kann sie auch mit ihrer Gedankenbildung in den Prozess des sittlichen Werdens selbst eingreifen, oder, wenn sie es versucht, so hört sie auf, Wissenschaft zu sein und pfuscht nur den Praktikern des Lebens in ihr Handwerk und in ihren Beruf. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Randbemerkungen zu Baumgartens „Predigtprobleme".

Von

Divisionspfarrer **W. Richter** in Deutsch-Eylau.

Des Herausgebers neuestes Buch [1]) in diesen Blättern lediglich anzuzeigen, erübrigt sich. Die Mehrzahl der Leser wird mit diesen „Hauptfragen der heutigen Evangeliumsverkündigung" bereits sich beschäftigt haben. Das Buch wird überall seine ideale Absicht erreicht haben, Mut, Klarheit, Redefreudigkeit zu mehren, weil es selbst mutig Vorurteile und müdes Gehenlassen überwindet, klar die Gründe unserer Not aufdeckt, freudig an die Grösse des Predigtamtes glaubt. Dieser dankbaren Anerkennung des Ganzen wird eine kaum in Unwesentlichem eingeschränkte Uebereinstimmung im Einzelnen sich anschliessen. Von der notwendigen Ergänzung hinsichtlich ländlicher Verhältnisse spricht der Verfasser im Vorwort selbst.

So ist dem Buche nur dies noch zu wünschen, dass sein praktischer Zweck sich erfülle, dass — namentlich in unserm Kreise — die von B. angeschnittenen Probleme nun auch diskutiert werden. Das Folgende will nicht diese Debatte beginnen. Recht und Pflicht des Besprechenden ist es, zunächst von den Gedanken zu reden, die ihm beim Lesen kamen. Berühren sie sich mit früher Angedeutetem [2]) so liegt das subjektiv in der eigenen Stimmung und objektiv in der Sache.

1. Religion und Kunst.

Es ist gut, wenn eine philosophische Betrachtungsweise alle geistigen Berufe solidarisch macht und sie vor Vereinsamung bewahrt. Und uns kann es nicht schaden, wenn wir mit unserem Predigtberuf Fühlung suchen in der grossen Geistesarbeit unseres Volkes. Nicht alles gleichmachend. „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt", der hat noch lange nicht Religion. Aber doch sind die höchsten Güter sich ähnlich. Zuerst in ihrem Wert. Aber mehr noch in ihrem Ergehen unter den Menschen. Schon die Wissenschaft hat mit Schwerbegreifenden zu tun. Viel mehr leidet die Kunst unter der Masse. Und die Religion kommt in schwere Not; denn „wer liebt, trägt stets die ganze Last". Zwiefach ist der Prediger mit dem Künstler verwandt. Er muss das grosse Einmalge-

1) Baumgarten, „Predigtprobleme". Tüb.-Lpz. Mohr, 149 S. 1,80 u. 2,50 M.

2) vgl. das Eucken-Referat in diesem Jahrgange.

Digitized by Google

sehene immer neu aus sich gestalten. Und er hat eine Mission an die Menschen. Nur dass in diesem zweiten seine Aufgabe wichtiger und so seine Lage schwieriger ist. Der Künstler lebt auch und gerade in der Einsamkeit sich aus. Der allein bleibende Prediger ist ohne Beruf. Und es ist gut für die Menschheit, dass sie Kunst habe. Aber sie verliert alles, wenn sie die Religion verliert. Unter der Beleuchtung dieser Gedanken, die mir über der ersten Lektüre der Ausführungen B.'s wiederauftauchten, habe ich die „Probleme" zum zweiten Male gelesen.

„Gemeindepredigt und Evangelisation" ist B.'s erste Gegenüberstellung. Wie er die Gemeindepredigt schildert — ein getreues Bild alter Kunst mit ihrer beschränkten Stoffwahl[1]) ihrer steifakademischen Gruppierung, ihrer ewiggleichen Technik. Und was dem entgegengesetzt wird, ist der künstlerische Impressionismus, der nach Stoff und Anordnung nicht fragt, der Materie, Linie, Licht, Farbe nur benutzt, mit einem Akzent den gewollten Eindruck zu machen. Gerade an diesem Vergleich sehen wir, wie weit unsere Arbeit solchem Zuge der Zeit folgen kann und muss. Ohne Frage haben unendlich viele die alten Bilder sich übergesehen und die alten Predigten sich übergehört. Trotzdem, so gewiss die Piloty und Achenbach noch ihre Gemeinde und so ihr Seinsrecht haben, mag es mehr Gemeinden in Schleiermacherschem Sinn geben, nicht nur in Nordschleswig, sogar in Berlin, als B. anzunehmen geneigt ist. So erfahren also Impressionismus und Evangelisation starke Einschränkung. Ja, sollen wir ihnen überhaupt nachgeben? Auch nur da, wo erst Grund zu legen ist? Wer je eine Evangelisation erlebte[2]), der weiss, dass das Meiste die Neuigkeit wirkt. Ganz so arbeiten in katholischen Ländern die Jesuitenmissionen. Die Wirkung wird hier wie dort gleich lang anhalten. Sehr fein spricht Rosegger davon im „Ewigen Licht". Und wer nun gar solche Bewegungen auf den Takt hin prüfen wollte, der möchte erst recht nichts davon wissen als Erscheinung des kirchlichen Lebens. Freilich, wie der Impressionismus, als Erscheinung vorübergehend, nicht ohne nachhaltige Wirkung auf die Künstler blieb, so haben auch wir — damit hat B. ganz recht — von der Evangelisation zu lernen. Es ist nur zu wahr: „Die meisten Evangelischen sind katholisch[3])". Zeigt das B. an der Werdeart des Glaubens, es gilt auch von dem, was sie nun als Glauben vorgesetzt haben wollen. Sinnlich nahe

1) An die Perikopen sind wir doch nicht gebunden?
2) Johannes Müller ist anders zu beurteilen.
3) Seite 16.

Digitized by Google

wollen sie die Geisteswelt haben. Jeder Begriff ist ein Gespenst, das materialisiert werden muss. Jedes Gut ist wertvoll nur, soweit es gegriffen wird. Darin liegt ein Stück Menschennatur. Der müssen wir gerecht werden. Möglichst ehe jene anderen den Geschmack ganz verdorben haben[1]).

Aber wie können wir von Geschmack reden, wo ganz anderes in der Schwebe ist! B. kommt[2]) sich selbst mit dem Einwurf, dass unsere Durchschnittshörer überhaupt nicht imstande sind, unserer „biblischen" d. h. mit biblischen Zuständen und Begriffen arbeitenden Predigt zu folgen. Es ist kein Zufall, dass eben jetzt die Vertreter der Kunst beginnen auf die Ratlosigkeit zu achten, mit welcher ungeschulte Laien vor einem Kunstwerk stehen. Was Robert Franz[3]) schroff vom Musikpublikum sagt: „Die wirklich Feingebildeten von reinem Kunstgeschmack sind ein ganz dünner Rand neben der grossen unübersehbar breiten Ebene der Dummen", das gilt sachlich auch in der bildenden Kunst. Aber wenn Robert Franz fortfährt: „Aber auf die Dauer zwingen die paar Guten die dumme Menge doch unter", so heisst das bei den Lichtwark, Schulze-Naumburg, Avenarius: wir müssen die Menschen auf alle Weise sehen lehren. Nichts Interessanteres für den Pädagogen als Lichtwarks „Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken". Gerade nun, wie die Kunst aus den vornehmen Galerien in die Schulstuben und in die Häuser geht, müssen wir erst einmal herunter von der Kanzel und unsere Hörer hören lehren. B. spricht von Bibelstunden. Ja, und dehne er den Stoff dieser Stunden recht weit aus, nenne er sie Gemeindeabende, Diskussionsabende. Denn alles soll einmal in ihnen vorkommen. Wohl zuerst „Seligkeit"; „Rechtfertigung", „Versöhnung", „Sünde", „Gnade", was das sei. Dann biblische Charakterbilder, biblische Bücher im Zusammenhange. Aber dann auch sonst alles, was zur Apologetik gehört. Denn nur aus solcher breitesten, nüchtern-klarsten Vorbereitung kann in der Durchschnittsgemeinde die Möglichkeit rechten Hörens werden. Nur schade — dass so wenig kommen! Schade, dass die Männer nicht — horribile dictu — kommandiert werden können! Beim Militär wird das alles in Kasernenstunden wenigstens in den Elementen behandelt. Und die Mehrzahl folgt gern und

1) B. behandelt m. E. die Evangelisation etwas zu vornehm. Vielleicht modifizierte sich sein Urteil, bekäme er als Pfarrer mit einer Gemeinschaftsbewegung zu tun. Die gehörte in diesen Zusammenhang. Ueber sie müssen wir uns noch aussprechen.

2) Im zweiten Abschnitt.

3) Mitgeteilt von Fritz Kögel in den „Düsseldorfer Monatsheften" IV S. 46.

Digitized by Google

nicht ohne Verständnis dem, was geboten wird. In der Tat werden wir an das jetzige Männergeschlecht kaum herankommen. Langsam nur kann tüchtigster Konfirmanden- und Religions-Unterricht in den Oberklassen den ersten Grund des Interesses legend die Lage bessern. Aber an die Zukunft müssen wir glauben. Die von der Kunst dürfen uns nicht beschämen. —

Das Interesse! Wie innig verflochten religiöse und künstlerische Werte in der Einheit unseres Lebens sind, zeigt B.s drittes Problem, der Abschnitt, in dem er über „langweilige und interessante Predigten" handelnd zu dem Schlusse kommt: „Das Geheimnis interessanter Predigten ist der Eindruck der Wirklichkeit menschlichen Lebens und Ringens"[1]). Was ist uns so widerwärtig an der nicht alten, sondern veralteten Kunst in Museen und auf Bühnen? Das Unwirkliche, Nichterlebte, das Phrasenhafte in Farbe und Wort. Dass die wahrhaftige Kunst zur Lüge wurde, mochten wir nicht ertragen. Ob nun unsere Hörer darüber sich klar wurden oder nicht, auch unsere Predigten krankten daran. Nicht alle. Wo eine Persönlichkeit zum Volke redet, da hört man sie, wie immer sie sich gebe. Richters Bilder sind ganz unmodern, aber sie rühren uns Heutige. Büchsel war etwas ganz Fremdartiges auf der Kanzel in Berlin W., aber er wirkte. Die These B.s: „Interessante Predigten sind Ich-Predigten"[2]), bei ihm den anderen beigeordnet, möchten wir weit herausstellen. Wen Universität und Leben nicht zu einer Persönlichkeit machen, der wird auf der Kanzel nie Künstler werden, wird immer Handwerker bleiben. Und sehen wir nun weiter die Kunst der Klinger und Stuck, der Uhde und Thoma, der Ibsen und Björnson, der Tolstoi und Gorkij und Hauptmann — was fesselt uns? Das ganze Leben rauscht an uns vorüber in seiner Grösse und seiner Niedrigkeit. Und siehe es ist unser Leben. Was uns darin quält, das wird nicht fein übertüncht; schroff steht es in ganzer Gegensätzlichkeit vor uns. Und was uns freut und rührt, das wird nicht mit bunten Farben noch süsser gemacht; ganz schlicht klingt es zu uns herüber aus der anderen Erleben. So sei die Predigt! Heimatkunst komme über unsere Hörer! Diese Gemeinde, dieser Stand, diese und diese Seele hat ihr besonderes Leben. Wie bringe ich Ewiges da hinein? Dass ich liebevoll ihre eigenen Fragen und Nöte mir vorstelle, auch darauf eingehe. Aber mehr noch: dass ich im grossen Menschenleben die einzelne Seele ihr Leben wiederfinden lasse. Und was das Allermeiste, dass ich

1) S. 60.
2) S. 52.

Digitized by Google

all dem Jesus gegenüberstelle in seiner Hoheit und Reinheit, seiner Kraft und seiner Liebe. —

Wir überspringen zunächst die folgenden Abschnitte. B.s „Hauptproblem“[1]) gehört gleich hierher: „Wie kann der Durchschnitt unserer Prediger zu solcher Lebendigkeit, Stärke, Eigenart, vor allem zu solcher Klarheit und Bestimmtheit der eigenen Auffassung, zu solch starkem Erleben Christi gebracht werden?“ Mit welcher Frage denn jeder an seine Brust schlagend in seine Einsamkeit gehen wird. „In seiner Hand sind sowohl wir als unsere Worte und jede Einsicht und Erkenntnis von Kunstfertigkeiten“[2]).

Zu „Predigtsorgen“.

Von

Pfarrer **Friedr. Müller** in Berneck (Württemberg).

Der Verfasser des Artikels „Predigtsorgen“ in der Dezember-Nummer scheint mir von einer falschen Voraussetzung auszugehen, wenn er meint, nur „religiöse Begeisterung“, die den Prediger „alle 8 Tage von seinem Herzen gedrungen und gezwungen in hohen Tönen das frohe Lied von Gottes Liebe singen lässt“, sei imstande, die Gemeinde religiös und sittlich zu fördern.

Eine solche reine Begeisterung ist unmöglich, auch nicht wünschenswert, nicht notwendig; denn bei dem dermaligen Zustande unserer organisierten Landeskirchen ist es einfach das Bewusstsein der Amtspflicht, — der Staatsdiener oder der Offizier mit Bismarck'schem oder Moltke'schem Pflichtgefühl würde sagen: die verdammte Pflicht und Schuldigkeit — was den Mangel der Begeisterung deckt. Häufiges Predigen gehört zu dem officium des Geistlichen. Officium heisst ebensowohl Amt als Geschäft. Wir haben keinen deutschen Ausdruck, der die beiden Gedanken zusammenfasst, dass eine Tätigkeit ebenso als Erweis einer idealen Berufsauffassung wie als pflichtmässige Arbeitsleistung anzusehen ist, die von der jeweiligen, mehr oder weniger zufälligen Stimmung des Arbeiters abstrahiert.

Wer das, was 2. Kor. 5, 17 steht, erlebt hat, der hat, auch wenn er „ein junger Pastor von 30 Jahren“ ist — religiös betrachtet, wirklich etwas gehört und erlebt, selbst wenn keine auffallenden

1) S. 148.

2) Sap. 7 16 nach Kautzsch.

Digitized by Google

Schicksalsschläge in seinem persönlichen oder amtlichen Leben den religiösen Besitz bewährt haben. Und dieses zentrale Erlebnis wird ihn antreiben, den weiten Umkreis des Lebens, alle Lebensverhältnisse und Lebenserscheinungen von jenem Erlebnis aus zu beurteilen. Ob wohl Luther, auf den der Verfasser der „Predigtsorgen" exemplifiziert, immer in rein religiöser Begeisterung, von seinem Herzen gedrungen und gezwungen die Kanzel bestiegen hat? Wenn er sagt, „wiewohl ich nun ein alter und geübter Prediger bin, doch fürchte ich mich, wenn ich predigen soll" oder „ich habe mich oft selber angespeiet, wenn ich vom Predigtstuhl kommen bin: Pfui dich an, wie hast Du geprediget? — hast kein Konzept gehalten, wie du es gefasset hast" — oder „wenn ich schreiben sollte von eines Predigers Last und Bürde, die er tragen und ausstehen muss, wie ich weiss und selbst erfahren habe: so wollte ich jedermann vom Predigtamt abschrecken" — so spricht aus diesen Worten sicherlich nicht nur Demut und das Bewusstsein der hohen Verantwortung, die weiss, dass „es nicht ist eine schlechte, d. h. geringe Sache, an Gottes Statt mit den Menschen zu reden", sondern auch die Erkenntnis: es ist deine Pflicht, du musst! Die reine Begeisterung wird in jedem Berufe einer ruhigeren Erkenntnis dessen, was amtliche Pflicht ist, mit der Zeit weiten Platz einräumen. So mag sich im Leben des Predigers wiederholen, was in der Geschichte der Christenheit im grossen geschehen ist, als die enthusiastische Zeit übergegangen ist in die ruhigeren Zustände kirchlicher Organisation, die gewiss nicht überall — wer wollte das behaupten? — Leben und Begeisterung verdrängt oder unterbunden hat. Die „religiöse Begeisterung" schliesst sogar eine grosse Gefahr in sich. Man setzt leicht auf die eigene Auslegung des Wortes Gottes, d. h. auf die gut geschriebene, gut memorierte, gut vorgetragene Predigt mehr Hoffnung als auf die unfassbare und unberechenbare Macht des Wortes Gottes selbst. Wo der Erfolg ausbleibt oder nicht anhält, da treten Enttäuschungen ein, in denen man das Gefühl des Magister Forstemius versteht, der einmal Luther klagte, dass „sein Predigtamt ihm sauer und schwer ankäme, und alle seine Predigten ihm zu enge würden, auch würde er oft irre drinnen und wollte, dass er noch bei seiner alten Profession geblieben wäre". Wenn Luther ihm den Rat gegeben hat: „Tut ihr das eure; könnet ihr nicht eine Stunde predigen, so sei es eine halbe oder Viertelstunde" und ihm gesagt hat: „Ihr könnet meine, noch eines andern Predigt nicht von Wort zu Wort erlangen — ihr sollet von euch selber nicht urteilen, wie ihr auch nicht könnet,

Digitized by Google

sondern andere sollen urteilen“ so hat er gewiss nicht vorausgesetzt, dass allezeit religiöse Begeisterung den Prediger erfüllen könne und solle. Ja er hat sie wohl auch nicht für sich selber für alles Predigen in Beschlag genommen, sagt er doch: „wenn ich auf die Kanzel komme, so gedenke ich, nur den Knechten und Mägden zu predigen. Um Jonam oder Philippum, oder um der ganzen Universität willen, wollte ich nicht einmal auftreten, denn sie könnens sonst in der Schrift wohl lesen“ und ein ander Mal: „wenn ich auf den Predigtstuhl steige, so sehe ich keinen Menschen an, sondern denke, es seien eitel Klötzer, die da vor mir stehen, und rede meines Gottes Wort dahin“. Um religiöse Belehrung ist es Luther in seinen Predigten auch zu tun gewesen — nicht bloss um Bekundung einer religiösen Begeisterung. Aufs einfältigste soll — so ermahnt er den Mag. Forstemius — man fassen, worauf die ganze Sache und Predigt stehet, denn, man muss den armen Leuten aufs allereinfältigste, wie es ist, mit schlechten, deutlichen Worten sagen, sie fassens dennoch kaum. Diese letztere Mahnung wird auch heute noch und nicht bloss für ländliche Gemeinden gelten, obwohl vielfache religiöse Unterweisung, christliche Literatur in Wochenblättern und Traktaten religiöse Erkenntnis verbreiten.

Der Verfasser sagt weiter: „ich bin genötigt, alle Predigten, zum Teil auch die kurzen Ansprachen, wörtlich auszuarbeiten“. Es sei die Frage gestattet: wer zwingt ihn dazu? etwa die kirchliche Behörde oder sein homiletisches Gewissen? Nach meiner Ordination gab mir der Dekan den Rat: Mindestens 4 Jahre sollten Sie Ihre Predigten genau niederschreiben. Es war dies gesprochen zu einer Zeit, da in unserer Kirche der 3. Jahrgang Perikopen noch nicht eingeführt war. Noch einige Jahre länger habe ich mit viel Aufwand an Zeit und Kraft die Predigten genau geschrieben und genau memoriert, und hätte darob beinahe alle Lust zum Predigen verloren. Es wäre verkehrt, als Regel aufzustellen, dass ein Prediger nach einigen Jahren der Uebung noch sämtliche Predigten schreiben und memorieren solle. Ist einmal ein Text mehrere Tage hindurch meditiert, und nach genauem Niederschreiben in der Predigt behandelt worden, so genügt für eine zweite Predigt über denselben Text eine neue Disposition. Auch ohne Niederschrift wird die zweite Predigt ja doch ganz anders werden als die erste. Falls der H. Amtsbruder nicht einem äusseren Zwange folgt in seiner Predigtweise, möchte ich ihn an ein anderes Wort Luthers erinnern: „Da ihr gleich die Predigt aufs allerbeste gefasset und begriffen habt, worauf sie stehen soll, so soll es euch wohl zerrinnen

Digitized by Google

und zu Wasser werden. Dagegen, wenn ihr am Konzept und Begriff gar verzaget, so gibt Gott Gnade, dass ihr am besten prediget, dass dem Haufen wohlgefället, euch aber nicht gefället. — Darum bittet Gott und lassets dem befohlen sein". Damit wird nicht der Gleichgültigkeit und Trägheit das Wort geredet. Vieles Lesen und sorgfältige Meditation ist auch Arbeit und fleissige Vorbereitung. Und dann — was tut's, wenn in der grossen Anzahl von Predigten einige Festgedanken wiederholt werden? In anderen Berufsarten werden auch nicht immer lauter neue Gedanken produziert.

Mit dem allem soll aber nicht in Abrede gestellt werden, dass bei den dermaligen kirchlichen Verhältnissen die Klage zu Recht besteht: wie oft muss ich predigen! Deshalb noch ein Wort zu den angegebenen Vorschlägen. In der württembergischen Landeskirche sind die Geistlichen in der glücklichen Lage, über drei Jahrgänge mit evangelischen und epistolischen Perikopen predigen zu müssen. Für die Winterbibelstunden, die an sehr vielen Orten noch üblichen Leichen- und Hochzeitspredigten, für die jährlichen 9—12 Feiertage, für einige Monats-Buss- und Bettage besteht freie Textwahl. Sehr beachtenswert scheint uns die Forderung, dass in den Gemeinden, an denen nur ein Geistlicher angestellt ist, nicht jeden Sonntag Predigtgottesdienst stattfinde. Unser Vorschlag geht dahin, in solchen Gemeinden möge nur jeden 2. Sonntag ein Predigtgottesdienst, den andern ein liturgischer Gottesdienst abgehalten werden. Es dient auch zur Erbauung und Belehrung, wenn grössere, sorgfältig ausgewählte Bibelabschnitte in sinn- und sachgemässer Vorlesung zu Gehör gebracht werden. Schön und richtig Vorlesen ist eine Kunst, die gelernt sein will. Es liegt etwas Ergreifendes und Ehrfurcht Gebietendes in dem kraftvollen Wort: So spricht der Herr! Ein höherer Geistlicher sagte mir einmal, dass er bei seinen Visitationen auf gutes Vorlesen des Textes viel Wert lege, mehr noch als auf das Anhören der Predigt. Ist mit dieser Bemerkung die Wertung des Liturgischen am Gottesdienst vielleicht etwas übertrieben, so möchten wir doch festhalten an der Behauptung, dass die Reformen am gottesdienstlichen Leben unbedingt nötig sind, damit unsere Kirchen aufhören, reine Predigtkirchen zu sein, in denen dem religiösen Leben der Gemeinden wie der Geistlichen die Gefahr der Ermattung droht. Im liturgischen, jeden zweiten Sonntag stattfindenden Gottesdienst wäre nicht ausgeschlossen, dass eine ganz kurze Ansprache oder ganz kurze Erläuterungen — gewissermassen als Parenthesen — gegeben werden.

Digitized by Google

Neben Bibelabschnitten könnten wohl auch Abschnitte aus Luthers Predigten zur Verlesung kommen. Eine mässige Verwendung von Summarien, wie sie sich aus alter Zeit in den Registraturen vorfinden, möchte auch zu empfehlen sein. Die Zusammenstellung passender Gesänge und passender Abschnitte zur Verlesung bedeutet auch eine Arbeit, die, es gilt den Versuch, zur Bereicherung und Belebung unserer Gottesdienste sicherlich beitragen wird.

Unsere Weihnachtsarbeit eine Last?

Beitrag zu dem Artikel im 12. Heft: „Predigtsorgen".

Die bange Frage: „wie oft muss ich predigen"? war mir aus der Seele gesprochen. Ich habe in der Weihnachtszeit einen heftigen, aber leider erfolglosen Kampf geführt. Am 3. Januar fühlte ich mich nicht nur körperlich erschöpft und geistig vollständig ausgepumpt, sondern ich musste mir auch eingestehen, dass in meinen Predigten oft die Phrase an die Stelle des lebendigen Zeugnisses getreten war, ja dass sich hin und wieder auch fremdes Eigentum eingeschlichen hatte. Diese Niederlage schmerzt; aber ist sie bei der Aufhäufung so vieler Predigten auf eine verhältnismässig kurze Zeit nicht mit einer gewissen Naturnotwendigkeit gegeben? Ich kann es mir nicht anders denken: ein Prediger, der die Weihnachtsarbeit allein zu tragen hat, und der am Sonntag nach Neujahr auf die Kanzel steigt mit dem fröhlichen Dank gegen Gott: „ich darf predigen", der ist entweder ein religiöses Genie, — und die sind dünn gesät —, oder er spinnt sich selbst in einen frommen Wahn hinein, — und das geht gegen die Aufrichtigkeit. Denn es kommt doch nicht nur die Fülle der geistigen Vorarbeit, die zu leisten ist, in Betracht; für einen jungen Pastor fällt auch die geistige Arbeit beim Halten der Predigt schwer ins Gewicht; und das ist jedesmal doppelte Arbeit, wenn man Filialdienst hat; denn die Wiederholung derselben Predigt erfordert keineswegs weniger Geisteskräfte, im Gegenteil: mir wird oft die 2. Predigt schwerer. Und dazu die Liturgie! Es ist schon kein leichtes Ding, wenn man Sonntag für Sonntag die Liturgie andächtig lesen und mitbeten soll. Und nun in der Weihnachtszeit! Ob man innerhalb von 14 Tagen 12mal mit aufrichtiger Bussstimmung das Sündenbekenntnis beten kann? Ob man sich schliesslich beim Verlesen des Apostolikums auch nur

Digitized by Google

noch irgend etwas denken kann? Ich kann es nicht glauben. Und ich finde, gerade dieses vergebliche Ringen um innere Anteilnahme zehrt an dem Kräftevorrat beinahe noch mehr, als die beim freigesprochenen Wort erforderliche geistige Arbeit. Und zu alledem die körperliche Ermattung, die der geistigen Ueberanstrengung bei einem nicht allzu kräftigen Körper folgt! Nein, wir wollen doch ganz offen bekennen: die Weihnachtsarbeit ist für uns eine Last, eine drückende Last.

Was ist zu tun? Die Vorschläge, die Vf. des oben genannten Artikels macht, wollen mir nicht recht einleuchten. Der Ausfall eines Predigtgottesdienstes im Fest hat doch seine Bedenken. Wenn man weiss, wie Familienglieder und Gesinde sich im Kirchenbesuch abwechseln und ablösen müssen, so möchte ich im Interesse der Gemeinde keinen Gottesdienst im Fest missen. Von der Einführung von Diskussionsstunden verspreche ich mir, wenigstens auf dem Lande, gar nichts. Und der Perikopenzwang? Soviel ich weiss, besteht in Preussen kein eigentlicher Zwang die Perikopen durchzupredigen, sondern nur der Wunsch von oben. Und diesen Wunsch wird man gern erfüllen, wenn man 5 verschiedene Perikopenreihen zur Verfügung hat und die Freiheit besitzt, so oft man will, eine Reihe freier Texte einzulegen, die ich mir allerdings lieber selbst aussuchte, als von irgend jemand vorschreiben liesse, und sei es von einem Generalsuperintendenten.

Ich möchte 3 andere Mittel zur Erleichterung der Last vorschlagen: 1) wir müssen kürzer predigen. Verf. der „Predigtsorgen" bemisst die Länge seiner Predigten auf $^1/_2$ Stunde. Hätte er Filialdienst mit 2 schnell auf einander folgenden Gottesdiensten, er würde vielleicht ganz von selbst die Dauer seiner Predigten einschränken, schon aus rein physischen Gründen. Aber auch um der Gemeinden willen müssen wir kürzer predigen. Wird es schon uns Denkgeübten schwer, eine halbstündige Predigt aufmerksam zu verfolgen, so muss das einfachen Leuten zur Unmöglichkeit werden. Sie gewöhnen sich daran, beim Beginn des 2. Teiles mit ihren Gedanken abzuschwenken, und werden dadurch leicht verführt, schon von vornherein auf eine Begleitschaft zu verzichten. Man komme doch nicht mit dem Einwand, dass man in einer Zeit von etwa 20 Minuten einen Text nicht erschöpfend behandeln könne. Das ist ja auch gar nicht der Zweck einer Predigt. Ist der Text zu lang, warum greift man nicht einen kleineren Gedankenkomplex heraus? Oder warum betrachtet man den Text nicht nur von einer Seite? Muss denn immer in jeder Predigt alles gesagt werden? Warum wählt

Digitized by Google

man nicht Themata, die sich in 20 Minuten ausführen lassen? Ich glaube, wenn wir uns bemühten, von vornherein bei der Meditation engere Kreise zu ziehen, und wenn wir dann nach Niederschrift der Predigt uns entschlössen, all das blumige Rankenwerk wegzuschneiden und all die niedlichen kleinen Verzierungen abzubrechen, wir könnten in 20 Minuten gerade genug sagen. 2) Sämtliche Nachmittagsgottesdienste — natürlich mit Ausnahme der Christvesper und der Sylvesterfeier — müssen in der Festzeit abgeschafft werden. Die Kinder werden schon allein in den Vormittagsgottesdiensten überfüttert, und die Erwachsenen haben auch ohne Nachmittagsgottesdienste genug Gelegenheit, in die Kirche zu gehen. Freilich wer sich mit diesem grundstürzenden Gedanken an das Konsistorium wenden wollte, würde wohl übel ankommen. Gerade die Nachmittagsgottesdienste erfreuen sich einer besonders liebevollen Fürsorge von seiten unserer Kirchenbehörde. Hier kommt man mit eigenmächtigem Vorgehen weiter. 3) Die Liturgie muss gekürzt werden. Würde die Gemeinde wirklich so viel verlieren, wenn in Zeiten solcher Ueberbürdung nicht der ganze Reichtum der alten Formeln an ihr Ohr tönte? Ins Herz dringt ja doch nur selten etwas davon. Und wie könnten wir aufatmen! Wieviel Frische und Freudigkeit, die in der Liturgie nutzlos verschwendet wird, könnten wir auf die Predigt verwenden! Aber ich fürchte, dieser Weg der Erleichterung ist in hoffnungsloses Dunkel gehüllt. Und selbst, wenn wir ihn gehen könnten, ich fürchte, auch dann noch würde die Zahl der Predigten uns niederdrücken. Und so wirds denn dabei bleiben müssen: die Weihnachtsarbeit ist für den Pastor, der allein in seiner Gemeinde steht, eine Last. Aber wir wollen sie ohne Murren tragen und nicht vergessen, dass über aller Weihnachts a r b e i t doch das Weihnachts f e s t mit seinen Freuden steht, auch für uns. R. in S. (Prov. Sachsen).

Ein tatsächlicher Notstand im Pfarrerberuf

(aber nicht ein materieller).

Die Ausführungen des Amtsbruders Nöldecke über das Thema: wie oft muss ich predigen! kamen gerade zur rechten Zeit, um einen lauten Wiederhall bei denen zu finden, denen die gleiche Frage schon manch liebes Mal gekommen ist. Der Tag vor dem 4. Adventssonntage ist es, wo ich gleichfalls die Feder zu die-

Digitized by Google

sem Thema ergreife. Indem ich die morgige Predigt memoriere, muss ich daran denken, wie oft ich in der nächsten Zeit zu predigen habe. Gewiss, es ist etwas Herrliches, es ist das Höchste, gewürdigt oder richtiger begnadet zu sein, das Evangelium seinen Brüdern predigen zu dürfen. Man redet ja über das Gute, über das Heilige und Schöne, über das Ewige inmitten der uns umgebenden Vergänglichkeit. Kann es etwas Herrlicheres geben, als hierüber sprechen zu dürfen? Doch ach! wie schwach ist unsere Kraft, wenn wir daran denken, dass wir beständig von diesen hohen Dingen mit Ueberzeugung, mit Begeisterung und Kraft reden sollen. In der Weihnachtszeit haben wir Prediger in 14 Tagen 7 Predigten — ungerechnet die Ansprachen bei der Christvesper u. a. — zu halten. Schliesst sich der Sonntag nach Weihnacht — wie 1903 — unmittelbar an das Fest an, so muss ein alleinstehender Landgeistlicher dreimal hinter einander predigen, d. h. an dreien Tagen je $^1/_2$ Stunde lang religiös produzieren, ohne sich zu wiederholen. Für diejenigen, die Filialen haben, verdoppelt sich die Zahl der zu haltenden Predigten. Und nun weiter! Nach Weihnachten kommen einige Wochen, an denen wieder nur Sonntags zu predigen ist. Dann aber ist bald die Fastenzeit da und nun gilt es — wenigstens bei uns hier in Hannover — von Quinquagesimae bis Palmsonntag jeden Freitag und Sonntag zu predigen. Darnach kommt die Osterwoche wieder mit 4 bezw. 5 Predigten oder, wo am Charfreitag und ersten Ostertag auch nachmittags zu predigen ist, mit 7 und mehr Predigten, darnach wieder 10 Predigten in 7 Wochen (1. Mai [Hagelfeier] und Himmelfahrt eingerechnet), kurz in der Zeit von Weihnachten bis Pfingsten sind in 22 Wochen gegen 40 Predigten zu halten, die Reden bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen nicht zu rechnen. Welch eine Leistung wird den Rednern, welche Leistung auch den Hörern zugemutet! Ist es wirklich möglich, so oft religiös produktiv zu sein? Einer meiner akademischen Lehrer sagte uns einmal: man mag wohl jeden Sonntag Dogmatik geben können, aber keine Religion, und ein Studienfreund ging später noch zur Philologie über, weil — wie er sagte — es kein Riese aushielte, in solcher Weise produzieren zu müssen, wie man es von den Geistlichen verlange. Solche Predigtsorgen habe ich übrigens auch manchen untadelig orthodoxen Geistlichen aussprechen hören, die sich sonst dadurch die Sache wesentlich erleichtern, dass sie manche Predigthalbestunde mit Schelten auf den Unglauben und den bösen Zeitgeist ausfüllen.

Dazu kommt, dass das viele und beständige Produzieren auf

Digitized by Google

dem homiletischen Gebiet, die Lust und die Fähigkeit für andere praktische und dringende Tätigkeit lähmt. Wie nötig wäre es z. B. die Presse in gutem Sinne zu beeinflussen oder in unsern Gemeinde-Sonntagsblättern orientierende Artikel über brennende Zeitfragen — Vordringen des Ultramontanismus, Zusammenschluss der Evangelischen, Los von Rom-Bewegung, Orientmission u. a. — zu schreiben oder Vorträge über diese Dinge zu halten. Aber wer hat, zumal bei dem vielen Aktenwerk, das ein Landpfarrer als Schulinspektor, als Vorsitzender in Kirchen-, Kapellen- und Schulvorständen zu bewältigen hat, noch viel Zeit, Lust und Frische, um solche notwendige Dinge zu betreiben!

Deshalb ist es klar, wir Prediger müssen entlastet werden, um nach anderer Richtung hin die frei werdenden Kräfte betätigen zu können, und das muss zuerst auf dem homiletischen Gebiete geschehen. „Der Protestantismus ist so redselig geworden" las ich einmal irgendwo, die Leute werden fortwährend — zumal in den Festzeiten — angepredigt. Sollte es ihnen nicht über werden? Goethe soll einmal gesagt haben: „ich kann das Predigen nicht vertragen, ich glaube, ich habe mich in der Jugend davon übergegessen". So geht es vielen; man frage nur z. B. einmal die Lehrer, die als Präparanden und Seminaristen Sonntag um Sonntag (und Festtag um Festtag) zur Kirche genötigt wurden.

Aber wie ist Abhilfe zu schaffen? Ich stimme Amtsbruder Nöldeke bei, dass an den Sonntagen unmittelbar nach den Festen durchaus nicht immer Predigtgottesdienst zu sein brauchte. Gründonnerstag genügte eine Beicht- bezw. Abendmahlsrede. Wo Amtsbrüder nahe genug wohnen, könnten sie an den Festtagen ihre Predigten austauschen, dass der eine dann in der Gemeinde des anderen predigt. Das würde auch die Gemeinden auffrischen! Die 6 Fastenpredigten könnten ruhig vom Freitag auf den Sonntag gelegt werden, denn wie viele Zuhörer kommen Freitags? Hier in B., wo Sonntags guter Kirchenbesuch ist, nur etliche aus dem Dorfe; die Gemeindeglieder auf den Aussendörfern scheuen den Weg durch die Dunkelheit. Würde der Pastor hier — in der Fastenzeit — entlastet, so wäre schon manches gewonnen, dann könnte er mit frischem Mut und Freudigkeit an die drei aufeinanderfolgenden Predigten am Charfreitag, am ersten und zweiten Ostertag, herangehen. Hagelfeier und ev. auch Busstag könnten ebenfalls ohne grossen Schaden ausfallen, soll doch jede rechtschaffene Predigt irgendwie Bussgedanken enthalten, d. h. zur Besserung antreiben.

Vielleicht weiss mancher bessere Vorschläge zu geben. Die

Digitized by Google

Sache ist es jedenfalls wert, einmal eingehend ventiliert zu werden. Mancher ehrliche Prediger hat manches Mal in der Stille geseufzt: wie oft muss ich predigen! Wer hilft einem Stande, der andern immer Mut und Vertrauen erwecken soll, dass er selber den Mut und die Freudigkeit nicht verliere?

B. H. K.

Kirchliche Chronik.

Die preußische Generalsynode (Schluß).

Wie viel gerader und einfacher als der theologisierende und dogmatisierende, zu lange, zu enge und wieder zu weite Kommissionsantrag war der knappe, „biblische", nur das Notwendigste ausdrückende Antrag der konfessionellen Gruppe, den Generalsuperintend. Köhler begründete! Das einmütige Bekenntnis zu dem einigen Mittler unseres Heils und das Vertrauen, dass zu Professoren nur Männer ernannt werden, welche in diesem Glauben und Bekenntnis des Sohnes Gottes stehen, hätte gewiss dem unfruchtbaren Streit zwischen Freiheit und Gebundenheit ein Ende bereitet; freilich wäre damit tatsächlich nur dann etwas bestimmtes gesagt worden, wenn man die biblischen Ausdrücke wieder dogmatisch presste. Sonst passte die Formulierung wohl zu der Behauptung Köhlers, dass „keiner unter uns ist, der die Wissenschaft beschränken will". Nur täuschte sich Köhler, wenn er glaubte, dass durch die „Kürze und biblische Allgemeinverständlichkeit" auch die allgemeine Sehnsucht nach einem einmütigen Zeugnis Befriedigung finde. Seltsam, er gab selbst zu, dass hinter den einfachen biblischen Ausdrücken, deren Allgemeinverständlichkeit für jeden Christen er behauptete, gewiss verschiedene Meinung möglich sei. Aber er tröstete sich mit der Festlegung der Richtung, in der jeder Dozent lehren müsse! Uebrigens redete er freundlich von den Entgleisungen unserer lieben Professoren, die auch bei den Amtsbrüdern vorkämen. Deshalb sei es am besten, in dem Antrag nicht von Misstrauen zu reden; die Dozenten, die es angehe, würden sich schon getroffen fühlen. Die beruhigende Erklärung werde einen herrlichen Eindruck machen vor der Oeffentlichkeit, der Staatsregierung und dem Kirchenregiment.

Nachdem dieser sympathisch vertretene Antrag eine neue Situation geschaffen hatte, gab Kawerau eine Erklärung mehrerer Mitglieder der GS. ab, die den Kommissionsantrag ablehnen zu müssen glaubten, weil er nach seiner Gesamttendenz und nach der Ausdeutung in der Oeffentlichkeit als eine kirchliche Zensurierung einzelner zum Gesamtleben der Theologie gehörigen theol. Richtungen aufgefasst werden würde — man beachte den Zuruf: „soll er auch!" —, weil er neben den beunruhigenden Aeusserungen von Professoren die Verwirrung nicht erwähne, die durch übereilte und unberechtigte Verdächtigungen ernster

Digitized by Google

theol. Arbeit von seiten der kirchl. Presse fortgesetzt angerichtet werde, weil die praktischen Forderungen den Anschein erwecken, als ob die Staatsregierung ihre Pflicht der Kirche gegenüber bei der Besetzung versäumt habe, endlich weil die Forderung der Mitwirkung des GS.-Vorstandes nicht nur die bisher ausgeübte Tätigkeit des OK.s diskreditiere, sondern auch die ebenbürtige Stellung der Professoren der Theologie im Gesamtkörper der Universität gefährde. — Treffend begründete Kawerau diese Erklärung: es sei doch eigentümlich, dass in dieser Sache alle Professoren zusammenstünden, weil vitale Interessen der evang. Theologie sie zusammenschliessen. Die massvolle Erklärung in dem Kommissionsantrag werde draussen in einem ganz anderen Tone verstanden werden, eben im Zusammenhang mit der grossen Bewegung innerhalb der Kirche. Andererseits lasse der Antrag nicht erkennen, dass Aergernis nicht bloss gegeben, sondern auch aus Uebereifer und Unverstand genommen und die Gegensätze durch das blinde Zufassen der kirchl. Presse geschürt werden. Der praktische Teil des Antrags sei für die akad. Lehrer unannehmbar, da die theol. Fakultäten ohnedies durch den fortwährenden Druck, der von den Synoden, von der kirchl. Presse, auch von den Parlamenten nach gewisser Richtung hin geübt werde, unter dem Eindruck stehen, dass die nächste Verantwortlichkeit, die ihnen, die eben nicht bloss staatliche Institutionen, auch Korporationen seien, obliege, immer mehr zurückgedrängt werde. Auch werde es den nicht nach dem Fakultätsvorschlag berufenen Dozenten schwer, sich als vollberechtigte Mitglieder der Universität auszuweisen.

Es versteht sich von selbst, dass diese wahrhaft sachverständigen Darlegungen auf den grossen Schlagredner der Mehrheit, auf Stöcker, völlig wirkungslos waren. Er ging vielmehr aus von dem grossen Kampf zwischen Entwickelung und Offenbarung, dessen Ausschnitt die vorliegenden Verhandlungen bildeten. Obschon beide Anschauungen sich heute schnurstracks wie Todfeinde gegenüberstehen, gebe es Theologen, die auf seiten der Entwicklung stehen. Was der Doktor der Theologie sich unter diesen Schlagworten denkt hören wir freilich nicht; sie bedeuten tatsächlich ohne nähere Bestimmung der Begriffe gar nichts; um so wirksamer sind sie auf eine durch Sachkenntnis ungetrübte Synode. — Der Rausch des Entwickelungsgedankens habe auch nüchterne Menschen ergriffen und in den Rationalismus hineingerissen, der die Naturgesetze als allgemein geltend auch in der Geisteswelt anerkenne — wieder solch ein oberflächlicher Schlager: gehören denn die Wundertaten Jesu ins Gebiet der Geisteswelt? welcher Theologe bestreitet denn die Schranken der naturgesetzlichen Betrachtung? hat nicht gerade unser Freund Tröltsch die Eigenart geschichtlicher Betrachtung energisch verfochten? — Als Beweis für diese vom Entwickelungsgedanken berauschte Theologie zitierte St. dann, freilich ohne Namennennung und als zukünftig erscheinend Boussets im Juli erschienenes „Wesen der Religion", in dem gerade die aufsteigende Religionsgeschichte als Offenbarung der göttlichen Leitung sich jedem Leser aufdrängt! Ohne die unveränderlichen Voraussetzungen der Offenbarungstatsachen sinke die Theologie zur Sprachkunde, Geschichtskunde oder Philosophie herab. Wer z. B. sage, Markus hätte nicht daran gedacht, irgend etwas von der Ge-

Digitized by Google

schichte Jesu zu geben, sondern er wollte nur eine messianische Manifestation schreiben — wer ist denn damit gemeint? doch nicht Bousset? oder Wrede? vielleicht der von uns allen bekämpfte Kalthoff? —, so sei das unerträglich. — Nun, wenn es mit wissenschaftlichen, einleuchtenden Gründen dargelegt wird, muss es ertragen und rein sachlich zu widerlegen gesucht werden! — Das sei Organisierung des Schiffbruchs am Glauben. Und nun folgen eine Reihe weiterer Macht- und Schlagwörter über Leugnung aller Autorität, alles Uebernatürlichen im Christentum, ohne das es keine Religion gebe, aller Wunder, ohne deren Annahme es schliesslich keine historische Auslegung mehr gebe. „Wir wollen die Probleme anerkennen; aber dazu braucht man nicht diese radikalen Geister zu Professoren zu machen"! — also nur solche, die darüber beruhigend referieren! — Das könne die Kirche nicht vertragen. Nicht die Synoden beunruhigen die Gemeinden; die Gemeinden lassen den Synoden keine Ruhe. 50000 Leute seien in einer Provinz bereit, aus der Kirche auszutreten! So handle es sich nicht um Beunruhigung, sondern um Beruhigung der Gemeinden durch Abweisung der Agitation der modernen Theologie, die das Panier von zwei Jahrtausenden (!), das Apostolikum, als Ballast beiseite werfen heisse. Wenn aber ein Dozent nur zwei Jahre im praktischen Amt gestanden haben würde, so würde er an den Kranken- und Sterbelagern erkennen, dass wir in der Religion etwas Unsichtbares und Uebernatürliches brauchen. — Ja, welcher Dozent bestreitet das denn? gibt es denn unter den modernen Theologen wirklich Materialisten und Naturalisten?! Es ist eigentlich erschütternd, wenn der Führer der grössten protestantischen Synode so ohne alle Sachkenntnis über die Universitätstheologie aburteilt, genau wie ein theologisch ungebildeter Gemeinschaftsmann. Wir Moderne haben uns nun wiederholt über den Inhalt unserer Festpredigten ausgesprochen; darf man uns da noch vorwerfen, wir predigten Ostern, Weihnachten, Pfingsten nur Legenden? Neben der brutalen Ungerechtigkeit dieser Schlagworte frappiert in dieser offenbar durchschlagenden Synodalrede der unverdeckte katholisierende Zug des Schlusssatzes: der Erfolg der Durchführung der modernen Theologie wäre der, dass die katholische Kirche, die unerschütterlich am Bekenntnis festhalten wird, die Kirche der Tatsachen ist, die evangelische Kirche die der Legende wird! Also im Bekenntnis fühlt sich Stöcker tatsächlich eins mit der katholischen Kirche! Die katholische Festigkeit der Tatsachen erachtet er als vorbildlich! Und doch — „wir wollen die Probleme anerkennen"! Wer meine Chroniken öfters gelesen hat, weiss, wie gern ich bereit bin, Stöckers grosse Kraft und Hingabe in allen praktisch-populären Fragen anzuerkennen; man wird mir darum gestatten, im Rückblick auf diese Programmrede zu sagen: es ist eine Schmach, dass ein solcher theologischer Dilettant unsere grösste protestantische Landeskirche geistig und theologisch beherrscht.

Zu umso grösserem Dank sind wir dem Juristen Kahl verpflichtet, der in ruhigster Haltung seine persönliche Meinung über das Verhältnis von Theologie und Kirche aussprach. Besser gar kein Friede als ein Friede auf Kosten der Wahrheit! Darum hoffe er, dass der Konfessionelle den Kommissionsantrag zu Falle bringen werde. Denn der rede von der Freiheit der Wissenschaft in dem Sinne:

Digitized by Google

„Ich sperre dich ein, aber unbeschadet deiner Freiheit!"; er leide auch an Unklarheit und Dunkelheit, zumal bezüglich des sogen. „Naturalismus". Die im Antrag gekennzeichneten Theologen seien noch niemals in eine Professur berufen, höchstens nach ihrer Berufung in ihrer späteren Entwickelung zur Leugnung der Heilstatsachen gelangt. Das Ergebnis aus innerer und äusserer Lebenserfahrung führe dazu, dass die Wissenschaft in ihrem Wesen unevangelisch werde, wenn sie sich eine andere Schranke ziehe als die ewige Wahrheit. Auch sei es unwahr, dass die moderne Theologie einen glaubenslosen Pfarrstand erzogen habe. Die Lehre der Wissenschaft müsse vollständig frei und unabhängig sein. Ein theol. Lehrer, der nach seiner Berufung heterodoxe Lehren vortrage, könne vom Kultusminister nicht diszipliniert werden; der könne doch nicht bei der Berufung in die Zukunft blicken. Die fortgesetzte Wiederholung dieser Professorenfrage schade nach verschiedenen Richtungen, schwäche vor allem ungemein die Bedeutung der Angelegenheit ab; wenn diese Anträge den eisernen Bestandteil der Synoden bilden, verlieren sie an Gewicht. Draussen im Lande werde nur herausgelesen: ceterum censeo, libertatem oder auch professores esse delendos. Nur gegen konkrete Fälle könne die GS. ihre gewichtige Stimme erheben, durch die stete Wiederholung des Problems erweitere sich nur die bestehende Spannung und Kluft durch zugespitzte Thesen und Antithesen. Man solle die Klagen spezialisieren, bestimmte Punkte anführen, Namen nennen. Uebrigens sei er gegen jede Beteiligung der Synode an dieser Frage, da der theol. Kampf ins geistige Gebiet, in die Luft und das Licht der Freiheit gehöre, die Kirche auf Erden aber eine suchende, darum auch eine irrende sei. Die GS., die auf alle weiteren Verhandlungen der völlig erschöpften Frage verzichten würde im feierlichsten Vertrauen zu Gott, werde der Sache des Friedens einen grösseren Dienst erweisen, als wenn sie immerzu um staatlichen Schutz des Bekenntnisses petitioniere. Die Reibung zwischen Kirche und Theologie liege im Wesen des Protestantismus. Dagegen bedeute es einen Rückfall in byzantinische Rechtsbegriffe, immer das Eingreifen des Staates zu fordern. Eine gebundene Marschroute werde ein Strebertum erzeugen. Wenn die Bewegung so fortgehe, tauche die Gefahr der Loslösung der theol. Fakultät von den anderen Fakultäten auf. Das Korporationswesen der Universitäten spreche gegen jede Gebundenheit im Lehramt, keine Universität könne Lehrer mit gebundener Marschroute ertragen. Der Fremdkörper widerspreche dem Wesen und der Geschichte der Universitäten.

Mit diesem echt protestantischen Zeugnis brach die Verhandlung am 30. Oktober ab, um am Tage der 99 Thesen zu unrühmlichem Ende zu gelangen. Er brachte zunächst neue Ueberraschungen: am Abend des 30. gelang es — wie der Reichsbote 258 mitteilte — eine Einigung herbeizuführen zwischen den Konfessionellen und der Positiven Union, wonach der konfessionelle Antrag durch ein Amendement Graf Hohenthal ergänzt, d. h. der wesentliche Inhalt des Kommissionsantrages, auf dem die Positive Union stehen blieb, jenem angehängt wurde. So gingen die beiden Gruppen im Bewusstsein ihrer Einigkeit zuversichtlich in die letzten Verhandlungen hinein. Da geschah das Unerwartete: der Königl. Kommissar v. d. Goltz stellte und begründete selbst einen Antrag: er

Digitized by Google

erinnerte daran, wie sich Luther am 31. Oktober in lebhaftem Widerspruch stellte zu den in der damaligen Kirche herrschenden Anschauungen, wie nach zwei- und dreihundert Jahren ebenso wie heute ein neuer Strom geistiger Anregung zu lebhafter Abwehr seitens der im Amt der Kirche Wirkenden Veranlassung gab, aber doch jedesmal bei aller menschlichen Schwäche und Unvollkommenheit eine Wirksamkeit des heiligen Geistes in der Kirche zu spüren war. So stehen wir heute in dem Kampfe, der nicht sowohl den Gegensatz von Glauben und Unglauben, naturalistischer und christlicher Weltanschauung, sondern die Hineinarbeitung der christl. Wahrheit aus dem Weltbild der antiken und mittelalterlichen in das der modernen Welt betreffe. Diesen Kampf auf dem Wege der Freiheit durchzuführen, sei Beruf der theol. Wissenschaft wie einst Schleiermachers. Das werde zwar allseitig anerkannt; aber es gelte auch, den Schein der Beschränkung der Freiheit zu vermeiden, die Absicht der Freilassung zur Tat werden zu lassen. Der OK. habe stets Zurückhaltung geübt gegenüber jeder möglichen Schädigung der ebenbürtigen Stellung der Theologie im Organismus der Universitäten; in der Konsequenz der im Kommissionsantrag empfohlenen Schritte liege aber, dass man ungewollt und auf Umwegen zu einer missio canonica auch in den protest. Fakultäten gelange und die Erziehung in die Bahn der Seminarien hineinleite; denn der Staat könne dann der theol. Fakultät nicht mehr eine ebenbürtige Stellung mit den anderen Fakultäten lassen. In den Seminarien nach amerikanischem Muster werde aber der Zusammenhang mit der geistigen Arbeit der Nation verloren gehen, die Deutschland in der ganzen Welt die führende Rolle gegeben habe. Darum müsse man deren Anfang, der Erteilung einer missio canonica, den Ansprüchen auf formelle Garantie durch Instanzen, die Gewalt haben, widerstehen. — Ebenso erfreulich wie diese Ausführung war eine weitere, wobei der Professor den Kirchenregenten mit sich riss: gerade unsere Theologie müsse kritisch sein; nur dann sei sie positiv, erfülle sie die Aufgabe des reinigenden Rückgriffs auf das Urchristentum und seine Urkunden. Insofern gehöre die Theologie mit zur Kirchenleitung.

Aber nun kommt wie immer bei diesem typischen Vertreter der gouvernementalen Vermittlungstheologie die praktische Kehrseite: der sehr veränderte Ton und die minimale Forderung der Heranziehung junger Geistlicher wird anerkannt, der konfessionelle Antrag herzlich begrüsst, zugleich aber zugegeben, es fehle ihm der Kopf, die Veranlassung, es erscheine so, als wolle man damit Verlegenheiten aus dem Wege gehen. Gegen Kahls Abmahnung von weiterer Verhandlung und von byzantinischem Appell an die Staatsregierung wagt v. d. Goltz die kühne Behauptung: „hier auf der GS. sind — im Unterschied von Presse und öffentl. Versammlungen! — alle Anschauungen vertreten, und ich danke Gott, dass wir in dieser Zeit die Arena der GS. haben, in der Männer, die im Glauben der Kirche (sic!) stehen, ihre Sorgen aussprechen.“ Natürlich übersah diese Zurückweisung des Vorwurfs des Byzantinismus sehr geschickt den Nerv desselben: den Appell an Instanzen, die Gewalt, statt an solche, die Sachverständnis haben. Nachdem er so die Mehrheit im Gegensatz zur Mittelpartei an sich gezogen hatte, schloss der königl. Kommissar mit

Digitized by Google

seinem Antrag, der dem konfessionellen Antrag die Grundlage bieten sollte; diese Grundlage sei die Mitteilung des OK.s — nämlich seine eigene —, welche beweise, wie ernst und tief die Kirchenbehörde die Frage beurteile. Es liegt in dem Zeugnis, das der Antragsteller nun dem OK. d. h. sich selber ausstellte, ein ebenso ungewöhnlicher Vorgang, wie in der Verbindung des ersten theoretischen mit dem zweiten praktischen Teil der Rede ein ganz gewöhnliches Symptom der völlig zweiseeligen königlich preussischen Kirchenpolitik. Wir gönnen dem Antragsteller vollauf, dass ihm die GS. auf seinen Antrag die Befriedigung über sein hohes Interesse etc. attestiert hat und wir gönnen der GS. seine Anerkennung „der vorhandenen Sorgen, dass der der Kirche unentbehrliche innere Zusammenhang der zu freier Arbeit berufenen theol. Wissenschaft mit dem auf Gottes Wort gegründeten Glauben der Kirche gefährdet sei". Aber wir verhehlen nicht unsere Schadenfreude an dem Fehlschlag des Appells an die Synode, möglichst einmütig, unter Vermeidung der Streit hervorrufenden Einzelheiten, zum Leidwesen des katholischen tertius gaudens, ein kräftiges, kurzes Zeugnis christl. Glaubens abzulegen in Gestalt des konfessionellen Antrags mit dem gouvernementalen Kopf.

„Die Verhandlung wurde — so meldet der Reichsbote 258 — auf eine halbe Stunde vertagt, damit die einzelnen Gruppen zu dem neuen Antrag Stellung nehmen könnten. Die Befürchtung aber, der immerhin ungewöhnliche Schritt des Königl. Kommissars werde alle bisherigen Abmachungen über den Haufen werfen, war unbegründet. Jetzt ward die Einigkeit der rechtsstehenden Gruppen bald aufs neue offenbar: man nahm den ersten Satz des neuen Antrags, in welchem dem OK. der Dank votiert wird, an, fuhr fort mit den v. Manteuffelschen Sätzen und schloss mit dem Antrage Graf Hohenthal — wie in der Synode scherzhaft geäussert wurde: man fügte an den Goltzschen Kopf das Manteuffelsche Herz und das positiv unierte Rückgrat".

Ja, das ist das verdiente Ende des kirchenregimentlichen Lavierens und Intervenierens: diese Festigung der Stellung der intransigenten Stöckerschen Partei gegenüber allen Abschwächungsversuchen der Kirchenleitung.

Wir referieren nur kurz noch über die die Abstimmung motivierenden Reden: Superintend. König empfahl den ursprünglichen Kommissionsantrag und sprach die Erwartung aus, dass ein Professor, der sich nicht mehr an die Heilswahrheiten gebunden fühle, darauf verzichte, Professor der Theologie zu sein. Scholz erbat für die Nachfolger Schleiermachers etwas von der Gerechtigkeit, die Schleiermacher jetzt zuteil werde; jene verpflichteten ihre Schüler ebenso zu unauslöschlichem Dank für ihre Anregungen wie zu treuem Dienst gegen die Kirche. Er bitte, von der ewigen Konfrontation der akadem. Lehrtätigkeit mit der Gemeinde Abstand zu nehmen; der akadem. Lehrer habe keinen Lehrauftrag an die Gemeinde; bei solcher Gegenüberstellung gebe es nur zwei Möglichkeiten: entweder komme die Theologie zur Herrschaft in der Kirche oder die Kirche komme zur Herrschaft über die Theologie. Diese sehr glückliche präzise Formulierung konnte wahrlich nicht entkräftet werden durch des Sup. Bourwieg Behauptung, das Kirchensteuergesetz erweise, dass die Professoren nicht bloss Beamte des Staats, sondern

Digitized by Google

auch der Kirche seien; er verwechselte dabei Dozenten von Predigerseminarien mit Universitätsdozenten. Aus Kautzschs Rede sei noch herausgehoben der Protest gegen die fortgesetzten Kränkungen der theologischen Professoren; man wende sich nicht bloss gegen die Ausschreitungen, die zweifellos zu bedauern sind — wen meint nur der verehrte Kollege damit? —, sondern glaube auch denjenigen Konzessionen machen zu müssen, die gegen die ganze theol. Wissenschaft als solche Argwohn haben. v. Nathusius verwahrte sich und Göbel dagegen, als stünden alle Theologieprofessoren bei der Behandlung der Professorenfrage zusammen, da sie mit bestem Gewissen gegen die Freiheit der Forschung und die Rechte der Fakultät sich an den Bestrebungen der Mehrheit beteiligten; vielmehr sollten alle, die nicht noch für ihre Rüstung zu sorgen haben, zu gemeinsamer Attacke in dem grossen geistigen Kampfe für den lebendigen Gott und sein Wort antreten. Er schloss mit dem erfreulichen Wort, es komme ihm am Reformationsfest weniger an auf die Gemeinsamkeit im Beschlusse als auf die Wahrheit. Kaftan erklärte sich sonderbarer Weise freudig überzeugt davon, dass bei niemand die Absicht obwalte, die Freiheit der Wissenschaft anzutasten, gab aber im weiteren ein rundes Urteil ab gegen jeden Nachsatz, der mit „aber“ anfange und den Zusammenhang des Christentums mit dem gesamten Kulturleben und damit eine wahrhaft evangelische Freiheit antaste: „gewiss liegen Uebelstände vor, wie bei allem Menschlichen; mit äusseren Mitteln kann man sie aber nicht überwinden.“ Nach all den Professoren und Doktoren der Theologie nahm endlich noch der Landesdirektor der Provinz Brandenburg v. Manteuffel das Wort, um der Verdunkelung vorzubeugen, als habe der Beschluss der Brandenb. Provinzialsynode die Auslegung finden sollen, die Kahl ihm gab, nämlich als ob dadurch weiteren Verhandlungen des Antrags auf der GS. vorgebeugt werden sollte. Darauf erwiderte später Kahl, dass in der Tat allein der Umstand ihm und seinen Kollegen die Zustimmung zu dem dortigen Professorenantrag möglich gemacht habe, dass in der vertraulichen Besprechung festgestellt wurde: dieser brandenb. Antrag solle nicht zum Anlass einer Behandlung auf der GS. genommen werden. Die verehrten Kollegen werden es dem Chronisten nicht verdenken, wenn er seine durchweg abfällige Beurteilung des taktischen Vorgehens wie der inhaltlichen Akkommodation der Herren auf der Provinzialsynode durch diesen Erfolg derselben glänzend gerechtfertigt findet. — Endlich führte Nebe in seinem Schlusswort noch an, dass man sich nicht gegen einzelne Entgleisungen wende, sondern gegen den Unglauben einzelner Professoren: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben.“ Darum allein handle es sich, das Wort rein und lauter erhalten zu wollen. Seine Bitte, wieder auf den Kommissionsantrag zurückzugehen, begegnete mit Recht grosser Heiterkeit.

Und dann begann die sehr komplizierte Abstimmung, die ein würdiger Abschluss dieser verwirrten Verhandlung war und die Annahme des Antrages v. d. Goltz — v. Manteuffel — Graf Hohenthal mit 127 gegen 57 Stimmen ergab. Unter den Dissentierenden befanden sich ausser den Professoren Baurath, Haupt, Kaftan, Kahl, Kautzsch, Kawerau, Loofs, den Predigern Scholz und Weser auch viele weltliche und geistliche

Digitized by Google

Mitglieder des Kirchenregiments wie Dryander, Köhler, Schmidt u.s.w., auch der Abgeordnete Franken-Schalke, entwerteten aber ihre Abstimmung durch die Erklärung Dryanders, sie hätten von Herzen und einmütig dem Antrag v. d. Goltz und Frh. v. Manteuffel und der ersten Alinea des Antrages Graf Hohenthal zugestimmt, in der die Ueberwindung der bestehenden Schwierigkeiten von der Vereinigung der Freiheit der wiss. Forschung mit der Gebundenheit an die Tatsachen des Heils erwartet wird. Kurz, eigentlich reduziert sich die für uns erfreuliche Minderheit der GS. auf die genannten Theologieprofessoren mit ganz kleinem Anhang. In der Tat konnte Stöcker mit seinem Sieg zufrieden sein.

Der geschlossene und entschlossene Charakter der Generalsynode, dessen der Reichsbote sich mit Recht erfreut, kommt zumal in den Wahlen zum Ausdruck. Schon die am ersten Tage erfolgte einstimmige Wiederwahl des Grafen Zieten-Schwerin, der doch die Vermittelungstheologie im Herrenhaus im Unterschied von mir und Weinel mangelnder Ehrlichkeit bezichtigt hatte, und des Generalsup. Holzheuer zu Präsidenten der Synode offenbarte die völlige Einflusslosigkeit der Mittelpartei. Bei den Vorstandswahlen am 31. Oktober wurde natürlich dies Präsidium der reinen Reaktion bestätigt und neben 3 weiteren Vertretern der Positiven nur Prof. Kahl bezw. Haupt zum Beisitzer gewählt. Das Ereignis des Tages aber bildete und ward mit Recht vom Reichsboten als Ausdruck dessen begrüsst, dass der wohl früher erhobene Vorwurf innerer Uneinigkeit die Gruppe der positiven Union nicht mehr trifft, die Wahl Stöckers in den Generalsynodalausschuss. Es liegt darin nach der geflissentlichen Zurückdrängung Stöckers auf der vorigen Generalsynode, einem betrübenden Zeugnis der Abhängigkeit von der Hofluft, eine Genugtuung, die wir dem Manne gönnen müssen, zumal kein billig Urteilender bestreiten kann, dass er die bedeutendste Kraft jener Partei darstellt. Dass darin auch eine stärkere Betonung der sozialen Gedanken sich bekundet, soll auch anerkannt werden. Dagegen drückt sich für alle Freunde einer gesunden protestantischen Entwickelung der altpreussischen Kirche in dieser Wahl die ganze Misere der Lage aus.

Nun hat allerdings der Gemeinschaftspastor Lohmann in der Warte (Chr. 5) vortrefflich nachgewiesen, dass dieser Sieg Stöckers in der Professorenfrage eigentlich einen praktischen Erfolg nicht erwarten lasse. Er frägt, ob denn einer der Herren, die die Resolution geschmiedet haben, wirklich das Vertrauen hege, das in derselben sich ausspricht. Die Frage, um die es sich ehrlich gesagt handle, laute: „Ist die Kirche an ein bestimmtes positives Bekenntnis auch heute noch gebunden?“ Eine bejahende Antwort auf diese Frage mache die liberale Richtung zur bloss geduldeten, die Berufung von nur positiven Geistlichen und die alleinige Vorbildung von solchen zur Pflicht des Kirchenregiments. Abgesehen nun von der Schwierigkeit der Grenzbestimmung zwischen den beiden Richtungen halten sich doch die Anhänger der liberalen Richtung für ebenso berechtigt, darum auch nicht für bloss geduldet. „Wird also einmal ohne parlamentarische Meisterstücke und diplomatische Kunst ganz offen und ehrlich die Sache verhandelt, so ist nur ein doppelter Weg möglich. Der eine ist der angedeutete: Man stellt sich auf den Standpunkt, dass ein bestimmtes Be-

Digitized by Google

kenntnis in der Kirche bindend ist und hat dann nicht nur das Vertrauen (ausgezeichnet!), dass nur Professoren dieses Bekenntnisses berufen werden, sondern tut auch energische Schritte, dass es wirklich geschieht. Die notwendige Folge ist dann Auflösung des Staatskirchentums. Kein Minister wird sich darauf einlassen, nur Professoren der positiven Richtung in die theologischen Fakultäten zu berufen". Das Staatskirchentum könne nur auf dem zweiten Wege erhalten werden, der von einem Bekenntnis völlig absieht oder es weit genug auch für Protestantenvereinler fasst. Dann wäre es Aufgabe der vom Staate gesetzten kirchl. Aufsichtsbehörde, einfach vom juristischen Standpunkt aus alle vorkommenden Differenzen zu schlichten. Es müsse dann jeder theol. Richtung innerhalb der Staatskirche volle Freiheit garantiert werden und bleibe dem freien Kampf der Geister überlassen, welche Richtung das meiste Terrain auf den Lehrstühlen, in den Konsistorien, im Pfarramt, in den kirchlichen Körperschaften erobert.

Dass nun der letztere Weg, für den wir vorbehaltlos eintreten, in Preussen nicht so bald beschritten wird, das hat diese GS. besiegelt. Aber auch der erstere Weg wird sicherlich nur halb eingeschlagen, trotz Stöckers Eintritt in den Generalsynodalausschuss; Lohmann hat das überzeugend nachgewiesen. Somit könnten wir von diesem kirchlichen Parlament und seinen diplomatisch erzielten halbwahren Resolutionen ohne zu grosse Besorgnis Abschied nehmen — wenn nicht gerade in der Unwahrheit der geschaffenen Situation, in der Unaufrichtigkeit des bekundeten Vertrauens, in der völligen Gleichgültigkeit der offiziellen Kirchenvertretung gegen die geistigen Strömungen des Volkslebens ein Anlass zu tiefster Besorgnis läge.

Und da können wir uns nur vorbehaltlos der Sorge um die geistige Kultur in Preussen anschliessen, die in der Nationalztg. 565 (Chr. 46) zum Ausdruck kam. „Weite gebildete Kreise haben gerade für die Güter, die ihnen am Herzen liegen in Kunst, Wissenschaft, Religion, das Vertrauen zum Staat nahezu verloren." Der Herd des angesammelten Grolls sei vor allem Preussen; da gelte es den Kampf für die eingeengte und noch mehr bedrohte geistige Freiheit auf die Fahne zu schreiben für die Landtagswahlen, vor allem die Erkämpfung eines andern Kurses für die evangel. Kirche. Denn unser evangel. Volk hänge zwar mit wahrhaft rührender Treue an den kirchl. Formen, sei aber innerlich in seiner ungeheuren Mehrheit mit dem Kultus und der Lehre der Kirche völlig zerfallen und empfinde die zwangsweise Aufrechterhaltung der Kirchenlehre als ein Joch. Dabei sei die wachsende Entfremdung, ja Erbitterung gegen die Kirche begleitet von einem stark anschwellenden Interesse an religiösen und Weltanschauungsfragen. Der einzige Ort nun, wo die Erörterung der religiös-kirchl. Frage der Gegenwart mit Erfolg geschehen könne, sei der Landtag, nachdem die Synoden mehr und mehr einer kleinen orthodox-pietistischen Gruppe ausgeliefert sind. Es müsse energisch gebrochen werden mit der auch von der modernen Kirchenrechtswissenschaft mehr und mehr aufgegebenen Theorie, dass das Kirchenregiment nicht der Verantwortung vor dem Landtag d. h. vor dem Volke unterliege. Da nämlich der Staat sich einen weitreichenden Einfluss auf das evangel. Kirchenwesen vorbehal-

Digitized by Google

ten habe, mindestens die regelmässige Kontrolle der kirchlichen Selbstverwaltung, die Ernennung der Mitglieder des Kirchenregiments, so sei die Regierung, insbesondere der Kultusminister, für dis Ausübung dieses Einflusses dem Landtag verantwortlich. Darum müssen die liberalen Parteien diese Verantwortung aufs stärkste betonen, wenn sie nicht wollen, dass einer der allerwichtigsten Kultusfaktoren ganz und gar in die Gewalt der Gegner aller religiösen wissenschaftlichen Freiheit gerate und damit das bedeutsamste Erziehungs- und Bildungsmittel zur Förderung der Reaktion ausarte. Speziell die Neubesetzung des Postens des Präsidenten des Oberkirchenrats müsse vor dem Landtag verantwortet werden.

Seit die Nationalzeitung dies geschrieben, ist die Besetzung dieses wichtigen Postens erfolgt und zwar „ausschliesslich nach den Wünschen jener kleinen Gruppe, die die evangelische Kirche von der Wissenschaft der Gegenwart und allen modernen Strömungen aufs engste abzuschliessen erstrebt", und „die mächtige Entwickelung der protestant. Theologie und das Anwachsen des kirchl. Liberalismus unter Pastoren und Gemeinden" ist dabei wiederum einfach ignoriert.

Wir werden in der nächsten Chronik zu prüfen haben, ob und wie in unserem wichtigsten Parlament diese Verantwortung des Staatskirchentums vor dem Volk zum Ausdruck gekommen ist. Zugleich aber soll dann auf die anderen deutschen Parlamente und ihre kirchenpolitischen Verhandlungen ein Blick geworfen werden.

Tübingen, den 8. April 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Soeben erschienen:

Leitfaden zum Unterricht
im
Alten Testament
für höhere Schulen.
Von
Dr. **Friedrich Kösslin.**

Mit 6 Abbildungen im Text.

Vierte verbesserte Auflage.
8. 1904. M. 1.80. Gebunden M. 2.30.

Schülerheft
zum Unterricht in der Bibelkunde
Alten Testaments
für die Mittelklassen der höheren Lehranstalten
von
Dr. **Friedrich Kösslin.**

Klein 8. 1904. M. —.20.

Krankengebete
Von
K. Wimmer
Aus „Leben im Licht“
Klein 8. 1904.

Sterbegebete
Von
K. Wimmer
Aus „Leben im Licht“
Klein 8. 1904.

Der Alleinvertrieb dieser beiden Traktate wurde dem Evangelischen Verlag, G. m. b. H. in Heidelberg, übertragen. Bei Bezug von 25 Exemplaren liefert dieser die „Krankengebete“ zum Preise von 5 Pfg. pro Exemplar, die „Sterbegebete“ zum Preise von 3 Pfg. pro Exemplar portofrei.

Digitized by Google

Notizen.

Die Ref. 8 druckt zustimmend einen Neujahrsartikel des Mecklenburgischen Kirchen- und Schulblattes ab, der sehr verständig über den in der ev. Kirche sich findenden Fehler ausspricht, dass die alten Erkenntnisformen für alle Zeiten festliegen sollen, und es als ein Erfordernis des historischen Sinnes hinstellt, die Schläuche zu gewissen Zeiten zu erneuern. F. N.

Laut Nathanael (bedeutendstes Organ d. Judenmission) 1904, 1 sprach Prof. D. Strack auf der Londoner Internat. Judenmissionskonferenz (21. u. 22. 10. 03.) über: „Die Tendenzen der mod. Theol. u. ihr Einfluss a. d. Juden". Die gebildeten Reformer seien geneigt, die Resultate der altt. und noch mehr der neutest. Kritik anzunehmen, und zwar, weil sie davon Untergrabung des Christentums u. Sieg des jüdischen „reinen Monotheismus" u. ä. erhofften. Sie hielten die mod. Kritik für einen Missionar des Judentums, dem sie daher die Arbeit der Propaganda allein überliessen, ohne selbst etwas zu tun. — Strack vergisst, dass die ernst gerichteten Reformjuden nicht in ihrer Eigenschaft als Juden, sondern als gebildete Menschen mit der modernen Theologie gegen jüdische und christliche Inspirations - Orthodoxie gehen. Die nicht ernsten dagegen gehen mit der Flut des Plebejerliberalismus gegen alle Religion. Umgekehrt: welchen Beifall fand in der christl. orthodoxen Presse die Streitschrift des jüd. orthodoxen Rabbiners Finck gegen Meinhold! Die Sachlage ist doch wohl etwas anders, als wie sie sich vom heutigen Standpunkt der Judenmission ausnimmt. J. J.

Prof. Dr. C. Bezold, Ninive u. Babylon. Mit 102 Abb. Velhagen u. Klas. 1903. 143 S. gr. 8° (Monographien zur Weltgesch. hsg. v. Ed. Heyck. XVIII. Liebhaber-Ausgaben). Ein inhaltlich wie nach Ausstattung prächtiges Werk! Nach der Geschichte der assyriologischen Forschung in der Einleitung bietet es eine knappe Geschichte der mesopotam. Reiche und ihrer Kultur in plastisch schöner Darstellung, mit gelegentlicher, durch den Stoff gebotener Bezugnahme auf die israelit. Gesch., aber glücklich ohne durchgehende Tendenz und mit weiser Hervorhebung der noch lösungsbe-

Digitized by Google

dürftigen Schwierigkeiten und Dunkelheiten. Wirkt erfrischend nach all der z. T. schrecklichen Babel-Bibel-Literatur durch rein objektive Sachlichkeit und Ruhe. J. J.

Bertholet hat erneut einen Vortrag über den Buddhismus u. seine Bedeutung für unser Geistesleben (Mohr. M. 1.—. 65 S.) herausgegeben, um der Propaganda für den Buddhismus im Abendland entgegenzutreten. G. T.

Soeben lässt Vandenhoeck & Ruprecht den Prospekt eines von mir in den „Predigtproblemen" dringend gewünschten Bibelwerks für die Gemeinde ausgehen: Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt. Es sollen etwa 80 Druckbogen in 2 starken Bänden zu 10 Mk. werden, die erste Lieferung im Spätherbst erscheinen. Es hat sich zu diesem Werk eine Arbeitsgemeinschaft gebildet, die modernen selbständig denkenden Lesern, vorab Lehrern, das Neue Testament zeigen will, wie es wirklich ist und wie es auch für unser heutiges religiös-sittliches Leben lebendige Triebkräfte darbietet. Dazu haben sich ältere und jüngere, akademische und praktische Theologen zusammengeschlossen: Baumgarten, Bousset, Gunkel, Heitmüller, Hollmann, Jülicher, Knopf, Kohler, Burker, Joh. Weiss. Möchten des letztgenannten vortreffliche redaktionelle Grundsätze in allen Teilen des Werks durchgeführt werden! O. B.

Gegen Denifles Schmähschrift auf „Luther und das Luthertum" lassen gleichzeitig bei Deichert, Leipzig die Lutherforscher Kolde (P. Denifle, Unterarchivar des Papstes, seine Beschimpfung Luthers und die ev. Kirche. 80 S. 1.20 Mk.) und Walther (Denifles Luther eine Ausgeburt römischer Moral. 70 S. 1.20 Mk.) einander ergänzende Streitschriften ausgehen. Es ist nahezu unglaublich, durch welchen Schmutz und welche Perfidie der Verleumdung man da geführt wird. Am wichtigsten ist die Zerstörung der von Denifle, wie Walther gut zeigt, im Widerspruch zu Janssen aufgebrachten Erklärung der Genesis der Reformation aus dem zynischen Verzicht Luthers auf Bekämpfung der Begierlichkeit. Wir möchten aber Koldes Darstellung vorziehen, da sie sich weniger pathetisch und predigend auf dem Standpunkt der historischen Kritik hält. Was wohl Denifle auf Koldes Zerpflückung des schönen Kapitels über „die Sau als Luthers Seligkeitsideal" erwidern wird? Etwas zu günstig scheint uns bei beiden Luthers Beichtrat an Landgraf Philipp wegzukommen. Wir können ruhig noch mehr Mängel und Fehlgriffe unseres Helden zugestehn. O. B.

D. Rade hat die Leitsätze der ersten und zweiten Auflage von Schleiermachers Glaubenslehre in dankenswerter Weise übersichtlich und in heutiger Wortschreibung zusammengestellt — für Studenten auf und nach der Universität unentbehrlich. (M. 1.20. Mohr.) G. T.

Religionsgesch. Volksbücher für d. deutsche christl. Gegenwart werden soeben von Gebauer-Schwetschke-Halle angekün-

Digitized by Google

digt. Herausgeber Lic. Schiele. Erste Autoritäten wie Bousset, Jülicher, Holtzmann, Budde, Pfleiderer, Kattenbusch, Troeltsch, Wernle, Wrede, v. Dobschütz, Herrmann, Gunkel, v. Soden, Nowack, Hackmann sind Mitarbeiter. Bereits zu Pfingsten erscheint das erste, 5 Bogen starke Heft von Wernle „die Quellen des Lebens Jesu“ zu 40 Pf. In ähnlicher Preislage und Bogenzahl folgen 3 Reihen von Heften: 1. Neues Testament. 2. Altes Testament auf dem Hintergrund der allgemeinen Religionsgeschichte. 3. Bilder aus der Kirchengeschichte. Wir sind äusserst gespannt auf die Ausführung des kühnen Unternehmens.

O. B.

Liest man Dr. Lepsius' Verteidigung (Reich Christi 1) gegen seine dogmatischen Inquisitoren von der vorjährigen Blankenburger Gemeinschaftskonferenz und denkt dabei an seine eigene neuerdings (vgl. Solingen) immer stärker betriebene Fehde gegen die moderne Theologie, so gewinnt man wieder einmal — wie übrigens bei noch manchen heutigen Theologen — das weniger liebliche als typische Bild eines Ketzers, der, selbst schon den Strick um den Hals, doch noch seinem Vordermann die Schlinge überzuwerfen sucht. Dies als Ergänzung zu der Notiz S. 87 f.

Das Kirchenblatt für die ref. Schweiz bringt in den Nrn. 2, 9, 10, 11 eine interessante Auseinandersetzung zwischen Wernle und Bollinger unter dem Stichwort „Was wir wollen“. Wernle fordert: Zurück vom Dogma, von Paulus und Johannes zu Jesus mit seiner Laien- und Gegenwartsreligion, seiner Botschaft vom Vatergott und seiner einfachen Sittlichkeit, die besser ist als „der Glaube“. Bolliger sagt: Vorwärts mit dem Pfingstgeist statt rückwärts; die von Ritschl unter bestimmten hist. Voraussetzungen (Kant, Darwin, Bibelkritik) erhobene Forderung, in Jesus den Beweis für Gott zu sehen, muss noch mehr als jetzt bei W. zurücktreten, der ihn nur als Interpreten der Welt ansieht; denn Jesus ist doch ein hist. Problem. Darum ist der Ausgangspunkt der Reformtheologie vom eigenen rel. Leben noch immer der beste. W. will es trotzdem statt mit der zu einer Zersetzung des Christentums führenden Auseinandersetzung mit der Kultur nach wie vor halten mit einer Theologie, die vor aller theoretischen Arbeit das primäre Gefühl für die Lebensmacht des Christentums bewahrt hat.

F. N.

A. Bruckner, die 10 Gebote der Moraltheologie des heiligen Alphons von Liguori. Schkeuditz, W. Schäfer. S. 173 M. 2,20. Grade rechtzeitig ist Br.s Arbeit erschienen. Sie will nicht dem Sensationsbedürfnis dienen, ist vielmehr eine ruhige, sachliche, ernste und gerechte Auseinandersetzung mit der probabilistischen und kasuistischen Ethik dieses Heiligen, die selbst katholische Theologen als die unterste Form der christlichen Sittlichkeit beurteilt haben. Br. berichtet zunächst von der offiziellen Geltung dieser Ethik, sodann von ihrer Entstehung. Ein besonderes Kapitel ist ihren prin-

Digitized by Google

zipiellen Voraussetzungen gewidmet. Die Behandlung des Dekalogs nimmt den Hauptraum ein. Ein ausführliches Schlusswort misst diese Ethik an den sittlichen Forderungen Jesu. Sehr instruktiv ist die Darstellung der Behandlung des 7. Gebotes durch Liguori. Br.'s Arbeit ist eine weite Verbreitung zu wünschen, zumal sie nicht bloss für Theologen geschrieben ist. O. S.

Die Beilage des Prot. Blattes „Zur kirchl. Zeitgeschichte" spricht sich nicht sehr zuversichtlich über die Aussichtdes Einzelkelches aus, der an der konservativen Gesinnung der Gemeinden und an dem Wunsch, die Gemeinschaft zu versinnbildlichen, ein grosses Hemmnis finde; wenn man offen statt der nicht sehr gegründeten Bazillenfurcht die ästhetischen Bedenken in den Vordergrund stellte, könnte eine wirklich praktische und ästhetisch genügende Form der Kelchspendung doch noch dem Einzelkelch zum Sieg verhelfen.

F. N.

Bassermanns „Festgottesdienst zur Zentenarfeier der Erneuerung der Universität Heidelberg" (Münch. Verl. d. Allg. Ztg. 1903 20 S.), mit Liturgie und Predigt ganz abgedruckt, zeigt eine feine, künstlerisch abgetönte Art, die eine stimmungsvoll geniessende Gemeinde voraussetzt. J. J.

E. Thrändorfs Allgemeine Methodik des Religionsunterrichts, eine vierte, gänzlich umgearbeitete Aufl. der „Behandlung des Rlgsunt. nach Herbart-Zillerschen Grundsätzen" (Langensalza, Beyer, 107 S., 1,50 Mk.) scheint uns die reifste Frucht der Herbart'schen Schule zu bieten. In der energischen Durchführung des Ideals erziehenden Unterrichts, dessen nächstes Ziel Erweckung selbsttätigen Interesses für die Religion als Vorbereitung auf die Ausbildung des religiösen Charakters ist, wie der Forderungen der modernen religionsgeschichtlichen Auffassung steht er mit uns völlig auf Einem Boden; in der besonnenen Erwägung der notwendig langsamen Uebergänge vom Ideal zur Wirklichkeit des Schullebens ist er uns vorbildlich; mit der gemässigten, nicht schablonenhaften Anwendung der Kultur- und Formalstufen hat er uns zwar nicht überzeugt, wohl aber Lust zu weiteren Versuchen der Auseinandersetzung gemacht. Wir empfehlen das auch durch gute historische Rückblicke ausgezeichnete Büchlein der Berücksichtigung aller Arbeitsgenossen. O. B.

Dr. A. Troelstra, Pfr. zu Burgwerd (Holland) beabsichtigt, über die Fortschritte der Katechese in seinem Vaterlande durch die Reformation zu schreiben. Die Vorarbeiten zu diesem Werke, die sich mit der Katechese vor der Reform. beschäftigen, gab er heraus zunächst in einer Dissertation (1901) über den Katechumenat, dann in dem hier vorliegenden Buche: Stoff und Methode der Katechese in den Niederlanden vor der Reformation. Groningen, J. B. Wolters 1903. 356 S. 4,75 fl. Eine überaus fleissige Arbeit, die im bunten Wechsel die mittelalterliche schola-

Digitized by Google

stische Religiosität besonders des 15. Jahrh. an unserm Geist vorüberziehen lässt, geordnet nach dem damals gebräuchlichen Schema: Sünde, Tugenden, Gebet, Glaube, Kirche. Auf diese eingehende Zergliederung und Darlegung des Stoffes folgt eine kürzere Betrachtung der Methode (Lehrgang, Lehrform und Aneignung des Stoffes). Stoff und Methode sind bedingt durch den Zweck des Unterrichts: Kampf gegen den Aberglauben des alten Heidentums und Vorbereitung zur Beichte, daher der Unterricht hauptsächlich Sittenlehre.

Die Folgerungen zu ziehen für unsere Zeit verspart sich der Verfasser wohl für sein angekündigtes Werk. Nach Andeutungen glauben wir mit ihm übereinzustimmen, wenn wir sagen: Wie die Reformation die Bibel mit ihrer Darstellung religiöser Persönlichkeiten ins Volk brachte, so ist der Zweck des reformatorischen Unterrichts nicht, Heilslehre zu überliefern, sondern auf der Grundlage der Heilsgeschichte unsere Gemeindeglieder zu religiösen Persönlichkeiten mit selbständiger Heilserfahrung zu erziehen.

Eine ausführliche Angabe der zu Grunde gelegten mittelalterl. Schriften und ein Register erleichtern die Brauchbarkeit des Buches wesentlich.

K. E.

In der Reform. 7 fordert Rektor Leite-Elberfeld eine energische Einschränkung des zu memorierenden Katechismusstoffes, den er beschränkt wissen will auf das Glaubensbekenntnis mit der Erklärung Luthers — auch für die reformierten Kinder! — die 10 Gebote, das U. V. und die Einsetzungsworte der beiden Sakramente; dazu noch einige Fragen aus dem Heidelberger Katechismus. — Ob die ‚Kirche' diesen Notschrei der Schule beachten wird?!

F. N.

Schon 1899 hatte Hans Vollmer eine „Denkschrift über d. Frage der Jugendschriften in Hamburg" ausgearbeitet im Auftrag der „Jugendschriften-Kommission der Hamb. Gesellsch. zur Beförderung der Künste und nützl. Gewerbe (Patriot. Gesellsch.)", die bei Lukas Gräfe-Hamburg erschien (17 S.), und in dem gleichen Jahr schrieb er „Zur Frage der Jugendlitt." in Chr. W. 50. Er wandte sich wesentlich gegen Heinrich Wolgasts Bestrebungen in der „Jugendschriften-Warte" mit ihrer mehr künstlich als künstlerisch ästhetelnden Verdammung von Religion, Moral, Belehrung und Patriotismus in der Jugendliteratur. Um aber zugleich etwas Positives zu schaffen, gibt er seitdem bei Hermann Paetel - Berlin eine „Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften f. d. deutsche Jugend" heraus, von der bisher 10 Bändchen à 1—2 Mk. erschienen. Er trifft hier u. E. in ausgezeichneter Weise das Bedürfnis und Interesse der Jugend sowohl in Bezug auf das Stoffliche als die Art der Darbietung. Dringend zur Beachtung empfohlen für Pfarrer und Religionslehrer, denen es nicht gleichgültig ist, ob der ihnen anvertrauten Jugend von unwissenden Eltern und Verwandten zum Christfest, zur Konfirmation und zu Geburtstagen gedrucktes Gift oder wertvolle Geistesnahrung als Geschenk beschert wird!

Digitized by Google

Für Gemeinde- und Jugendbibliotheken sehr geeignet. Man erbitte Prospekt vom Verlag. J. J.

In einem Aufsatz Seelsorge im Klassenkampf (Ref. 8 u. 9) erkennt Lic. Mumm zwar den sittlichen Mut der Krimmitschauer Pfarrer den verführten Haufen der Sozialdemokratie gegenüber an, tadelt aber die Vorliebe für die durch krasse Selbstsucht bestimmten, das so wichtige Solidaritätsgefühl verleugnenden „Arbeitswilligen"; er verlangt, dass wir die Bundesgenossenschaft der aufstrebenden Arbeitsschichten suchen und hofft auf eine Zurückdrängung des Klassenkampfes durch gesunde Sozialpolitik, um damit der Seelsorge einen fruchtbaren Boden zu gewinnen. F. N.

Im Protestantenblatt 13 berichtet Mehlhorn über zwei Versuche, mit Arbeitern Verständigung über rel. Fragen zu suchen. Gescheitert ist das Unternehmen öffentlicher Discutierabende in Leipzig an der dogmatischen Befangenheit und Selbstgerechtigkeit der soz.-demokratischen Arbeiterschaft, aufs beste gelungen die in Heidelberg vom Volkshochschulverein veranstaltete, von Lic. Wielandt durchgeführte Vortragsreihe über 4 wichtige rel. Themate. M. rät, nur solche einzuladen, die eine Verständigung suchen, und auf strenge Sachlichkeit zu halten. F. N.

Prof. Dr. Konrad Seeliger, Ueber den Zusammenschluss der deutschen ev. Landeskirchen. Graun-Zittau. 24. S. Ein tüchtiger Diözesanversammlungsvortrag vom 10. 11. 03., bes. gegen die konfessionell lutherischen Bedenklichkeiten betreffend den Zusammenschluss gerichtet. J. J.

Seitdem der neugeschaffene deutsche evangel. Kirchen-Ausschuss in sein Arbeitsprogramm auch die Versorgung der deutschen evangelischen Diaspora mit aufgenommen hat, ist die Frage nach dieser aktuell geworden. Eine vortreffliche Orientierung gibt eine Broschüre des auf dem Missionsgebiet trefflich unterrichteten Pfarrers Carl Paul: Was tut das evang. Deutschland für seine Diaspora in überseeischen Ländern? (Leipzig, Strauch, 58 S.). In 4 Kapiteln erörtert der Verf. sein Thema: 1. die Verbreitung der Deutschen über die Erde; 2. die Notwendigkeit einer geordneten Diasporapflege; 3. wo schon deutsche Kirchgemeinden vorhanden sind; 4. welche Aufgabe jetzt vor der heimischen Kirche liegt. Die Schrift führt vortrefflich in die ganze Frage ein. Möchte ihr Zweck, weitere Kreise für diese wichtige Aufgabe der evangel. Kirche zu interessieren, zunächst bei den Pastoren erreicht werden! Kein Pfarrer, der sich ausser für die grossen evangelischen Vereinstätigkeiten nicht auch für die Diasporapflege interessierte! P. D.

Die dankbaren Verehrer Jan Maclarens werden nicht unterlassen, sein drittes Skizzenbuch zu kaufen, das nunmehr in die Tauchnitz edition aufgenommen ist (270 S., 1.60 Mk.): His Majesty Baby and some common people. Es mischen sich da äusserst scharfsinnige Beobachtungen von Land und Leu-

Digitized by Google

ten — zumal über englische Reisesitten und amerikanische Unrast — mit den ergreifendsten Stillleben aus der schottischen Heimat. Wer hätte genug erfahren von Drumtochty? Wer hat ausgelernt von diesem Meister der liebevoll versenkten Heimatskunst? Wer mag sich nicht immer neu demütigen vor der zarten Kraft der Sympathie mit den Armen im Geist, mit den Engen im Urteil, mit den Reinen im Herzen? Neben den Offenbarungen des Innenlebens überraschen diesmal die Studien über allgemeine Erscheinungen des öffentlichen Lebens. Am wertvollsten aber durch Ueberwindung von Vorurteilen ist wohl die Skizze: „dinna forget Spurgeon". Ist dies Skizzenbuch schon übersetzt? O. B.

In der Weserzeitung 28. Febr. und 3. März lesen wir die Inhaltsangabe von holländischen Dorfgeschichten: Oostloorn von Ulfers, die noch mehr als an Frenssen an Maclarens schottische Dorfgestalten erinnern. Eine ungemeine Kleinmalerei verbindet sich mit tiefsten Blicken in die gläubigen und abergläubischen Seelen, eine derbe Realistik mit der grössten Zartheit in der Schilderung innerster Erfahrungen. Wir erwarten bestimmt das baldige Erscheinen einer Uebersetzung, die, so viel wir wissen, vom Mohrschen Verlag vorbereitet wird. O. B.

Franz Neumann. Erinnerungsblätter von seiner Tochter (Tübingen, Mohr, 463 S., 6 Mark) — eine Lektüre, die unsern Lesern und durch sie vielen Gebildeten in der Gemeinde warm empfohlen werden darf. Zwar könnte mancher Brief, manches Tagebuchblatt erheblich gekürzt, das Ganze mehr zu einer geschlossenen Darstellung verarbeitet sein. Aber wer sich an den warmherzigen Lebensäusserungen dieses schwerringenden, tief in schlichter evangel. Wahrheit und echt deutscher Idealität gegründeten Veteranen von Ligny, des Altmeisters der mathematischen Physik, nicht zu erquicken vermag, wer nicht die goldene Treue des Sohnes gegen „die Gräfin", seine Mutter, die sich nie als solche offenbarte, und gegen seine Freunde mit sittlicher Freude beobachtet, der ist unempfänglich zu nennen für echte deutsche, protestantische Art. O. B.

Zum Gedächtnis für Albrecht Wolters und Willibald Beyschlag hat Pahnke unter dem Titel: Idealisten und Idealismus des Christentums (Tübingen, Mohr. M. 2.80. S. 195), aus Briefen, Tagebuchblättern und Schriften der beiden Genannten fesselnde Aeusserungen gesammelt. Dazwischen finden wir eine idealistische Kunstträumerei: an Raffaels Gruft, die Schilderung Paul Gerhardts als Idealisten des Glaubens und eine längere Abhandlung über den christlichen Idealismus und seine Pflege in der Gegenwart — alles aus frommem Gemüt und weitem Herzen stammend, in edler Sprache dargeboten. G. T.

Digitized by Google

Die religiöse Volkskunde und die Seelsorge

mit besonderer Berücksichtigung der oberhessischen altbäuerlichen Frömmigkeit.

Vortrag, gehalten am 5. August 1903 in der Provinzialconferenz der Geistlichen Oberhessens.

Von O. Schulte, Beuern (Hessen).

(Schluss).

Recht grosse Aufmerksamkeit verdient auch der Umstand, dass der Bauer glaubt, gewisse hl. Worte, Zeichen und Handlungen trügen in sich eine wunderbare Kraft Gottes. Wir wissen wohl alle, was man unter Gesahnen versteht, und haben diesen oder jenen schon gehört. Die gebildete Welt denkt nicht mehr daran, dass diese Dinge sich mit der Religion berühren, obgleich der Name „Aberglaube" sie wohl daran erinnern könnte. Für den alten, echten Bauern ist der Gesahn etwas Frommes, Gutes, Heiliges. Das kann uns schon die Tatsache zeigen, dass es keinen Gesahn gibt, der nicht mit dem hl. Namen Gottes, Jesu oder der hl. Dreieinigkeit verbunden ist, und so verbunden ist, dass der Name den Grund zu der Heilung, Vertreibung etc. gibt, aber auch die Tatsache, dass der alte, echte Bauer zum rechten Erfolge noch die Notwendigkeit des Glaubens betont (in manchen Teilen Oberhessens ist allerdings dieses letztere so umgebogen, dass man vom Glauben an die Wirksamkeit spricht; der Bauer des weltentlegenen Gebirgs zeigt uns aber das Ursprüngliche.) Ich lasse die Frage, ob man an die Wirkung zu glauben oder nicht zu glauben das Recht hat, hier ganz aus dem Spiele. Schon allein um des Gebrauches des Namens Gottes willen verlangt diese Auffassung Berücksichtigung.

Auch unsere Gebete, wie die hl. Sakramente tragen nach der Anschauung des Bauern diese wunderbare, sinnlich wahrnehmbare Kraft Gottes in sich. Es ist eine Erfahrung, die wohl viele der im Gebirge und an seinen Abhängen wohnenden Pfarrer gemacht haben, dass oft ihr Gebet, bezw. das hl. Abendmahl nicht sowohl begehrt wurde, Frieden mit Gott zu machen oder sterbebereit zu sein, wenn es galt, den letzten Gang zu tun, als vielmehr deshalb, damit das Gebet, das hl. Abendmahl die Kraft der Krankheit beeinflusse, breche. „Herr Parr", sagte der Bauer dem Geistlichen, der eben das hl. Abendmahl an dessen schwer kranke Frau gespendet hatte und sich nun mit einem Wunsche der Besserung

Digitized by Google

verabschiedete, „jetzt haben wir all die Doktors gehabt, nun haben wir auch das noch versucht". Auch der Taufe klebt diese Auffassung an. Sie soll die Gesundheit kranker Kinder bessern. Und was das Gebet betrifft, so habe ich selbst es erlebt, dass ich einmal in der Nacht gerufen wurde, ein ein paar Wochen altes Kind, das nicht sterben konnte — ich sag's gerade heraus, die Verhältnisse geben mir dazu das Recht — zu Tod zu beten. Das sind Tatsachen, an denen ein Pfarrer nicht vorübergehen kann, und deren Gewicht nicht dadurch aufgehoben wird, dass man von sich aus nach anderen Beweggründen sucht. Darauf muss in Predigt und Privatseelsorge eingegangen werden. Es ist die Pflicht des Pfarrers, stets und immer wieder zu zeigen, wie Abendmahl und Gebet des Pfarrers nicht dazu von Gott eingesetzt sind, zuerst sinnlich greifbare Wahrnehmungen herbeizuführen — wenn Gott solche giebt, sind es besondre Nebengaben seiner Gnade —, sondern dazu, die Seele in Busse hineinzuführen, den Glauben aufzurichten, mit Gott zu versöhnen. Und das ist um so notwendiger, als wohl allgemein bekannt ist, dass ein Bauer, der auf seinem Krankenbette Reue über seine Sünden, Schmerz über den Zorn Gottes, Sehnsucht aus der Ferne Gottes in seine Nähe zu kommen zeigt, äusserst, äusserst selten zu finden ist, vielleicht da am ersten, wo es sich um Meineid handelt.

In Zusammenhang mit dem eben Dargelegten verdient überhaupt die ganze Auffassung des geistlichen Amtes Berücksichtigung. Dem echten alten Bauer des Vogelsberges gilt der Pfarrer immer noch — nachdem fast 4 Jahrhunderte seit der Reformation vergangen sind und katholische Einflüsse in dieser langen Zeit ihn doch kaum mehr berührt haben —, in etwa als Mittelsperson zwischen Gott und dem Menschen. Deshalb empfängt man ihn, wenn man von seinem Besuche vorher unterrichtet ist, also, dass die Bibel oder das Starckenbuch aufgeschlagen daliegen, dass der Kranke, den der Pfarrer besuchen will, die Hände gefaltet hat. Der heilige Mann gehört in heilige Umgebung. Dass diese Auffassung das Amt sehr erleichtern kann, leuchtet von vornherein ein. Aber dass ein evangelisch denkender Pfarrer trotzdem daran schwer trägt, ist nicht minder gewiss.

Aber auch dem Gebete des Laien gebührt ernste Aufmerksamkeit. Was es sein soll, wissen wir alle: die Unterredung eines gläubigen Herzens mit Gott. Wie die lieben Kinder ihren lieben Vater — in diesen Worten der Anrede des Vaterunsers liegt sein Ideal. Aber was ist das Gebet im Munde unserer Bauersleute?

Digitized by Google

Oft hat es diesen Charakter, so wenn in bestimmten Häusern Engelrods die schöne Sitte herrscht, vor jeder neuen Speise, die der Sommer auf den Tisch bringt, ein besonderes, langes Dankgebet zu sprechen. Aber zuweilen ist es doch weiter nichts, als ein Hersagen gewisser frommer Sprüche. Da haben wir das in Oberhessen bekannteste Gebet: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde". In Verbindung mit dem Spruche: „Das walt' Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist! Amen" bildet es zuweilen das Mittaggebet, und nicht nur in evangelischen, selbst in baptistischen Familien, wie ich mich überhaupt daran gewöhnt habe, in der Sekte und Frömmigkeit der Sekten und Gemeinschaften auf dem Lande nicht etwas völlig Neues zu sehen, sondern nur die alte Bauernfrömmigkeit mit ein paar neuen Lehren, also neuem Aufputz, und zwischen Stadt- und Landgemeinschaften einen sehr grossen Unterschied mache. Daneben haben wir als Abendgebet der Kinder das durch ganz Deutschland, Oesterreich und die Schweiz verbreitete:

Abends wenn ich schlafen geh'
14 Englein mit mir gehn,
2 zu meiner Rechten,
2 zu meiner Linken,
2 zu Kopf,
2 zu Fuss,
2, die mich decken,
2, die mich wecken,
2, die mich weisen
Bis ins himmlische Paradeisen. Amen.

Ein anderes Abendgebetlein der Kinder im Vogelsberg war dies: Kindelein, bete fein, dass dir Gott mög' gnädig sein. Herr Pf. Freundlieb berichtete in einem auf der Friedberger Konferenz gehaltenen Vortrage, wie ihm einst eine alte Frau als schönes Gebetlein die Namen der prophetischen Bücher des Alten Testamentes hersagte. Alle diese von Volksmund „Gebete" genannten Sprüche, die ich noch vermehren könnte, und an deren einzelnen sich ein gläubiges Gemüt wohl aufrichten kann, sind doch keineswegs Gebete. Sie berühren sich auf's engste mit den Gesahnen, von deren Rezitierung man auch einen Segen, eine zauberhafte Wirkung erwartet. Die Aufgaben, die aus diesem Tatbestand unserm Religionsunterrichte erwachsen, zeigen sich von selbst. — Im Anschlusse an das eben Gesagte mag nebenbei noch das kurz erwähnt werden, dass, wenn wir im Unterrichte Kinder finden, die kein Abend- und kein Morgengebet können, wir durchaus nicht immer zu schliessen berechtigt sind, dass sie zu einer unchristlichen Familie gehören. In manchen Häusern des Vogelsberges wird heute noch das Starken-

Digitized by Google

buch mit seinen Morgen- und Abendgebeten fleissig gebraucht. Die Grossmutter oder die Mutter liest am Morgen oder Abend den betreffenden Segen. Ich habe s. Z., als ich in Engelrod als Pfarrer stand, festgestellt, dass in mehr als der Hälfte der Häuser das Starkenbuch also gebraucht wurde. Kinder, die aus solchen Häusern kommen, kennen mitunter kein Morgen- und Abendgebet. —

Wenn ich das bisher Gesagte kurz zusammenfasse, so zeigt sich uns die Tatsache, dass der Bauersmann die Religion ganz vorwiegend als eine Bewahrerin wunderbarer Gaben und Kräfte ansieht und der Religion, die den Einzelnen vor seine persönliche sittliche Verantwortlichkeit stellt, noch ziemlich fremd gegenübersteht.

Gehen wir nun dazu über, die Bräuche und Sitten, die religiöser Glaube in unserm Volke geschaffen, auf ihre Bedeutung für die Seelsorge hin anzusehen. Da ist Eines vorauszuschicken, dass nämlich die Seelsorge sich nicht nur um die Bräuche, Sitten und Einrichtungen zu kümmern hat, die an sich schon ihre Beziehung zur Religion zeigen, sondern dass sie hier weiter greifen muss. Weltliches und Religiöses ist nie in unserm Volke getrennt gewesen. Eines geht in das Andere über, und noch heute kann unser Bauersmann sehr schwer begreifen, dass kirchliche und politische Gemeinde zwei vollständig getrennte Körperschaften darstellen. So haben wir kirchliche Bräuche, die weltlichen Motiven entstammen, und weltliche Handlungen, die religiös gegründet sind.

Diese Bräuche, Sitten und Einrichtungen aber haben für unsere Bauern einen sehr hohen Wert. Einen wie hohen, lernt man leicht verstehen, wenn man auf den allgemeinen Volkswillen achtet, nichts zu tun, das nicht auch der andre tut, sich in jeder Weise dem Ganzen unterzuordnen, in keiner von dem andern zu unterscheiden. „Ich sein's zufriede, wenn die andern's zufriede sein" — ist das nicht das A und O aller Beschlüsse sowohl des Kirchenvorstands wie des Gemeinderats, vorausgesetzt, dass nicht schlimmer Dorfhader die einen aus Parteisache treibt „Nein" zu sagen, wenn die andern „Ja" sagen wollen? Der Neuling unter den Pfarrern empfindet oft dieses feste Verbundensein als Charakterschwäche oder Dummheit, besonders wenn er etwas durchsetzen möchte, das ihm unbedingt notwendig für seine Gemeinde scheint und dieser oder jener Kirchenvorsteher privatim seine Zustimmung gegeben hat. Aber in Wahrheit ist dieses Verhalten weiter nichts als ein Produkt der Erziehung. Ein rechter Mann, das ist in den Augen

Digitized by Google

des Bauersmannes der, der sich in keiner Weise von den andern unterscheidet. Woher diese ganze Auffassung und Neigung kommt, ob sie eine Folge des altgermanischen Gemeingefühls ist, was ich glaube, habe ich hier nicht zu untersuchen. Aber die Bräuche und Einrichtungen stellen eben nichts weiter als die Wegweiser für dieses Verhalten dar.

Selbst solche Sitten, die uns ganz unbedeutend, ja lächerlich vorkommen, haben für den Bauersmann hohe Bedeutung. Es ist nicht einerlei, wie der Pfarrer am Sonntag in Beuern durch die Kirche zur Sakristei gelangt. Man muss durch die westliche Tür eintreten, dann zu der andern östlichen Kirchtür gehen und darf erst darnach zur Sakristei schreiten. So unglaublich es ist, aber so wahr ist es, dass manche es einem meiner Vorgänger verübelt haben, als er von der westlichen Kirchtür aus auf dem nächsten Wege zur Sakristei schritt. Es ist auch nicht einerlei, wie man von der Friedhofstür zum Grabe kommt, auch nicht einerlei, welche Farbe die Kleidungsstücke tragen, die die Frauen und Mädchen an den ersten der 3 hohen Festtagen beim Kirchgange tragen. Es gebührt sich, dass da alles in Schwarz kommt, und man erwartet es auch von den „Fürnehmen", von den Pfarrersleuten am ersten, die ja der Gemeinde das Beispiel geben sollen. Warum soll aber der Pfarrer, dem daran gelegen ist, mit seiner Gemeinde zusammenzuwachsen, das Empfinden der Leute in rebus adiaphoris verletzen? Wie Paulus den Griechen ein Grieche und den Juden ein Jude war, so ziemt es auch uns, in diesen Dingen, soweit sie den persönlichen Glauben nicht berühren, uns unterzuordnen.

Aus der grossen Fülle der Sitten und Bräuche, die für uns hier in Betracht kommen, greife ich einige wenige heraus, um ihre Bedeutung für die Seelsorge zu illustrieren.

In einer Pfarrrelation aus dem oberen Vogelsberge, die aus Anlass einer Kirchenvisitation geschrieben wurde, und die mir in Abschrift in die Hände fiel, beschwerte sich ein Geistlicher darüber, dass die Leute in seiner Gemeinde am Sonntag Abend so viel mähten und kleinere Hausarbeiten verrichteten. Das sei eine Entheiligung des Feiertags, wie sie nicht genug gerügt werden könnte. Ganz ähnliche Tatsachen kamen mir selbst in meiner Wirksamkeit als Geistlicher im Vogelsberge zu Gesicht. Eine ganz wundersame Erscheinung in dem Gebirg, das den Sonntag so heilig hält und im Ganzen noch so wenig von dem die Sonntagsruhe schädigenden Einflusse der Kultur berührt war! Aber das Rätsel löst sich leicht. Ich bin sicher, dass weit milder geurteilt worden

Digitized by Google

wäre, wenn sich der betreffende Geistliche mit der Volkskunde beschäftigt hätte. Da würde er die Erfahrung gemacht haben, dass hier eine andere, in uralte Zeiten zurückgehende Zählung des Feiertags, von Abend zu Abend, vorliegt, dass dieselben Leute, die am Sonntag Abend die Sense handhaben oder andere kleinere Hausarbeiten verrichten, am Abend des Sonnabend still in der Stube sitzen, dass das Läuten am Samstag Abend für sie gewissermassen als Feiertagsanfang gilt. Ja, er würde noch ausserdem die Erfahrung gemacht haben, dass der Pfeil, den er auf den Bauersmann schleuderte, auf ihn selbst zurückprallt. Denn der Bauer hält seinen Pfarrer für einen ebenso grossen Sabbatschänder, als er ihn. Wird nicht in seinem Hause am Hellg'owet, dem Sonnabend Abend, gefegt, geputzt, gereinigt? Und dieser Abend ist doch nach der Anschauung mancher Alten viel heiliger und wichtiger als der Sonntagsabend.

Und nun der Kirchgang an sich! Es ist jedem Geistlichen bekannt, dass er auf dem Lande im Durchschnitt viel grösser ist als in der Stadt. Warum? Die Antwort lautet gewöhnlich: Weil auf dem Lande die Religion, der Glaube, mehr Anhänger hat als die Stadt. Die treffendste Antwort ist das nicht. Darum und darum besonders ist der Kirchgang auf dem Lande, wie ich glaube, grösser, weil der Bauer von ihm im Allgemeinen andre Folgen erwartet als der Städter. Jener kommt, mehr oder minder getrieben von dem Gefühl, dass sein Kirchgang eine Leistung an Gott darstellt, für die er ein gewisses Recht auf Vergeltung hat. Er erwartet, dass der Allmächtige nun sein Land segne, der Saat Sonnenschein und Regen nach Bedarf gebe. Gewiss spielt auch da heute schon die mehr oder minder grosse Beliebtheit des Pfarrers mit hinein, aber nur als nebenliegendes Motiv. Es gibt daneben zu denken, dass in einzelnen Gemeinden des Vogelsberges heute noch nicht der für den besten Prediger gilt, der am deutlichsten oder verständlichsten predigt — die den Menschen packen wollende evangelistische Predigt entlockt unserm alten Bauersmann nur das Urteil: „Der greift sich aber emol o“ — sondern derjenige, der die lauteste Stimme hat. Dem Städter aber liegen solche und ähnliche Gedanken fern. Zwar auch er erhofft Segen von seinem Gange zur Kirche für die Arbeit der Woche, aber mehr kommt er deshalb, sich an Gottes Wort zu erbauen, aus ihm Kraft, Trost, Mahnung und Warnung zu nehmen. Nie ist mir die allgemeine Volksanschauung auf dem Lande deutlicher zum Bewusstsein gekommen, als da ich einmal einen Vogelsberger Bauern

Digitized by Google

sagen hörte, deshalb seien er und seine ganze Familie gestern in die Kirche gegangen und hätten daheim zugeschlossen, weil sie hofften, dass nun die Dürre aufhöre.

Es ist keine Frage, dass diese ganze Anschauung des Landes mehr oder minder noch in katholischem Grunde wurzelt, und es mag denjenigen, der das Evangelium und seine evangelische Kirche lieb hat, wohl traurig stimmen, wenn er sieht, wie wenig in den 4 Jahrhunderten seit der Reformation hier ausgerichtet ist. Aber, wenn wir klagen, vergessen wir doch nicht, dass diese ganze Art der Auffassung in unserer Zeit zu wanken beginnt, eben auch unter den von der ev. Kirche ausgehenden Wirkungen. Und wir wollen dazu mithelfen, nicht, indem wir von Verkehrtheit und Falschheit und unevangelischer Bedeutung dieser Anschauung sprechen und so den Bauer aus der Kirche heraustreiben, sondern indem wir in klarer Auseinandersetzung mit diesen Gedanken hinüberleiten von der minderwertigen christlichen Auffassung zu jener höheren, die die Freude an Gottes Wort und diese allein zur Wurzel des Kirchgangs macht. — Welche Aufgaben hier für Predigt und Unterricht liegen, will ich hier nicht weiter ausführen. —

Ich komme zu den Geboten der Sittlichkeit! — Der Geistliche, der die Forderung der sittlichen Reinheit und Keuschheit seiner Gemeinde eindringlich klar machen will, muss wissen, welche Sitten ihm hier entgegenstehen. Unser Bauer ist davon überzeugt, dass die Brait, die erste Hochzeit oder der Handschlag dem verlobten Paare ohne weiteres das ius connubii gibt. Von den Brautpaaren, die im Schmuck der Myrthe zum Altare kommen, tragen die aller-allermeisten ihn unverdient. Unsere Taufregister reden da, wenn sie mit den Kopulationsprotokollen verglichen werden, deutlich genug. Höchst naiv hat mir zuerst eine alte Frau die allgemeine Volksanschauung vor Augen gestellt. Es war in den ersten Tagen meiner amtlichen Tätigkeit in Engelrod. Sie war zu mir gekommen, die Geburtsscheine für ihre Tochter und deren Bräutigam zu holen. Auf meine Frage, wann die jungen Leute heiraten wollten, sagte sie: „So in ener Wochener 6, sie hätten enignächt Brait gemacht“. Ich, der Neuling, bat um Erklärung der dunklen Rede. Die Frau sagte, sie hätten vorgestern die erste Hochzeit gehalten. Das Blut stieg mir in den Kopf. Da war also gleich eine Ehe, der die kirchliche Trauung nicht gefolgt war. „Was?“ sagte ich, „ohne den Pfarrer Hochzeit gehalten?“ „Ach“, sagte die Frau, „so nich, die junge Läut haben gestern Nacht das erste Mal bei einander geschlafen.“ Das ist gewiss spasshaft und

Digitized by Google

doch so sehr ernst. Es zeigt uns deutlich den Feind, den wir zu bekämpfen haben. Worin diese alteingewurzelte Anschauung, die ich in Beuern und auch sonst in den kirchlichen Gemeinden Oberhessens ebenso im Schwange fand, als in den minder kirchlichen, wurzelt, ist dem Religionshistoriker bekannt. Der Seelsorger muss lehren, dass die Verlobungszeit eine heilige Zeit sei. Er muss dem Brauche vor allen Dingen entgegenzuwirken suchen, dass nach der Brait im Vogelsberge sofort die Braut oder der Bräutigam in das Haus des verlobten Teiles zieht. Die Brautleute haben in ihren Häusern zu bleiben. Viele Geistliche sind der Meinung, dadurch vorbeugen zu können, dass man bei der Anmeldung der Hochzeit in seelsorgerlicher Besprechung mit dem Bräutigam nach Reinheit oder Unreinheit fragt, und davon die Erlaubnis, den Myrtenkranz zu tragen oder nicht, abhängig macht. Ich verkenne nicht den erzieherischen Wert der Massregel. Ich bin selbst lange dieser Meinung gefolgt, aber in Beuern davon abgekommen, als ich merkte, wie furchtbar ich belogen wurde, und jene Massregel eines oberhessischen Amtsbruders, der am Sylvesterabend von der Kanzel verlas: so und so viel mit erlogenem Kranze getraut worden, hat mir darum keine Abhilfe bedeutet, weil sie manchen Schuldigen nicht traf und den Bauer dazu bewog, die Mittel, den Folgen des Fehltritts vorzubeugen, die zahlreicher sind, als man denkt, in Anwendung zu bringen.

Daneben verdient jene Auffassung unseres Landvolkes Aufmerksamkeit, die nicht das Mädchen für beschimpft ansieht, das sich mit einem Burschen, sondern mit mehreren abgibt. Die Liebe spinnt ja auf dem Lande oft schon ganz früh die Fäden. Von wie manchem 17-, 18jährigen, selbst noch jüngeren heisst es: er oder sie geht mit ihm oder ihr. Und wie oft herrscht hier ein unsittlicher Verkehr! Freilich, man muss sich hüten, aus dem Wagner'schen Vortrage: die Sittlichkeit auf dem Lande, der ja in einem Abschnitte sittliche Verhältnisse einer oberhessischen Gemeinde berührt, aus Einzelnem auf das Allgemeine schliessen zu wollen. Es ist n i c h t, durchaus n i c h t wahr, dass das Verhältnis zweier jungen Menschen auf dem Lande in Oberhessen immer auf unlautere Zwecke hinauslaufe. Aber es ist wahr, dass es zuweilen so ist und leider, leider wahr, dass daran die aus der Militärzeit, dem Soldatenleben der Garnison heimgekehrten Burschen einen grossen, fast möchte ich sagen, den grössten Teil Schuld tragen. — Nur noch ganz kurz sei es mir gestattet, auf die Spinnstuben hinzuweisen. Die verschiedensten Urteile sind ja über diese laut ge-

Digitized by Google

worden. Trotzdem hat bisher noch keiner den Versuch gemacht, sie in ihrem Wesen zu ergründen. So seltsam es ist, so wahr ist es: es existiert bisher noch keine Darstellung der hess. Spinnstube. Wer aber über die Spinnstuben urteilen will, der muss ihre Beschaffenheit erst erkennen. Er wird, wenn er sich hier unterrichtet hat, erfahren, dass wir in dieser Spinnstube eine Institution von grosser sozialer Bedeutung haben, dass sie in den bäuerlichen Gemeinden des Vogelberges die Zusammenfassung der gesamten erwachsenen Dorfjugend darstellt, und dass, wer es versuchen will, Mädchen oder Burschen von ihr fernzuhalten, es unternimmt, die Jugend vor eine Aufgabe zu stellen, die sie mit Haus, Freundschaft, Verwandtschaft, ja mit dem ganzen Dorf in Widerspruch bringt und so von jungen Menschen das Allergrösste verlangt. Weiter wird er erfahren, dass in demselben Masse, in dem die Spinnstube an Kraft verliert, sich auch das Wirtshaus mit jungen Leuten füllt. Als ich in der Pfarrei Engelrod als Pfarrer stand, war noch kein lediger Bursch, weder am Wochen- noch am Sonntage, im Wirtshaus zu finden. Er wird erkennen, dass nicht von einem Umsturz, sondern nur da, wo man über mangelnde Sittlichkeit Klage führt, von einer Reformierung der Spinnstube die Rede sein kann, wie das ganz richtig die Dekanatssynode Alsfeld s. Z. ausgesprochen hat. Aber er wird auch einsehen, dass in den Dörfern, die der Stadt allmählich dienstbar werden, die Spinnstube schwindet, und dass da das Feld frei wird für Jünglings- und Jungfrauenvereine, ja, dass da fast die Pflicht an den Pfarrer herantritt, hier Ersatz der Jugend, die nach Geselligkeit verlangt, zu schaffen, ehe die Kasinos und Vereine entstehen. Jetzt ist Zeit. Bisher sind die Rufe der innern Mission auf dem Lande in Oberhessen, solche Vereine zu schaffen, verhallt. Die Spinnstube war die Hauptgegnerin. Um die Stadt Giessen herum liegt dieser Feind im Sterben. Wir haben in Beuern einen von Jahr zu Jahr wachsenden Jungfrauenverein, und die Posaunenchöre in Beuern und Kleinlinden stellen schon die Anfänge der Jünglingsvereine dar, und so wird's auch sonst noch wohl der Fall sein. — Aber ich muss hier abbrechen. Ich konnte naturgemäss nur Einiges aus einem grossen Gebiete zeigen. Ich glaube, dass es deutlich gemacht hat, welche Beachtung die Seelsorge der religiösen Volkskunde schenken muss. — Ich fasse zusammen:

1) Von der religiösen Volkskunde aus gewinnen wir den rechten Begriff der volkstümlichen Predigt auf dem Lande. Es ist diejenige Predigt, die sich mit den religiösen Gedanken, Anschauungen

Digitized by Google

und Sitten des betreffenden Volksstammes auseinandersetzt. Sie ist wohl zu unterscheiden von der populären Predigt, die ihr Wesen darin findet, dass sie die Gedanken dem kleinen Manne anschaulich und verständlich vorträgt. Zu einer volkstümlichen Predigt bedarf es umfassender, gründlicher Kenntnis des Volkes und seines Lebens. Sie wird dem am besten gelingen, der in dem Volksstamme, dem er predigt, selbst aufgewachsen ist und sich nicht durch die Bildung und Wissenschaft zu weit von ihm entfernt hat. Volkstümlich zu predigen ist das Ziel jeder Predigt auf dem Lande. Ich halte die Erstrebung dieses Zieles für viel wichtiger als den Problemen, die die wissenschaftliche Forschung aufwirft, nachgehen, obgleich das Eine das Andere nicht aufzuheben braucht.

2) Die religiöse Volkskunde kann und soll auch Einfluss haben auf die Unterrichtsweise auf dem Lande. Sie muss die herrschenden Anschauungen, Sitten und Gebräuche, soweit sie für das kindliche Alter Berücksichtigung verdienen, in den Kreis der zu besprechenden Gegenstände hineinziehen. Einen Leitfaden, der mit von diesem Gesichtspunkte aus geschrieben ist, gibt es allerdings meines Wissens nicht. Es steht ja heute so. Mancher gewissenhafte Geistliche hält sich an ein bestimmtes Lehrbuch. Darnach unterrichtet er Jahr für Jahr. Er denkt nicht daran, dass die Frömmigkeit, die die Kinder aus dem Elternhause mitbringen, einen anderen Charakter haben kann. Aber eben diese Frömmigkeit umgibt das Kind wieder, nachdem es die Schule verlassen hat. Dass Widersprüche zwischen dieser und jener Frömmigkeit da sind, merkt das Kind wenig. Nach und nach geht das in der Schule Erworbene, weil in der Luft stehend, verloren, und nur das wird behalten, das mit jenem übereinstimmt. Unser Religionsunterricht muss ins Schwarze treffen.

3) Für die Krankenseelsorge hat die religiöse Volkskunde die grosse Bedeutung, dass sie uns zwingt, sowohl mit der Austeilung des hl. Abendmahls als auch mit dem Gebete vorsichtig zu werden. Die immer und immer wiederholte Forderung der praktischen Theologie, erst nach den Gründen zu fragen, weshalb das hl. Mahl und das Gebet begehrt wird, erhält hier eine neue Bedeutung. Die persönliche seelsorgerliche Unterredung vorher ist überaus nötig. Es kann Fälle geben, in denen das Abendmahl verweigert, auch das Gebet versagt werden muss. Wenn allerdings bei sehr schweren Kranken eine solche seelsorgerliche Unterredung nicht mehr möglich ist, mag man ruhig auch ohne sie zur Austeilung des Mahles und zum Gebete schreiten. Besser, einmal an Unwürdige zu geben,

Digitized by Google

als eine Seele verhungern zu lassen.

4) Für das persönliche Verhalten des Pfarrers erwächst aus der religiösen Volkskunde die Pflicht, die Sitten und Bräuche, soweit sie seinen seelsorgerlichen Beruf und seinen persönlichen Glauben nicht berühren, zu achten und zu ehren. Es kann kein Pfarrer in seiner Gemeinde machen, was er will, ohne sich selbst und seinem Ansehen zu schaden, mag auch der kluge, vorsichtige Bauer sein Urteil noch so sehr zurückhalten.

So ist die religiöse Volkskunde ein Hilfsmittel für die Seelsorge auf dem Lande. Die Hauptsache freilich ist sie nicht, das bleibt immer, dass der Pfarrer selbst ein Herz in der Brust trage, das Christentum hat. Wer dieses aber in sich hat, wird die von der religiösen Volkskunde gereichte Hand gern ergreifen, um das zu werden, was wir sein müssen: Pfarrer, die einerseits das Volk verstehen und andrerseits es erziehen.

Bedenken gegen den herrschenden Betrieb der Ethik.

Von

Professor D. **Otto Ritschl** in Bonn.

(Schluss).

3.

Selbst Kant ist, wie schon gezeigt ist, dem zuletzt beschriebenen Abwege nicht fern geblieben, geschweige denn so viele andere, die, geringeren Geistes als er, sei es ihm folgend, sei es auf anderen Bahnen wandelnd, gemeint haben, die wissenschaftlichen Betrachtungen der Ethik auf eine allgemeine sittliche Gesetzgebung hinausbilden zu können. Suchen wir nun aber Kant's Fehler zu meiden und von seinen stichhaltigen ethischen Einsichten zu lernen, so kann es sich nur darum handeln, dass wir die wissenschaftliche Aufgabe der Ethik als einer Theorie des wirklichen sittlichen Lebens einerseits und die praktische Aufgabe des sittlichen Wollens und Handelns im Zusammenhange mit allen Erscheinungen eines moralischen Gebietens und Verbietens andererseits als zwei ganz verschiedenartige Betätigungsweisen des menschlichen Geistes, eine jede selbständig, nebeneinander stellen und nicht planlos und ziellos mit einander vermischen.

Im wirklichen Leben der Menschheit wird nämlich Sittlichkeit

Digitized by Google

niemals durch Theorien und Systeme erzeugt, auch wenn diese noch so schön und glatt im Ganzen und im Einzelnen ausgearbeitet sein sollten. Sondern sittliches Leben ist immer nur vorhanden, wo das eigene Gewissen Pflichten auferlegt und Begehrungen untersagt. Das Gewissen aber gewinnt in jedem Menschen seinen Normeninhalt aus der Erziehung, in der dem Einzelnen von anderen die Regeln des guten Handelns nicht durch objektive Belehrung, sondern durch wirksames Vorbild und nachdrückliches Gebieten und Verbieten eingeprägt werden. Was jedoch einem jeden, der erzogen wird, von seinen Erziehern geboten und im Beispiel vorgelebt wird, ist in der gesamten Welt und in deren Geschichte unendlich vielgestaltig. In denselben Kulturkreisen, Volksgruppen, Religionsgemeinschaften, Ständen und Familien herrscht zwar bis zu einem gewissen Grade Uebereinstimmung in den Grundzügen des moralgesetzlichen Einflusses, der auf die nachwachsenden Mitglieder ausgeübt wird. So erzeugt sich aus solcher gleichartiger moralischer Einwirkung auch wieder eine im Durchschnitt gleichartige Sittlichkeit in denen, die jene Einflüsse erfahren. Und der vergleichenden Betrachtung ist es möglich, aus diesem Zusammenhange gewisse typische Ideale der Sittlichkeit im Ganzen herauszuerkennen und, je nachdem welches Ideal dem Betrachtenden selbst am Herzen liegt und im Gewissen lebendig ist, eine abgestufte Ordnung von höheren und niederen Idealen herzustellen.

Diese Ideale selbst aber sind nicht theoretisch erdacht und erklügelt; denn wären sie dies, so würden auch sie nur so wenig Macht über die Gemüter haben, wie jede beliebige normative Ethik, die sich ein geistvoller oder geistloser Denker etwa ausgeklügelt hat. Sondern auch die Ideale des Lebens als sittlichkeitzeugende Mächte erwachsen ähnlich wie die Religionen urwüchsig aus lebendigen Menschenherzen hervor und gewinnen Gestalt und Bestand im lebendigen Wechselverkehr innerhalb der verschiedenen menschlichen Gemeinschaftsgruppen. So ist auch das Ideal der christlichen Sittlichkeit, die Gewissensgebundenheit an das Gesetz einer aufopfernden, helfenden, dienenden, vergebenden Liebe, im Leben und Wirken Jesu Christi als ein persönliches Wollen und Können zu einer lebendigen Kraft geworden, und als solche hat es werbend, begeisternd und Nachfolge stiftend die Gemüter seiner Jünger erfasst und hat weiter und weiter seinen zugleich erwärmenden und erziehlichen Einfluss unter den Menschen ausgebreitet, die sich innerlich von ihm ergreifen liessen und äusserlich seinen Pflichtforderungen zu genügen suchten und mehr und mehr auch genügen lernten.

Digitized by Google

Aber andere Sittlichkeitsideale stehen in der Wirklichkeit des geschichtlichen und des sozialen Lebens neben jenem, so das der Gerechtigkeit, die zwar die Rechte anderer auch zum eignen Schaden achtet und wahrnimmt, aber zugleich doch das eigne Recht nicht preiszugeben gesonnen ist, sondern aufrecht erhalten zu dürfen und zu müssen meint; ferner das Ideal der Ehre, deren Bewahrung unter Umständen das Opfer des eignen und das von fremdem Leben fordert; endlich das Ideal der Askese, dem man genügt, indem man auch Erlaubtes sich versagt und freiwillig seine Leistungen weit über die Grenzen der Pflichtmässigkeit ausdehnt. Alle diese Ideale, wo immer sie in einem Gewissen lebendig geworden sind und pflichtenbildend wirksam werden, sind für die, die ihnen leben, das Sittengesetz, dem sie in freiwilligem Gehorsam gehorchen. Inhaltlich verschieden genug, legen sie denen, die sich in sie eingelebt haben, auch verschiedene Sittengebote auf.

Verschliesst man nun gegen diese Tatsachen der Wirklichkeit nicht geflissentlich die Augen, dann kann man überhaupt nicht mehr auch nur die Möglichkeit zugeben, dass die sittlichen Normen in einer Weise theoretisch entwickelt werden können, dass sie für alle Menschen gleiche Geltung haben. Denn dies ist tatsächlich eben nicht der Fall. Und wo immer ein neues Ideal, wie etwa gerade das der christlichen Liebe, Beachtung heischend und Gehorsam fordernd an die Menschen, die bisher in anderen Idealen lebten, herantrat, da sind diese ihm nicht etwa in hellen Haufen zugefallen, sondern Streit und Fanatismus zerstörten den Frieden, und bis in die Familien hinein erstreckte sich die Zwietracht, ganz so wie Jesus dies vorher verkündigt hatte. Nicht die Unsittlichkeit, der Leichtsinn und die Genusssucht haben auf die Dauer die Kraft, einem vordringenden Sittlichkeitsideale Widerstand zu leisten. Die finden sich durch Heucheln oder Ignorieren und höchstens einmal durch ein schnell verrauchendes Aufbegehren mit seinen Forderungen ab. Dagegen die bestehenden Sitten und die bereits herrschenden Ideale, die in ihren Anhängern deren sei es höhere sei es niedere Sittlichkeit gestiftet haben, die sind der eigentliche Feind jedes neuen Sittlichkeitsideals. Und welchem Ideal nun die stärkste Motivkraft beiwohnt und auf die Dauer erhalten bleibt, das schlägt auch die anderen aus dem Felde.

In diesem Kampf ums Dasein ergibt sich die Einflusslosigkeit aller nur theoretischen Gründe zu gunsten des einen oder des andern Ideals. Wirkt scheinbar auch ein theoretisches Eintreten oder eine apologetische Verteidigung eines Sittlichkeitsideals, so sind

Digitized by Google

daran doch nie die objektiven Erwägungen schuld, die man in einer solchen Absicht etwa angestellt hat, sondern lediglich die persönliche Kraft der Ueberzeugung und die hinreissende Leidenschaft der Rede. Denn Leben zeugt Leben, alle Theorie aber ist nur ein Schattenbild von dem Leben. Nur dessen Formen, aber nicht auch seinen wirksamen Inhalt vermag sie zu fassen und weiterzutragen.

4.

Erst eine rein theoretisch und wissenschaftlich gehaltene strenge und nüchterne Betrachtung des gesamten Geschehens in der Welt des sittlichen Lebens macht es möglich, diesem selbst seine eigne innere Freiheit zu lassen, ja geradezu wiederzugeben. Denn statt die lebendige Sittlichkeit in verdünnten Reflexionen aufzulösen, ist es vielmehr die Aufgabe der Ethik als einer Wissenschaft, sich selbst zu bescheiden innerhalb der Grenzen ihres wirklichen Könnens. Leistet sie aber das, was sie mit ihren Mitteln leisten kann, so öffnet sie zugleich das Auge für die Reichhaltigkeit, Fülle und Eigentümlichkeit der Erscheinungen im wirklichen sittlichen Leben. Wer Menschenkenntnis, Menschenliebe und historischen Sinn hat, wird nicht erst lange zu suchen brauchen, um hier eine Fülle von Anschauungen seinem innern Blick sich auftun zu sehen. Er muss nur erst frei werden von der Gewohnheit des Vorurteils, der Verehrung vor zweifelhaften wissenschaftlichen Auktoritäten und der Systemsucht mit ihren begriffsrealistischen Arrogationen.

Diese bunten Brillen und dunkeln Blindekuhbinden vom Auge hinwegzunehmen, ist das Beste, was eine Wissenschaft leisten kann, die nichts weiter will, als nur die Wirklichkeit, wie sie wirklich ist, sehen zu lehren. Was aber stellt sie nun selber an, um solche Dienste leisten zu können? Sie sammelt, vergleicht, sichtet, ordnet, zweifelt, fragt und forscht, versucht Erklärungen, macht Hypothesen, baut auf bereits gewonnenen festen Grundlagen weiter, so wie sie es in manchen ihrer Zweige schon lange so treibt, nur freilich fast noch am wenigsten in der Theologie. Als einer reinen Vestalin der Wahrheit ist ihr alles rein und nichts von vorn herein der Beachtung unwürdig. Ueberall nur blickt sie, sich selbst vergessend, auf die Objekte, um ihnen ihr Wesen und ihre Eigentümlichkeit abzulauschen und ihre Zusammenhänge mit anderen Objekten zu ergründen. Nur einen Erbfeind kennt sie, das ist der Subjektivismus des Vorurteils, der Parteilichkeit und des Wunsches, es möchte doch in Wirklichkeit alles so sein, wie es einem die gewohnten Vorstellungen so vertraut und heimisch vorspiegeln. Diese

Digitized by Google

Stimmen im eignen Innern des forschenden Subjekts aber sind Sirenengesang, keine Hülfe, sondern irreführende Versuchungen, keine Mittel zum Fortschritt, sondern zum Rückschritt.

So hat ganz ebenso wie die Psychologie auch die Ethik, die als Wissenschaft zum besten Teile selbst nur Psychologie ist, den Inhalt der von ihr zu untersuchenden Gebilde zwar als gegebenes Material zunächst zu vergegenwärtigen, dann aber von ihm zu abstrahieren, ihn zu ignorieren und nur noch auf die Formen jener Gebilde die Aufmerksamkeit zu richten. Denn der Inhalt des sittlichen Lebens ist stets individuell ausgeprägt. In das individuelle Leben aber vermag die Wissenschaft niemals einzudringen, sondern immer nur die nachempfindende Kunst der Geschichte oder der lebendigen Menschenkenntnis. Abstrahieren wir also von allem Individuellen in der Sittlichkeit, so bleibt an dieser nur übrig, was allen Individuen gemeinsam ist, sofern sie sittlich sind, und worin auch die Anhänger der verschiedensten Sittlichkeitsideale gleichmässig übereinstimmen. Und dies nun sind die Formen des sittlichen Lebens, Wollens und Handelns. Vollständigkeit der Induktion ist hier ebenso wenig vonnöten, wie in jeder anderen erklärenden Wissenschaft. Genug, dass eine Reihe von Beobachtungen ein bestimmtes Ergebnis liefert, das so lange gilt, bis der Gegenbeweis geführt ist.

So aber stellt die Ethik vor allem das Wesen der Sittlichkeit fest, indem sie den Begriff des sittlich Guten in lediglich formaler Hinsicht bestimmt. Insofern aber ist es nicht ein bereits gegebener Zweck des menschlichen Wollens und Handelns, an dem sich dessen sittliche Beschaffenheit ergäbe. Sondern sittlich gut beschaffen muss das Wollen bereits sein, bevor es dann auch gute Zwecke setzt und erstrebt. So wird die Selbständigkeit der sittlichen Gesinnung als der Massstab vorausgesetzt, an dem allein sich dann auch die sittliche Güte der menschlichen Handlungen feststellen lässt. Diese sittliche Gesinnung aber bringt sich mit unfehlbarer Sicherheit zur praktischen Geltung in den Erscheinungen teils des rügenden, teils des pflichtbildenden Gewissens. So ist das Gewissen die Quelle aller lebendigen Sittlichkeit, deren unmittelbare Erscheinung aber ist das Pflichtgefühl, ihre direkten Leistungen bestehen in der Pflichterfüllung, und ihr subjektiver Erfolg ist der zunehmende Erwerb von Tugenden. Denn die immer wieder neue Pflichterfüllung hat die Tugendbildung im Gefolge, die Tugend als eine Fertigkeit des sittlichen Könnens aber ist die Kraft, die weiterhin die Pflichterkenntnis und -erfüllung mit immer zunehmender Leichtigkeit leistet.

Digitized by Google

Dies sind die sittlichen Grundbegriffe, und nur in den Rahmen, den sie bilden, kann auch jedes einzelne konkrete Sittlichkeitsideal hineingezeichnet werden. Dann eben wird gerade auch seine sittliche Art im Unterschiede von jeder anderen Art der Willensbestimmung deutlich. Und insofern kann auch die normative Behandlung der sittlichen Fragen, die in der Form der Predigt, des Unterrichts und der Erziehung überhaupt vielmehr als in der der ethischen Systeme zu pflegen ist, die von der Wissenschaft erarbeiteten ethischen Begriffe nicht entbehren.

Andererseits aber stammt alle Sittlichkeit aus der erziehlichen Einwirkung der Erzieher im weitesten Sinne des Wortes, d. h. aller derer, denen es gelingt, sich und ihr Wollen zur sittlichen Auktorität oder zum moralischen Gesetz für andere Menschen zu machen. Von hier aus erschliesst sich nun nach rückwärts ein weitumfassender Blick auf die verschiedensten Motive, aus denen Erzieher und andere Auktoritäten den Personen, auf die sie einwirken wollen, ihren Willen als Gebot und Forderung auferlegen. Wir dürfen eben nicht verkennen, dass auch solche Gebote sittlich zu wirken d. h. den Erfolg der Gewissensbildung bei andern zu haben vermögen, die nicht selbst sittlich bedingt und begründet sind. Befiehlt z. B. die Obrigkeit ihren Unterthanen bestimmte Leistungen, wie den allgemeinen Militärdienst, den allgemeinen Schulbesuch und dgl., so ist für sie der Grund solcher Anordnungen zunächst immer nur die Rücksicht auf den Nutzen des Staates. Und doch vermögen auch solche einfach utilitaristisch begründete Gesetzesforderungen bei denen, die sich ihnen fügen, eine entsprechende Gewissenhaftigkeit im Gehorsam zur Folge zu haben, also Sittlichkeit zu stiften. Ebenso können Eltern lediglich im eignen persönlichen Interesse an ihrer Bequemlichkeit oder an ihrem Nutzen ihren Kindern Pflichten auferlegen, denen diese dann bald freiwillig gehorchen lernen, und deren Inhalt massgebend wird für die Gewissensbildung und Pflichterfüllung der Kinder überhaupt.

Gewiss erzeugt sich zum grossen Teile auch aus der eignen Sittlichkeit der sittlichen Auktoritäten die werdende Sittlichkeit ihrer Pflegebefohlenen. In diesem Falle aber wirkt die erzieherische Auktorität nicht sosehr direkt gebietend wie als persönliches Vorbild. Doch darf man nicht meinen, aus der vorbildlichen Sittlichkeit der Erzieher die ganze Erscheinung des sittlichen Werdens in anderen Personen erklären und begreifen zu können. Sondern neben solchen sittlichen gibt es immer auch viele sittlich indifferente, ja sogar auch unsittliche Gründe für die Sittlichkeit, die im mensch-

Digitized by Google

lichen Gemeinschaftsleben immer neu entsteht. Zorn und Ungerechtigkeit der sittlichen Auktoritäten brauchen bei deren Untergebenen ja nicht notwendig auch gleichartige Regungen zur Folge zu haben. Sie können vielmehr gerade Geduld und Selbstbeherrschung stiften. Hier muss man eben ins wirkliche Leben hineinblicken und die Ansicht von diesem nicht durch einseitige Theorien überwuchern lassen.

Verhält es sich aber so, dann ist in der Theorie notwendig die Sittlichkeit selbst zu unterscheiden von der moralischen Gesetzgebung. Jene allein nämlich ist sittlich in ihrem ganzen Umfange. Die moralische Gesetzgebung dagegen hat zwar mehr oder weniger immer auch sittlichen Erfolg, sie selbst aber beruht nicht ausschliesslich auf sittlichen d. h. auf Gewissens- und Pflichtmotiven. Sondern in ihr kommen neben sittlichen auch aussersittliche Bestimmungsgründe in Betracht. Gewiss mag man es nun wünschen und zum Teil sogar direkt erstreben können, dass die moralischen Gesetzgebungen selbst immer mehr versittlicht werden möchten. In diesem Sinne ist es gut und immer wieder notwendig, auch Eltern und Obrigkeiten stets von Neuem ihre sittlichen Pflichten vorzuhalten und ihre Willkür zu beschränken. Und doch ist es nicht möglich, alle aussersittlichen Bestimmungsgründe aus dem Gebieten und Befehlen der Menschen, das immer auch in irgend welchem Grade Sittlichkeit stiftet, vollkommen zu entfernen.

Denn der Nutzen, das Glück, die Wohlfahrt und andere eudämonistische Rücksichten haben auch ihr Recht und ihren Wert im menschlichen Leben, aus dem sie zu Gunsten eines starren sittlichen Rigorismus sich auch niemals werden ausrotten lassen. So dürfen und müssen sie auch ihren Einfluss auf die Gestaltung der Sittlichkeit ausüben können. Nur freilich darf man sich dies nicht etwa in der Weise vorstellen, als ob sie unmittelbar und direkt in das sittliche Leben als solches eingriffen, oder dass Rücksichten der allgemeinen oder besonderen Wohlfahrt der Menschen einfach schon blos wegen dieses Zweckes auch selbst für sittlich ausgegeben werden dürften. So freilich macht es die den ethischen Betrieb noch immer beherrschende Lehre von den s. g. sittlichen Gütern, die zwar Güter, aber nicht in ihrem ganzen Umfange sittlich sind.

Und eben diese Begriffsverwirrung ist es, die das zweite der von mir hier geltend gemachten Bedenken betrifft. Doch habe ich inzwischen bereits die Gesichtspunkte entwickelt, aus denen heraus es beseitigt werden kann. Sind nämlich nicht in die Sittlichkeit selbst hinein die Fragen nach dem Wert und den Zwecken des

Digitized by Google

Handelns hineinzutragen, weil so der Charakter der Sittlichkeit als eines freien Gehorsams gegen unbedingte Pflichtgebote nur vernichtet werden könnte, so haben jene aussersittlichen Rücksichten ihren richtigen Platz vielmehr unter den Motiven der moralischen Gesetzgebung, die aber eben von der Sittlichkeit selbst sehr wohl zu unterscheiden ist. Diese nämlich ist immer sich selbst gleich, wenn wir sie formal und nicht auf ihre besondern Inhalte hin betrachten. Sie begreift das gesamte Wollen und Handeln, das durch Gewissens- oder Pflichtmotive bestimmt wird.

Der moralischen Gesetzgebung dagegen, aus deren gebietender Einwirkung auf die sittlich bildungsfähigen Gemüter der Inhalt der Gewissensnormen und des Pflichtbewusstseins der einzelnen sittlich zu bildenden Personen hervorgeht, liegen einerseits zwar auch, wie schon erwähnt ist, in der Form des Nachahmung stiftenden Vorbilds sittliche Motive zu Grunde. Ausser diesen aber wird sie auch bestimmt durch untersittliche sowohl wie durch übersittliche Gründe. Untersittlich nenne ich dabei die durch das natürliche Begehren des Menschen bedingte Zweckmässigkeit, aus der Gebote und Verbote mit Sittlichkeit hervorbringender Wirkung entspringen. Uebersittliche Motive der Moralgesetzgebung aber sind die Regungen und Triebe einer aus übervollem und überquellendem Herzen herfliessenden Liebe und Aufopferung für andere. Uebersittlich sind ferner die religiösen Antriebe, die in prophetischen und frommen Naturen dahin wirksam werden, den von ihnen im Glauben erkannten Willen Gottes als das Prinzip einer moralischen Gesetzgebung geltend zu machen. Und Sittlichkeitsquellen dieser religiös übersittlichen Art sind es nun stets auch gewesen, die den geschichtlichen Fortschritt der menschlichen Sittlichkeit von niedern zu höheren Sittenidealen bewirkt, gespeist und getragen haben.

So ergiebt die wissenschaftliche Betrachtung des gesamten Werdens und Bedingtseins der menschlichen Sittlichkeit, statt eines auf ein Niveau aufzutragenden Nebeneinanders von Pflichten, Tugenden und Gütern, zwar eine viel mannigfaltigere Lagerung und Schichtung von einander über- und untergeordneten Einflüssen und Wirkungen. Insofern entspricht sie jedoch weit mehr den so unendlich komplizierten Verhältnissen des wirklichen Lebens der Menschheit als die herkömmlichen Versuche in der Ethik, Stoffe, die nicht direkt, sondern nur mittelbar zusammengehören, mit einander zu vermischen und zu verwirren.

Digitized by Google

Randbemerkungen zu Baumgartens „Predigtprobleme". II.

Von

Divisionspfarrer **W. Richter** in Deutsch-Eylau.

Seine praktische Position hinsichtlich der Festpredigten hat der Herausgeber selbst in dieser Zeitschrift [1]) veröffentlicht. So bleiben dieser Besprechung nur noch die beiden Abschnitte vorbehalten, in denen über „Biblische Lehrbegriffe und christliche Erlebnisse" und über „Biblisches und modernes Bewusstsein" gehandelt wird. Beide scheiden sich deutlich von den ersten. Denn sie führen tiefer als jene in die uns bewegenden Gegensätze hinein. Beide gehören eng zusammen. Denn sie zeigen beide die Bibel im Kampfe mit Gegnern, die, sonst wesensverschieden, ihr gegenüber Bundesgenossen sind. Im Grunde beleuchten die beiden Abschnitte von zwei Seiten ein Problem:

2. Bibel und Gegenwart.

Zunächst sieht B. auf die Menschen, welche gleich uns heut Christen sein und ihre Religion an der Bibel orientieren wollen. Er fragt: können die überhaupt ihre „christlichen Erlebnisse in die Denk- und Anschauungsformen der biblischen Lehrbegriffe kleiden?" [2]) Wir scheiden die Art, wie B. das Problem aufrollt, und wie er es zu lösen sucht. Höchst einleuchtend schildert er, wie Paulus [3]) durch gewaltige Erlebnisse zu dem Gott der Rechtfertigungs- und Versöhnungstheorie kam, und wie wir von Kind auf eingesponnen in holdesten Weihnachtszauber nur des grossen Gottes Freundlichkeit als unser höchstes religiöses Erlebnis kennen. Zweifellos ist das die Kluft. Jede Predigtmeditation erinnert uns an sie. Aber es fehlte nun m. E. in unserer Aussprache ein wichtiges Moment, liessen wir das Folgende ausser acht. Wir dürfen jene beiden divergierenden Gedanken nicht so weit führen, dass diametrale Gegensätze daraus werden. Aus zwei Gründen nicht. Zuerst würden wir durch solche Gegensätzlichkeit in eine der Tatsache, dass unser Christentum Buchreligion [4]) ist, ganz widersprechende Bibelscheu [5]) hineinkommen. Diese Erinnerung wird dadurch

1) 1901: S. 80, 123, 157, 345, 390, 424. 1902: S. 134.
2) S. 61.
3) Wir bleiben im folgenden bei dem einen Typus.
4) So auch B. S. 23.
5) Auch den Synoptikern gegenüber, vgl. B. S. 67.

Digitized by Google

nicht hinfällig, dass hier nur von den Begriffen die Rede ist. Denn lassen wir über ihren Begriffen die Hände sinken, so schwinden uns auch die biblischen Persönlichkeiten. Und der Gemeinde dann erst recht. Zweitens fragt es sich, ob wir die Spannung zwischen der Seele und ihrem Gott, die wir im paulinischen Christentum sehen, nicht ganz notwendig auch für das gegenwärtige Christentum brauchen. Ist nicht ohne sie das heroische Moment in Gefahr, ohne das auch unser Christentum nicht sein darf? Wir müssten denn pedantisch von einem Nacherleben der Religion Christi reden. Gewiss werden wir die Front gegen das Gesetz nie wie Paulus einnehmen. Aber die niederziehenden Elemente unseres Erlebens müssen auch in uns jene Spannung erzeugen bei dem Gedanken an Gott. Ferner: die Art, wie Paulus seine Spannung überwindet, ist im Kern auch für uns vorbildlich. Ihre Form freilich stammt aus rabbinischer Vorbildung. Die eben müssen wir in unsere deutsche Anschauungswelt übersetzen. Und fährt nun B. eben nach der Betonung der Wesensverschiedenheit paulinischen und modern christlichen Erlebens fort: „Aber auch schon die blosse Sprache des Apostels ist unserm Geschlecht fremd geworden [1])", so möchten wir B.'s eigene in anderem Zusammenhange geäusserte Gedanken ausdehnend [2]) auf die Gefahr hin, halb zu erscheinen, aus genannten Gründen gerade in diesem Gedanken den Angelpunkt dieses Problems sehen, bei dem unsere Praxis einsetzen müsse [3]). Unsere Erlebnisse sollen und können wir nicht in biblische Lehrbegriffe kleiden. Aber die hinter diesen Begriffen stehenden, unserm Wesen trotz allem kongenialen Erlebnisse müssen unser Christentum aufrichten und erfrischen.

Eben in der Praxis kommen wir nun wieder ganz mit B. zusammen. Auch er sieht im paulinischen Christentum „den reifsten Gedankenausdruck der spezifisch christlichen Erfahrung [4]) und meint, dass auch Paulus gepredigt werden solle. Mit Recht wendet er sich andererseits dagegen, dass Paulus als „Gipfel aller Lehrbegriffe" [5]) behandelt werde, durch den alle anderen Typen zu erklären seien. Des Weiteren werden wir von seiner These, alle Lehrbegriffe seien „durchweg als individuelle Zeugnisse individuellen Lebens" [6]) zu werten, nichts abstreichen dürfen. Nicht laut genug kann seine Forderung erhoben werden: „Zurück zur synoptischen Urgestalt der Lehre!" [7]) und dazu gehörend die ewigzeitgemässe

1) S. 64. 2) S. 104 f.
3) Vgl. Monatsschrift 1903, S. 859 ff.
4) S. 79 f. 5) S. 75 f. 6) S. 74 f. 7) S. 70 f.

Digitized by Google

Mahnung: „statt Allegorien Gleichnisse" [1]), sowie daraus für die ganze Schriftbehandlung sich ergebend die Erinnerung, dass die Schrift sich nicht direkt in unser heutiges Leben übertragen lässt, sondern nur so, dass man „aus dem Detail des Textes zurückgeht auf das Motiv desselben" [2]). Das wird endlich für unser aller Gewissen die Hauptsache bleiben: Keuschheit! „Wir dürfen nur wirklich Erlebtes, an der Schrift Erlebtes predigen" [3]). —

Viel schwerer ist die Kluft zwischen biblischem und gemeinmenschlich-modernem Bewusstsein zu überbrücken. Am wenigsten durch Uebersehen. Gerade wir können nicht genau genug ihre Weite messen und das Brüchige auf unserer Seite prüfen. Dies Gefühl lässt nun B. uns die Kluft zeigen, wie ers mutiger, ehrlicher, härter nicht tun könnte. Es ist, als hielte einer dem besten Freunde seine Fehler vor, aus Liebe schroffer noch als andere. Nur der Staatsanwalt sieht alle Schwächen des Angeklagten. So führt B. die Klage auf Unzeitgemässheit gegen das biblische Bewusstsein. Zwar fühlen wir auch ohne die einleitend-beruhigende Bemerkung, dass des Angeklagten Sache durchaus nicht verzweifelt steht. Trotzdem geht die Besprechung unwillkürlich in die Rolle des Rechtsanwalts über.

Ein socher hätte gleich die Gesamtordnung des Stoffes umgestellt, erst von der Individualethik gehandelt und dann von der Sozialethik. Diese Ordnung hätte m. E. das Brückenschlagen leichter gemacht und wäre der Natur des Christentums gerechter geworden. Das ist doch [4]) zuerst Verkehr der Seele mit Gott, und auch aus der Beziehung des Ich zur Welt entwickelt sich vor allem das christliche Persönlichkeitsideal.

Ueber dieses ist unter uns keine Meinungsverschiedenheit. B. geht hier mit Recht auf Bonus zurück. Wenn er das mit Vorsicht tut, nicht nur den Teutonenwahn ablehnend [5]), sondern auch Jesus gegenüber allen Christusschöpfungsgedanken als den zureichenden Grund unseres ganzen Wesens bezeichnend, so sind wir ihm dafür besonders dankbar. Ja Letzteres möchten wir noch mehr betont wissen. Gewiss war es eine gesunde Reaktion gegen den allzusüss-demütigen Jesustypus alter Predigtweise, von unserer Freude an aufrechter Männlichkeit zu reden. Aber wer Jesus in der Einzigartigkeit seiner Selbstbehauptung verstand, der findet in ihm alles Grosse wieder, das einen Mann bewegt. Freilich — und hier kom-

1) S. 71. 2) S. 73. 3) S. 80. 4) Vgl. dazu S. 83 Abs. 2. 5) S. 94.

Digitized by Google

men wir mit einem „dennoch" — ist weder Jesus noch das nach ihm gebildete Menschheitsideal ohne weiteres die höchste Potenz von uns selbst. Was bei B. ganz zuletzt kommt[1]), dass es fraglich sei, ob unser ungebrochener Mannestrotz „ohne allen Abzug, ohne Bekehrung ins Reich Gottes eingehen kann", das müssen wir recht behutsam vor dem Vergessenwerden schützen. B. spricht einige Seiten weiter[2]) sehr herb von denen, welche eine Charakterdifferenzierung nicht kennend nur von Sünde und Gnade zu reden wissen. Und dennoch übersähen wird den Kern evangelischer Psychologie, wollten wir in unserer Meditation dies Beides nicht kennen. Ja, auch in der Predigt müssen zwar nicht die Schlagworte, aber die Wahrheiten wiederkehren, dass Gottes Wille sich nicht als Etikette auf unsere Strebungen aufkleben lässt, dass unser Leben uns von Gott wegtreibt, dass uns heimzubringen etwas nötig ist, was unserm Willen und Können gegenüber fremd und heilig ist. Wie pessimistisch spricht Frenssen im „Jörn Uhl" von pastoraler Arbeit! Ist das alles Nichtkönnen auf der anderen Seite? Alles unsere, der Pastoren, Schuld? Nein, dem Geschlecht, mit dem gerade wir Jüngeren tausendfach verwandt sind, fehlt dies Beides gerade: Christentum ist Last, und Christentum will erbeten sein. Davon soll all unsere Weltoffenheit unserer Predigt nichts abhandeln.

Von der Position der Einzelpersönlichkeit aus lässt sich nun jede Verbindungslinie zur Beurteilung des öffentlichen Lebens ziehen, auch ohne dass mit B.'s m. E. hier allzugrosser Mühwaltung die schwachen biblischen Anknüpfungspunkte hervorgesucht werden. Der aus biblischem Leben hervorwachsende Christ soll und kann in allem Gewirr dieser Zeit sich zurechtfinden. Was B. in diesem Zusammenhange ausführt, werden wir alle mit herzlicher Freude gelesen haben. Aber wieviel muss da unserm Takt überlassen bleiben! Und wie wichtig wird gerade hier der Austausch praktischer Erfahrung sein!

In Anmerkung, was mir in den Gesamtrahmen sich nicht fügt und doch hierher gehört: an zwei Stellen, die beide auf dasselbe hinauskommen, scheint das evangelische Frömmigkeitsideal bei B. etwas zu kurz zu kommen. Einmal in der Frage nach Christentum und Geschäft: hat die alte conditio jacobaea nicht noch und gerade heut ihren alten Sinn? Und dann in der Behandlung der Wunder. Lässt sich nicht noch von unserer neuzeitlichen Weltbetrachtung aus in Katechese und Predigt von dem Gott reden, der Wunder tut? Verliert nicht der fromme Wirklichkeitssinn, der in das Weltgeschehen sich fügt, sein Bestes, wenn er das warme Gottvertrauen der Bergpredigt verliert?

1) S. 94. 2) S. 98 f.

Digitized by Google

Der Streit um das kirchliche Frauenstimmrecht in Hamburg.

Die Anregung zu den Verhandlungen, die seit einem halben Jahre in Hamburg über das kirchliche Frauenstimmrecht geführt sind, ist von dem „Deutschen Verein für Frauenstimmrecht“ ausgegangen. Im April 1903 hat der Vorstand dieses Vereins an die obersten Behörden aller evangelischen Kirchen Deutschlands die Bitte gerichtet: „dahin wirken zu wollen, dass die Frauen unter denselben Bedingungen wie die Männer zu den Wahlen, welche kirchliche Angelegenheiten betreffen, berechtigt seien“. Während der mehrtägigen Generalversammlung des deutschen Vereins für Frauenstimmrecht in Hamburg wurde das kirchliche Frauenstimmrecht von Lic. theol. Zurhellen in einem längeren Vortrag gefordert. Weitere Kreise aber wurden für diese Forderung erst interessiert, als ihre eifrigste Verfechterin Frl. Martha Zietz in einer Mitgliederversammlung des Protestantenvereins ihre Ansichten vortrug, und ihr in der Diskussion von einem Hamburger Pastor erwiedert wurde, dass die Einführung des Frauenstimmrechts wegen der darin liegenden Gefährdung der ehelichen Eintracht mit der christlichen Ethik nicht vereinbar sei. Die Oberlehrerin Frl. Else Pfleiderer, die schon vorher im ev. Gemeindeboten für Norddeutschland einen ausführlichen Aufsatz über das umstrittene Recht veröffentlicht hatte, vertrat nun in derselben Zeitschrift die Vereinbarkeit ihrer Ansicht mit den Grundsätzen christlicher Ethik, worauf eine Anzahl von zustimmenden und widersprechenden Aufsätzen folgte, deren Reihe vielleicht noch nicht abgeschlossen ist. Der Verein für Frauenstimmrecht aber wandte sich an viele Dozenten der Theologie mit der Bitte, diese möchten „eine objektive Entscheidung über den Einwand des Hamburger Geistlichen“ geben und zu diesem Ende ihr „Urteil darüber mitteilen: 1) ob sich aus den Reden Jesu ein direktes Verbot der vollen Gleichberechtigung von Mann und Frau ableiten lässt, und 2) ob in den Verfassungen der christl. Urgemeinden eine Spur eines Unterschiedes in den Rechten männlicher und weiblicher Gemeindeglieder nachweisbar ist“. Die Antworten sollten „eine rein wissenschaftliche Feststellung“ über „die Vereinbarkeit des kirchl. Frauenstimmrechts mit der christl. Ethik nach dem ursprünglichen Quellenmaterial“ ergeben. Eine Aeusserung der Befragten über ihre eigene Stellung zum kirchlichen Stimmrecht der Frauen wurde als „äusserst willkommen“ bezeichnet. Die eingegangenen Antworten wurden in einer öffentlichen Versammlung bekannt gegeben[1]).

Von vornherein hat das Vorgehen der Frauen in den Kreisen der Hamburger Pastoren mehr Widerspruch als Zustimmung erfahren. Der Hauptgrund dafür kommt in folgenden Sätzen des Gemeindeboten vom 3. Januar zum Ausdruck: „Von jeher hat man es als richtig und vernünftig angesehen, dass die Kirche in ihrer Organisation den Prinzipien

1) Die Briefe, die zum Teil schon in den Versammlungsberichten der Hamburger Zeitungen wiedergegeben sind, erscheinen vollständig im Druck bei Dümmler (Berlin). Herausgeberin: M. Zietz. Sie haben mir im Original vorgelegen.

Digitized by Google

folge, die massgebend gewesen bei der Einrichtung und Verfassung des bürgerlichen Lebens. Jetzt aber plötzlich die Kirche zum Versuchsgebiet machen, auf welchem erprobt werde, ob neue Theorien über Recht und Ordnung der Gesellschaft sich bewähren möchten, das dürfte sehr bedenklich sein". „In der radikalen Frauenbewegung stehende Frauen" sind nach einem andern Aufsatz „die Ruferinnen im Streit", das Ganze ein „Ansturm der Frauenrechtlerinnen". Für wie bedenklich diese Seite der Sache von vielen Geistlichen gehalten wurde, mag man daraus erkennen, dass damals sogar in einer Predigt, bei Erwähnung der prophezeienden Töchter des Philippus (Apg. 21, 8) missbilligend von den Frauen die Rede war, die statt „Maria- und Marthatugenden" zu pflegen, „marktschreierisch" an die Oeffentlichkeit treten wollen. Und gewiss liegt etwas Berechtigtes in diesen Bedenken. Konnte man doch in der ersten Versammlung hören: dass man das Stimmrecht in der Kirche erwerben müsse, um zunächst auf diesem Gebiet die öffentliche Meinung an das Bild der stimmberechtigten Frau zu gewöhnen und so „dem grossen Ziel" des politischen Frauenstimmrechts näher zu kommen. Ist dies die Absicht, dann ist die ganze Bewegung nur ein Manöver zur Herbeiführung eines ganz andern Zieles; zu solchem Manöver aber ist die Kirche zu schade.

Indessen schon in jener ersten Versammlung sah man, dass die Bewegung falsch beurteilt wird, wenn man sie lediglich aus den Emanzipationsbestrebungen radikaler Frauenrechtlerinnen erklärt. Obwohl in der Debatte eine dieser Damen sagte: „Die Frage der Religion wird bei uns überhaupt nicht ventiliert, wir stehen sozusagen über der Religion", und obwohl ein Redner die Frauen ermahnte, dass sie sich nicht zu sehr auf das Christentum einlassen und sich lieber mit Häckel beschäftigen möchten, wurde in der ziemlich ausgedehnten Diskussion, der mehrere Reden, z. B. auch eine über das politische Stimmrecht der Frauen, und erst ganz zuletzt der erwähnte Vortrag über das kirchliche Wahlrecht vorangegangen waren, nahezu ausschliesslich über das kirchliche Frauenstimmrecht gesprochen. Ein Beweis, dass wirklich ein Interesse an der Kirche und nicht bloss an dem Recht der Frauen die Versammlung beherrschte. Dass aber dieses kirchliche Interesse religiös orientiert war, kam m. E. darin zum Ausdruck, dass nicht etwa über die Durchführbarkeit der Forderung oder ähnliches verhandelt wurde, sondern dass im Mittelpunkt aller Diskussionsreden die Frage stand, wie Luther, wie das neue Testament, wie vor allem Jesus sich zu den Frauen gestellt habe. Ebenso hat nach dem Vortrag von Frl. Zietz die Diskussion den Verlauf genommen, dass man die Dozenten fragte: „ob sich in den Reden Jesu ein direktes Verbot der vollen Gleichberechtigung von Mann und Frau finden lässt". Diese Frage[1]) zeigt deutlich, dass sie von Laien gestellt ist, aber gerade das gibt ihr eine typische Bedeutung: das Evangelium „wie es Jesus verkündigt hat", abgegrenzt auch gegen Paulus; eine Begeisterung für den historischen Jesus, wie sie etwa in Weinels „Jesus im 19. Jahrhundert" zum Ausdruck kommt, ist es,

1) Noch mehr freilich die zweite nach den „Verfassungen der Urgemeinden". Die z. T. ausführlichen historischen Darlegungen, mit denen diese Frage von den Dozenten beantwortet ist, sind hier übergangen.

Digitized by Google

was heute vielen Laien am Herzen liegt.

Ist Jesu Autorität nun für oder wider das Streben der Frauen nach kirchlichem Stimmrecht in Anspruch zu nehmen? Die befragten Professoren schicken ihrer Antwort fast sämtlich eine Polemik gegen die Frage voraus. Freilich: „Jesus hat (Mark. 3, 35) gesagt: Wer irgend den Willen Gottes tut, der ist mir Bruder, Schwester, Mutter! Die fromme Frau ist ihm also ebenso innig verwandt, wie der fromme Mann“ (Prof. Otto Pfleiderer). Ja: „man kann sagen, dass er die Frauen als besonders wichtig betrachtet“, wenn er auch „die Missionsarbeit nur Männern übertragen hat“ (Tröltsch). „Tatsächlich hat er schon durch sein Wort von der Ehescheidung die Stellung der Frau gehoben, eine weitere Hebung war Frucht seines Geistes und eine noch höhere innerhalb der Grenzen, die durch die von Gott gesetzte Geschlechtsdifferenz gegeben sind, liegt in der Entwicklung seiner Gedanken“ (Simons); aber das ist auch alles, was sich sagen lässt. Im übrigen „erweckt es Bedenken, Jesus über eine moderne Frage zu examinieren“ (Simons); denn „es ist eigentlich zur Genüge gesagt, dass die ersten Christen sich für sozialen Fortschritt (in modernem Sinne) nicht interessierten und in dieser Beziehung keine Forderungen aufstellen konnten, weil sie in Kürze das Ende dieser Welt und damit das Aufhören aller irdischen Beziehungen erwarteten“ (Gemeindebote 1903 S. 364), und in den Reden Jesu ist überhaupt „nichts im Sinne einer Rechtsfestsetzung, sondern nur als Aufruf zu einer Umgestaltung der Gesinnung gemeint“ (Sell). Wie schmerzlich ein religiöses Gemüt diesen Verlust der unmittelbaren Autorität Jesu für die einzelnen Fragen des Lebens empfindet, sieht man besonders aus dem Aufsatz einer Diakonissin (Gem.Bl. Nr. 49), in dem wir lesen: „Jesus war ein Kind seiner Zeit! Nein, Jesus ist der Christus, d. h. Erlöser aller Zeiten und gerade unserer Zeit. Er hat die Frauen geheilt von ihrer Blindheit. Wir sind sehend geworden durch viele Tränen und Schmerzen, dass wir den Weg der Wahrheit klar vor unsern Augen sehen und ihn wandern müssen aus dem Geiste der Wahrheit unseres Gewissens heraus. Darum klopft die Frau an die Pforten der Kirche.....“ Das ist auf anderem Gebiet ein ähnliches Empfinden wie das, dem Naumann in seinen „Briefen über Religion“ so schmerzlich Lebewohl sagt: „Dass man etliche alte Glaubenslehren nicht mehr glauben kann, geht weniger tief, als die schmerzliche Erfahrung, dass man auch nicht imstande ist, die praktische Lebensauffassung Jesu direkt in die Gegenwart hineinzuübersetzen“, bezw. die einzelnen Pflichten des modernen Lebens unter seine Autorität zu stellen.

Und doch sollten wir nicht klagen, dass wir uns nur in der Grundrichtung unseres Lebens von Jesus bestimmen lassen, in vielen Einzelfragen aber keine unfehlbare Autorität befragen können; denn „wenn eine christliche Gemeinde nicht Recht und Freiheit hat, in diesen und ähnlichen Fragen selbständig zu entscheiden, nämlich nach ihren Bedürfnissen und nach dem, was die Gegenwart zur Erbauung und zum Nutzen des Ganzen fordert, dann würde der Titel „christliche Freiheit“ ein Spott sein oder ein leeres Gerede“.

In diesen Worten aus Harnacks Brief ist der Gesichtspunkt angegeben, der für die Beurteilung der Forderung wohl allein massgeblich sein kann. Nur dann ist das kirch-

Digitized by Google

liche Frauenstimmrecht zu fordern, wenn es den Bedürfnissen der heutigen Gemeinde entspricht. Ist das der Fall? „Wir sehen die langen Reihen der Kirchenbänke zu vier Fünfteln etwa mit Frauen gefüllt, die Sakramente werden von Frauen weit mehr als von Männern benutzt, und der Mann, der das Wort lehrt und die Sakramente verwaltet, er sollte ein Beauftragter der Gemeinde sein. Es ist ein schöner Gedanke, dass eine freie, priesterliche Gemeinde selbst denjenigen erwählt, von dem sie ihr tiefstes Leben beeinflussen lassen will. Aber der Gedanke wird zum leeren Spiel, wenn die Auftraggeber von den Diensten des Beauftragten keinen Gebrauch machen, die aber, die in erster Linie davon Gebrauch machen, nicht Auftraggeber sind." (Gemb. 1903 S. 178.) Die Tatsache, die hier beschrieben wird, kann niemand bestreiten; man mag sie eine „leidige Tatsache" nennen (Achelis) — ich glaube, dass sie das ist — aber liegt es nicht wirklich im Interesse der Gemeinde „dass die, die am treusten die Kirche besuchen, auch das Stimmrecht haben bei der Wahl" (Achelis)? Und weiter: ist es nicht schädlich für die Kirche, „Frauen und Müttern Passivität in kirchl. Fragen zu gebieten, in einer Zeit, wo in vielen Häusern über den Kindern fast nur die Mutter waltet, weil der Vater im Geschäft ist" (Gemb. 1903 S. 365)? Von den Einwänden, die gegen diese Argumente erhoben sind, ist der billigste dieser: Warum denn? die Frauen haben doch die Möglichkeit, ihren Gatten in seinem Urteil zu Hause zu bestimmen. In Wahrheit kommt ja trotz aller Männerprivilegien meistens der Kandidat oder die Sache der Frauen zum Siege — eben durch den Einfluss am Familientisch und in der Feierabendstunde. Dieser Einwand sollte nicht öffentlich erhoben werden; er ist von vornherein dadurch gerichtet, dass man ihn nur mit liebenswürdigem Lächeln gesprochen hört. Einen anderen, legitimeren Modus, ihre kirchliche Meinung auch ohne Wahlrecht zur Geltung zu bringen, haben die Frauen in Bremen gefunden: „Bei der Pastorenwahl in der Friedenskirche haben sich jüngst die Frauen zusammengetan, die Probepredigten genau kontrolliert und ihr Votum dem Wahlkörper übermittelt. Der Frauenpastor ist in diesen Tagen gewählt." (Achelis.) Sicherlich ist aber auch dieses Verfahren mehr ein Symptom des ernstlichen Strebens vieler Frauen nach grösserem Einfluss in der Kirche als ein Weg, der sie zu diesem Einfluss führt.

Nun erheben sich aber gewichtige Stimmen, die diesen grösseren Einfluss der Frau, wie sie ihn durch das Wahlrecht in der Kirche haben würde nicht allein überflüssig, sondern gefährlich finden. Charakteristisch ist in dieser Beziehung folgende Anekdote, die im Gemeindeboten (1904. S. 3) ins Feld geführt wird: „Bei der letzten Predigereinführung in St. Petri trat nach Schluss des Gottesdienstes eine Dame an mich heran mit den Worten: „Bitte, sagen Sie mir, ist der Herr, welcher eben eingeführt ist, gläubig oder freisinnig? Die Dame hatte die Predigt des jungen Predigers angehört, aber sie wagte nicht, nach dem empfangenen Eindruck selbst zu urteilen, ob sie sich ferner unter seinen Zuhörern einfinden dürfe; sie bedurfte dazu erst des Parteistichwortes . . . . . Bekanntlich sind Damen sehr geneigt, leidenschaftlich Partei zu ergreifen . . . . stets aber waren die leidenschaftlichen Parteigänger die grösste Gefahr für das Gedeihen der Kirche." Neben der hier gerügten Ur-

Digitized by Google

teilslosigkeit mancher Frauen, die sie doch wohl mit vielen wahlberechtigten Männern teilen, wird vor allem zweierlei am Frauenstimmrecht als gefährlich für die Kirche bezeichnet. Das erste ist das, was schon dem Apostel Paulus (oder, wenn die Bedenken gegen die Echtheit der Stelle begründet sind, einen späteren Glossator) zu dem Worte veranlasst hat: „Die Frauen sollen in den Gemeinden schweigen" (1 Kor. 14, 34): dass nämlich die grössere Gefühlswärme, das leidenschaftliche Sich-Hingeben an die Religion, der „Enthusiasmus" weiblicher Frömmigkeit eine aktive Beteiligung der Frauen an der Ordnung der Gemeindeangelegenheiten unzuträglich erscheinen lassen. Wenn man an Spiritismus und Gebetsheilungen und manches andere denkt, wird man vielleicht zugeben, dass „die Gefahren des Enthusiasmus noch heute ebenso bedenklich sind, wie sie es in der Kirche des 2. Jahrhunderts gewesen sind." Einen ähnlichen Einwand erhebt Prof. Achelis in seinem Briefe: „Ich habe jährlich etwa 60 oder 80 Predigtbücher durchzusehen; der Eindruck ist ganz überwiegend, dass die Predigten fast allgemein an das religiöse Gefühl sich wenden unter Vernachlässigung des religiösen Gedankens. Es ist in der weiblichen Natur begründet, dass das unmittelbare Gefühl ihre Stärke ist; folgt die Frau dem unmittelbaren Gefühl, so trifft sie meistens das Richtige, fängt sie dagegen an zu reflektieren, so wird sie unsicher. Haben nun die Frauen das kirchliche Wahlrecht, so steht eine verhängnisvolle Verweichlichung der Predigt in naher Aussicht und die Männerwelt ist für die Kirche fortschreitend verloren." Gegen dieses m. E. sehr gewichtige Argument sagen die interessierten Frauen und ihre Freunde, dass man ein Ueberwiegen des weiblichen Elements dadurch verhindern könne, dass „eine Zahl weiblicher Abgeordneter für die kirchlichen Körperschaften festgesetzt würde, die nicht überschritten werden darf", dass ferner die Männer gerade durch die Besorgnis, eines Machtgebietes verlustig zu gehen, zur Ausübung ihrer kirchlichen Rechte getrieben werden dürften, und dass endlich die allmählich immer besser werdende Bildung der Frauen die Gefahren des weiblichen Enthusiasmus immer mehr beschränken werde.

Sodann wird vielfach erwogen, ob „die Ausdehnung des kirchlichen Stimmrechts auf die Frauen" einstweilen nicht in sofern eine Gefahr bedeute, „als es voraussichtlich von der ganz überwiegenden Mehrheit in einseitig traditionellem Sinne ausgeübt werden würde." Else Pfleiderer erwidert auf diesen Einwand: „durch den Gedankenaustausch vor jeder Wahl wird die Frau gezwungen, ihr religiöses Leben mit den Kulturproblemen in Berührung zu bringen, ihre religiösen Gedanken zu revidieren und mit ihrem übrigen Wissen auszugleichen . . . . Viele Frauen werden auf diese Weise für ein freieres Christentum gewonnen werden; diejenigen, bei denen das nicht der Fall ist, haben aber natürlich das volle Recht ihrer Ueberzeugung als eine im Kampfe behauptete auch in der Gemeinde zu vertreten.

Auf den für den Gang der Verhandlungen bedeutungsvollen Einwand endlich, dass das Frauenstimmrecht in der Kirche zu verwerfen sei, „weil nach einem allgemeingültigen Satz der christlichen Ethik auch unserer Zeit" „Mann und Frau von aussen her als eine Einheit betrachtet werden sollen" und diese äussere Einheit durch das Frauenstimmrecht gefährdet erscheine (Dr. Rode Gemb. S. 365) wurde im Gemeindeboten erwidert, dass vom

Digitized by Google

Standpunkt der christlichen Ethik schwerlich „dem äusseren Eindruck" ein solches Gewicht beigemessen werden dürfe. Ausserdem sagt Weinel wohl mit Recht in seinem Briefe: „(Dass das Frauenstimmrecht die Liebe zwischen dem Ehegatten vernichtet) das kann wohl der Fall sein. Aber dann müsste auch das Männerstimmrecht von Christen verworfen werden; denn auch dieses vernichtet sehr oft die Nächstenliebe . . . Aber echte Jünger Jesu werden die Versuchung hier wie dort überwinden."

All diese Einwände und ihre Bestreitung entscheiden die Frage nicht: Die Entscheidung kann nur in der Erwägung liegen, ob es in der Kirche positive Aufgaben für die Frauen gibt, die zu lösen, ihnen das Stimmrecht förderlich ist. „Im allgemeinen kann ich ein Unbehagen nicht überwinden, wenn vorzugsweise oder ausschliesslich von Rechten, nicht von Pflichten geredet wird; dass die Frauen grosse Pflichten zu erfüllen haben, ist mir nicht zweifelhaft" (Achelis). Ueber diese Pflichten und die Bedeutung des kirchlichen Stimmrechts für ihre Erfüllung, sagt Prof. Pfleiderer: „Nach meiner Meinung hat die Kirche in unserer Zeit so dringende soziale Aufgaben zu erfüllen, dass sie hierzu der tätigen und regelmässigen, also gesetzlich organisierten Mitwirkung der Frauen notwendig bedarf. Daraus ergibt sich, dass den Frauen Sitz und Stimme in den kirchlichen Gemeindevertretungen zu gewähren sein wird. Sie können schwerlich auf ein Stimmrecht in den Kommissionen für Armenpflege und sonstige soziale Fürsorge beschränkt werden, sondern werden, wenn sie einmal hierin als stimmberechtigte Mitglieder anerkannt sind, auch sonst in allen Fragen des kirchlichen Lebens mit gleichem Rechte zur Mitwirkung zuzulassen sein. Dann wird ihnen auch das aktive Wahlrecht zu den Kirchenvertretungen nicht wohl vorenthalten werden können. Wer mitwirken soll, der muss auch mitraten dürfen, und wer mitraten darf, muss auch mitwählen können; das scheint mir eine so einleuchtende Konsequenz zu sein, dass sie sich durch die Logik der Sache selbst mit der Zeit durchsetzen muss. Das wird um so rascher sich vollziehen, je mehr die Frauen durch ihre tatsächlichen Leistungen für das soziale Gemeindeleben ihre faktische Unentbehrlichkeit nachweisen. — (Während zu hoffen und zu vermuten ist, dass wir in Deutschland von Predigerinnen noch sehr lange verschont bleiben) wäre kaum etwas dagegen einzuwenden, dass Frauen in ausserkirchlichen Versammlungen von religiösen und sozialen Vereinen gelegentlich das Wort ergreifen, um aus ihrer Erfahrung und Einsicht heraus erziehlich auf die Hörer und Hörerinnen einzuwirken. Wenn wir einmal weibliche Fortbildungsschulen haben werden, dann wären hier Lehrerinnen auch für Religion am Platz. Diese könnten aber recht wohl auch sonst unter den Erwachsenen vorzüglich ihres Geschlechts, durch erbauliche und belehrende Vorträge zur Weckung und Pflege des religiösen Lebens und sittlichen Pflichtgefühls wirksam sein. Damit hätten wir wieder die öffentlich betende und „weissagende" Frau, wie im Urchristentum. Aber noch weit wichtiger als diese ist die Diakonin d. h. Arbeiterin an der organisierten, sozialen Fürsorge im Gemeindeleben". Aehnlich hat sich in der Christlichen Welt (1903, Sp. 920) Rudolf Otto über kirchliche Pflichten und Aufgaben der Frauen geäussert. Auf seine Ausführungen wurde auch in den Hamburger Versammlungen Bezug genommen.

Digitized by Google

Die erwähnte Petition des deutschen Vereins für Frauenstimmrecht spricht von den „günstigen Erfahrungen", die mit dem Frauenstimmrecht „in Norwegen, Schweden, Irland, einzelnen Schweizer Kantonen, der reformierten Gemeinde in Hamburg, in Australien und Amerika" gemacht seien. Professor Nippold weist in seinem Briefe ohne persönlich für die Frauenforderung einzutreten, auf die „Mennonitengemeinden" hin, „deren ganze Verfassung, zumal in ihrer Stellung zum Staate, vorbildlich für die Grosskirche genannt werden können, und die jenes Stimmrecht haben." In den Ditmarschen soll das kirchliche Frauenstimmrecht, am Grundbesitz haftend, lange bestanden haben. „In der Unionsurkunde 1827 über die Vereinigung der reformierten und lutherischen Gemeinden Cleve, bei welcher die Stimmen aller Gemeindeglieder eingesammelt worden waren, finden sich da Unterschriften sämtlicher selbständiger Frauen beider Gemeinden, deren Stimmrecht in Glaubens- und Gewissenssachen also förmlich anerkannt worden ist." (Gemb. 1904 S. 4.) Ueber die hervorragende Beteiligung der Frauen am Gemeindeleben der Brudergemeinde ist vor kurzem in der Christlichen Welt 1904 Sp. 37 berichtet. Es wäre vielleicht wünschenswert über die praktischen Erfahrungen, die mit dem Frauenstimmrecht gemacht sind, noch Genaueres zu hören.

Aus Strassburg erfahren wir, dass dort „mehrere Geistliche, und zwar auch solche konservativer Richtung nicht nur privatim, sondern auch öffentlich mündlich und schriftlich für das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten eingetreten sind" (Lobstein). Aehnliches ist auch in andern Gegenden der Fall. Es ist die Absicht dieses Referates, die für die Sache interessierten kirchlichen Kreise von dem zu unterrichten, was in Hamburg dafür und dawider gesagt ist. Es will mir scheinen, dass es für die Sache günstiger ist, wenn sie von kirchlicher Seite erörtert und betrieben wird, als wenn sie in Händen des deutschen Vereins für Frauenstimmrecht ruht, dem für ihre Inangriffnahme und bisherige Führung Dank gebührt[1]).

Hans Schmidt.

1) Nachträglich höre ich, dass in der Pfingstwoche Pfarrer Güder (Aarwangen Ct. Bern) in Basel im Kreise der „Freunde der Christl. Welt" über das „kirchl. Wahlrecht der Frauen" sprechen wird.

Individualismus und Gemeindeglaube.

Zur Frage des geistlichen Volkslieds in der Kirche.

Von

Walther Wolff, Pfarrer in Aachen.

Es liegt mir fern, die Erörterung über die Frage: „Neue religiöse Lieder?" (Jahrg. 2, S. 399 ff.) und: „Das geistliche Volkslied in der Kirche" (Jahrg. 3, S. 151 ff.) in der Weise einer persönlichen Debatte mit meinem verehrten Gegner hier weiter zu führen. Derartige Rede und Gegenrede kann einen weiteren Leserkreis auf die Dauer nicht interessieren. Sie würden schliesslich eine ähnliche verdriessliche Stimmung hinterlassen,

Digitized by Google

wie die Versammlungsdiskussionen, die das Motiv variieren: ich bin missverstanden worden. Aber die Sache selbst ist allerdings wichtig genug; sie spielt in die Praxis des Amts und in die religiöse Volkskunde in gleicher Weise hinein.

Und zwar handelt es sich dabei m. E., kurz gesagt und Jüngst zum Trotz, um die praktische Frage: Was tun wir, um den alten Choral wieder populär zu machen? Unter „altem Choral" verstehen wir dabei, wie ich S. 401 angegeben hatte, nicht etwa allerlei hymnologischen Schund, sondern „unsere gangbaren Choräle". Diese Choräle werden zwar im Gottesdienst, wo der Pfarrer den Ton angibt, gesungen, aber sie sind nicht volkstümlich. Populär ist vielmehr das wirkliche Volkslied, zumeist das aus dem letzten Jahrhundert. Darum eben wird nun behauptet, dass man auf eine Wiederbelebung des alten Chorals verzichten müsse, weil das Empfinden unserer Zeit sich dagegen sträube, weil der Choral auch diese Wiederbelebung nicht verdiene, zumal wir über einen Schatz neuer religiöser Lieder verfügten, wie er dem modernen Fühlen mehr entspreche; leider aber könne man sich, aus was für Gründen immer, aus romantischen oder archaistischen oder hyperkonservativen Stimmungen heraus, noch immer nicht bequemen, diese unerfreuliche Tatsache anzuerkennen.

Ich hatte dem gegenüber den Zweifel daran ausgesprochen, ob dieser Schatz neuer religiöser Lieder wirklich so reichaltig sei, dass man der allgemeinen Abneigung gegenüber dem alten Choral ruhig zusehen könne. Ausdrücklich war dabei bemerkt worden, dass es sich damit zunächst nur um ein persönliches Geschmacksurteil handeln könne. Aber es unterliegt keinem Zweifel, dass ich mit diesem Urteil nicht allein stehe. Ich fühle mich in dieser Gesellschaft „archaisierender" Theologen, und also von Fachleuten, in dieser Sache immer noch wohler als in „der wirklichen evangelischen Kirche, d. h. der christlichen Laienschaft unter sich", und weiss: es geht unter ihnen vielen Kundigen, wie mir: die Begeisterung, die wir für „das gute geistliche Volkslied etwa auf Spitta-Sturmschem Niveau und entsprechenden musikalischen Ausdruck von Mendelssohn'scher Höhe" aufbringen können, ist aus guten Gründen nicht sehr hoch. Ich sehe mich auch in keiner Weise verpflichtet, mir dies „Stilgefühl" mit oder ohne Mühe abzugewöhnen. Darum braucht man sich ja denn nun doch nicht „das helle Auge für das Gute, das in der Gegenwart vorhanden ist, trüben zu lassen".

Das tut man m. E. aber auch durchaus nicht. Es hat sich vielmehr, wie es scheint, eine gewisse Uebereinstimmung in weiten Kreisen der ev. Kirche und gerade unter Hymnologen gegenüber dem ausgeprägt, was man aus neueren religiösen Liedern für den kirchlichen Gebrauch probiert hat. Mir war dafür ein genauerer Vergleich zwischen zwei neueren Gesangbüchern, dem „rückständigen" Rheinisch-westphälischen und dem für Elsass-Lothringen lehrreich. Aus beiden Gesangbüchern habe ich die Lieder aus dem 19. Jahrhundert zum Vergleich herangezogen. Nehmen wir dabei beide Bücher als Ganzes in allen ihren Teilen, so ergibt sich die überraschende Wahrnehmung, dass das „rückständige" 66 Lieder aus diesem Zeitraum, das andere 63 aufgenommen hat. Sehen wir bei ersterem von dem Anhang geistlicher Lieder ab und bei dem elsass-lothringischen von der Abteilung für den Kindergottesdienst, so hat Elsass-Lothringen für den kirchlichen

Digitized by Google

Gebrauch aus neuen religiösen Liedern (des 19. Jahrhs.) 55 approbiert und Rheinland-Westphalen 54. Das ist doch eine auffallende Uebereinstimmung bei zwei Büchern, die so durchaus unabhängig von einander entstanden sind. Diese Uebereinstimmung zeigt sich in ganz charakteristischer Weise auch bei einzelnen Dichtern, die in beiden Gesangbüchern berücksichtigt sind. — Wenn man nun aber weiter bedenkt, dass zu dieser Auswahl von neuen religiösen Liedern über 40 Dichter des neunzehnten Jahrhunderts herangezogen sind, so kann man wirklich nicht sagen, dass man sich aus einer übertriebenen Vorliebe für den alten Choral gegen das neuere Lied steif ablehnend verhalten habe, und man darf billig daran zweifeln, ob eine reichlichere Auswahl, als sie die Gesangbücher heute aufweisen, nicht denn doch „das sentimentale Gereimsel des modernen geistlichen Liedes" schliesslich herangezogen hätte.

Ist das aber vorläufig der ganze Ertrag des neuen geistlichen Lieds für unsere Kirche, also 50—70 Lieder, wobei dann mancher bei dem und jenem noch ein Fragezeichen machen würde, mit demselben Recht, mit dem Jüngst hinter manchen alten Choral sein Fragezeichen setzt oder am liebsten den Blaustift durchziehen würde, dann bleibt doch die Frage offen: Wie machen wir den alten Choral wieder volkstümlich? Eine Frage, die Klingemann eben in dem Buch zu beantworten suchte, dessen Besprechung durch Jüngst der Ausgang unsrer Debatte war, und die ich deshalb überhaupt nicht zu beantworten gedachte. Denn wenn man auch nicht uneingeschränkt den dicken Gesangbüchern von heute mit ihren 500 bis 600 Liedern Freund ist, mit einem dünnen Heft von 100 Liedern können wir schliesslich unser reich und vielseitig entfaltetes gottesdienstliches Leben nicht tragen.

Dem allem gegenüber wird ja nun Jüngst bei seiner Gegenfrage bleiben: Wäre es nicht schon weltlich klüger, mit dem steif-feierlichen kirchlichen Stilgefühl zu brechen, von den alten Chorälen nur die wirklich guten, klassischen, die noch Boden im Volk haben, beizubehalten und im übrigen die moderne religiöse Lyrik samt ihrer Musik, natürlich unter scharfer Sichtung, voll auch in den Kultus einströmen zu lassen, damit unsre Kirche wenigstens wieder voll im religiösen und ästhetischen, dem wirklichen Leben der Gegenwart stehe? Und damit sind wir bei dem entscheidenden Punkt: Jüngst hält eine grössere Bereicherung unseres kirchlichen Gesangs aus dem Schatz der neueren religiösen Dichtung für möglich. In abstracto wird das jeder zugeben, und man darf ihn darauf vertrösten, dass sich wirklich Gutes schon Bahn brechen werde, etwas langsamer oder etwas schneller; darauf kommt schliesslich nicht so viel an. Nehmen wir aber in concreto einmal die Dinge, wie sie wirklich sind, dann scheint mir gerade die religiöse Stimmung unsrer Zeit mit ihrer besonderen Eigenart die Erfüllung von Jüngst's Hoffnung eher auszuschliessen als in Aussicht zu stellen.

In der Bestimmung dieser Eigenart bin ich ja wohl mit meinem verehrten Gegner eins. Er meint: unser religiöses Gefühl ist subjektiver, damit feiner und lyrischer geworden, und das zeigt sich auch in unsrer religiösen Dichtung. Ich habe das nur ganz kurz so ausgedrückt: wir sind individualistischer geworden, und habe dasselbe damit gemeint. Mit keinem Wort aber habe ich angedeutet, dass ich diese Entwicklung

Digitized by Google

der Religiosität für eine „Verirrung“ hielte. Es müsste einer sich selbst nicht kennen, wenn er nicht darin, gerade wie Jüngst, „einen wahrhaft gottgewirkten Fortschritt“ sehen wollte. Mit dieser Entwicklung aber, bei der wir übrigens wie bei jedem Fortschritt nicht nur etwas gewinnen, sondern auch etwas verlieren, was man schliesslich auf andere Weise zu ersetzen suchen muss, — mit dieser Entwicklung ist die Spannung zwischen Individualismus und Gemeinglaube, die dem Protestantismus eingestiftet ist, nur erhöht worden. Und das ist der Punkt, auf den es für uns hier ankommt. Was sich daraus für uns ergibt, das habe ich in meinen ersten Ausführungen, die kurz sein wollten, so ausgedrückt: „Wir sind individualistischer. Da droht populär zu werden, was oberflächlich ist“.

In der Tat! Das Kirchenlied ist der poetische Ausdruck des Gemeinglaubens. Unsere Zeit drängt nach der Seite des Individualismus. Das Schönste und Kraftvollste, was sie an religiöser Lyrik hervorgebracht hat, ist auf diesem Wege gewachsen. Es will gar nicht Ausdruck des Gemeinglaubens sein, und es ist fraglich, ob es das jemals werden kann. Wollen wir unsern Kirchengesang aus diesen neuen Schätzen bereichern, dann müssen wir gerade auf das Beste und Höchste daraus verzichten, und es droht dann allerdings populär zu werden, was oberflächlich ist. Man braucht sich ja doch nur unsere neue religiöse Lyrik anzusehen. Ihre wirkliche Schönheit beruht darin, dass sie wunderbare Töne für unser Gottsuchen und unsere Gottessehnsucht gefunden hat. Das hilft uns nicht für unsern Kirchengesang. Denn das Wesen unseres Gottesdienstes ist, dass er uns über das Suchen und die Sehnsucht hinausführt; will und soll er das nicht mehr, dann haben wir vielleicht noch eine „neue Gemeinschaft“, aber keine Kirche mehr. Und so scheint mir, dass auch eine sorgfältigere, wohlwollendere Durchprüfung neuerer religiöser Lieder eine wesentliche oder erfreuliche Bereicherung unseres Schatzes an Kirchenliedern nicht bringen würde. „Eine Zeit kann eben nicht alles haben“. Unsere Zeit hat unserer Kirche andere Gaben erarbeitet, die auch ihren Wert haben; man muss nur erkennen, was man kann, und wollen, was man kann! Und so bliebe denn doch die von Jüngst stark abgelehnte Frage: Wie machen wir den Choral wieder volkstümlich?

Man ist ja darum nicht genötigt etwa ganz darauf zu verzichten, die Schätze, die auch in unserer Zeit religiöse Lyrik zu Tage gefördert hat, für unser religiöses Leben fruchtbar zu machen. Gerade, weil wir in unsern Gemeinden Veranstaltungen genug haben, die ergänzend dem Gottesdienst in der Kirche zur Seite treten. Und damit sind wir beim „Missionskaffeeklatsch“, wie Jüngst das nennt. Er fragt gegenüber meiner Kritik: Was soll man denn da singen, wenn man doch singen will und die Choräle zu gut und das geistliche Lied zu schlecht ist? Erstlich einmal, die Gemeinde soll nicht zu viel singen; sonst wird der Gesang zum frommen Lärm. Um der Wahrhaftigkeit und Tiefe der Frömmigkeit willen ist es Pflicht, darauf hinzuarbeiten, dass die Gemeinde sich nicht an gedankenloses Beten, Danken, Loben und Geloben gewöhnt, auch nicht im Gesang. Und ich weiss nicht, wie man das anders erreichen will, als indem man auch darauf hält, die Ueberfülle der gemeinsamen Gesänge, von der man hier im Westen wenigstens traurige Proben erleben

Digitized by Google

kann, einzudämmen. Zweitens aber bieten gerade derartige Veranstaltungen willkommene Gelegenheit, den schönen Reichtum einer individualistischen, religiösen Lyrik für die Gemeinde fruchtbar zu machen, und gerade so, wie es ihrer individualistischen Eigenart entspricht. Dafür haben wir eben Deklamation, Sologesang und Chorgesang. Das erfordert zwar eine religiös und ästhetisch gewissenhafte Durcharbeitung des Programms, eine sorgliche Vorbereitung und damit viel mehr Arbeit, als sie häufig an diese Dinge gerückt wird; aber es ist auch eine „Arbeit des Schweisses der Edlen wert". Aehnliche Tendenzen können wir ja auch bei gewissen gottesdienstlichen Veranstaltungen — diese im weiteren Sinne verstanden —, Volkskirchenkonzerten u. s. w. verfolgen.

Für den Gemeindegottesdienst aber vor allem, der schliesslich doch, wie er heute ist, auf absehbare Zeit das Rückgrat für unser religiöses Leben bilden wird, können wir nicht auf das ernste Streben verzichten, auch den alten Choral wieder mehr volkstümlich zu machen, und nicht nur, weil das neue religiöse Lied, wie oben ausgeführt, einfach zahlenmässig den Bedarf nicht decken kann. Oder sollen wir ruhig zusehen, wenn „die grossen, klassischen Choräle aus dem Volksmunde verschwinden", was doch auch Jüngst bedauert? Sollen wir uns damit begnügen, dass wir das nun einmal nicht hindern können? Aber, wenn wir es doch beim besten Willen und aus guten Gründen nicht fertig bringen, dieser Stimmung unseres evangelischen Volkes Recht zu geben? Dann müsste man sich also dem ästhetischen Urteil der breiten Masse fügen. Wer tut das denn heute noch mit gutem Gewissen? Heute, wo die Erziehung zur Kunst überall auf der Tagesordnung steht? Da darf die Kirche und die vor allem, die für ihre Entwicklung die Verantwortung tragen, gewiss nicht zurückstehen. Ja, man müsste sich zu einem guten Teil auch dem religiösen Urteil der Masse fügen, ihm nachgeben, sich ihm anbequemen. Das mag der Katholizismus tun. Der Protestantismus darf das nach seinen besten Grundsätzen nicht; er darf auf den Optimismus, mit dem er jedes Glied der Kirche auf die gleiche Höhe religiöser Kraft und Innerlichkeit wenigstens heben will, nicht verzichten. Wir treiben wohl religiöse Volkskunde. Wir wollen sorgfältig hineinhorchen in die Stimmungen und Urteile und Wünsche des evangelischen Volkes. Aber was für uns dabei herausspringt, das darf nicht eine Anerkennung des Bestandes sein, sondern nur die Erkenntnis, wo wir anknüpfen können, um dann weiter zu führen. Und das auf unsern Fall angewandt: soll dasselbe Volk, das in künstlerischen Dingen so deutlich eine wohlverständliche Unbildung zeigt, mit einem Mal in seinem Urteil der religiösen Poesie gegenüber respektiert werden? Oder haben die Sachkundigen da nicht die Pflicht, unter keinen Umständen auf das Recht der Führung und Erziehung zu verzichten?

Der Aufgabe, den guten Choral wieder volkstümlich zu machen, so schwer sie ist, dürfen wir uns also nicht entziehen.

Dazu kommt aber noch ein Letztes. Der alte Choral ist der Ausdruck der Frömmigkeit, aus der unsere Frömmigkeit herausgewachsen ist. Historia non facit saltum! Und wir haben ein wesentliches Interesse daran, das Bewusstsein davon zu wecken und wachzuhalten, dass unsere Frömmigkeit nicht aus eigenem Grunde allein gewachsen ist, und

Digitized by Google

dass wir unsere Frömmigkeit auch aus der vergangener Tage nähren und stärken müssen. Und dafür gerade hat auch der alte Choral seinen hohen Wert. In der Tat, wir pflegen ihn um des Ernstes und der Kraft der Frömmigkeit willen, die aus ihm spricht, und weil wir alle Wege suchen, auf denen wir auch unsrer Frömmigkeit Ernst und Kraft geben können. Zugleich aber ist er uns gerade für unsere individualistische Frömmigkeit das Mittel, die nötige Ergänzung für sie von dem Gemeinglauben her zu bringen. Auch darauf dürfen wir nicht verzichten. Und das ist auch gewiss, dass dessen Ausdruck im Lied der Gemeinde noch am eindrücklichsten, aber auch am erträglichsten ist.

Und so, scheint mir, haben wir von vielen Seiten her Recht und Pflicht, weiter daran zu arbeiten, den alten, guten Choral volkstümlich zu machen.

Kirchliche Chronik.

Die parlamentarischen Verhandlungen, die nunmehr hinter uns liegen, erregten das Interesse des deutschen Volkes wesentlich in zwei Richtungen: sie brachten den energischen Protest gegen die romfreundliche Politik der Regierung und die völlige Enthüllung des sozial-reaktionären Programms der kleinen, aber einflussreichen Partei der Kreuzzeitung.

Der Chronist wird zunächst versuchen, in dieser und der bald nachfolgenden Chronik einen Ueberblick zu geben über die parlamentarische Lage, die ihn vor kurzem veranlasste, in Kiel eine von starker entgegenkommender Stimmung getragene Evangelische Bundesrede zu halten über das Thema: Römische Triumphe auf deutscher Erde. Ich knüpfte an an die Rede meines seligen Vaters, des Strassburger Historikers, die als Flugblatt des Evangelischen Bundes 1887 ausging unter dem Titel „Römische Triumphe“ und den Nachweis lieferte für die überraschende Tatsache: derselbe Katholizismus, der über die ihm ausschliesslich oder doch fast ganz unterworfenen Völker seine Herrschaft so geübt hat, dass diese Völker in ihrem Allgemeinbefinden aufs tiefste geschädigt, speziell ihr religiöses Leben nahezu zerstört worden ist, der die eigentlich katholische Welt für die grossen Aufgaben Roms mehr oder weniger ohnmächtig findet, hat seine ganze Lebenskraft in den germanischen Gebieten, und zwar nicht etwa in den katholischen Staaten der germanischen Welt, sondern in den protestantischen. Das erklärt sich z. T. daraus, dass diese katholischen Kräfte protestantisch geschult, von protestantischer Kultur ergriffen und entwickelt sind; zum andern Teil aber aus unserer Schwäche und Torheit: wir haben ihrer demagogischen Taktik den unschätzbaren Vorteil zufallen lassen, dass sie überall die Katholiken als zurückgesetzt und verkürzt darstellen können, und nach dem Ende des überspannten Kulturkampfes Konzessionen gemacht, die das protestantische Staatsideal glattweg verleugnen, in dem das bleibende Recht des Kulturkampfes liegt. Der Redner von 1887 schloss mit den sein Testament enthaltenden Sätzen: Wür-

Digitized by Google

den wir uns nicht die Kraft zutrauen, uns aus den jüngsten Niederlagen (gegenüber Rom) wieder aufzurichten, „dann hätten wir in der Tat wenig Grund, uns der wiedererstandenen Herrlichkeit des deutschen Reiches zu freuen, da das deutsche Volk dann in demselben Masse innerlich verarmt und verkümmert wäre, in welchem seine äussere Macht gewachsen ist. Aber freilich: für jedes Volk ist bisher der Moment kritisch gewesen, wo seine Macht sich glänzend erhob. Das haben Spanier, Franzosen, Engländer nach einander erfahren. Auch uns droht unzweifelhaft die Gefahr, dass „die Heiligtümer des inneren Menschen" von einem Geschlechte gering geschätzt werden, welches in Macht und Genuss schwelgt."

Und diese pessimistische Perspektive im Abendrot der Bismarckschen Aera! Was sollen wir sagen, über denen die Sonne der Bülowschen Staatskunst in ihrem Zenit steht? Wir wollen ja nicht bestreiten, dass er dem Meister in formaler und diplomatischer Hinsicht manches abgeschaut; gerechter Weise müssen wir sogar zugestehen, dass wir für unseren temperamentvollen selbstregierenden Kaiser kaum einen geeigneteren hemmenden und ausgleichenden Kanzler finden könnten. Aber wie schmerzlich entbehren wir bei ihm je mehr und mehr das politische, geschweige protestantische Pathos, das bei seinem grossen Meister immer wieder reinigend durchbrach, wenn es galt, das Ideal einer „weltlichen Leitung des protestantischen Staats", auf die er eingeschworen war, gegen die internationale schwarze Macht zu behaupten. Dem Evangelischen Bunde wird es stets unvergessen bleiben, mit welchem kalten Ton der Gleichgültigkeit er alsbald nach seinem Amtsantritt die bewegte Klage des Evangelischen Bundes zurückwies, dass die Rücksicht auf vatikanische Empfindlichkeiten so weit getrieben wurde, dass man in Rom getrennte Kaisergeburtstagsfeiern abhielt auf der Botschaft beim Quirinal und auf der Gesandtschaft beim Vatikan. Ein gerechtes, nicht von konfessionell-kirchlichem Interesse eingeengtes Urteil wird dem Kanzler zugestehen müssen, dass augenblicklich im Reich wie in Preussen ein Regieren gegen die ausschlaggebende Partei undenkbar ist; wird sogar zugeben müssen, dass das Zentrum der Regierung in ihrer Welt- und Flottenpolitik wie in der massvoll reformerischen Sozialpolitik, für die beide jene zur gesunden Würdigung der diplomatischen Macht und der populären Strömungen erzogene Partei vorzüglich geschult ist, unersetzliche Dienste geleistet hat und auch jetzt wieder im entscheidenden Augenblick — Bewilligung neuer Offiziersstellen! — beigesprungen ist. Aber wir bestreiten, dass dieser allgemein politische Zusammenhang den Reichskanzler berechtigt, „die Heiligtümer des inneren Menschen", die preussischen Staats- und Bildungsideale und den protestantischen Charakter unserer Kultur zum Opfer zu bringen. Die in der Tat gewaltige Erregung, die seit der Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes nicht bloss vom Evangelischen Bund geschürt ist, sondern ihm immer neue Truppen zuführt aus konfessionell indifferenten Kreisen, zeugt dafür, dass das gebildete evangelische Volk das Vertrauen verloren hat zu dem Reichskanzler, vielmehr bei seiner oft erprobten Nachgiebigkeit neue römische Triumphe voraussieht. Diese Nachgiebigkeit gegen Rom, die sich mit einer überraschenden Schwerhörigkeit für die besorgten Klagen der protestantischen Volkskreise ver-

Digitized by Google

bindet, ist dem Reichskanzler nicht widerwillig abgerungen von den Erfordernissen der Staatskunst, sie erscheint immer mehr als eine konstitutionelle Schwäche seines persönlichen Wesens, nicht wenig gesteigert durch seine Vorgeschichte, die ihn zur persönlichen Dankbarkeit gegen die Kurie verpflichtet. Wenn wir dereinst diesen katholischen Kurs der Bülowschen Regierung im biographischen Zusammenhang erfassen werden, da wird uns offenbar werden, welchen Rückhalt Bismarck an seinen dem General von Gerlach gegenüber ausgesprochenen scharfen Beobachtungen katholisch-süddeutschen Wesens und an seiner durchaus protestantischen Häuslichkeit besass. Und was diese letzten Wochen zu des Reichskanzlers grossem Aerger die protestantischen Kreise zu dem „ewigen Geschrei" veranlasste, das war nicht die Aufhebung des § 2 an und für sich, nicht einmal als Glied einer Kette verwandter Nachgiebigkeiten, das war die teils instinktive teils klar bewusste Besorgnis vor den weiteren Niederlagen des protestantischen Staats- und Bildungswesens unter dem herrschenden katholischen Kurs.

Es wird meine Aufgabe sein, diesen katholischen Kurs zur anschaulichen Darstellung zu bringen. Da genügt nicht schon die Entwickelungsgeschichte der Aufhebung des § 2, da muss hinzutreten der Nachweis, wie die Zulassung der marianischen Kongregationen die Einheit und Freiheit unserer höheren Bildung in Frage stellt, zumal sie in der Konsequenz der Nachgiebigkeit im Trierer Schulstreit liegt, wie aber auch die preussische Universitätspolitik einfach rechnet mit dem Verzicht auf dies protestantische Bildungs- und Forschungsideal, wie andererseits die Volksschulpolitik des Ministers Studt durch die Wiederaufrichtung der geistlichen Schulaufsicht die fortschrittliche Lehrerbildung mit der offiziellen Schulluft in unheilbare Konflikte führt, wie aber diese alle Schulsysteme durchdringende reaktionäre Schulpolitik auch vorzüglich passt zu der von Konservativen und Zentrum vereint gelegentlich der lex Heinze vertretenen Kunstpolitik.

Aber gefährlicher noch als in Preussen wirkt der katholische Kurs in Süddeutschland und damit zurück auf das ganze Gefüge des Reichs. Denn jene Staaten mit katholischer Mehrheit können nur dann zuverlässige Reichsgenossen sein, wenn die geistige Vorherrschaft der protestantischen Minorität erhalten bleibt. Diese Vorherrschaft aber hat die Reichspolitik, so viel an ihr lag, systematisch geopfert in Elsass-Lothringen; der liberale Musterstaat Baden ist, nicht ohne Einwirkung von Berlin, am Ende Ursache der Aufhebung des § 2 geworden, überhaupt aber im Zuge einer romfreundlichen Versöhnungspolitik; und in Bayern beobachten wir die ersten Erfolge einer echt bajuvarischen Bildungspolitik, die ebenso preussen- wie bildungsfeindlich ist. Es ist meine feste Ueberzeugung, dass die Bülowsche Politik direkt zu einer Stärkung der die geistige und kulturelle Einheit des Reichs bedrohenden süddeutschen Partikularisten wie zur Mehrung der Reichsverdrossenheit der protestantischen Minderheit führen muss, womit ohne weiteres eine Schwächung unseres protestantischen Kirchenwesens gegeben ist.

Dazu „das ewige Geschrei!", das wir trotz allen Beschwichtigungsmahnungen des Reichskanzlers und der konservativen Korrespondenz nicht aufgeben werden, zumal wir bei aller Anerkennung der starken

Digitized by Google

Lichtseiten, die der Katholizismus im protestantischen Deutschland aufweist, entgegen unseren Freunden in der „Christlichen Welt“ von der ultramontan-jesuitischen Tendenz des römischen Katholizismus, von der Aussichtslosigkeit der germanischen Reform- und Rekreationsversuche und von der notwendig steigenden Entfremdung des vom Syllabus beherrschten Volkes von der protestantischen Geisteskultur überzeugt bleiben. Sollten uns die neuesten Enzykliken und Allokutionen des „religiösen“ Papstes Pius X. und die Beschimpfungen, die sein hochgelehrter Unterarchivar gegen „Luther und Luthertum“ unter fast allgemeiner Billigung der katholischen Presse gerichtet hat, nicht Recht zu solchem Pessimismus geben?

Aber sollten wir nicht an dieser Parole: „Fort mit der Zentrumsherrschaft!“ irre werden, wenn wir die neuesten, unendlich beklagenswerten Expektorationen der preussischen evangelischen Standesherren gegen den sozialreformerischen Kurs des Reichskanzlers bezw. gegen die Sozialpolitik des Grafen Posadowsky ernstlich auf uns wirken lassen? Die katholischen Standesherren haben sich ja wohl gehütet, diesen rücksichtslosen Ansturm gegen die Grundlagen unserer Reichsverfassung, gegen das Reichstagswahlrecht, gegen die soziale Versöhnungspolitik, welche die Sozialdemokratie nur mit geistigen Waffen überwinden will, ihrerseits zu unterstützen oder zu bekämpfen. Aber dass das Zentrum gegenüber dieser auf den Sturz Bülows oder doch Posadowskys hinarbeitenden konservativen Fronde der sichere Hort der gesunden kaiserlichen Sozial- und Volkspolitik sein wird, kann niemand bezweifeln. Die Verhandlungen des evangelisch-sozialen Kongresses, die unmittelbar bevorstehen, werden uns sicher in unserer festen Haltung auf der Seite der kaiserlichen sozialen Versöhnungspolitik nur bestärken. So stellt sich uns denn das schwerste Problem unserer inneren Lage vor Augen: Kann eine sozial-reformerische Politik in Deutschland im Hinblick auf die vaterlands- und ideallose, phrasenhafte Sozialdemokratie einerseits, auf die verhängnisvoll reaktionäre Haltung national zuverlässiger protestantisch-konservativer Elemente andererseits ohne Nachgiebigkeit gegen das Zentrum durchgeführt werden?

Man sieht, wir können nicht so leicht fertig werden mit dem regierenden Reichskanzler; wir können nicht so einfach einstimmen in den Ruf: fort mit dem katholischen Kurs des Grafen Bülow!

Kiel, 21. Mai 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Notizen.

Meyers grosses Konversationslexikon. Bd. 6. (Erdeessen bis Franzén) S. 906 M. 10,00. Der neue Band enthält eine Reihe den Laien trefflich orientierender Artikel aus den verschiedenen Gebieten der Theologie. Knapp, aber anschaulich wird über die Erlösung referiert, recht ausführlich werden die Essäer behandelt, die Artikel über Esra, Esther und Ezechiel lassen die gegenwärtige Problemstellung erkennen, A. H. Francke findet trotz seiner Schwächen im ganzen eine sympathische Darstellung. Bis in die jüngste Gegenwart ist das Referat über den ev. Bund geführt, sowohl hinsichtlich seiner Flugschriften, als der Angriffe von konservativer Seite auf den Bund. Weniger befriedigt der Artikel über den ev.-sozialen Kongress, der nur die Gründer, den ursprünglichen Zweck und die Arbeitsmethode des Kongresses nennt, aber von der inneren Geschichte schweigt. Der Artikel „Eschatologie" gibt zum Schluss insofern ein nicht zutreffendes Bild von der modern protestantischen Entwicklung, als der Einfluss Schleiermachers überschätzt wird. Eucherius, Evagrius Ponticus und Eskil von Lund hätten vielleicht aufgenommen werden können, jedenfalls der in der Geschichte und Kirchengeschichte Dänemarks bedeutende Eskil. (Bd. 3 fehlten die Bornholmer, ebenfalls eine Erscheinung der nordischen Kirchengeschichte.) Im Artikel „Erkenntnistheorie" hätte unter der Literatur Riehl's philosophischer Kritizismus genannt werden müssen. Doch dies sind kleinere Desiderata, die gegenüber dem sorgfältig redigierten Hauptstoff kaum schwer ins Gewicht fallen werden. Zu starken Bedenken gibt dagegen ein Artikel über Ethik Anlass. Er belehrt freilich im ganzen gut über die verschiedenen Richtungen innerhalb der wissenschaftlichen Ethik, und dass er offenbar vom Standpunkt der religionslosen Begründung der Ethik aus geschrieben ist, soll nicht moniert werden. Das ist das gute Recht des Autors. Wenn aber erklärt wird, dass die christliche Ethik mit der des Buddhismus und Schopenhauers übereinstimme, wenn neben Moses, Buddha und Zarathustra weder die Grundanschauung Jesu vom Sittlichen aufgedeckt noch überhaupt

Digitized by Google

sein Name genannt wird, wenn Luther und die protestantisch-theologische Ethik weder im Text noch in der Literatur — abgesehen natürlich von Schleiermacher — Erwähnung findet, so fällt dies ganz aus dem Rahmen der sonst in diesem Lexikon dem Leser entgegentretenden umsichtigen und sachkundig fundierten Berichterstattung heraus, und es wird einem ohnehin schon verbreiteten Vorurteil leider neue Nahrung gegeben.

O. Scheel.

Schweizerische theologische Zeitschrift, XXI., 1904 Heft 1. Zürich, A. Frick. In diesem ersten Vierteljahrs-Heft behandelt Otto Hopf die Frage: Ist die religiöse Laientätigkeit unserer Tage die Hilfe, welche unserer heutigen Kirche not tut?, Max Rüetschi die „Buddhistische Mission“ und K. Furrer „Die Weltanschauung der alten Babylonier“. Ein Anhang teilt den Tod des bisherigen Herausgebers F. Meili mit und gibt eine kurze Skizze seines Lebens. O. S.

Zwiespältige Empfindungen löst Heft 2/3 des Reiches Christi (Reich Christi Verlag, Berlin 1904) aus. Lepsius verficht wiederum den gesunden Grundsatz, die Laien mit der Notwendigkeit der historisch-kritischen Forschung an der Schrift vertraut zu machen und stellt seine Zeitschrift in den Dienst dieses Gedankens. Gleich darauf folgt eine Rede (von Wilms), die alle gegen die Authentie des Johannesevangeliums erhobenen Bedenken radikal durch die Entdeckung vernichtet, dass dies Evangelium die Grundlage des Kanons sei und vor dem Tode der Mutter Jesu geschrieben wurde. Ein der Versöhnung gewidmeter Aufsatz von Wustmann: „Wo scheiden sich die Geister?“ findet das Scheidungsmerkmal in der Stellung zur Sünde, die den Modernen als natürliche Schwäche gelte, sodass die Erlösung zur Selbstbefreiung wird. Die „moderne Theologie“ wird von diesem Vorwurf sich nicht getroffen fühlen. O. S.

H. J. Holtzmann, die Entstehung des neuen Testaments. (Strassburg, van Hauten, S. 32 M. 0,50.) Nur für Laien berechnet, ohne gelehrtes Material, aber mit kräftiger Betonung des psychologischen Elements, schildert dieser frische Vortrag des Strassburger Seniors die Entstehung des ntl. Kanons.

O. S.

P. Fiebig, Altjüdische Gleichnisse und die Gleichnisse Jesu. (Mohr, Tübingen, S. VII und 167 Mk. 3,00.) Die Parabeldebatte geht weiter. In die Reihe der Gegner Jülichers ist kürzlich noch Wellhausen in seinem Markus-Kommentar und jetzt auch Fiebig getreten, der Bugges Kampf von breiterer Grundlage aus aufnimmt, im ersten Teil die Gleichnisse der Mechilta im Zusammenhang vorlegt, im 2. Teil zunächst dies Material mit dem ntl. vergleicht und dann die Frage anschneidet (bejahend), ob die Ueberlieferung zuverlässig ist. „Reine“ Parabeln gibt er nicht. Die Gleichnisse Jesu gliedern sich historisch ein in die Mechilta und Apokalyptik. Die Originalität der Gleichnisse Jesu liegt nicht in der Form, sondern im Inhalt. Ich halte F.'s Untersuchung trotz ihres provisorischen Charakters für besser

Digitized by Google

als Bugge's Arbeit, unter deren Bann die Kritiker offenbar geraten sind. (Vgl. meine Notiz über Bugge in dieser Monatsschrift). Ich meine auch, dass Jülichers Protest gegen die Annahme einer besonderen Rhetorik der Semiten als „Ueberspanntheit" [Th. L.Ztg. 1904 Nr. 9] zu weit geht, wenigstens geeignet ist, die Bedeutung der von Bugge und vornehmlich von Fiebig angestellten Untersuchungen über den Ausgangspunkt schwerer erkennen zu lassen. Ich fürchte aber, dass nicht bloss Bugge's Arbeit, wie schon früher hier gezeigt, rückschrittliche Tendenzen auslöst, sondern dass dazu auch F.'s Arbeit Anlass geben kann, die ich freilich in dieser Beziehung nicht mit derjenigen Bugge's auf eine Stufe stellen kann, da sie vorsichtiger zu Werke geht und die Frage nach der ursprünglichen Gestalt der Gleichnisse Jesu nur kurz anschneidet. Es lässt aber F.'s Behandlung der wenigen herangezogenen Gleichnisse Jesu, insbesondere von Mc. 4, 11, den Befürchtungen Raum, zu denen Bugge's Arbeit gegründeten Anlass gab. Sachlich steht Wellhausen, den F. im Vorwort im eigenen Interesse zitiert, Jülicher näher, obwohl er formal leider — denn er könnte als Eideshelfer Bugge's reklamiert werden — recht schroff sich ihm gegenüberstellt, und sein Verhalten gegen den überlieferten Text ist zutreffender als dasjenige Fiebig's.

O. S.

Soeben bringt Deutsche Literaturztg. Sp. 1326—1340 eine hocherfreuliche Anzeige Denifles von dem Würzburger kath. Theologen Sebastian Merkle. Zwar überschätzt er m. E. Denifles Verdienst um die Förderung der dogmengeschichtl. Würdigung Luther's, unterschätzt auch die totale Verkennung der sittlichen Energie Luthers und spricht reichlich wegwerfend von den textkritischen und dogmengeschichtl. Leistungen der protest. Lutherforschung; aber er sagt seinem verehrten Freunde so derbe Wahrheiten über seinen Schimpfstil und seine voreingenommene Beurteilung, dass eine Verständigung mit ihm, der auch Seeberg und Harnack verehrt, wohl möglich erscheint. Aber wer steht hinter diesem antijesuitischen Katholiken? O. B.

Als „Moralchrist und Wissenschaftsfreund" bespricht der Göttinger Philosoph Baumann Denifles Luther und Luthertum (Langensalza, Beyer. 47 S. 1 Mk.), wesentlich die Gebundenheit des katholischen Forschers an die kathol. Ideen und Ideale betonend, denen er die von Reformation und Renaissance heraufgeführten modernen, wissenschaftlichen und praktischen Ideen entgegensetzt. Eine frühere Untersuchung über die kathol. Moral nach Thomas ist aufgenommen. Vielleicht werden viele Laien, denen die protest.-theolog. Widerlegungen von vornherein verdächtig sind, von den allerdings wenig übersichtlichen Ausführungen des neutralen Philosophen zur Einsicht in die Abhängigkeit Denifles von einer mittelalterlichen Anschauung über Wissenschaft und Praxis geführt. O. B.

Eine eigenartige Ergänzung zu der bisherigen Antidenifle-Literatur bietet W. Köhler in seinem „Wort zu Denifles Luther" (Mohr, Tübingen, 49 S., 1,20 Mk.), das in Unterredung mit Wernle den Pam-

Digitized by Google

phletisten Denifle wohl auch demaskiert, zugleich aber den positiven Gewinn, den wir an dem Textkritiker, dem ungemeinen Kenner der Scholastik und Mystik, nicht zum mindesten dem semipelagian. Kritiker der einseitig religiösen Heilslehre Luthers haben könnten. Besonders der dritte Abschnitt muss hier herausgehoben werden: Denifle könnte uns mit dazu helfen, den Abstand des modernen, kultur- und weltoffenen christl. Idealismus von dem den natürlichen Menschen entwertenden, die Ethik zu einem negativen Appendix der Dogmatik herabsetzenden Augustinismus Luthers, seinem „Sündenpessimismus" klar zu erkennen. Was uns noch fehlt, ist ein „Luther auf dem Hintergrunde des Mittelalters" und eine Uebersetzung Luthers aus dem supranaturalen Absolutismus in die „Tätigkeit und Weltlichkeit" unsres gegenwärtigen Bewusstseins, eine Ueberwindung auch der Ritschl'schen Zurechtrückung des Reformators. Möchte der kühne Wurf Köhlers nicht abprallen an der begreiflichen Loyalität gegen den verunglimpften Luther!

O. B.

Mit Recht preisgekrönt ist Lic. R. Schmid's Reformationsgeschichte Württembergs (Heilbronn, Salzer, 189 S. mit sehr gutem Illustrationsmaterial), vorbildlich für alle von grossen Gesichtspunkten und weiten Perspektiven auf die kirchl. Gegenwart hin geleiteten Darstellungen der Landeskirchengeschichte. Ein feiner Humor und Witz in der Auswahl des konkreten Quellenmaterials, dessen Mitteilung die grosszügige pragmatische Entwickelung gerade auch für gebildete Laien geniessbar macht, und eine völlig freie Stellung über den kämpfenden Parteien, die bei aller relativen Gerechtigkeit gegen die katholischen und sektirerischen Gegner das weltgeschichtliche Recht der Reformation um so siegreicher hervorstellt, ein sehr flüssiger und doch pointierter Stil und eine wohltuende Wärme der inneren Teilnehmung verbinden sich hier in erfreulichster Weise. Andere Landeskirchen mögen die Schwaben beneiden um diese vortreffliche Darstellung ihrer reichen Heldengeschichte.

O. B.

„Der Zweck heiligt die Mittel." Darüber hat Graf Hoensbroech in 3. gänzl. umgearbeiteter Aufl. (Berlin, Schwetschke, 112 S.) eine ethisch-historische Untersuchung ausgehen lassen, die für Alle, die sich nicht schlichter Wortexegese durch Ausflüchte entziehen, den vollen Beweis für die Existenz jenes Grundsatzes in der jesuit. Moral erbringt. Es ist allerdings keine ansprechende Lektüre, aber sie mag doch im jetzigen Zeitpunkt förderlich sein. Von einer gerichtlichen Verhandlung versprechen wir uns freilich wenig; die angehängten Akten über die bisherigen Verhandlungen zeigen die Unmöglichkeit, den Ansprüchen der Gegner an einen vollgültigen Beweis zu genügen.

O. B.

Die Frage betr. „die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte" behandelt interessant und nüchtern E. Schmidt-Sulau (Schlesien) in D.E.Bl. 3. Die religionsgesch. Methode drängt innerhalb der Theol. auf Erfassung der Kirchengesch. als

Digitized by Google

der „Geschichte der christl. Frömmigkeit und Sittlichkeit“ im Verein mit der neuen Disziplin der kirchlichen Volkskunde, wirkt bei christozentrischem Standpunkt kritisch und klärend und verschmilzt den Offenbarungs- mit den Entwicklungsgedanken zu dem der „Erziehung des Menschengeschlechts“. J. J.

E. W. Mayer, der christl. Gottesglaube und die naturwissenschaftliche Welterklärung (Strassburg, van Hauten, S. 28). In gefälliger, von religiöser Wärme erfüllter Darstellung, die aber offenbar die Erkenntnistheorie Kants stillschweigend ablehnt oder aber nicht zutreffend deutet (p. 15), weist M. die materialistisch-monistische Weltanschauung zurück, die an der Tatsache des geistigen Lebens scheitert, das in der die naturwissenschaftliche Erklärung der körperlichen Welt nicht antastenden christl. Glaubensüberzeugung vom unsichtbaren Liebeswillen Gottes über der Welt seine tiefste Begründung findet. O. S.

Einen Lieblingsgedanken entwickelt Sulze in den Protestantischen Monatsheften, Heft 3, 1904 unter dem Titel: Die religiöse Auffassung des hl. Abendmahls. Die der Gemeinde notwendige Feier als religiös-psychologische, nicht dinglich-supranaturalistische auffassend, will er sie als wirkliche Gemeindefeier, nicht Prozession gestaltet wissen. Die Gemeinde ist der Weg des Kommens des Reiches Gottes in die Herzen, woraus die seelsorgerliche Gemeindedisziplin sich ergibt. Vorbild ist Herrenhut. O. S.

A. Loisy, Evangelium und Kirche. (München, Kirchheim S. 4 u. 189 M. 4.00.) Der Form nach eine keineswegs auf richtiger Interpretation beruhende Auseinandersetzung mit Harnack's Wesen des Christentums, ist L.'s Buch inhaltlich eine im Dienst der Vereinigung der modernen Wissenschaft und des Katholizismus stehende Programmschrift, mag sie auch nur sich bescheiden als historische Untersuchung über das Verhältnis von Evangelium und katholischem Christentum in der Geschichte ankündigen und der Absicht nach auf einen Wahrheitsbeweis beider verzichten. Was L.'s Buch von den approbierten unterscheidet, ist nicht das religiöse Moment — hier erkennt man unschwer die besondere religiöse Position des Katholizismus von der katholischen Gnadenlehre bis zur Rechtfertigung des Heiligenkultus hin, wenn auch überall die ultramontan-jesuitische Schroffheit vermieden wird zugunsten einer halbwegs vorgenommenen Idealisierung und Vergeistigung resp. Verinnerlichung —, sondern die Stellung zur historischen Wissenschaft und zum Entwicklungsgedanken, so dass Loisy der Kritik Raum gibt, die streng eschatologische Deutung der Reichspredigt Jesu behauptet und umgekehrt wie die ultramontane Geschichtsforschung das Moment der Veränderung energisch betont. Eben diesem Einfluss des historischen Denkens ist die in der dogmatischen (bezw. religiösen) Position L.'s entgegentretende Milderung zu verdanken; eben dieser Einfluss verleitet allerdings auch L. zu der unkatholischen Gleichung von Evangelium und Kirche statt Reich Gottes und Kirche und zu der opportunitäts-

Digitized by Google

mässigen Rechtfertigung der hierarchischen Institutionen. Es bleibt an L.'s Buch charakteristisch, dass die tatsächlich vorhandene Abkehr vom echten Katholizismus nur — aber nicht ausreichend — historisch, schlechterdings nicht religiös begründet ist.

O. S.

Es liegt nahe, Herrmanns jetzt in erweiterter Form erschienenen Darmstadter Vortrag: Die sittlichen Weisungen Jesu (Göttingen, Vandenhoeck S. 4 und 66 M. 1.00) mit Peabodys Buch über Jesu Stellung zur sozialen Frage zu vergleichen. Hier wie dort dasselbe feine Verständnis für die sozialen Forderungen, derselbe aufgeschlossene Sinn für die Bewegungen der Gegenwart. Aber grösser noch sind die Differenzen. Herrmanns Büchlein verrät eine so kräftige Fühlung mit der gegenwärtigen historischen Forschung, ein so tiefes, in fast dramatisch packender Weise zum Ausdruck gebrachtes Verständnis für die Eigenart evangelischer Sittlichkeit, eine so feine Schürzung des Problems der nicht durch Kompromisse zu schwächenden Nachfolge Christi (23), wie es Peabody bisher nicht darzustellen vermocht hat. Gelegentlich hat Peabody, wenn er den sittl.-sozialen Gehalt der Predigt Jesu herausarbeitet, zutreffender geurteilt als Herrmann, der trotz berechtigter Warnung vor zu konsequenter eschatologischer Beleuchtung Jesu m. E. den sehr verdienstlichen Untersuchungen von J. Weiss mehr einräumt (12. 15), als ich für nötig halte. Aber die prinzipielle Behandlung des Problems, die Gewinnung des wahrhaftigen, sittlich freien und jede Spur von Gesetzlichkeit vernichtenden Anschlusses an Christus aus der sittl. Grundanschauung heraus (51) und zugleich vermittelst der dem evangelisch sittlichen Verständnis des Problems kräftigste Förderung bringenden Erkenntnis der zeitgeschichtlichen Beschränkung Jesu (29) verleiht Herrmanns Vortrag ein grosses und bleibendes Uebergewicht und lässt es wünschenswert erscheinen, dass er in seinen Grundgedanken ein Gemeingut der evangelischen Christen wird.

O. S.

Fr. Nietzsche und die Religion ist der Titel von vier Vorträgen, die Rittelmeyer in Nürnberg gehalten und bei Kerler-Ulm hat erscheinen lassen (94 S.). In einer dem Künstler N. angepassten Sprache, mit grosser Gerechtigkeit und Feinfühligkeit für seine geistige Kraft und immanente Gesetzmässigkeit, ohne alle Angst um das Christentum, für das gegenüber N. das Wort N.'s gelte: „was mich nicht umbringt, macht mich stärker" behandelt R. „Nietzsches Persönlichkeit und religiöse Entwicklung", „N.'s Kampf gegen das Christentum", „N.'s eigene Lehre" und „N.'s bleibende Bedeutung", letztere in dem reichen Begriff des „Lebens" zusammenfassend, der den Sozialismus, Pessimismus, Intellektualismus zu überwinden, das johanneische Evangelium zu erneuen berufen scheint. Die Verwertung des gründlich studierten Nietzsche wie der Schriften von Riehl und Frau Andreas-Salomé verbindet sich mit der Stärke eigenen Lebens in den Problemen.

O. B.

Allgemeinster Beachtung empfeh-

Digitized by Google

len wir den Sonderabdruck aus der „Monatsschr. f. Gottesd. und kirchl. Kunst“: „Abendmahlsfeiern mit Einzelkelch, ihre Notwendigkeit und Gestaltung“ von Spitta und Bürkner (Göttingen, Vandenhoeck, 31 S., 60 Pfg.), worin überzeugendes Material für die Notwendigkeit und anschauliche Vorführungen der Neugestaltung sich vereint finden. An dem sehr schönen Entwurf der Feier von Spitta, die abgesehen von dem Einzelkelch der Hebung des Feier- und Kommunioncharakters dient, möchten wir nur die Gleichgültigkeit gegen die moderne Verständlichkeit der Sätze beanstanden, wie auch der schöne Glaskelch Bürkners das unverständliche Monogramm Christi beibehält. Sehr interessant ist das Gutachten des kaiserl. Gesundheitsamtes, das sich durch Abschwächung der ärztlichen Bedenken offenbar der kirchlichen Behörde dienstbar erweisen wollte. O. B.

Stadtvikar Dr. Georg Stuhlfauth, Gott zur Ehr'. Ev. Predigten. (Ev. Verlag in Heidelberg. 126 S. geb. 1.25 M.) Dies sind elf frische Predigten. Als beste und recht aktuell kam mir die über Mark. 3, 20—23 vor. J. J.

Hobbing, Kirche und Erziehung. Ein Baustein für die psychologische Pädagogik in Christus. (Wallmann-Leipzig. 128 S. 1,80 M.) — Bei gesunder biblischer Grundlage ein Buch mit ganz moderner Anschauung, das gegen den religiösen Sakraments- und Lehrmaterialismus das Wesen des Christentums in einem willensmässigen, persönlich sittlichen Verhältnis zu Christus findet und dementsprechend die religiöse Unterweisung in Haus, Schule, Konfirmandenunterricht und Konfirmiertenpflege auf Begründung eines solchen hinzielen lässt. In der Linie dieser Ausführungen, die vielleicht noch etwas praktisch-anschaulicher sein könnten, liegen auch die sympathischen Punkte zwischen der modernen Theologie und einem gemässigten Pietismus. J. J.

In Holtzendorffs Encyklopädie der Rechtswissenschaft konnte der Theologe bisher einen systemat. Abriss des kath. und ev. Kirchenrechts von Hinschius finden, der für das grosse, leider nicht annähernd zur Vollendung geführte Werk des Meisters eine freilich ungenügende Abschlagszahlung bildete. In der 6. Aufl. des Sammelwerks (1904) ist dieses Stück ersetzt durch eine dreimal umfangreichere Bearbeitung des Kirchenrechts von Ulrich Stutz, auf die um so nachdrücklicher hingewiesen sei, als leider Sonderausgaben der einzelnen Teile im Handel nicht zu haben sind. Darin löst der bereits durch seine Geschichte des kirchl. Benefizialwesens vortrefflich eingeführte Kirchenrechtslehrer einen Teil früherer Versprechungen ein (vgl. „Kirchenrechtliche Abhandlungen“, 1. Heft!). Der besondere Wert dieses neuen Abrisses besteht darin, dass St. dem systemat. Teil einen die grössere Hälfte ausmachenden geschichtl. vorausschickt, in dem er zum ersten Mal die kirchl. Rechtsentwickelung unter Wahrung der eigenen Ziele, doch in genauem Anschluss an die kirchl. Gesamtentwickelung und unter sorgfältigster Benutzung der prot. und kath. kirchenhistor. Literatur zu zeichnen unternimmt. Jeder, der es

Digitized by Google

für einen Gewinn hält, wenn die unnatürlichen Schlagbäume fallen, die zu beiderseitigem Schaden die Theologie und die andere Wissenschaft lange von einander getrennt haben — was wahrhaftig nicht zu einer Selbstauflösung der Theologie führen muss —, muss seine helle Freude daran haben, dass, wie vielfach schon die Philosophie und Allgemeingeschichte, hier die Rechtsgeschichte ein wirkliches inneres Verhältnis und eine so fruchtbare Verbindung mit der Kirchengeschichte eingegangen ist. Die energische Durchführung der St. eigentümlichen Gesichtspunkte — vgl. namentlich das 3. Kapitel über das „germanische Kirchenrecht“ —, die klare Gliederung, die gute, allen verständliche Sprache, die reichen Literaturnachweise erhöhen den Wert dieses Abrisses, der hoffentlich bald auch separat zu haben sein wird und dem gewiss einmal eine grosse Geschichte des Kirchenrechts, vor allem des deutschen, folgen wird.

H. v. Schubert.

Eine ebenso verdienstliche als mühevolle Arbeit hat H. Mulert geleistet durch Zusammenstellung der für die einzelnen Landeskirchen und Fakultäten geltenden Bestimmungen: Die Lehrverpflichtung der evangel. Kirche Deutschlands.“ (Mohr, Tübingen X u. 99 S. 1,50 M.). In sehr besonnener Weise ist die Auswahl aller wesentlichen Festsetzungen und kirchenregimentlichen Interpretationen so getroffen, dass zwar nicht die Lehrstreitigkeiten, aber die daraus erwachsenen Präzisierungen des geltenden Rechts mitgeteilt werden. So erkennt man „die Tatsache, dass die Strenge der Lehrverpflichtung nicht proportional ist der Bekenntnismässigkeit der Theologie“, dass die Frage nach der Lehrverpflichtung sich nicht ganz deckt mit der nach dem Bekenntnisstand, vor allem, dass die geltenden Bestimmungen von einem Teil der Geistlichen oder auch vom Kirchenregiment derart ignoriert oder ihr Wortlaut derart weginterpretirt wird, dass man sich fragt: „welchen Sinn hat es noch, von Rechtsgiltigkeit dieser Ordnungen zu reden?“ Ja, diese Lehrgesetze geben „ein absolut falsches Bild der wirklichen Sachlage“. In diesem schwerwiegenden Sinn bietet die rein sachliche, unparteiische Zusammenstellung einen „Beitrag zur Geschichte der Autorität im Protestantismus und zur Geschichte des Gewissens“. O. B.

Thümmel hat mit seinem in Berlin am 23. März anlässlich des § 2 des Jesuitengesetzes gehaltenen Vortrag „Protestantische Selbsthilfe“ (jetzt zu 20 Pfg. ersch. bei Gebauer-Schwetschke-Halle a. S. 32 S.) viel Staub aufgewirbelt. Doch ist der Vortrag gut. Freilich die als Selbsthilfe empfohlene Loslösung der Kirche vom Staat dürfte etwas prekär sein, theoretisch nicht, aber praktisch. J. J.

Digitized by Google

Gunkels Psalmenauslegung.[1])

Von

Privatdozent Lic. Dr. Gressmann in Kiel.

Die Psalmen des Alten Testaments sind von der Forschung der letzten Jahre über Gebühr vernachlässigt worden. Das ist bis zu einem gewissen Grade begreiflich; denn die gewaltigen Persönlichkeiten der schriftstellernden Prophetie Israels, die uns in ihrer einsamen, alles überragenden Grösse wieder lebendig geworden sind, haben das Interesse auf sich gelenkt und gefangen genommen, wie wir das schrankenlose Meer lieben mit seinem majestätischen Tosen und seiner herzbezwingenden Ruhe. Diesen Riesen gegenüber erscheinen die Dichter der Psalmen als Zwerge und ihre Erzeugnisse als wenig eigenartig, als zu schlicht und einförmig. Und doch besitzen sie grade deshalb einen intimen, köstlichen Reiz, den jeder spürt, der sich liebevoll ihnen hingibt. Sie gleichen dem Waldsee in idyllischer Landschaft, alles Aufregende ist ihnen fern. Wer Trost sucht in seinem Leiden und Frieden für seine Seele, wer seiner Freude einen Hymnus, ein Loblied seinem Danke leihen will, hört hier traute Klänge und verwandte Töne, die in seinem Herzen mitklingen und ihn emportragen helfen zu seinem Gott. Der Psalter ist das Lieblingsbuch der Frommen, der Stillen im Lande, weil er ohne historische Vorkenntnisse dem religiösen Menschen sich erschliesst. — Allein, das gilt doch nur im grossen und ganzen. Bei jedem, der dies Buch offenen Auges und aufmerksamen Sinnes liest, macht sich im einzelnen oft das Gefühl geltend, wie vieles hier fremd, ungewohnt und unerklärlich anmutet. Da sind gar manche Stellen, deren Stimmung wir nicht ohne weiteres nachempfinden und uns aneignen können, die nicht unmittelbar zum Herzen reden, sondern eines Dolmetschers bedürfen. Und das ist grade das Hauptziel Gunkels gewesen: „die Frömmigkeit der Psalmisten dem modernen Leser deutlich zu machen und ans Herz zu legen“. Er hat versucht, ihren Worten warmes Leben einzuhauchen, auf dass sie zu uns, wenn möglich, dieselbe Sprache reden wie einst, da sie verfasst und gesungen wurden. Seine Erklärungen, die er an die gute und flüssige Uebersetzung von etwa fünfzig ausgewählten Psalmen

1) Ausgewählte Psalmen, übersetzt u. erklärt von Hermann Gunkel. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1904. M. 3.20.

Digitized by Google

angeschlossen hat, wollen nicht praktisch „erbauen", sondern wissenschaftlich belehren und geschichtliches Verständnis wecken. Da keinerlei Voraussetzungen gemacht und die gelehrten Anmerkungen an den Schluss gestellt sind, so ist sein Buch für jeden am Alten Testament interessierten Laien lesbar. Wer für eine schöne, in klassisch-goethescher Ruhe sich ergiessende Sprache empfänglich ist, für den wird die Lektüre ein ästhetischer Genuss sein.

Ein Meisterstück der Exegese ist die Auslegung von Psalm 2. Gunkel hat es zum ersten Male vermocht, das Phantastische, ja Gigantische dieses Gedichtes fasslich zu machen. Er zeigt zunächst, dass es eine Nachahmung der grandiosen prophetischen Visionen ist, die von der Endzeit handeln. Der Seher hört die Völker, die bisher Jahve und seinem Gesalbten untertan waren, im Aufruhr toben und fragt verwundert, was ihr Lärmen bedeute. In plötzlichem Szenenwechsel schildert er, wie Jahve lacht und höhnt über dies ohnmächtige Geschlecht der Zwerge, das sich gegen ihn empören will. Und wieder springt das Lied in jähem Wechsel um. Der König von Zion tritt in majestätischer Hoheit den Aufständischen entgegen und verlangt die Weltherrschaft für sich. Zum Beweise für sein Recht beruft er sich auf ein göttliches Orakel:

„Ich will Jahves Spruch verkünden:
Er sprach zu mir: du bist mein Sohn;
ich selbst hab' dich heute gezeugt!
Bitte, so geb ich dir Völker zum Erbe,
zum Besitz die Enden der Welt!
Du darfst sie mit eisernem Stabe zermalmen,
wie Töpfergeschirr sie zertrümmern!"

„Du bist mein Sohn" ist die Formel der Adoption im alten Israel; also hat Jahve den König adoptiert: von heute ab sollst du mir gelten, als wärest du mein eigen Kind. Gottes Sohn aber gebührt die Weltherrschaft! Die Völker der Erde sollen ihm gehören; er darf sie, wenn es ihm gut dünkt, wie Töpfergeschirr in tausend Stücke zerschlagen! Zwei Herren gibt es, so verkündet der Psalm, in der Welt: Gott im Himmel und Gottes Sohn, Zions König, auf Erden! So proklamiert der Dichter das Weltreich Judas. Zum Schluss ermahnt er in herrischen Worten die Völker, der Vernunft zu gehorchen und Jahve zu dienen, auf dass sie nicht untergehen am Tage des Zorns. Denn nur wer sich unter Jahves Fittich auf den Zion flüchtet, bleibt bestehen. — Das Geheimnis des Psalms besteht darin, dass er nicht eine einfache eschatologische Dichtung ist, sondern dass er die Hoffnungen der Propheten wie ψ 72 und 110 auf den regierenden König seiner Zeit überträgt.

Digitized by Google

In echt orientalischem Ueberschwang schmückt hier der Sänger die Stirn seines Herrn mit der Krone des Messias. „Zur Erbauung der christlichen Gemeinde ist ein solcher Psalm nicht ohne grosse Abstriche zu verwenden. Auch wir hoffen ein Weltreich unseres Gottes, aber nicht das Reich eines eisernen Szepters, sondern das Reich dessen, der gesagt hat: mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Und doch dürfen wir uns, indem wir das Höfische abziehen, an dem gewaltigen Ausdruck des Glaubens erfreuen, dass keine Menschengedanken den Weg unseres Gottes zu seinem Reiche aufhalten".

Als ein anderes Beispiel exegetischer Kunst sei ψ 85 erwähnt. Das Gedicht zerfällt in drei Teile. Der erste verkündet im Ton der Gewissheit das geschehene Heil, indem der Prophet das Zukünftige als gegenwärtig schaut. Im zweiten Teil folgt ein sehnsüchtiges Gebet der Gemeinde, eben dasselbe Heil dem Volke zuzuwenden. Der dritte endlich führt wieder zum ersten zurück: ein prophetisches Orakel bringt die Botschaft von der Nähe des Heils und beschwichtigt die Sehnsucht. Der Inhalt der drei Teile ist immer der gleiche und die Situation ist unverändert geblieben, nur die Stimmung wechselt, in der davon gesprochen wird. So wird der Psalm erst recht verständlich. Ganz ähnlich gebaut ist ψ 126. Seine zwei Abschnitte stehen in starkem Kontrast zu einander. Der erste redet im Stil der Prophetie jubelnd und jauchzend von der grossen Heilstat Gottes, als sei sie geschehen. Ganz anders der zweite: Was die Propheten sicher wissen, darum betet die Gemeinde sehnsüchtig harrend und getröstet ausschauend. Durch diesen von Gunkel angenommenen Wechsel der Stimmung sind derartige Psalmen einleuchtender zu erklären als durch die gewöhnliche Vorstellung von einem Wechsel der Situation.

ψ 82 beschreibt das Gericht Jahves, nicht über die „göttergleichen Priesterfürsten" (Duhm), sondern über die „Götter". Diese Wesen, die einst mit Jahves Wissen und Willen zu Göttern eingesetzt sind, sollen jetzt zu Grunde gehen, als wären sie blosse Menschen. „Der Glaube, dass doch die heidnischen Götter irgend ein Dasein haben, ist unserm Geschlecht ganz fremd geworden; wir müssen ihn aus einer Zeit erklären, da der Polytheismus überall unter den Völkern mit solcher Macht bestand und als so selbstverständlich auftrat, dass auch das Judentum sich ihm nicht ganz entziehen konnte. Und anderseits dürfen wir nicht übersehen, dass der Geist des Monotheismus seine Ueberlegenheit über den Polytheismus auch hier darin geltend macht, dass er die vielen Götter

Digitized by Google

dem Einen unterordnet". Wenn diese von Gott einst mit göttlicher Ehre bekleideten Wesen jetzt sterben und vergehen sollen, als seien sie bloss Fürsten von Fleisch und Blut, so ist das nicht nur ein „merkwürdig phantastisches Bild", sondern auch ein origineller, im A. T. nur noch ψ 58 wiederkehrender Gedanke von einer Wucht monotheistischen Glaubens, wie er allein in Israel verständlich ist.

In ψ 45 hat Gunkel richtig erkannt, dass der König als Gott angeredet wird. „Die Verehrung der Könige als Götter war im alten Orient nicht selten, besonders in Aegypten war sie zu Hause; wir wundern uns daher nicht, ein solches Wort auch einmal aus dem Munde eines israelitischen Sängers zu vernehmen. Freilich hat es im alten Israel eine starke Gegenströmung gegen solche Vergötterung der Herrscher gegeben: die echte Jahvereligion, wie sie durch die Propheten vertreten wird, will, dass Jahve allein Gott sei, und spricht mit Verachtung von allem Menschlichen, das sich ihm an die Seite stellen möchte. Darum dürfen wir aber nicht, wie es vielfach geschehen ist, eine solche Stelle, deren Sinn ganz klar ist, umdeuten, sondern haben aus ihr zu lernen, dass man nicht immer und überall in Israel so streng über den Unterschied des Göttlichen und Menschlichen gedacht hat. Gibt es doch auch sonst viele Stellen, in denen Gott und König im selben Atem genannt werden, wo der König mit Gott oder seinem Engel verglichen, oder wo er Gottes Sohn genannt wird".

Solche religionsgeschichtlichen Exkurse sind in dem Buche nicht selten; es sei z. B. verwiesen auf die Ausführungen über den Geist (S. 118), die Engel (S. 130. 169), die Heilsprophetie (S. 137), die Keruben (S. 147), die Sinaioffenbarung im Vulkan (S. 159) u. s. w. Zu ψ. 104 ist ein verwandter ägyptischer Hymnus mitgeteilt, der den Sonnengott als Schöpfer und Erhalter der Welt und alles Lebens verherrlicht. Zu ψ 22 werden babylonische Klagepsalmen zitiert, die den hebräischen an Form und Inhalt gleichen „und vielleicht mit ihnen durch eine Geschichte verbunden sind". Diese Vorsicht Gunkels, die sich auf eine kurze Bemerkung beschränkt, sei ausdrücklich konstatiert und gebilligt. Man tut heute besser, die Frage nach dem Zusammenhange der israelitischen Psalmendichtung mit der babylonischen und ägyptischen noch nicht zu erörtern, da wir im Zeitalter der Funde stehen und jeder Tag uns neue Ueberraschungen bringen kann, und da zudem das Verständnis jener auswärtigen Poesie noch in den Anfängen steckt. Viel wichtiger ist es, dass Gunkel die Frage nach der Entstehungszeit der israelitischen Psalmen aufs neue aufgerollt hat, obwohl er sie nicht ein-

Digitized by Google

gehend behandelt, sondern nur gelegentlich streift. Gunkel stimmt mit der grossen Masse der Forscher überein, wenn er die meisten Psalmen für nachexilischen Ursprungs hält. Im Gegensatz zu ihnen aber behauptet er, dass im Psalter auch vorexilische Stücke vorhanden und dass namentlich die Königspsalmen nur aus der Königszeit begreiflich seien. Seine Anschauung ist durchaus einleuchtend und wird durch neue, zusammenfassende Untersuchungen gewiss bestätigt werden.

So bedauerlich es auf der einen Seite bleibt, dass Gunkel dies Problem nicht weiter verfolgt hat, so dankbar sind wir ihm dafür auf der anderen Seite. Was Gunkel bietet, ist wirklich eine Auslegung, kein „Kommentar". Unsere sogenannten „Kommentare" sind meist — wertvolle — Sammlungen von archäologischen, grammatischen, textkritischen, literarischen und biblisch-theologischen Notizen. Schon diese Art, alles durcheinanderzuwürfeln, bald hiervon, bald davon einen Brocken dem Leser anzubieten, macht einen hässlichen, weil unreinlichen Eindruck. Man sollte alles, so weit als möglich, gesondert behandeln. Wir verlangen erstens einen Stellenapparat, der alle Entlehnungen, Anspielungen und sonst zu vergleichenden Verse notiert; zweitens einen textkritischen Apparat, der alle zur Rekonstruktion des erreichbaren Urtextes nötigen Ausführungen und die grammatischen Verweise enthält, drittens eine Exegese, die den Sinn des Einzelnen, den Zusammenhang des Ganzen, die Stimmung und den Stil zu ermitteln sucht, und endlich viertens am Schluss eine Erörterung der Abfassungszeit. Gunkel beschränkt sich der Hauptsache nach auf die Exegese, ohne die zuletzt genannte Frage zu behandeln; alles übrige ist in die Anmerkungen gebracht. So hat er sich einmal den Vorzug der Sauberkeit gesichert, der der Lektüre seines Buches sehr zu statten kommt. So hat er zum andern aber auch das, was die Hauptsache jedes Kommentars sein sollte, klar herausgegriffen und scharf begrenzt. Denn das ist das Bedenklichste an der grossen Masse der „Kommentare" zum A.T.: streicht man den — zweifellos notwendigen und unentbehrlichen — Apparat und entfernt die chronologischen Untersuchungen, so bleibt für die eigentliche Exegese so gut wie nichts übrig. Als ein besonderes Verdienst ist es Gunkel anzurechnen, dass er auch die kleinen und unscheinbaren Ideen nicht verachtet, die nicht auf der Höhe prophetischen Glaubens und Erkennens stehen, sondern dass er auch ihnen liebevoll nachgeht und ihre relative Bedeutung zu erfassen sucht (vgl. z. B. die Auslegung von ψ 50). Wie wertvoll grade dadurch Gunkels

Digitized by Google

Werk für die Kirche ist und wie unendlich dankbar sie vom Laien wird aufgenommen werden, darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Aber auch die Wissenschaft hat allen Grund, sich über die Bereicherung und Vertiefung des Verständnisses zu freuen.

Last not least ist noch eine Eigentümlichkeit des Buches zu nennen, die ihm ein spezifisches Gepräge verleiht: ich meine das beständige Achten auf die Stilgattung, der ein Psalm angehört. So gibt es Hymnen, Lobpreise der Herrlichkeit Gottes, in denen seine Eigenschaften und Taten gefeiert werden. Ihre Form ist festgeprägt, wie sie schon das uralte Mirjamlied aufweist. Sie beginnen meist mit einer Aufforderung, Jahve zu loben, und fügen dann den Grund hinzu, weshalb man so jubeln solle. Ganz gewöhnlich ist ihnen diejenige Satzform, bei der der Name Jahves das Subjekt und allerlei rühmenswerte Aussagen das Prädikat bilden. Sie enthalten häufig Anspielungen an die heilige Geschichte und kosmologische Motive. Aber Gunkel begnügt sich damit nicht, sondern er sucht auch die Situation zu bestimmen, in der eine solche Stilgattung zu Hause ist. So wurden solche Hymnen ursprünglich von der festfeiernden Gemeinde gesungen, sei es in den Vorhöfen des Tempels oder bei der heiligen Prozession oder beim Passah, wie ψ 114.

Eine zweite Gattung sind die Klagelieder, die gewöhnlich in zwei Teile zerfallen, in die Klage, die das Unglück schildert, und in das Gebet, das die Bitte um Hilfe enthält. Sie wurden seit alters angestimmt bei grossen allgemeinen Plagen, bei Dürre, Hungersnot, Pestilenz und Feindesbedrängnis, an den Buss- und Bettagen, um Jahves Erbarmen auf sein Volk herabzuflehen. Die meisten derartigen Klagelieder sind stereotyp und einander sehr ähnlich, nur mitunter bricht das individuelle, persönliche Empfinden durch. Sie tragen einen verschiedenen Charakter, je nach der Beurteilung der Leiden, die sie schildern. Entweder betrachtet der Fromme das Unglück als verdiente göttliche Strafe und demütigt sich tief vor seinem Gott: so reden die Busspsalmen. Gewöhnlich aber gelten die Leiden als Hemmungen oder Störungen, die einen Unschuldigen getroffen haben: so ist es in den Unschuldspsalmen, die einer naiven, verhältnismässig ungebrochenen, derben Generation entstammen, während jene die Stimmung eines späteren Geschlechtes wiederspiegeln, wo die Frömmigkeit bewusster, tiefer, zarter, aber auch gebrochener geworden ist. Neben den Motiven des Hymnus erklingen in den Klageliedern häufig die des Vertrauens. Der Beter beruft sich auf sein kindliches Vertrauen zu

Digitized by Google

Gott, um ihn ebendamit an seiner Ehre zu fassen. Dieses Motiv hat sich auch selbständig gemacht, und so sind die Vertrauenspsalmen entstanden.

Neben den Lehrgedichten, den eschatologischen und Königsliedern sind endlich noch die liturgischen Psalmen zu nennen, die die Form des Wechselgesanges tragen. Ursprünglich wurden diese Liturgien einmal aufgeführt beim Einzug der Festgemeinde in das Heiligtum; Priester und Laien antworteten einander in verschiedenen Melodien. Um ihre Rede zu schmücken und besondere Wirkungen zu erzielen, haben dann die prophetischen Schriftsteller eine Fülle mannigfacher Stile aufgenommen und oft in demselben Stück nebeneinander gestellt. Das klassische Beispiel einer solchen prophetischen „Liturgie" ist Jesaja 33. Später haben die Psalmendichter diesen prophetischen Stil nachgeahmt: in dieser Form der wechselnden Reden hatten sie ein Mittel, die verschiedenen Stimmungen, die sie beseelten, Zweifel, Sehnsucht, Klage und triumphierende Gewissheit, auszudrücken; und das göttliche Wort, das sie verkünden, macht um so grösseren Eindruck, wenn das angstvolle menschliche Gebet vorausgegangen ist.

Man sieht aus diesen Ausführungen, die auf Grund der über das ganze Buch zerstreuten Notizen zusammengestellt sind, wie hier zugleich Bruchstücke einer neuen Literaturgeschichte vorliegen, mit deren Zusammenfassung und Gesamtdarstellung Gunkel uns bald beschenken und erfreuen möge.

Grundlinien einer personellen Homiletik.

Von

Professor D. **Baumgarten** in Kiel.

Am Schluss meiner „Predigtprobleme" berühre ich noch kurz das „Hauptproblem, von dessen Lösung die Lösung aller anderer Probleme bedingt ist": „Wie kann der Durchschnitt unserer Prediger zu solcher Lebendigkeit, Stärke, Eigenart, vor allem zu solcher Klarheit und Bestimmtheit der eigenen Auffassung, zu solch starkem Erleben Christi gebracht werden, wie es für die Lösung aller besprochenen Probleme vorausgesetzt wird?"

Man hat mir wiederholt nahe gelegt, dies Hauptproblem, auf das meine grossen Ansprüche an die persönliche Ausstattung und Bildung der Prediger von allen Seiten führen, nicht bloss aufzu-

Digitized by Google

weisen, sondern auch zu lösen zu suchen. Indem ich nun im folgenden das Stück meines als Manuskript (für meine Zuhörer) gedruckten Leitfadens der Homiletik, das „personelle Homiletik" überschrieben ist, mitteile, möchte ich dadurch nur Anregung geben zu weiterer Verhandlung der wichtigen Frage und nur die Fülle von Gesichtspunkten in Erinnerung bringen, die dabei zu beobachten sind. Es bleibt aber dabei, dass alle im folgenden gegebenen Winke nur deutlicher machen, wie auf diesem Gebiete des geistlichen Berufs am Ende alles auf die stillen, inneren Wirkungen des Geistes Christi ankommt.

1. Begabung und Bildung zum Zeugen Christi.

Da es zum Wesen der Predigt gehört, dass in ihr der Gemeingeist Christi durch den Mund hervorragend bewegter und zur Aeusserung gedrängter Zeugen sich als Fleisch und Person gewordenes Wort Gottes der Gemeinde darstelle zur Erbauung in demselben Geist, so kommt es für ihr Gelingen (unbeschadet der dem objektiven, nur nicht verkürzten Gotteswort eigenen Kraft der Selbstbezeugung) wesentlich auf den persönlichen Zeugencharakter des Predigers an, und dazu gehört zweifellos eine gewisse Naturanlage: ein erregbares Temperament, speziell ein lebhaftes Reagieren auf die Stimme Gottes in Welt und Leben, weiter auch eine stärkere Empfänglichkeit für die Ereignisse auf dem sittlichen, speziell auf dem christlich-sittlichen, dem Gebiet von Schuld und Gnade; zu dieser anima naturaliter christiana muss sich aber ein natürlicher Trieb gesellen, alles eigene Erleben mitzuteilen, es nur in der Mitteilung an eine Gemeinschaft wirklich zu besitzen und zu geniessen, es nicht lassen zu können zu reden von dem, was man gehört und gesehen von der verborgenen Welt Gottes, kurz die volle Anlage des ζῶον πολιτικόν.

Wo aber auch ein solch starkes Erleben im Verkehr mit Gott und solch starkes Bedürfnis seiner Mitteilung im Verkehr mit Seinesgleichen in der Anlage wenig zu spüren ist, kann der Zeugengeist als χάρισμα zugeeignet werden. Wie aus dem Jüngerkreis die Apostel ausgingen, da der Geist Christi sie mächtig erfüllte mit der Gewissheit des Besitzes eines gnädigen Gottes und die Liebe Christi sie unwiderstehlich drängte, den Brüdern zu geben, was Christus ihnen erworben, so wird noch immer eigene Bekehrung, bei den Einen eine bewusste aktive Erfassung durch den die Selbstgerechtigkeit verdrängenden Gnadengeist, bei den Anderen ein unbewusstes Reifgewordensein unter den Strahlen der still und froh aufgefassten Gnadensonne, und eigene Erleuchtung über das, was

Digitized by Google

der eigenen Seligkeit Kern und Stern ist, notwendig den Trieb erwecken, Genossen der Freude zu suchen und als Botschafter Christi auszugehen: Lasset euch versöhnen mit Gott! Dabei reicht erfahrungsgemäss die dramatische Bekehrung eines Paulus, Luther, Cl. Harms ein begeisterteres Zungenreden dar; aber das χάρισμα ist nicht an diese Erlebnisweise gebunden: auch wo Demut und Zuversicht mehr lyrisch-episch die Heilsgewissheit schrittweise sich aneignen, spricht sie sich werbend aus, freilich in verschiedenem Grade je nach der natürlichen Begabung. Die Hauptsache ist, dass man im Besitz der köstlichsten Perle selig zu sein sich bewusst ist und überzeugt, dass in keinem andern Heil. Dann drängt die Liebe Christi und sein Mitgefühl zum Zeugnis an die auf eigenen, fremden Wegen Verlorenen und an die ihre Eine Perle immer wieder unter den vielen Perlen verlierenden Mitchristen.

Aber wie eine ärmere natürliche und Geistesbegabung durch treue Pflege zu kräftigem Charakter entwickelt werden kann, so muss auch das reichste Talent und χάρισμα noch gebildet werden, um nicht für die weniger Begabten unfruchtbar und in sich verkümmert zu werden. Dazu gehört nach alter Weisheit oratio, meditatio, tentatio, d. h. dass man dem Gottesgeiste Zeit und Raum lasse, sich einem zu bezeugen im stillen Kämmerlein, im direkten Verkehr mit dem Vater, im Schriftstudium, d. h. im durch Geschichte und Schrift vermittelten Verkehr mit dem Sohn, und im Lebenskampf, d. h. im durch Kampf und Widerspruch zu Busse und Gnadengefühl führenden Verkehr mit dem Geist. Man muss aber hiefür Regel und Ordnung haben, sonst verliert sich die Sammlung in der Vielgeschäftigkeit; dazu gehört aber ebenso, dass man so mit Leib und Seele im Ganzen der Christenheit lebe, dass man wie das Ergehen des Leibes Christi in die eigene oratio, meditatio und tentatio hereinziehe, so auch die Früchte des eigenen Verkehrs mit Gott nur dann für sich reif erachte, wenn sie nicht mehr als Sondereigentum oder eigenartige Individualität, sondern als Teilnahme an dem Gemeingeist Christi empfunden werden. Diese soziale Bildung zum Erleben aller religiösen, sittlichen, Natur- und Volksereignisse zugleich als persönliche Erfahrungen und als Erbauungsmittel für die Gemeinde setzt aber eine völlige Einigung der Person mit dem Beruf voraus, jenes völlige Aufgehen der Selbstlebigkeit im Dienste der Brüder, die in Christus urbildlich angeschaut wird. So ist denn das Geheimnis der Durchbildung zum Zeugen Christi, dass Sein Bild, Seine Berufstreue, Seine Liebe Gestalt in uns gewinne. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die erbliche geistige Belastung und die Seelsorge.

Von

Johannes Naumann, Anstaltspfarrer in Hubertusburg.

Ueber wichtige Lebensfragen darf man nur urteilen, wenn man die zu Grunde liegenden Tatsachen einigermassen kennt. Deshalb werden wir zunächst die wichtigsten Tatsachen aus dem Gebiete der erblichen geistigen Belastung vorführen und dann die Frage zu beantworten suchen, wie wir uns als Christen dazu stellen.

Eine Geisteskranke sagte zu mir, sehr niedergeschlagen: Herr Pastor, ist das wirklich wahr? Mir ist gesagt worden, ich stammte aus einer erblich belasteten Familie. Da habe ich wohl gar keine Hoffnung auf Besserung?

Diese Frage quält nicht nur Geisteskranke, die in Anstalten untergebracht sind, sondern Männer und Frauen, die in frischer und fruchtbarer Tätigkeit stehen. Sie werden sofort gespannt, sobald von geistiger Erkrankung die Rede ist, sie jagen derartigen Büchern und Aufsätzen nach, und mit innerer Aengstlichkeit suchen sie aus ihrem eigenen Leben und dem Leben ihrer Eltern und anderer Familienglieder alles zusammen, was etwa auf erbliche Belastung schliessen lässt.

Sie sprechen meist nicht von dem, was sie innerlich beschäftigt und beunruhigt, aber die Sorge kostet ihnen einen Teil ihrer Lebensfrische und Arbeitskraft, ihrer geistigen und körperlichen Gesundheit.

Woher kommt es, dass die Frage nach der erblichen Belastung unser heutiges Geschlecht mehr bewegt als unsere Grossväter und Grossmütter? Daher, dass wir überhaupt der Frage der Erblichkeit mehr Beachtung schenken. Soviel ich sehe, ist dies eine Folge der naturwissenschaftlichen Bewegung, die wir gewöhnlich als die Darwinsche bezeichnen; sie hat die Fragen der Abstammung, Anpassung und Vererbung in den Vordergrund gestellt. Die Literatur hat sich dieser Gedanken bemächtigt und sich reichlich damit beschäftigt. Ich brauche nur die Namen Ibsen, Zola, Björnson, Hauptmann, Halbe zu nennen. Von da aus ist diese Betrachtungsweise in das allgemeine Denken und Empfinden übergegangen.

Gibt es eine erbliche geistige Belastung? Wir müssen die Frage rundweg bejahen. Wer mit Geisteskranken zu tun hat, kann darüber nicht zweifelhaft sein. Wie hoch der Prozentsatz der

Digitized by Google

Geisteskranken ist, die erblich belastet sind, lässt sich nicht mit Sicherheit angeben. Die Zahlen der einzelnen Beobachter stimmen nicht überein, teils weil die Lebensverhältnisse der Kranken zu verschiedenartig sind, teils weil es schwer ist, über den geistigen Zustand der Eltern und Voreltern zuverlässige Mitteilungen zu erlangen, teils weil das Urteil über die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit schwankt. Dass aber die Belastung einen grossen Einfluss hat, darüber sind alle einig. Im Jahre 1901 wurden den sächsischen staatlichen Irrenanstalten 887 Geisteskranke zugeführt, von denen bei 405 (45,8%) erbliche Belastung festgestellt werden konnte, während eine individuelle krankhafte Anlage ausserdem bei 23% nachzuweisen war.

Die Art der Vererbung ist verschieden. Bald erscheint dieselbe Krankheit bei dem Sohne in dem gleichen Lebensalter wie bei dem Vater, beide enden etwa unter dem Drucke einer melancholischen Verstimmung in Selbstmord unter fast gleichen Umständen; bald tritt die geistige Störung bei den Nachkommen in anderer Form auf; bald kommt die Krankheit der Grossmutter bei der Enkelin wieder zum Vorschein, während bei der Mutter keine auffallenden Krankheitserscheinungen bemerkbar wurden. Deshalb ist der geistige Gesundheitszustand nicht nur der Eltern, sondern auch der übrigen nahen Anverwandten für die Beurteilung wichtig. In den Fragebogen, die vor der Aufnahme von Kranken in sächsische Irrenanstalten vom behandelnden Arzt auszufüllen sind, finden sich die Fragen: Liegt erbliche oder Familienanlage zu Seelenstörung vor? Sind die Eltern miteinander verwandt und wie? Sind Geistes- oder Nervenkrankheiten oder Trunksucht oder Selbstmord oder verbrecherische Neigungen oder sehr auffallende Charaktereigentümlichkeiten vorgekommen bei Vater? Mutter? Grosseltern? Onkel oder Tante väterlicher- oder mütterlicherseits? bei Geschwistern? Kindern?

Aus einer Familie sind zwei Töchter im Irrenhause gestorben, zwei Söhne sind bereits vorübergehend in Anstalten untergebracht worden. Die Eltern waren nicht ausgesprochen geisteskrank, aber der Vater wird als überspannt und exzentrisch geschildert, die Mutter hat zeitweilig unter schwermütigen Stimmungen zu leiden gehabt. Solche Kinder haben ein schweres Erbteil zu tragen.

Es gibt keine festen Gesetze über die Art der Vererbung, sondern nur gewisse allgemeine Wahrnehmungen und Vermutungen, z. B. dass hochgradige Nervosität, Hysterie und Hypochondrie miteinander in enger Verwandtschaft stehen, dass die verschiedenen

Digitized by Google

Arten periodischer Geistesstörung einander ablösen, dass Alkoholismus und Epilepsie zusammengehören.

Es ist ein schauerliches Spiel des Sichversteckens und Wiederzum-Vorschein-Kommens, das scheinbar willkürlich ist und doch gewiss seine uns noch verborgene Gesetzmässigkeit in sich trägt.

Jedenfalls ergibt sich aus diesen Beobachtungen eine sichere Tatsache: Nicht die Geisteskrankheit selbst erbt sich in der Familie fort, sondern eine Familienanlage, eine Disposition, eine geringere Widerstandsfähigkeit. Der Grad dieser Anlage kann sehr verschieden sein, von einer leichten Erregbarkeit, einer reizbaren Schwäche an bis zur schweren Belastung, die sich im Gesichtsausdrucke, im Blicke, in der Kopfbildung und anderen Merkmalen äussert. Der Wert dieser Degenerationszeichen ist zeitweilig stark überschätzt, dann wieder abgeleugnet worden; ganz ohne Bedeutung scheinen sie nicht zu sein, zum mindesten, wenn mehrere zusammentreffen. Aber das sind nur die Aeusserlichkeiten, der Kern des Menschen liegt im Charakter. Nicht in der Intelligenz, sondern im Charakter. Die übliche Beurteilung der Geisteskranken ist einseitig. Wenn ein Kranker einen leidlich verständigen Brief nach Hause geschrieben hat, wenn er bei einem Besuche den Seinen klar antwortet, dann heisst es sofort: Er ist ja vollständig gesund, man merkt nichts Krankhaftes an ihm. Und doch kann dieser selbe Kranke von hochgradigen Verfolgungsideen geplagt sein, bedrückt bis zur Verzweiflung. Er ist viel kränker als ein anderer, der nebenan laut tobt und Fenster entzweischlägt und trotzdem in einem halben Jahre wieder fähig ist, seinen Berufspflichten nachzugehen. Aus dieser irrigen Beurteilung erklärt sich in den meisten Fällen die Sage von den armen Gesunden, die in den Irrenanstalten fälschlich zurückgehalten werden. Nicht der Verstand allein, sondern der Gesamtcharakter des Kranken, seine Triebe, seine Gefühle und Stimmungen, seine Leidenschaften und das Mass seiner Willenskraft sind krankhaft verändert, nur dass die Krankheit bald auf diesem, bald auf jenem Gebiete des Geisteslebens zur Erscheinung kommt.

Wenn wir einen Geisteskranken fragen, recht harmlos und natürlich im Laufe des Gespräches: Wie ist es denn gekommen, dass Sie in die Irrenanstalt gebracht wurden?, so wird er in vielen Fällen nur von Bosheit oder Unverstand seiner Angehörigen oder Hausgenossen oder eines Arztes oder Geistlichen zu erzählen wissen; aber wir werden auch andere Antworten erhalten: Ich hatte viel Aerger mit den Leuten; ich wurde im Geschäft betrogen, da legte

Digitized by Google

sich ein Schleier über meine Augen; ich konnte mich über den Tod des Kindes nicht hinwegsetzen; ich sollte mit einem Manne verheiratet werden, den ich nicht mochte u. s. w. Alles Dinge, die auf das Seelen- und Gemütsleben einen tiefen Eindruck machen müssen. Dementsprechend werden auch in den älteren Romanen und Dramen die Menschen infolge heftiger Gemütsbewegungen, aus unglücklicher Liebe und ähnlichen Ursachen, geisteskrank, z. B. Ophelia, Gretchen im „Faust".

Aber es gibt doch unzählige Menschen, die das gleiche Schicksal oder noch schwerere Gemütsbewegungen durchmachen und nicht geisteskrank werden. Warum jene? Weil sie zu geistiger Erkrankung veranlagt und weniger widerstandsfähig gegen derartige Erschütterungen waren. Bei Beurteilung der Geisteskrankheiten gilt der Grundsatz: Nicht die letzten Ursachen, welche die Krankheit zum Ausbruch drängten, sind das wichtigste, sondern die vorherige Veranlagung des Kranken, gerade der Teil seines Wesens, der am meisten der Vererbung unterliegt.

Der Mensch ist nicht nur ein Einzelwesen, sondern er trägt die Natur seines Vaters, seiner Mutter, seines Geschlechtes in sich und kann sie nie verleugnen und abstreifen. Weitverbreitet ist der Aberglaube, dass die Seelen der Abgeschiedenen wiederkehren und die Lebenden beeinflussen und plagen. In diesem Volksaberglauben ist eine Wahrheit, freilich in anderem als dem nächstliegenden Sinne. Auch jeder Staat, jede Wissenschaft, jede Kirche trägt eine Geschichte auf dem Rücken mit ihrem Segen und ihrer erblichen Belastung.

Eine trübe Empfindung ergreift uns bei diesem Gedanken, eine bange Scheu vor einer unheimlichen Naturgewalt, der gegenüber wir einzelnen nichts sind.

Das Bild wird noch trüber, wenn wir einen Blick auf den unverkennbaren Zusammenhang zwischen Geistesstörung und einigen anderen dunklen Lebensgebieten werfen, zunächst mit dem Verbrechertum. Früher betrachtete man die Verbrecher gern als Kraftnaturen, die ihre Persönlichkeit gegenüber den Schranken der Gesellschaft und des Gesetzes durchsetzen wollen, wie in der griechischen Sage die Titanen gegenüber den seligen Göttern. Nüchterne Beobachtungen haben ergeben, dass derartige Naturen selten sind und dass das Verbrechertum sich vorwiegend aus den minderwertigen, an Leib und Seele entarteten Gliedern der menschlichen Gesellschaft zusammensetzt. Die Sache steht jetzt so, dass die Zahl der rückfälligen Verbrecher sich beständig mehrt, das geschlossene

Digitized by Google

Heer der Gewohnheitsverbrecher, bei deren Entlassung aus dem Gefängnis oder Zuchthaus ihre Wiederkehr mit wehmütiger Sicherheit zu erwarten ist. Diejenigen, welche zu diesem Heere als Rekruten neu hinzukommen, sind zu einem beträchtlichen Teile uneheliche Kinder, Kinder von Verbrechern, von Trinkern und von Geisteskranken. Auffallend ist die wachsende Zahl jugendlicher Verbrecher und jugendlicher Geisteskranker.

Geisteskrankheit, Trunksucht, gewerbsmässige Unzucht und Verbrechen sind also nicht gesonderte unabhängige Lebenserscheinungen, sondern sie stehen miteinander im inneren Zusammenhange. Um Missverständnisse zu verhüten, bemerke ich ausdrücklich, dass es mir durchaus fernliegt, das Verbrechen an sich für Geisteskrankheit zu erklären; ich weise nur auf die Tatsache hin, dass bei geistig Belasteten eine geringere Willenskraft und infolgedessen eine geringere Widerstandsfähigkeit gegen Versuchungen aller Art vorhanden ist.

Die grosse Schar von Bettlern und Vagabunden steht unter demselben Verhängnis geistiger Belastung.

Untersuchungen haben gezeigt, dass bis zu 75% der Untersuchten nicht völlig normal waren. Selbstverständlich handelt es sich hier nicht um ausgebrochene geistige Störungen, sondern um geistige Minderwertigkeit, in den meisten Fällen zugleich um einen höheren oder geringeren Grad von erblicher Belastung.

Es ist berechnet worden, dass durch geistige Störungen der 300. Teil unserer Volkskraft und Volksarbeit verloren geht, mehr als durch die Tuberkulose, die auch in betreff der Erblichkeit allein der Geisteskrankheit zur Seite zu stellen ist.

Diese Tatsachen sind erschütternd. Machen sie uns nicht irre an der Zukunft unseres Volkes? Wenn die Belastung wächst, wenn insbesondere die geistigen Erkrankungen und die Verbrechen Jugendlicher zunehmen, wenn diese steigende Belastung sich auf die nächstkommende Generation überträgt, müssen wir nicht dem Ruin zutreiben? Mit einem grausigen Behagen wühlen sensationslustige Schriftsteller in diesen Dingen und regen dadurch die Phantasie und die Bangigkeit krankhaft auf, ohne auf das Licht hinzuweisen, das in dieses Dunkel fällt.

Folgende Beobachtungen mildern einigermassen den beängstigenden Eindruck: Wenn eine erbliche Anlage oder Belastung da ist, so ist es damit keineswegs notwendig, dass solche Anlage zu wirklicher geistiger Störung sich entwickelt. Sonst könnten die Irrenanstalten gar nicht ausreichen. Der Veranlagte muss ebenso-

Digitized by Google

wenig krank werden, wie das Kind einer lungenkranken Mutter an Tuberkulose sterben muss. Es handelt sich nur um ein Mehr oder Weniger der Gefahr. Das kann den Belasteten nicht deutlich genug gesagt werden.

Ist die Belastung schwer, so ist es ein Trost, dass bei einem hohen Grad von Entartung die Fortpflanzungsfähigkeit einer Familie erlischt. Der französische Irrenarzt Morel, der eine Stufenfolge der Entartung aufgestellt hat, und Darwin, der Trinker beobachtet hat, verlegen übereinstimmend das Aussterben einer degenerierten Familie in das 4. Geschlecht. Es ist ein Segen, dass es einen Punkt gibt, wo die erbliche Entartung sich selbst tödlich wird.

Endlich ist zu berücksichtigen, dass der geistigen Belastung eine Entlastung gegenübersteht, wenn frisches, gesundes Blut in die Familie eingeführt wird. Dann tritt der entgegengesetzte Entwickelungsgang ein, bis vielleicht in der 3. Generation die Belastung nur noch wie ein leichter Hauch auf den Nachkommen liegt. Diese Tatsache soll uns eine Frühlingsverheissung sein: es gibt nicht nur Wege abwärts, sondern auch aufwärts.

Trotzdem bleibt die Sachlage ernst. Wer trägt die Schuld? Ist es die Zivilisation, ist es die Fabrikindustrie, ist es das Jagen und Hasten, das naturgemäss ein stärkeres Bedürfnis nach Reizmitteln zur Folge hat? Liegt die Ursache in einer geringeren Charakterfestigkeit unserer Zeit? Niemand kann die Schuldfrage theoretisch ganz klarstellen, aber praktisch kann sie jeder von uns lösen: schuld ist jeder, der nicht an seinem Teile, soweit er kann, alles tut, um der Volksgefahr entgegenzuarbeiten.

Damit sind wir in die Beantwortung der zweiten Frage eingetreten: Welche Aufgabe haben wir als Christen gegenüber den vorgeführten Tatsachen? Wir haben die Pflicht, unser Urteil und unsere Handlungsweise durch sie beeinflussen zu lassen, und wir müssen mithelfen, die verderblichen Folgen der erblichen geistigen Belastung nach Kräften zu vermindern und ihren Fortschritt aufzuhalten.

Zunächst gilt es, diese Tatsachen anerkennen. Das ist scheinbar selbstverständlich, aber in Wirklichkeit nicht. Lebendige Christen, die kirchlich erzogen sind und mit ganzer Seele an dem christlichen Erbgute unseres Volkes hängen, stehen leicht derartigen Erkenntnissen und Tatsachen, die sich nicht in den Rahmen ihres Denkens und Empfindens einfügen wollen, mit einer abwehrenden Handbewegung gegenüber. Sie wollen sich in den anerzogenen und lieb gewordenen Anschauungen nicht stören lassen. Sie werden in dieser

Digitized by Google

falschen Stellung dadurch bestärkt, dass von anderer Seite die angeführten Tatsachen und Beobachtungen als ein Kampfmittel gegen den Christenglauben verwendet werden. Diesen Fehler dürfen wir nicht durch den gleichen Fehler beantworten. Tatsachen sind an sich neutral, nicht christlich und nicht widerchristlich; erst ihre Deutung und Verwendung kann dem Christenglauben freundlich oder feindlich sein. Christlich ist der innere Trieb nach Wahrheit. Es gehört ein grosses Gottvertrauen dazu, um anzunehmen, dass die Menschenwelt in der Beleuchtung, wie wir sie geschildert haben, die Welt Gottes und Jesu Christi ist. Aber dieses Gottvertrauen müssen und wollen wir haben.

Vielen Christen macht es ernstlich zu schaffen, dass durch die kräftige Betonung der erblichen Belastung die Zurechnungsfähigkeit und Verantwortlichkeit der einzelnen Menschen verschieden wird, während wir gewöhnt sind, an ihr Tun und Lassen und an ihren Charakter dieselben Anforderungen zu stellen und dieselben Massstäbe anzulegen. Gewiss, Sünde ist in jedem Falle Sünde, Verbrechen ist Verbrechen, Unrecht bleibt Unrecht; aber die Fähigkeit zu klarer Einsicht, die Willenskraft, die zu erreichende Herrschaft über die Triebe, kurz die allgemeine geistige Gesundheit ist infolge der erblichen Veranlagung von vornherein so verschieden, dass gerechterweise jeder Mensch aus seinem Wesen heraus für sich beurteilt werden muss. In betreff derjenigen Menschen, bei denen eine offenbare Geisteskrankheit ausgebrochen ist, gilt diese Beurteilungsart bereits; die schwerere Aufgabe ist ihre Ausdehnung auf die grosse Zahl der Menschen, in deren Geistesleben sich Gesundes und Krankes oder Minderwertiges mischt, jedoch nicht in dem Masse, dass sie aus dem menschlichen Verkehr ausgeschlossen sind. Für den, welchem die Augen dafür geöffnet sind, wächst die Zahl dieser Menschen beständig; zuerst zu seiner Beängstigung, bis er darüber innerlich ruhig geworden ist und auch in dieser Erscheinung die Wege Gottes zu verehren gelernt hat. Es ist zu wünschen, dass die christliche und theologische Ethik dieser Tatsache in dem Masse Rechnung trägt, in welchem das wirkliche Leben dazu die Grundlagen bietet.

Wenn wir die festen Massstäbe christlicher Sittlichkeit nicht überall anwenden sollen, so schwankt uns zuerst der Boden unter den Füssen. Wir denken aber an ein Wort, das uns seit der Kinderzeit bekannt ist: Welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern, und an den in ihm verborgenen Gedanken: Welchem wenig

Digitized by Google

gegeben ist, von dem wird man wenig fordern. Manche Worte Jesu sind Edelsteine, die nach Jahrhunderten in einem neuen Glanze aufleuchten.

Es ist bekannt, dass dieselben Gedanken die gegenwärtige Strafrechtspflege bewegen und voraussichtlich früher oder später grosse Umwälzungen in ihr hervorrufen werden.

Für die, welche selbst unter dem dumpfen Drucke einer stärkeren oder schwächeren erblichen Belastung seufzen, ist es eine innere Befreiung, wenn sie mit klarem Auge sehen, woher ihr Elend stammt. Sie fragen: Woher kommt es, dass ich soviel härter kämpfen muss als andere, dass es mir schwerer wird, meine Reizbarkeit, meine Triebe, plötzlich auftauchende frivole Gedanken, Selbstmordideen, Verzweiflung und tolle Freude, abnorme Gelüste und Wünsche zu bekämpfen? Warum ist unter diesem Kampfe die Arbeitsleistung meines Lebens schwächer und der Erfolg gering? Warum werde ich falsch beurteilt von denen, die nicht hineinsehen in meine schlaflosen Nächte und den inneren Kampf meiner Seele? Warum?

Es gibt nur eine Antwort: Weil Gott dir dieses Kreuz erblicher Belastung aufgelegt hat, nicht damit du darunter zu Grunde gehen sollst oder es von dir schleuderst, sondern damit du es trägst. Wirf nicht einen Hass auf deine Eltern und Grosseltern, die dir vielleicht nach menschlicher Berechnung das Kreuz gezimmert haben, sondern glaube an Gott, an einen lebendigen Gott!

Theoretisch werden wir mit dem Rätsel, warum das Böse und das Leid und also auch die Qual der erblichen Belastung von Gott zugelassen wird, niemals fertig werden, es muss uns im persönlichen Leben genug sein, wenn wir den Weg gefunden haben, sie praktisch zu überwinden.

Für die seelsorgerliche Tätigkeit ist die Kenntnis dieser Zustände sehr wichtig. Ein Geistlicher soll ein Seelenkenner sein, und sein Herz muss für verschiedene Arten von Menschenseelen Platz haben. An den Geistlichen und an die Angehörigen tritt eine schwere Frage heran: Soll ich einem belasteten jungen Menschenkinde, das noch ohne Kenntnis seiner Lage und der Schwierigkeit seines Lebensweges hindämmert, die Klarheit geben, die ihm für immer den Frohsinn und die Lebensfrische raubt? Eine derartige Mitteilung kann ein Frevel sein, indem durch sie ein Menschenwesen innerlich gebrochen wird. Sie kann zur Pflicht werden, wenn es gilt, den jungen Menschen von einem Berufe, von einer Lebensführung, von einem Entschlusse abzubringen, der ihm zum

Digitized by Google

Verderben werden muss. Je mehr Verständnis für die Eigenart des betreffenden Charakters vorhanden ist, um so mehr wird es gelingen, den Schaden der Mitteilung abzuschwächen. Nicht selten wird eine halb unbewusste, bisher verschwiegene Ahnung der Eröffnung entgegenkommen und die schwere Aufgabe erleichtern.

Der Christenglaube soll sich tätig erweisen. Auf welche Weise können wir die verderblichen Folgen der Belastung vermindern und gegen deren Wachstum ankämpfen? Wir reden hier nicht von der Heilung und Pflege der Geisteskranken in den Irrenanstalten, auch nicht von der Ausbildung von Schwestern zu diesem Dienste, wie sie in dem Pflegerinnenhause zu Hubertusburg seit 15 Jahren geübt wird, so wünschenswert es ist, dass diese stille, übersehene Arbeit in der Oeffentlichkeit mehr beachtet und in ihrer Wichtigkeit anerkannt wird. Auch auf die Fürsorge für die aus den Anstalten entlassenen Geisteskranken gehen wir nicht ein, die mit oft unzureichender Kraft den Kampf mit dem Leben aufnehmen müssen, gebrandmarkt durch die ungerechte und unchristliche, verächtliche Behandlung, welche diejenigen, die das Unglück haben, einmal „verrückt“ gewesen zu sein, von ihren christlichen Mitmenschen zu erdulden sich gewöhnen müssen. Wer ein Herz für das Seelenleben anderer Menschen hat, wird diesem Notstande nachdenken und an seinem Teile helfen. Im Grossherzogtum Hessen und im Königreich Sachsen stehen Hilfsvereine für entlassene Geisteskranke in erfreulicher Entwickelung[1]).

So wichtig dies alles ist, noch wichtiger für die Zukunft unseres Volkes ist es, Erkrankungen vorzubeugen und die Vermehrung der Belastung, soweit möglich, zu verhüten.

Der alte Pfarrer Friedrich Ahlfeld in Leipzig sass einmal auf dem schwarzüberzogenen Lehnstuhl in seiner Wohnstube und sah mit seinem sinnenden Lächeln zu, wie sein Enkel und seine Enkelin, junges Blut in dem Alter der aufkeimenden Neigungen, untereinander Cousin und Cousine, miteinander scherzten. Da ruft er den

1) Um die Seelsorge an den Geisteskranken erspriesslicher zu gestalten, ist im Königreich Sachsen durch Verständigung des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums mit dem Königlichen Ministerium des Innern dafür gesorgt worden, dass an die zuständigen Ortsgeistlichen über die Individualität und Krankheit der in ihre Gemeinde aus den Landes- Heil- und Pflegeanstalten entlassenen oder beurlaubten Geisteskranken oder von Geisteskrankheit Genesenen von seiten der Anstaltsgeistlichen vertrauliche Mitteilungen gemacht werden; auch hat das evangelisch-luth. Landeskonsistorium die Geistlichen und Kirchenvorstände wiederholt ermuntert, an der Arbeit des Hilfsvereins tätigen Anteil zu nehmen.

Digitized by Google

Enkel zu sich und sagt: Gib mir die Hand und versprich mir, dass du deine Cousine nicht heiratest, auch wenn sie dir gut gefällt. Er hatte in seiner seelsorgerlichen Praxis von schwerer Belastung der Kinder aus Ehen zwischen nahen Verwandten trübe Erfahrungen gemacht.

Man hat entgegengesetzte Beobachtungen von gesunden Kindern aus Verwandtenehen zusammengestellt und deren Gefahr bestritten. Die Frage ist noch nicht ganz spruchreif. Zum mindesten wird, wenn in einer Familie irgend eine noch so geringe krankhafte Veranlagung vorhanden ist, diese durch die Ehe zweier gleich Veranlagter nicht bloss verdoppelt, sondern vervielfältigt.

Für solche Menschen, die durch Geisteskrankheit oder Epilepsie schwer belastet sind, ist der einzige Rat: Nicht heiraten! Keine aller Voraussicht nach kranken Menschen in das Dasein fördern! Zwang ist auf diesem Gebiete leider nicht möglich, solange die Kranken nicht in einer Anstalt untergebracht sind, sondern nur freier Wille aus Einsicht, und diese Einsicht und der Wille dazu fehlt zumeist infolge der Krankheit.

Die Erziehung kann viel dazu beitragen, die geistige Gesundheit und die Wiederstandsfähigkeit des Charakters auch bei gefährdeten Kindern zu stärken, indem sie sich ebenso von geistiger Ueberlastung schwächerer Gehirne fernhält wie von Verzärtelung und Verweichlichung der Willensschwachen. Da unsere Zeit die Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung, von den Einflüssen des Berufes, der sozialen Stellung und der Bildungsstufe stark empfindet und infolgedessen die Gefahr einer Erschlaffung der Charaktere wächst, ist es nötig, auch in der kirchlichen Unterweisung und Erziehung die männliche kraftvolle Seite des Christentums entschieden vortreten zu lassen. Am mangelhaftesten ist die Fürsorge für die Altersstufe vom 14. bis 18. Lebensjahre, die infolge der mit der eintretenden Geschlechtsreife verbundenen Umwandlungen im Haushalte des Körpers und Geistes besonders gefährdet ist. Nervös reizbare Kinder erscheinen oft als reichbegabt und frühreif. Ein Vater, der sich freut, wenn sein 14jähriger Sohn in der Untersekunda die 16jährigen Altersgenossen übertrifft, begeht denselben Fehler wie die Mutter, die glücklich ist, dass ihre 16jährige Tochter sich in der Gesellschaft sicher bewegt und niemand ihr mehr die Kinderschuhe anmerkt. Das durch den Ehrgeiz und die Eitelkeit der Eltern beförderte unruhige Vorwärtsdrängen und Vorwegnehmen späterer Genüsse ist für die geistige Gesundheit ebenso schädlich, wie für die innere sittliche Entwickelung.

Digitized by Google

Wer an der geistigen Gesundung unseres Volkes mitarbeiten will, begrüsst und fördert alle Massregeln, welche die gesunden Kräfte und Triebe stärken; er bekämpft alle Gelegenheitsursachen, die eine vorhandene Anlage zu steigern oder zum Ausbruch zu bringen geeignet sind: Kampf gegen Armut und Elend und gegen die Wohnungsnot, ferner gegen entnervende Vergnügungssucht, gegen Alkohol und Unsittlichkeit, nicht nur in den unteren, sondern ebenso in den oberen Volksschichten. Wenn es gelänge, allgemein bessere Lebensbedingungen zu schaffen und den Volkslastern mehr Opfer zu entreissen, dann würden viele kostspielige Irrenanstalten und Gefängnisse gespart werden. Die Geisteskrankheit wird dadurch nicht aus der Welt geschafft; aber diejenigen können gerettet werden, die auf den mittleren Sprossen der Stufenleiter zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit stehen und deren Schutzengel zitternd fragt: geht es aufwärts oder abwärts? Ist jemand selbst in höherem oder geringerem Grade belastet, so ist es seine Pflicht, seine gesamte Lebensführung dementsprechend zu regeln; er wird, sobald er es als zweckdienlich erkannt hat, z. B. dem Alkoholgenusse und allen die Nachtruhe kürzenden Vergnügungen entsagen.

Halten wir Umschau nach den Motiven, die zum Kampfe für die Erhaltung und Steigerung der geistigen Gesundheit des Volkes treiben! In erster Linie ist der Selbsterhaltungstrieb zu nennen. Er bleibt aber bei den meisten Menschen auf der Stufe des persönlichen Egoismus stehen, ohne sich zum Triebe der Gesunderhaltung der Nachkommenschaft und des Volkes zu erweitern. Er muss durch eine ideale Macht gekräftigt und des engen Egoismus entkleidet werden. Die geschichtliche Erfahrung hat gezeigt, dass trotz aller Schwankungen die religiösen Mächte die grösste Triebkraft besitzen, das heisst für unser Volk der Christenglaube.

Das Christentum ist wie alle geistigen Erscheinungen der Gefahr einer krankhaften Entartung ausgesetzt. Wir feiern heute [1]) den Geburtstag Dr. Luthers. Es gibt einen Zeitpunkt in seinem Leben, in dem gesunde und krankhafte Frömmigkeit einander gegenüberstanden. Es war, als er gegen die „himmlischen Propheten“ auftrat, die während seiner Wartburgzeit die Bilder aus den Kirchen rissen und an die Stelle des geschichtlichen Christentums und der „Geschrift“ ihre innere Erleuchtung setzten. Dem Claus Storch war der Erzengel Gabriel erschienen und hatte gesagt: „Du sollst

1) Als Vortrag am 10. November 1903 im Stadtverein für innere Mission in Dresden gehalten.

Digitized by Google

auf meinem Thron sitzen". Durch Langeweile, durch ein stumpfes Sichversenken in das göttliche Sein versetzten sie sich in den Zustand, in welchem sie für den Empfang dieser Art Offenbarung fähig waren. In einer aufgeregten Zeit war es nicht wunderbar, dass empfängliche Naturen hierin Gott sahen und hörten. Wir erinnern uns daran, weil jetzt ähnliche Erscheinungen wiederkehren. Luther trat ihnen fest entgegen. Noch ohne zu wissen, wieviel Nervenschwäche und Hysterie sich hinter diesem schwärmerischen religiösen Treiben verbirgt, aber mit dem instinktiven Gefühl, dass etwas Ungesundes ihm entgegenstand oder nach seinem Empfinden, dass er mit dem Teufel stritt, schlug der Sohn einer kraftvollen, urwüchsigen Bauernfamilie sie nieder: „euern Geist haue ich auf die Schnauzen". Er hat damit die geistige Gesundheit des evangelischen Christentums gerettet, dass es nicht das Spielzeug und geistige Genussmittel einiger erregten Menschen wurde, sondern eine feste Grundlage der Herrlichkeit deutsch-evangelischen Lebens.

Wo liegt die Grenze zwischen der gesunden Frömmigkeit, die dazu hilft, unser Volk von innen heraus gesund zu machen, und der nervösen Frömmigkeit, die so viele Menschen auf die Bahn eines krankhaften Geisteslebens getrieben oder doch darin bestärkt und gereizt hat? Der Unterschied lässt sich leichter empfinden, als mit Worten deutlich machen. Vor einiger Zeit ging ich durch die moderne Abteilung der Dresdener Bildergallerie und blieb vor Uhdes „heiliger Nacht" stehen, bewegt von den mancherlei Empfindungen, die uns bei den neueren religiösen Bildern erfüllen. Da ging es mir auf, dass in dem einen der Engel, die auf dem rechten Seitenbilde singen, eine reine religiöse Begeisterung und Verzückung verkörpert ist, und ich wusste, worin die Macht der Uhdeschen religiösen Bilder liegt: sie sind von innen heraus ergriffen, nicht anempfunden. Unter diesem Gesichtspunkte suchte ich weiter und fand reine religiöse Ergriffenheit in dem Bilde von Grosse, das nach Dante die abgeschiedenen Seelen vor dem Läuterungsberge des Fegefeuers zeigt, und mit unvollkommener Technik in dem Peschelschen Bilde der über dem Haupte Jakobs durch die Luft hinziehenden Heerscharen Gottes. Den Gegensatz vertritt das Bild von Gabriel Max, auf dem ein Mädchen dargestellt ist, auf dem Bette knieend und betend. Hier leuchtet aus den Augen, den Zügen und der Haltung die hysterische Ekstase.

In der Betrachtung der innersten religiösen Lebensvorgänge bringt uns der Künstler weiter als der Gelehrte. Er hat, wenn er ein echter Künstler ist, von derselben Luft geatmet, er hat aus

Digitized by Google

den verborgenen Brunnen des Lebens geschöpft, aus der Tiefe des Unbewussten. Wenn wir aber diesen tiefsten Unterschied gesunder und kranker Frömmigkeit mehr ahnend und fühlend erfassen, so müssen wir doch suchen, das Ergebnis auf eine klare Formel zu bringen. Sie wird zu gewinnen sein nach dem Grundsatze Jesu: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen". Gesund und zur Erzielung von Volksgesundheit wirksam ist nur die Frömmigkeit, bei welcher sich die inneren geheimnisvollen Erlebnisse der Seele umsetzen in ein verständnisvolles Handeln und Wirken zum Besten der anderen. In diesem Geiste lohnt es sich, zu arbeiten und je nach Kraft und Lebensstellung gegen das Fortwuchern der erblichen geistigen Belastung in unserem Volke anzukämpfen.

Die angeführten Tatsachen und Aufgaben liegen weit ab von dem Kreise der Gedanken und Pflichten, welche der christlich-kirchlichen Tätigkeit in der Regel zugewiesen werden. Aber die christliche Kirche darf an ihnen nicht kühl vorübergehen wie der Priester und Levit im Gleichnis. Sie schneiden viel zu scharf nicht bloss in das Empfinden des modernen Menschen ein, sondern in sein Leben, in seine Charakterentwickelung und die öffentlichen Zustände. Wenn wir sie missachten, so werden wir aus dem Strome des Gegenwartslebens herausgeschleudert, ohne es zu ahnen. Die Strafe wird erst folgen, wenn jene Gedanken Allgemeingut der modernen Bildung sein werden und die Kirche nicht rechtzeitig das Ihre getan hat, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Wichern forderte auf dem Wittenberger Kirchentage eine „Reformation oder vielmehr Regeneration aller unserer innersten Zustände". Er hat dabei nicht die Gedankengänge im Sinne gehabt, in denen wir uns heute bewegen, aber er hätte bei seinem Weitblick seine Worte darauf bezogen, wenn er die Tatsachen gekannt hätte. Es ist gewiss eine grosse und herrliche Aufgabe, Barmherzigkeitswerke für den Dienst derer zu begründen und fortzuführen, die im Kampfe des Daseins durch schwere Schicksale oder infolge der Haltlosigkeit ihres Charakters unterlegen sind, und an ihnen Seelsorge zu üben. Aber dies allein ist viel zu wenig. Die Kirche muss dem Werden und den Gründen der sittlichen, geistigen und oft auch körperlichen Minderwertigkeit, ohne deren Berücksichtigung sich viele Lebenswege und Seelenzustände gar nicht verstehen lassen, tapfer ins Gesicht sehen und mit dem Feinde ringen, ehe er zu stark wird, im Interesse unseres Volkes und im Lebensinteresse unserer Kirche selbst.

Digitized by Google

Kirchliche Chronik.

Seit am 11. März der Reichsanzeiger die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes amtlich bekannt machte, ist die Erregung der antirömischen Volkskreise in stets steigender Richtung. Zwar waren wir nicht unvorbereitet auf eine Schwenkung des Kaisers, der früher als der zuverlässige Gegner dieser Aufhebung gegolten hatte. Allerdings konnte man daran zweifeln, ob sich der Reichskanzler seiner Zustimmung zuvor versichert hatte, als er im vorigen Jahr die Aufhebung als von seinem Standpunkt aus unbedenklich, ja im Interesse des konfessionellen Friedens erwünscht erklärte. Seitdem hatte aber der dem Kaiser so nahe stehende Graf Waldersee in Rom dem Jesuitengeneral einen Besuch abgestattet (Chr. 1903 23) und der mit Waldersee befreundete Stöcker sich offen für die Aufhebung ausgesprochen: die Aufrechterhaltung des Paragraphen lasse nur die innere Kraft des Protestantismus zweifelhaft erscheinen und stärke wie alle Ausnahmegesetze die Macht der davon betroffenen; auch könnten politische Waffen den notwendigen religiösen Kampf nur beeinträchtigen; übrigens brauchten wir die Mitwirkung der Katholiken zur nationalen Stärkung, zur sittlichen Gesundung wie zur sozialen Erneuerung unseres Vaterlandes. Dagegen hatten nicht nur die brandenburgischen Kreissynoden fast einstimmig mit Einschluss der kirchl. Rechte der Anregung des evang. Bundes folgend Resolutionen gegen die Aufhebung gefasst (Chr. 28), hatte nicht nur die preussische Generalsynode mit Ausschluss der äussersten Rechten dem summus episcopus die tiefe Erregung des evangelischen Volkes über die beabsichtigte Störung des konfessionellen Friedens bekundet, sondern vor allem auch der eben erst unter erheblicher Mitwirkung des Kaisers ins Leben gerufene Evangelische Kirchenausschuss am 18. Febr. (Chr. 14) einstimmig erklärt, dass in der Aufhebung des § 2 und in der Annahme des Toleranzantrages eine drohende Gefahr für die evang. Kirche und ihre Interessen zu erblicken sei. Der „Alte Glaube“ hat zwar kürzlich behauptet (T. R. 260), der neugewählte Vorsitzende des Ausschusses, Oberkirchenratspräsident Voigts, habe keine Gelegenheit gefunden, die beschlossenen Vorstellungen an allerhöchster Stelle anzubringen, sei es, weil ihm der Reichskanzler mit der entscheidenden Sitzung des Bundesrats zuvorgekommen, sei es, weil er nach Beratung mit massgebenden Persönlichkeiten für besser befunden, von sich aus auf Ausführung des Beschlusses zu verzichten — in jedem Fall ein schwerer Schatten über diesen vielgerühmten lichtvollen Anfang des Kirchenausschusses —; allein dem Kanzler wie dem Kaiser musste der Inhalt jenes Beschlusses anderweit bekannt sein. Aber der Kanzler hatte das Zentrum schon vor längerer Zeit wissen lassen, er habe eine Mehrheit im Bundesrat für die Aufhebung, das Zentrum ihm aber anheimgegeben, noch zu warten, bis er eine recht grosse Mehrheit hätte. Es scheint, dass der Umfall der 3 badischen Stimmen die Entscheidung herbeigeführt hat. Jedenfalls haben

Digitized by Google

Sachsen, Württemberg, Hessen sich beeilt, über ihre ablehnende Haltung keine Zweifel aufkommen zu lassen, während Lübeck und Anhalt ihre Stimmenthaltung gegenüber Angriffen mit dem Mangel besonderen Interesses an der Aufrechterhaltung begründeten (T. R. 148. 188). Die Mehrheit von 29 gegen 25 Stimmen, bei 4 Stimmenthaltungen, war nicht glänzend. Während nun aber die öffentliche Meinung den Beschluss des Reichstags von 1897, der auf konservativ-freisinnigen Antrag die Aufhebung mit erdrückender Mehrheit erbat, und ebenso die Erklärung Bülows vom 3. Febr. 1903, dass er die preussischen Stimmen für die Aufhebung instruiert habe, kühl aufgenommen hatte, begegnete die wirkliche Aufhebung des § 2 einer leidenschaftlichen Opposition, die keineswegs bloss vom Evang. Bunde geschürt wurde. Während die Kreuzztg sich zunächst in Schweigen hüllte und die „Deutsche Tagesztg“ die Aufhebung als ziemlich nichts bedeutend hinstellte, sprach sogar die konservative „Schlesische Ztg“ von dem verhängnisvollen Einfluss, den die Schwäche der Regierung gegen das Zentrum auf die Stimmung unserer loyalsten und patriotischen Volkskreise ausübe, besonders aber auf die der nationalen Richtung im Katholizismus, der es immer schwerer gemacht werde, gegen den Strom der herrschenden Partei zu schwimmen. Und gegenüber der Haltung des Bundes der Landwirte eifert der „Graudenzer Gesellige“, es gebe schliesslich im deutschen Reich noch einige wichtigere nationale Kulturfragen als die, ob der Getreidezoll 50 Pfg. mehr oder weniger betrage; aber gerade die systematische Nichtachtung der Stimmung der grossen protestantischen Mehrheit und des Gros der Gebildeten unserer nicht römischen, sondern deutschen Nation werde zu einer Auffrischung deutschen Geistes führen (T. R. 123). Es ist auch meine Ueberzeugung: „Wäre vor einem Jahre, als Bülow die Aufhebung zuerst ankündigte, auch gleich die Aufhebung erfolgt, so wäre vermutlich wenig Aufhebens davon gemacht worden!“ Jetzt aber, nachdem die offiziellen Organe der evangelischen Kirche mit dem Evangelischen Bunde gegen die drohende Gefahr ihre Stimme erhoben und dabei in allen Organen des liberalen Bürgertums die gleiche Besorgnis wegen der zentrumsfreundlichen Politik der Regierung wachgerufen hatten, wirkte die Entscheidung auf die gesamte deutsche protestantische Bildung wie ein Stoss ins Herz (Chr. 14).

Dem gab nun Hackenberg im Abgeordnetenhaus am 16. März bei der Beratung des Kultusetats einen ebenso gemässigten wie überzeugendem Ausdruck (T. R. 129). Er gab Eingangs zu, dass in einem konfessionell gemischten Lande eine jeden befriedigende Kirchenpolitik die Quadratur des Zirkels bedeute. Der seinem Wesen, seiner Idee, seiner Entwickelung nach in der grossen Geistesbewegung des 16. Jahrhunderts wurzelnde Staat müsse naturgemäss in starker Spannung mit der katholischen Kirche leben, fühle aber in sich die Fähigkeit, trage in sich die Macht, der Kirche weit entgegen zu kommen. Solches Entgenkommen und möglichstes Vermeiden aller Verletzung empfehle sich besonders einer grösseren parlamentarischen Partei gegenüber; ja man dürfe sich nicht einmal über mancherlei entgegenkommende Liebenswürdigkeiten aufregen, wo es sich doch um das Verhältnis zweier organisierter

Digitized by Google

Mächte handle. Nun aber seien die Grenzen des Entgegenkommens, die um der Wohlfahrt der ungeteilten und unteilbaren Nation willen einzuhalten sind, bereits überschritten: die Empfindungen des andern Teils der Bevölkerung und die Rücksichten auf die gemeinsamen kulturellen Güter und Besitztümer seien bereits ausser Acht gelassen. Man könne freilich über die Notwendigkeit und Bedeutung des § 2 des Jesuitengesetzes verschiedener Meinung sein; aber der durch die Aufhebung hervorgerufenen Bewegung müsse man symptomatische Bedeutung beimessen: die weit über die Grenzen des preuss. Staats, auch in kathol. Kreise sich erstreckende Erregung gehe auf die Schatten einer Vergangenheit zurück, die die Schrecken der Gegenreformation erlebt hat. Man fürchte, von den Jesuiten wieder erleben zu müssen, was die Väter erlebt. Diese Besorgnis, dass der konfessionelle Friede durch die Regierung gefährdet werde, werde dadurch verschärft, dass man nicht wisse, wo ein Halt im Entgegenkommen sein werde. Nicht von einigen armseligen Pfarrern, nicht von einigen Hetzern vom Evangel. Bund sei die Erregung ausgegangen, die Regierung habe nicht die Empfindlichkeit Weniger, sondern die gerechten Empfindungen der Bevölkerung unberücksichtigt gelassen.

Während diese Aktion im Reich vorgehe, erscheine gleichsam als Ouverture dazu in Preussen unter dem 13. Januar d. J. der Erlass, der sich mit den Schulverhältnissen befasse. Damit sei ein Weg eingeschlagen, der zur Beruhigung der kathol. Bevölkerung dienen solle, aber die idealen Güter vernachlässige, auf die um der geeinten Nation willen Wert gelegt werden müsse. Die dadurch aufgehobenen Erlasse hätten, soweit sie Uebergriffe in das innerkirchliche Leben darstellen, wie das Verbot der Gebete für die Kirche in den Schulmessen, schon längst der berechtigten Gereiztheit der Katholiken geopfert werden sollen; dagegen sei die Zulassung des Eintritts in kirchliche Schulvereine selbst für den vorurteilslosesten Beobachter vom pädagogischen Gesichtspunkt aus hochbedenklich, wie auch aus der grossartigen Verklausulierung hervorgehe. Bisher sei die Regierung allen Sondervereinen an der Schule, aller Vereinsmeierei und aller Nachäfferei der Gebräuche Erwachsener entgegen getreten. Die Schüler haben an den Schulklassen und Schulorganisationen den besten Schulverein; besondere Schulvereine müssen eine Zersplitterung herbeiführen. Dazu komme, dass das Ziel des Schulunterrichts, die heranwachsende Jugend in aller Tugend und Sittlichkeit zu erziehen, gerade nicht durch allzu viel religiösen Lehrstoff erreicht werde. Es gelte alle, nicht nur einen bestimmten Kreis zu Charakteren zu erziehen, die auf dem Boden eigener freier Ueberzeugung für alles Gute, Edle, Schöne wirken; dagegen wollten die marianischen Kongregationen nach ihren jesuitischen Lobrednern eine Elitetruppe der besten heranbilden, die reiner leben, nicht so leicht fallen, viel schneller wieder aufstehen und öfter mit der himmlischen Gnade betraut werden. Das Bewusstsein, zu dieser Elite zu gehören, müsse zur Ueberhebung erziehen und das gute Einvernehmen unter den Schülern stören, zumal nicht religiöse, sondern spezifisch konfessionelle Momente im Vordergrund stehen. „Dieses Sichabschliesen des kathol. Volksteils in Hunderten und Tausenden von Vereinen und Verbänden ist kein Segen

Digitized by Google

für unser Vaterland". Zumal die Vorbildung für die führenden Stellen dürfe die konfessionelle Scheidung nicht in sich tragen, vielmehr müsse sie ermöglichen, dass man jede religiöse Ueberzeugung achten und ehren lerne. Als ehrlicher Mann müsse er den Verdacht aussprechen, dass die Erlasse nicht aus pädagogischen Gründen entsprungen sind, sondern dass dabei die Pädagogik politischen Rücksichten auf die Wünsche einer starken Partei geopfert wird. Die Regierung solle sich hüten, hohe, ideale Güter preiszugeben, die für die Wohlfahrt und Stärke des Vaterlands von grösserem Gewicht sind als ein paar Unteroffiziere oder Kreuzer mehr oder weniger. Seine Partei wolle sich nicht verantwortlich machen für eine Politik, die der Zukunft eine traurige Erbschaft überliefere.

Aus der Gegenrede des Zentrumsabgeordneten Porsch, der Hackenberg den Beruf absprach, die Erörterungen einzuleiten, will ich nur weniges herausheben: Porsch betonte, dass er für die katholischen Preussen das Recht beanspruchte, auf dem Boden der Gerechtigkeit ihrer Konfession zu leben; nun handle es sich nur um Zurückgabe einer Freiheit, die sie früher nach Königswort besessen haben; die Aufhebung des § 2 sei wahrlich keine grosse Errungenschaft für das Zentrum, da dieselbe nach der Zustimmung Rickerts, Bennigsens und Kardorffs, nach der vorjährigen Erklärung des Reichskanzlers nur eine Frage der Zeit sein konnte. Der § 2 sei eine persönliche Beschimpfung der Katholiken gewesen; denn ihre Vorkämpfer, die Jesuiten, wurden den Vagabunden und entlassenen Zuchthäuslern gleichgestellt. Uebrigens seien sie anderwärts zu sehr beschäftigt, als dass der Jesuitengeneral das deutsche Reich mit ihnen überschwemmen könnte. Die wenigen deutschen Jesuiten arbeiten im Ausland in deutschem Sinne! Er sei dem Minister dankbar für die Beseitigung einiger Trümmer des Kulturkampfes, wolle die Dankbarkeit aber nicht zu sehr betonen, um nicht wieder einen Teil der Bevölkerung zu erregen. Die Zulassung der marianischen Kongregationen sei nicht vom pädagogischen Standpunkt aus zu betrachten, sondern von dem der religiösen Erziehung und Unterweisung: es gelte, die Kinder zum Himmel hinzuführen, wozu die katholische Kirche die marianischen Kongregationen nicht bloss für nützlich, sondern auch für notwendig halte. Er habe hier keinen erfreulichen Stand, dieselben zu verteidigen gegenüber Herren, die dafür kein Verständnis haben; sonst würden sie katholisch! Der Zweck des Vereins sei, zur Demut zu erziehen; auch stehen die Kongregationen nicht im Zusammenhang mit dem Jesuitenorden. Porsch stellte dann die Beteiligung der katholischen Schüler an den marianischen Kongregationen in Parallele zu der der evangelischen an den Bibelkränzchen und gab Hackenberg schliesslich anheim, seine Friedensmahnungen statt an die auf ihren Katholikenversammlungen als friedfertig bewährten Katholiken an seine evangelischen Amtsbrüder zu richten.

Der konservative Redner v. Heydebrand u. d. Lasa konstatierte zunächst, dass die Erregung über die Aufhebung des § 2 vielfach auf mangelnde Kenntnis desselben, vielfach aber auch auf die Besorgnis zurückgehe, dass man mit Konzessionen noch weiter gehen und dass dieses Weitergehen zu einer Schädigung der evangelischen Interessen führen werde. Er stimmte der Aufhebung der Falkschen Erlasse durch-

Digitized by Google

aus zu, verschloss sich aber auch den pädagogischen Bedenken Hackenbergs nicht und sprach die Erwartung aus, dass die Aufhebung nur solange gelte, als pädagogische Grundsätze nicht verletzt werden. Zu der Aufhebung des § 2 sagte er: bis hieher und nicht weiter! „Wir sehen den Jesuitenorden anders an, als Sie (im Zentrum); er ist ein Kampfmittel gegen den Protestantismus. Wir widerstreben deshalb der Aufhebung des § 1. Wir wollen der Regierung die Stimmung kund geben, die im Volke herrscht. Die Regierung scheint in diesem Punkt nicht immer recht unterrichtet zu sein, in Preussen und im Reich. Wir wollen Gerechtigkeit. Deshalb sage ich: Handeln Sie so, wie es gegen die Katholiken recht ist; aber sehen Sie, dass Sie das Vertrauen des evangelischen Volksteils nicht verlieren."

Nach dieser sehr würdigen Verhandlung erhob sich Graf Bülow, um zunächst zu protestieren gegen das ewige Geschrei von der Nachgiebigkeit gegenüber dem Zentrum, von der Abhängigkeit der Regierung vom Zentrum, von Kuhhandel u. s. f. Indem er am 3. Februar v. J. neben der noch immer gültigen Versicherung, an keiner massgebenden Stelle bestehe die Absicht, den § 1 aufzuheben, seine persönliche Bürgschaft dafür ausgesprochen habe, dass er seinen Einfluss auf die preussischen Stimmen verwenden würde im Sinne der Aufhebung des § 2, weil die konfessionellen Verhältnisse innerhalb des Reichs nach seiner Ansicht die Aufrechterhaltung desselben nicht mehr notwendig erscheinen liessen, habe er den Bundesregierungen keinen Anlass gegeben, sich über sein Vorgreifen zu beschweren. Er wollte in einer so heiklen Angelegenheit die Verantwortung nur nicht auf andere Schultern schieben, vielmehr den Regierungen überlassen, ob sie sich seiner Auffassung anschliessen wollten oder nicht. Die Zustimmung des preussischen Staatsministeriums zu gewinnen, sei ihm sogleich gelungen, die der Mehrheit der verbündeten Regierungen zu gewinnen, erst nach einem Jahr, was sich zum grossen Teil aus der Rückwirkung des Vorgehens des Bischofs von Trier auf die protestant. Regierungen erkläre. — Diese Mitteilungen über die Vorgeschichte der Aufhebung mussten, wie die Voss. und Magdeb. Ztg. sofort erklärten (T. R. 131), besonderes Befremden erregen. „Gerade bei einer so heiklen Angelegenheit wäre es natürlicher gewesen, zunächst die Meinung der zuständigen Körperschaften zu ergründen, nicht aber ihnen vorzugreifen." Nach seiner öffentlichen Erklärung befanden sich seine Kollegen und die Regierungen in der Zwangslage, entweder ihm zu sekundieren oder seine Stellung unhaltbar zu machen; das mag die Stimmenthaltungen veranlasst haben; das soll nach einer Erklärung der gouvernementalen Strassburger Post (T. R. 128) das Verhalten der badischen Regierung entschuldigen: sie ist aus Gefälligkeit gegen den Reichskanzler umgefallen. Wie bedenklich gering erscheint aber nach dieser Mitteilung des Reichskanzlers die Mehrheit für einen so wichtigen Schritt! — Graf Bülow fuhr fort mit einer sehr geschickten Selbstverteidigung durch Berufung auf die wiederholten Erklärungen nationalliberaler Führer, die doch nicht beinahe jesuitisch für die Aufhebung mit der reservatio mentalis gesprochen haben könnten, dass die Regierung doch nicht darauf eingehen würde. Es sei auf seiner Seite nicht von einer Schwäche gegenüber einer Partei zu reden, sondern von einem freundlichen Entgegenkommen gegen den

Digitized by Google

Beschluss der Mehrheit und die Aeusserungen der Rickert, Bassermann, v. Bennigsen, Graf Limburg u. s. f., ja gegen eine Aeusserung eines dem Evangel. Bund nahestehenden Abwehrvereins gegen die Jesuiten, der erklärte, es liege ihm nichts an dem Ausschluss einzelner Jesuiten als Privatpersonen, nur an dem Ausschluss ihrer Ordenstätigkeit. Uebrigens habe er den Sturm vorausgesehen, sei aber der Meinung, dass der leitende Minister in der Vertretung ruhig und pflichtmässig erwogener Interessen des Landes auch Unpopularität nicht scheuen dürfe.

Dann führte Bülow gegenüber einer verhüllten, aber klar erkennbaren Klage Porschs dem Zentrum zu Gemüte, dass es allen Grund habe, sich der Rechte und Freiheiten zu freuen, die die Kathol. bei uns geniessen, gerade im Vergleich mit manchen anderen, auch katholischen Ländern mit seiner Lage zufrieden zu sein und anzuerkennen, dass die Regierung den Wünschen der kathol. Minderheit so weit Rechnung trage, wie es in einem evangel. Staat möglich ist. Es gebe aber Punkte, über die wir uns mit dem Zentrum nie ganz werden verständigen können: auf dem heiklen Grenzgebiet zwischen Staat und Kirche habe jenes Wünsche, die wir nie erfüllen können, erhebe es Beschwerden, die wir nie abstellen können. Dann aber wandte er sich sofort wieder gegen seine evang. Ankläger, versicherte, dass er ebenso wenig den Hoheitsrechten des Staates etwas vergeben, als auch die kathol. Bevölkerung schlechter behandeln werde als die evangelische. Die Erinnerung an die Imponderabilien der geistigen Freiheit nahm er auf und kehrte sie gegen die Unduldsamkeit, die den Kampf um die geistigen Güter in einer ohne Not fremde Gefühle verletzenden Weise führt und den Glauben bekundet, dass sie alles geistige Leben gepachtet habe, und jeden verdammt, der einer andern Wissenschaft huldigt. Indem sich der Reichskanzler nun speziell gegen den Superintendenten Meyer-Zwickau, als einen der Rufer im Streit, wandte, den er wegen seines Ausrufes über den „schmählichen Kulturfrieden“ mit den Empfindungen bedachte, mit denen Hus dem Weibe zusah, das Reisig zu seinem Scheiterhaufen trug, liess er die Vermutung aufkommen, dass er den Evangelischen Bund als den Erreger der zuvor beklagten Unduldsamkeit im Sinne hatte, dass er an ihn auch dachte, als er von dem neuen Kulturkampf redete, den die Fanatiker zu entfachen immer bereit seien mit „kleinlichen und gehässigen und elenden konfessionellen Zänkereien“. Natürlich richtete sich gegen dieselben Kreise die Aufforderung zu Opfern an der „eigenen Rechthaberei“ — denn tiefer weiss der Reichskanzler die konfessionelle Polemik nicht zu bewerten —, mit der er seine Rede schloss: „Aus Gründen der inneren wie äusseren Politik, im Hinblick auf unsere nationale Geschlossenheit nach aussen wie gegenüber der sozialdemokratischen Gefahr nach innen (Aha!) wollen wir unnötigen Streit vermeiden und die konfessionellen Gegensätze nach Möglichkeit in den Hintergrund drängen“, „auch wenn es nicht ohne Opfer an der eigenen Rechthaberei abgeht“.

Der Eindruck der fleissig und sorgfältig vorbereiteten Rede war ein auffallend geringer; Beifall fand sie fast nur beim Zentrum. Man glaubte eben bis in die Reihen der Konservativen hinein nicht, dass es sich um „unnötige Streitigkeiten“ handle, fühlte sich vielmehr mit Hackenberg in dem sicheren Besitz unsrer gemeinsamen Kulturgüter bedroht,

Digitized by Google

namentlich durch die Aussicht, dass, wie T. R. 129 es ausdrückte, „unsere fröhlichen deutschen Buben schon auf der Schulbank zu religiösen Fanatikern und konfessionellen Eiferern verbildet werden sollen“. Gegen diese Befürchtung richteten sich die überaus matten, schwer verständlichen Ausführungen des Kultusministers Studt, der lediglich die Zulassung der marianischen Kongregationen als das von allen Gründen der Opportunität oder der Politik freie Resultat einer zweijährigen gewissenhaften ressortmässigen Erwägung darstellte. Er konnte Hackenberg den Vorwurf einseitiger Darstellung auf Grund nicht einwandfreier Quellen nicht ersparen, behauptete, zur Verneinung der Frage nach dem organischen Zusammenhang der marianischen Kongregationen mit dem Jesuitenorden auf Grund von Berichten, literarischen Forschungen und gewissenhaften Zusicherungen massgebender katholischer Persönlichkeiten gelangt zu sein. Das Verbot Falks habe grosse Erbitterung der in ihren religiösen Bestimmungsrechten gekränkten Eltern hervorgerufen, zumal religiöse Vereine anderer Konfessionen nicht davon getroffen wurden. „Dieser Zustand konnte unmöglich weiter aufrechterhalten bleiben“, obschon es sich nur um eine „ausserordentlich geringe“ Zahl von Vereinen handelte! Der konfessionelle Frieden werde durch diese Massnahme gefördert, zumal durch hinreichende Kautelen: Unterstellung der Leitung unter den Religionslehrer, disziplinare Aufsicht des Direktors, jederzeit widerrufliche Genehmigung des Provinzialschulrats, und durch die Loyalität und Einsicht der kirchl. Oberen, die auch mit der Beaufsichtigung dieser Vereine als lokale Instanzen betraut sind, den befürchteten Uebelständen sicher vorgebeugt werde. — Eine Auseinandersetzung mit den pädagogischen Bedenken Hackenbergs kann man das gewiss nicht nennen, nur friedensdurstige Vertrauensseligkeit.

In vortrefflicher Weise vertrat dann der freikonservative Graf Moltke-Uetersen die immer grösser werdende Missstimmung aller Evangelischen, denen Bülow mit der Aufhebung des § 2 weh getan habe. Nur weil er zu wenig Fühlung mit der Volksstimmung habe, könne er behaupten, die Erregung sei nicht gross und tief. Er spreche von Frieden unter den Konfessionen; es gebe aber auch einen faulen Frieden. Der Ultramontanismus bekämpfe mit der evangel. Kirche das ganze geistige Streben des protest. Volkes, dem er fortgesetzt Ohrfeigen gebe. Die Schulhoheit des Staates werde durch Zulassung der marianischen Kongregationen bedroht, sie müsse zu Missheligkeiten zwischen Staatsgewalt und Kirchengewalt führen. Im Rahmen unsrer Schulen haben keine Vereinsbildungen Raum. Gegenüber der Aufhebung des § 2, die ihm als Einzelmassregel gleichgiltig, im Zusammenhang der politischen Ereignisse aber symptomatisch für die Verschiebung des Gleichgewichts der Kräfte erscheint, rief der Graf die zerrissenen und zersplitterten Protestanten auf, sich zusammenzutun zur Sicherung der durch die Reformation gewonnenen innerlichen und geistigen Freiheit.

Am zweiten Tage verteidigte der nationalliberale von Eynern mit grosser Energie den vom Reichskanzler falsch konstruierten Hackenberg. Die grosse Mehrheit der Nationalliberalen wolle keinen Kulturkampf, allerdings, aber die Jesuiten wollen ihn; der Jesuitenorden sei aber ein Kampforden gegen den Protestantismus. Und diese Friedens-

Digitized by Google

störer rufe der Kanzler zurück, weil er den konfessionellen Frieden wahren wolle! Die ganze Haltung des Kultusministers aber kennzeichnete er mit dem Motto: „Deutschland, du kannst ruhig schlafen, denn deine Heldensöhne im Kultusministerium wachen.“ Nach Porschs Ausspruch verstehe der Minister die marianischen Kongregationen; dann müsste er katholisch werden, oder er verstehe sie nicht; dann durfte er sie nicht zulassen. Nach Bismarcks Ausspruch seien die Jesuiten aus allen Staaten mit nationalem Ehrgefühl ausgewiesen, zurückberufen aber nur zur Stärkung der kathol. Kirche, zur Zersetzung der nationalen Bande. Man habe den alten ehrwürdigen Grossherzog von Baden umgestimmt; Bülow gebe zu, dass ihm die Umstimmung der Regierungen nicht leicht geworden, dass er ein Jahr dazu gebraucht habe. Wir Evangelischen möchten aber die Frage beantwortet haben: Wie stellt sich der summus episcopus dazu? Mit ungemeiner Schärfe wies Redner dann die Kampfesweise des Reichskanzlers zurück, der sich hinter Bennigsen zurückziehe, mit dem Vorwurf der Mentalreservation sich zum Verbreiter verletzender Aeusserungen à la Bebel mache. Mit der Annahme eines vor Jahren votierten Beschlusses des Reichstages durch den Bundesrat schaffe er einen Präzedenzfall von ausserordentlicher Tragweite. v. Eynern trat energisch für das Recht des Evangelischen Bundes ein, der an dem frechen Wort Windthorsts: „der Papst regiert die Welt!“ allein schon Daseinsgrund genug hatte, nun aber auf der Hut sein muss gegen weitere Konzessionen der Regierung an das Zentrum, gegenüber nichts bedeutenden Konzessionen des Zentrums an die Regierung. Aber besser könne es nicht werden, bis die Parteien im Lande, voran der Bund der Landwirte, sich auf ihre höchste nationale Kulturaufgabe besinnen.

Mit seiner Erwiderung auf diese allerdings den Friedensmahnungen des Reichskanzlers wenig entsprechende Kampfrede fand der Kultusminister nur beim Zentrum wiederholt lebhaften Beifall: die Anstellung von Jesuiten als Religionslehrer, die v. Eynern in Aussicht gestellt habe, sei durch § 1 des Jesuitengesetzes ausgeschlossen; durch den Hinweis auf die nachteiligen Folgen der Zentrumsfreundschaft für die Bundesfreundschaft mit Italien habe er sich ums Vaterland nicht verdient gemacht; der Ton, wie E. von den marianischen Kongregationen gesprochen, überhebe ihn einer weiteren Antwort. Wenn er aber zum Schluss erklärte, er werde nur auf sachliche Ausführungen antworten, warum hat er dann nicht auf die Ausführungen des Grafen Moltke geantwortet?

In einer echt jesuitischen Rede schloss sich dann Bachem der Schutzrede des Ministers für das Zentrum an. Der Evangel. Bund sei nach dem Friedensschluss mit der Kirche, der grössten (!) weltgeschichtlichen Tat Bismarcks gegründet, falsch dagegen sei, dass der Jesuitenorden gegen die Reformation gegründet sei — der Gründer desselben habe wahrscheinlich (!) nichts von der Reformation gewusst, seine Haupttätigkeit sei niemals gegen den Protestantismus gerichtet gewesen. Freilich billigen wir Katholiken so wenig wie die Protestanten alles, was damals gegen die Reformation geschah; beide Parteien sind seit der Reformation andere geworden. Wie gern das der Kultusminister gehört haben wird! wie er ihm zugestimmt haben wird, dass der Ton, in dem die Eynern reden, das gegenseitige

Digitized by Google

Sichverstehen der Protestanten und Katholiken verderbe! Und dann wagt dieser Zentrumsmann im Interesse des föderativen Charakters Protest einzulegen gegen die Interpellationen, die in den Bundesstaaten wegen der Abstimmung im Bundesrat an die Regierung gerichtet werden! Dem hochgeborenen Grafen Moltke ging der Jesuit mit beleidigendem Zutrauen um den Bart: er solle doch erst abwarten, ob ihm bezüglich der Jesuiten nicht das dummste Zeug und die tollsten Märchen aufgebunden seien. Auch die Aufhebung des § 1 wäre ein Gebot der Gerechtigkeit; für den Staatsmann gelte das Wort: jamais jamais! Man sehe auf seiner Seite in der Aufhebung von Kampfmassregeln, wie dem durch die Parität schon ausgeschlossenen Verbot der marianischen Kongregationen, keine Konzessionen, nur eine Anerkennung der nationalen Mitarbeit der Katholiken, die ihnen die volle Gleichberechtigung zusichere.

Mit auffallender und betonter Versöhnlichkeit kam am dritten Tag der freikonservative v. Zedlitz dem Zentrum entgegen, dessen Bestreben, seine Ideale zu verwirklichen, es über den Vorwurf einer Kuhhandelpolitik erhebe; das Versagen der Linken bei nationalen Aufgaben mache es zur Staatsnotwendigkeit, dem Zentrum durch Konzessionen die Mitarbeit zu ermöglichen. (Ja, was meinte denn anders v. Eynern mit dem Vorwurf des Kuhhandels?) Er gab auch zu, dass über den Jesuitenorden viele Legenden und Märchen in Umlauf sind, und sprach sein Vertrauen aus auf die siegreiche Kraft des evangel. Bekenntnisses, der Glaubensgewissheit und Gewissensfreiheit, gegenüber dem Jesuitenorden. Trotzdem sprach er sich gegen die Zulassung der marianischen Kongregationen aus, die eine Absonderung hervorrufen, die von grossem Einfluss auf die ganze Geistesrichtung sei und eine Abänderung des von Bismarck herbeigeführten modus vivendi involviere. Auch zwinge uns die Herstellung der Glaubenseinheit mit der kathol. Kirche, die vor allem von den Jesuiten betrieben werde, gegen sie Front zu machen, zumal ihre praktische Tätigkeit mit blutigen Lettern in die Geschichte unseres Volkes eingetragen sei.

In geschicktester Weise verteidigte sich dann der Reichskanzler gegen die zu temperamentvollen Anklagen v. Eynerns wegen Beleidigung der Nationalliberalen, wegen Schädigung des Bundesverhältnisses zu Italien, wegen Deckung hinter v. Bennigsen und führte den Nationalliberalen die ganze Fülle ihrer früheren Erklärungen zu Gunsten der Aufhebung des § 2 zu Gemüt — zum grössten Gaudium des Zentrums.

Vortrefflich vertrat darauf der freisinnige Pädagoge Zwick die rein pädagogischen Bedenken gegen die Zulassung der marianischen Kongregationen, überhaupt aller religiösen Vereinigungen an unseren höheren Schulen. Sie bringen Fremdkörper in unsere Schulen und töten den Geist der Toleranz; die Sittlichkeit muss in der Schule liegen, darf nicht von aussen erst hineingetragen werden. Ueberspannt scheint uns freilich die Forderung: „Die Schüler unserer höheren Lehranstalten sollen gar nicht daran denken, ob sie evangelisch oder katholisch sind“. Aber erschöpfend dünkt uns der Nachweis der Schädigung der allgemeinen Ausbildung: „die marianischen Kongregationen sind hinderlich der Schulgemeinschaft, sie sind hinderlich einem Vertrauensverhältnis zwischen Schülern, sie sind hinderlich, um Persönlichkeiten mit freier, selbständiger Ueberzeugung zu schaffen.“

Digitized by Google

Dem Reichskanzler antwortete der Nationalliberale Friedberg, indem er zugab, v. Eynern sei zu wenig vorsichtig gewesen; Bennigsen sei allerdings die Minorität der Partei, darunter er selbst, in der Beurteilung des § 2 als unnötig gehässig gefolgt. Aber die Mehrheit der Fraktion sei stets gegen Aufhebung gewesen; er selbst aber habe seit 1897 eine Revision seiner Stellung aus taktischen Gründen vorgenommen, infolge der Haltung der Reichspolitik des Zentrums, dessen Entgegenkommen gegen die Regierung zeitlich zusammenfalle mit der Zulassung der marian. Kongr. und mit der Aufhebung des § 2. Der Reichskanzler hätte auf diese symptomatische Seite der in evangel. Kreisen herrschenden Erregung eingehen sollen. Warum riss ihn das Gerechtigkeitsgefühl erst nach 3½ Jahren fort? Es sei zu bedauern, dass Bülow eine solche Bearbeitung der Regierungen mit aller diplomatischen Kunst für nötig gehalten habe und darin sich nicht durch den andern Regierungen so anstössigen Fall Korum habe stören lassen. Die vier Stimmenthaltungen deuten bei einer so prinzipiellen Frage auf ausser der Sache liegende Gründe. Nachdem Fr. den Ministerpräsidenten auf die zugesagte ewige Ablehnung des § 1 des Jesuitengesetzes festgenagelt hatte, wandte er sich gegen den Kultusminister, dem er vorwarf, eine Kulisse aufzurichten, indem er sich nicht bloss v. Eynern, auch Hackenberg gegenüber hinter den Ton verschanze, um sich einer sachlichen Antwort zu entziehen. Er bewies ihm dann aus mehreren kathol. Quellen die letztliche Leitung der marian. Kongregationen durch die Jesuiten und missbilligte besonders die Ueberwälzung der Verantwortung für die Zulassung im einzelnen Fall vom Minister auf die Provinzialschulkollegien; er höre schon Bachem entrüstet ausrufen: „es ist eine unerhörte Beleidigung des kathol. Gefühls, dass ein evangel. Schuldirektor sich zum Zensor der mar. Kongr. aufwirft!“ Zum Schluss forderte Fr. den Reichskanzler auf, nicht so rücksichtslos über die Bedenken der vertrauensvoll mitarbeitenden Parteien zur Tagesordnung überzugehen. „Der Herr Ministerpräsident, der so schön von der Freiheit der Wissenschaft und von Goethe sprechen kann, sollte doch wohl bedenken, dass durch solche Massnahmen, wie die Zulassung der marian. Kongr. die Freiheit der Wissenschaft nicht gewinnt.“ Fr. schloss: „Wir wollen diese Politik des Grafen Bülow nicht mitmachen; wir lehnen sie ausdrücklich ab.“

Es hat für uns kein weiteres Interesse, die Selbstverteidigung des Reichskanzlers gegen den Vorwurf der Rücksichtslosigkeit, die formell gelungen war, den inhaltlichen Vorwurf aber nicht widerlegte, und die Umkehrung der Rede von der labyrinthischen Vorgeschichte der Aufhebung in die dunkle Vorgeschichte der revidierten Stellung der Nationalliberalen zu derselben näher zu verfolgen. Die ungemeine diplomatische Gewandtheit und Kaltblütigkeit, womit der Reichskanzler die inhaltlichen Erörterungen zu umgehen und die formelle Korrektheit seiner Politik darzutun weiss, vermag uns nicht zu täuschen über die prinzipielle Unbestimmtheit seiner Haltung zum Zentrum. Dessen stürmische Heiterkeit hatte er mit der boshaften Bemerkung auf seiner Seite: dass die Politik ordo rerum agilium, habe schon der heilige Thomas von Aquino gesagt, dessen Zitieren ihm hoffentlich nicht als eine neue Konzession gegenüber dem Zentrum angerechnet werde. Wenn er

Digitized by Google

diesem des weiteren das Vertrauen aussprach, dass es im wohlverstandenen Eigeninteresse die besondere Pflicht einer stärksten Partei, dafür zu sorgen, dass die Regierungsmaschine im Gange bleibe, nicht vergesse, erklärte er das Zentrum ausdrücklich zur Regierungspartei. Und was kann uns dem gegenüber und angesichts der von ihm mit keinem Wort entkräfteten Bedenken gegen Zulassung der Jesuiten und marian. Kongregationen die Zusicherung helfen: „Ich bestreite es nicht, dass ich es für meine Pflicht halte, da, wo keine Verletzung, weder eine solche der Staatsinteressen, noch eine solche der Interessen der evangel. Kirche noch der Grundbedingungen der deutschen Kultur, der ich mich mit viel grösserem Interesse annehme, als der Abg. Friedberg zu meinen scheint — ich bestreite es nicht, dass wir da, wo keine Verletzung dieser 3 wichtigsten Faktoren vorliegt, den Wünschen der kathol. Mitbürger entgegenkommen können; ich bestreite es entschieden, dass ich diese Grenze jemals überschritten habe."

Aus der Rede, die Porsch im Anschluss an den Reichskanzler hielt, sei nur hervorgehoben die wiederholte Behauptung: Andersgläubige verstehen die Marian. Kongregationen überhaupt nicht, sollen sich deshalb auch — offenbar wie der Reichskanzler — gefälligst der Kritik innerkatholischer Einrichtungen, die sie nicht verstehen, enthalten. Während er nunmehr feststellte, dass die Zentrumsfraktion nichts mit der Katholikenversammlung zu tun habe, warf er den evangelischen Bundesbrüdern, aber nicht bloss ihnen, vor, dass sie die gemeinsame Arbeit dadurch hindern, dass sie den Katholiken täglich zum Bewusstsein führen, dass sie Preussen zweiter Klasse sind. Man verbiete in Preussen den „Brüdern Jesu", was man Anarchisten, Nihilisten und Sozialisten gestatte. „Was würden Sie dazu sagen, wenn wir Ausnahmegesetze gegen den Evangel. Bund erliessen?" „Herr Friedberg verlangt Freiheit für gottlose Universitätsprofessoren, aber in gleichem Atem Internierung und Externierung der Jesuiten." Den Gipfel der durch die Vertrauensbekundung des Reichskanzlers offenbar gestachelten Dreistigkeit erstieg der Zentrumsmann aber in dem Schlusssatz: „Wir preussischen Katholiken verlangen die Gleichstellung, die die Protestanten in Bayern mit den Katholiken haben".

Der Kultusminister beschloss die langen Verhandlungen mit einer Verteidigung seiner Schulerlasse: die Zulassung der marian. Kongregationen stehe in keinem Zusammenhang mit der Aufhebung des § 2; der betr. Erlass behandle generell die relig. Vereine beider Konfessionen und unterstelle sie der Aufsicht der Schulbehörden. Da viele Eltern solche als Mittel zur Hebung der Religiosität und Bekämpfung der Unsittlichkeit begehren, seien sie nicht im allgemeinen als unzulässig zu untersagen, vielmehr grundsätzlich in bejahendem Sinne zu behandeln. Obschon es erklärlich sei, wenn man vom evangel. Standpunkt aus die Kongregationen anders behandelt wissen wolle als die Bibelkränzchen, müsse die Unterrichtsverwaltung Gerechtigkeit walten lassen. Ja, worin besteht denn die gerühmte Gerechtigkeit? Offenbar in einer völlig mechanisch paritätischen Behandlung anerkannt differenter Institute, und — in dem blinden „Vertrauen zu den massgebenden Kreisen der kath. Kirche, dass sie alles vermeiden werden, was irgendwie einen Eingriff in die Schulverwaltung bedeuten könnte". Uebrigens halte er die Auffassung der Abg. Porsch und

Digitized by Google

Bachem, dass die marian. Kongr. gar nichts mit den Jesuiten zu tun haben, für vollständig richtig. Auch sei die Zulassung nur eine bedingte, im Interesse der Schule mit starken Kautelen umgeben. Nachdem der Minister bis dahin wesentlich die betreffenden Ausführungen seiner vorgestrigen Rede vom Blatt abgelesen (T. R. 133), wandte er sich in freier Rede gegen v. Eynern: er denke etwas ernster von den religiösen Schülervereinen als jener mit dem Spott über die „Vereinsmeierei"; übrigens sei die Verantwortlichkeit der Zentralinstanz vollkommen gewahrt durch die Verpflichtung der Provinzialinstanz zu gutachtlichem Bericht. Zum Schluss gab der Minister eine warmherzige Erklärung ab über sein schweres Amt mit seiner Fülle von verantwortungsvollen Entscheidungen, die notwendig eine Fülle von Schwierigkeiten und Irrtümern hervorrufen. Er konnte nicht anders handeln, wenn er „dem religiösen Frieden und dem konfession. Gefühl einigermassen Rechnung tragen wollte". (Vereinzelter Beifall im Zentrum.)

Diese Rede brachte den Gesamteindruck einer alle protest. und pädagog. Bedenken ignorierenden Leichtgläubigkeit römischen Forderungen und Versicherungen gegenüber auf seinen höchsten Punkt. Wie konnte auch der Reichskanzler den von Bismarck hergestellten modus vivendi als die Basis seines Entgegenkommens gegen das Zentrum bezeichnen, da doch Bismarck wiederholt (vgl. T. R. 125—133) seine Ueberzeugung von der nationalen und religiös-ethischen Gefährlichkeit der Jesuiten für den geringen Rest von Nationalgefühl unter uns Deutschen ausgesprochen und erklärtermassen das Jesuitengesetz deshalb nicht in den kirchlichen Ausgleich einbezog, weil er die deutsche Geistesfreiheit gegen fremden Geistesdruck geschützt wissen wollte! So ging denn auch die Bewegung gegen die Aufhebung von § 2 unvermindert fort. Während der Leipziger Staatsrechtslehrer Binding (T. R. 133) die Rechtsgültigkeit des Bundesratsbeschlusses 5 Jahre nach dem Reichstagsbeschluss und „im vollen Widerspruch mit dem aktuellen Volkswillen der Gegenwart" mit dem Rechtsgrundsatz bestritt, dass nur der Bundesrat von heute und der Reichstag von heute die gesetzgebenden Faktoren des Reichs bilden, gab der sächsische Kultusminister in Beantwortung einer konservativ-nationalliberalen Interpellation, die den übermässigen Druck des Kanzlers auf einen Teil der bisherigen ablehnenden Mehrheit im Bundesrat und die Preisgabe idealer Güter gegen zeitliche Vorteile beklagte, eine überraschende Erklärung ab: danach hat sich die sächsische Regierung unter voller Zustimmung des kathol. Königs energisch gegen die Aufhebung des § 2 gewehrt, wird aber an dem die Aufnahme des Jesuitenordens und die Errichtung aller Orden dieser Art im engeren wie weiteren Sinn verbietenden § 56 der Verfassung als Schutzmauer des konfessionellen Friedens unerbittlich festhalten, ihn zur Anwendung bringen gegenüber allen Versuchen der Jesuiten, Missionen abzuhalten, private Unterrichtsanstalten zu errichten oder Ordensbestrebungen durch Vorträge, Versammlungen oder Vereine zu fördern. In Lübeck aber musste sich der Senat (T. R. 148) ein sehr entschiedenes Misstrauensvotum der Bürgerschaft wegen der Stimmenthaltung im Bundesrat gefallen lassen.

Während so ausserhalb Preussens eine einheitliche starke Gegenbewe-

Digitized by Google

gung gegen den Zentrumskurs des Reichskanzlers zustande kam, wurde eine geschlossene Aktion der evang. Kreise in Preussen alsbald, trotz v. Heydebrands Landtagsrede, wieder vereitelt durch einen immer akuter werdenden Konflikt des Evangelischen Bundes mit der konservativen Partei (Chr. 14). Die Leitung dieser Partei bekam offenbar die Ueberzeugung, als treibe der Ev. Bund und die ihn vertretende Tägl. Rundschau nationalliberale Parteipolitik: Hackenberg war in Stöckers Wahlkreis zu Gunsten des Nationalliberalen Macco aufgetreten, die Wahl des konservativen Kandidaten des Bundes der Landwirte Pfarrer Heckenroth mit Hilfe des Zentrums gegen einen gut evangelischen Nationalliberalen war vom Evang. Bund im Rheinland öffentlich missbilligt, die Wahlniederlage des für die Aufhebung des § 2 eintretenden konservativen Abg. Jakobskötter in Erfurt als Erfolg des Evang. Bundes dargestellt worden, und in den daran sich anschliessenden Pressfehden hatte das Organ des Bundes, die Deutsch-Evangelische Korrespondenz, eine sehr scharfe, u. E. wohlverdiente scharfe Sprache geführt. Nun erklärte der Vorsitzende der preuss. konservat. Fraktion, der ewige Ministerkandidat v. Manteuffel in der „konserv. Korrespondenz“ am 26. März (T. R. 145), dass das Pressorgan des Bundes ein Kampforgan im Dienste des kirchl. und polit. Liberalismus sei und dass der Evang. Bund, so lange er liberale Wege wandle und ein Organ wie die D. E. K. unterhalte, mit aller Entschiedenheit bekämpft werden müsse. In einem ungemein scharfen Leiter der Tgl. Rdsch. wies H. Rippler das Vorgehen der Kreuzztg. und Kons. Korr. gegen den Bund, der in den letzten Monaten gerade aus gut konservativen Kreisen fast 30 000 Mitglieder gewonnen habe, als eine „polit. Dummheit allerersten Ranges“ zurück und behauptete, dass die Kreuzztg. im Kampfe um den Ultramontanismus stets die Kronzeugin der Zentrumspresse, ihre getreueste Waffenträgerin und Schildhalterin, ja für das Zentrum wichtiger als irgend ein eigenes Organ war. Am 15. April (T. R. 183) richtete dann der Vorstand der konservativen Partei eine Erklärung gegen die „unbegründeten Verdächtigungen und persönlichen Angriffe“ der Tgl. Rdsch., die ihre Leser über die Politik der konservativen Partei und die Haltung ihrer Führer zu täuschen beabsichtige, begründete aber die Warnung vor dem Blatte prinzipiell folgendermassen: „Im übrigen erachten wir die an die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes geknüpften Erörterungen für uns zurzeit als abgeschlossen, da wir den dringenden Wunsch hegen, dass nunmehr diejenige Beruhigung in konservativen und evangel. Kreisen Platz greifen möge, die wir im Interesse unseres evang. Volkes ebenso wie auch des konfess. Friedens für durchaus erforderlich erachten.“ Man wird dieser Erklärung gegenüber entschieden der Tgl. Rdsch. beipflichten müssen, dass die hier gewünschte Beruhigung die sicherste Vorbereitung für neue Niederlagen bedeuten würde, während vielmehr eine Aufraffung der protest. und antiklerikalen Kreise zu wünschen ist, damit sie das Erbe der Reformation in Zukunft besser zu wahren vermögen als bisher. Es gähnt in der Tat eine Kluft zwischen der Zentrumsfreundschaft der konservativen Parteileitung und dem die protestantisch-idealen Interessen über die materiell-agrarischen stellenden Empfinden weiter konservativ. Kreise, wie denn die Tgl. R. die doppelte

Digitized by Google

Anzahl konservativer Leser aufzuweisen hat als die Kreuzztg.! Es ist u. E. ein Verdienst der Tgl. Rdsch., die konservativen Wähler aufgefordert zu haben, „sich die schlechte Vertretung ihrer protestant. Interessen, die die Hauptschuld an unsrer kirchenpolitischen Misere trifft, nicht länger gefallen zu lassen", vielmehr dafür zu sorgen, dass „die konservative Partei sich ihrer Pflicht als geborene Vertreterin protest. Interessen wieder bewusst werde und Führer wie den Grafen Limburg-Stirum, die heute als Hospitanten beim Zentrum eintreten könnten, beiseite schiebe". —

Dieser bedeutsame Konflikt des evangel. Bundes mit der konservativen Parteileitung beschäftigte am 18. April (T. R. 182) auch die Hauptversammlung des Brandenburgischen Zweigvereins des Evang. Bundes zu Kottbus. Während die politischen Behörden auf die Einladung geschwiegen hatten, hielt Konsistorialpräsident Schmidt eine sehr mutige und offenherzige Begrüssungsrede: angesichts der herrschenden Spannung und Erregung habe er sich besonders veranlasst gesehen, hier zu erscheinen; es sei gerade jetzt Pflicht, den Ev. Bund zu fördern. Zwar könne die Abwehr nicht von der geordneten Kirche, müsse aus der Gemeinde heraus kommen; zwar müssten wir uns zusammennehmen, nicht Nadelstiche auszuteilen, nicht scharf persönlich zu werden, sondern uns objektiv zu halten. Aber in dem seit Monaten dauernden schweren Streit stehe er entschieden auf seiten des Bundes; auch sei er überzeugt, dass die Dinge so kommen mussten, um uns aufzuwecken zum Kampf gegen eine Macht, die die Welt beherrschen will. Er richtete schliesslich an beide kämpfende Teile „die herzinnige und flehentliche Bitte: begraben Sie die Streitaxt!" Der Vorsitzende Frh. v. Münchhausen berichtete, für den Zentralvorstand des Bundes sei nach all den unmotivierten Fusstritten der Krzztg. mit den Herren von der Krzztg. eine weitere Diskussion unmöglich. In seinem meisterhaften Vortrag über Evang. Bund und Politik wies dann Scholz die Angriffe, als habe der Bund „satzungswidrige Uebergriffe auf das politische Gebiet" unternommen, mit aller Entschiedenheit als völlig unbegründet zurück, zeigte, wie alle Eingriffe des Bundes in die schwebenden parlamentarischen Fragen direkt, vorab die Jesuitenfrage unmittelbar aus den Statuten, aus dem Programm: „Wahrung deutschprotestantischer Interessen" sich ergaben. Er warnte die Konservativen vor der Selbsttäuschung, im Papsttum den Hort aller irdischen Autorität, in der römischen Kirche denselben Glauben zu erblicken, die Liberalen vor der Ueberschätzung der abstrakten Idee der Parität, die Bundesfreunde gegenüber Thümmel und Delbrück vor der Idee eines evangelischen Zentrums, einer stärkeren, organisierten politischen Betätigung des Bundes. Der Regierung aber rief er zu: „Wir werden weiter schreien, nicht in Gegnerschaft, aber in offener Auseinandersetzung", zumal das Vertrauen auf die Zusage betr. Festhaltung vom § 1 der inneren Begründung entbehre.

Viel wichtiger als die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes erscheint mir wie Schiele (Chr. 14) die Aufhebung des Verbotes der marianischen Kongregationen. Und gerade ihnen gegenüber erwies sich die kirchenpolitische Blindheit des Kultusministers und der Konservativen am eklatantesten. Allen protestantischen Warnungen

Digitized by Google

zum Trotz verlassen sich beide auf Versicherungen von römischer Seite. Die eigene Einflusslosigkeit auf die wichtigsten kirchenpolitischen Entscheidungen hat der preussische Kultusminister ja mit der überraschenden Abwehr konstatiert: „Die preussische Unterrichtsverwaltung hat mit dem Reichsgesetz über die Jesuiten nichts zu tun.“ Ja, frug ihn der preussische Ministerpräsident nicht, ehe er die preussischen Stimmen im Bundesrat bezüglich des Jesuitengesetzes instruierte? Aber die Verantwortung für den Ministerialerlass vom 23. Januar 1904 muss und will er voll und ganz tragen, und der ist viel schlimmer als der Bundesratsbeschluss! Er bedeutet, trotz allem, was der Minister dagegen sagte, den Einzug der jesuitischen Pädagogik in die höheren Schulen! Es bleibt dabei, dass die „Kongregationen der allerseligsten Jungfrau Maria unter dem Titel der Verkündigung Mariä“ auf den Jesuitenschulen des 16. Jahrhts. zuerst ausgebildet sind, um das Volk zu streitbaren Organisationen zusammenzufassen (T. R. 57). Dabei hält sich der jesuitische oder doch priesterliche Leiter stets im Hintergrund; die Sodalen wählen als zweites Haupt einen Präfekten aus ihrer Mitte und eine grössere Anzahl von Beamten. Erst nach längerer Probezeit, doch gewiss meist Gesinnungsprüfung, womit dasselbe hässliche Spürwesen und Denunziantentum verbunden ist wie mit aller jesuitischen Dressur, findet die feierliche Aufnahme statt, bei der man geloben muss, sein ganzes Leben hindurch die heil. Jungfrau besonders verehren zu wollen, wofür man eine geweihte Marienmedaille als Auszeichnung u. zum Schutz erhält. Täglich müssen die Sodalen zahlreiche Andachtsübungen erledigen, alle Monate und an den Festen der hl. Jungfrau an der Kommunion teilnehmen, jährlich die dreitägige Retraite, die geistlichen Exerzitien des Ignatius von Loyola mitmachen, wofür geistliche Gnaden in besonders reicher Fülle, so und so oft vollkommener Ablass, verliehen werden. Natürlich erstreckt sich der Einfluss des geistlichen Leiters auf die Sodalen über die rein religiösen Dinge hinweg in alle Lebensverhältnisse. Ganz besonders werden die Söhne des kathol. Adels, die in Oesterreich auf dem Jesuitengymnasium in Kalksburg zugestutzt werden, in solchen marian. Kongregationen zu einer päpstlichen Leibgarde heranwachsen (T. R. 215). In vortrefflicher Weise hat der angesehenste Gymnasialpädagog Oskar Jäger in Bonn über die pädagog. Gefahren der Zulassung der marian. Kongr. sich geäussert (T. R. 139): es handelt sich nicht bloss um die Besorgnis vor einer Störung des konfession. Friedens unter den Schülern derselben Anstalt, auch nicht bloss um die Wahrnehmung, dass es den obersten Grundsätzen der Erziehung der zu leitenden, verantwortungsvollen Stellungen in Staat und Gesellschaft berufenen Jugend ins Gesicht schlagen hiesse, „wenn sie früh und mit Aufbietung aller religiösen Reiz- und Lockmittel in eine Kampfesorganisation und Kampfesatmosphäre hineingezogen würde, bei der ihr notwendigerweise die höchste Hebelkraft des Erziehungs- und Bildungswerts, die Kraft eigenen Urteils und selbständigen Wollens unmerklich und vielen für immer verloren ginge“; es handelt sich vor allem darum, die organische Einheit der Anstalten vor der Störung durch einen eine grössere Anzahl ihrer Schüler bestimmenden, von aussen kommenden, dem Gemeinschaftsleben der Anstalt fremden, ihr nicht verantwortlichen, durch-

Digitized by Google

aus einseitig gerichteten Einfluss zu bewahren. Schon jetzt werde auf den höheren Schulen ein zu breiter Raum den kathol. Religionslehrern und damit der römischen Kirche verstattet. Was darüber hinausgehe, trage es nun römisch-kathol. oder hochkirchlich-evangel. Farbe, störe das einheitliche, unbefangene Arbeiten der Lehrenden und entfremde vor allem den Schülern den Lehrer, die aufhören, für sie in erster Linie Träger der Autorität, des Idealen, Repräsentanten der sittlich-religiösen Idee zu sein. Dabei würden, was man bei dem Trierer Vorstoss ganz offen ausgesprochen, diese einer ausserhalb der Schule stehenden Organisation eingegliederten Schüler vielfach zu Aufpassern gegenüber den Schülern, aber auch den ihren Leitern verdächtigen Lehrern, so das Vertrauen vergiftend. Diese Bedenken, die einst das Verbot herbeigeführt haben, könnten unmöglich den massgebenden Kreisen unserer Schulregierung entschwunden sein; darum könne sich die Aufhebung des Verbots nur aus politischen Gründen erklären, wogegen mit aller Energie zu protestieren sei. Fügen wir noch hinzu, dass auch der Marienkultus, der angeblich dem religiösen Leben einen „Hauch der Zartheit und einen Duft der Lieblichkeit geben und alle übrigen Lebensverhältnisse mit heiliger Weihe und paradiesischer Anmut umweben soll", recht wunderliche, gesunder, frischer Jugend fremde sentimentale und phantastische Blüten treibt (das Nähere T. R. 57), so vollendet sich das Bild einer verhängnisvollen, alle preussischen Schultraditionen durchbrechenden Gefährdung unsrer einheitlichen humanistischen Bildung.

Immer mehr pädagogische Bedenken kamen nun hervor: da betonte ein Schulmann (T. R. 71), dass es sich wesentlich darum handle, dem Organismus der staatlichen Schule eine andere Organisation zur Seite zu stellen, die ein „heilsames Gegengewicht" zu jener schafft und unter dem Deckmantel der Religion den Gymnasialunterricht „korrigiert"; schon bisher sei in manchen Gymnasien der Geschichts- und Naturunterricht vom Religionslehrer kritisiert, nun werde die Aufpasserei in den Kongregationen organisiert; daneben erziehe die Beaufsichtigung der christlichen Lebensführung der Kandidaten durch den aus Gymnasiasten zusammengesetzten „Rat" der Sodalen zu selbstüberhebender Splitterrichterei. Besonders bedenklich ist dabei, wie Chr. 14 betont, dass die schutzlose Auslieferung zumal der Schüler überwiegend kathol. höherer Schulen im schutzbedürftigsten Alter an den ultramontanen Einfluss durch die verfügte Dezentralisation der Zulassungsbefugnis noch vermehrt wird: „Denn, wenn zu einer Zeit, wo sonst das Ministerium in Schuldingen alle Befugnisse in seiner Hand zentralisiert, die Zulassung der Kongreg. — dezentralisierend — den Provinzialschulkollegien zugeschoben wird, ist nicht anzunehmen, dass diese machtlosen Behörden dem Drucke der kathol. Forderungen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen könne."

All diese Bedenken fochten unsere konservativen Friedensfreunde nicht an. Man verwies sie in der „National. Korrespond." auf die authentische Schilderung, die der Historiker der Marian. Kongr., der Jesuitenpater Löffler, von ihnen entwirft (T. R. 99): Stille Gebetsvereine sollten sie nicht sein, sondern kirchliche Soldaten zur Zurückführung der Häretiker in den Schoss der römischen Kirche sollen sie heranbilden! Man zeigte ihnen, wie durch den äusserlich zurücktretenden priesterlichen Leiter die Kon-

Digitized by Google

gregation „fest verankert ist mit dem apostol. Orden Jesu, dessen oberstes Haupt zum gesetzgebenden Haupte aller marian. Kongr. vom römischen Stuhl bestellt worden ist". Trotzdem begrüsste die Kreuzztg. die Aufhebung des Verbots mit den Worten: „Durch eine solche Verfügung würden die Klagen der Katholiken über unparitätische Behandlung relig. Vereine an höheren Lehranstalten beseitigt und die kathol. Schüler den evang., für die in zahlreichen grösseren Städten die protestant. Bibelkränzchen bestehen, gleichgestellt werden." Eine sonderbare Gleichstellung! Wie kann man den Kongregationen, bei denen alles darauf angelegt ist, die Gymnasiasten von den hellen Gebieten der Humanität abzuziehen, die Selbständigkeit in ihnen zu ertöten und ihnen einen düsteren Mönchsgeist einzuimpfen (so Loebell, vgl. T. R. 63), die harmlosen Bibelkränzchen zur Seite stellen, die, wie allseitig versichert wird, keine Vereine sind, nur ganz zwanglose Zusammenkünfte der Schüler, zum Lesen der Bibel, ohne Probezeit, feierliche Aufnahme, Präfekten, Mitgliederverzeichnis, ohne Hierarchie, ohne geistliche Leiter, Gelübde, geweihte Auszeichnungen, päpstliche Ablässe, ja ohne allen Zusammenhang mit der offiziellen Kirche! (T. R. 80.) Aber abgesehn davon ist den sehr gewichtigen Bedenken der lebhaft beunruhigten Münchner „Allg. Ztg." (T. R. 101) gegen alle religiösen Schülervereinigungen als geeignetes Mittel zur Pflege gesunden religiösen Lebens beizupflichten: „Für unreife Gemüter und unfertige Charaktere, die noch nicht auf das offene Meer des Lebens hinaussteuern, taugen künstliche Steigerungen der individuellen Kraft nichts. Die Schule soll entwickeln, was in den jungen Menschenkindern drinsteckt, damit sie nachher so gut wie möglich auf eigenen Füssen stehen können. Das wird durch verständnisvollen Unterricht und die sich darin von selbst ergebende Gemeinschaft der Schüler — selbst wenn man von allen Einflüssen der Familie absieht — besser und wirksamer erreicht, als durch Sonderverbindungen, die vielleicht in einzelnen Naturen das relig. Empfinden verstärken, in mindestens ebenso vielen aber auch geistigen Hochmut, Unduldsamkeit und Heuchelei grossziehen."

Endlich suchte noch Generalkonsul Galli in der Tgl. R. 149 den organischen Zusammenhang der Kongregationen mit den Jesuiten dem durch kathol. Autoritäten vom Gegenteil überzeugten Kultusminister nachzuweisen. Da zurzeit „evangelisch" gleichbedeutend mit „voreingenommen" gelte, stützt er sich ausschliesslich auf kathol. und jesuitische Quellen. Wir verweisen alle, die sich für das Detail interessieren, auf diesen durchschlagenden Artikel, der zumal zeigt, wie 1824 der wieder zugelassenen Gesellschaft Jesu die alten Rechte und Privilegien bezüglich Errichtung, Beaufsichtigung und Ablassausstattung der marian. Kongregationen „wieder zurück"gestellt wurden.

Nach all diesen Erörterungen in der Presse konnte man wohl gespannt sein, wie der deutsche Reichstag sich zu der schwebenden kirchenpolitischen Frage stellen würde.

(Forts. folgt.)

Kiel, 13. Juni 1904.

Professor Baumgarten.

Digitized by Google

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig.

Die Stimme Jesu in der Gegenwart.

Predigten und Betrachtungen

von

Heinrich Ziegler,
früher Pastor primarius an St. Peter und Paul in Liegnitz.

8. 1904. M. 4.—. Gebunden M. 4.80.

Es ist ein alter, bekannter Kämpfer, von dem jetzt ein neues Zeugnis seines alten unentwegten Jugendmutes unter dem kühnen Titel der „Stimme Jesu in der Gegenwart" erscheint. Auch dieses Buch zeugt wie alles, was Heinrich Ziegler geschrieben hat, von tief angelegtem und ernstlich durchgearbeitetem religiösen Leben. Aber das Buch bietet den Lesern, welchen es helfen will zum festen Stellungnehmen im herrschenden Wirrwarr auf religiösem Gebiete, nicht nur die Milch der frommen Denkungsart, sondern Ziegler scheidet heute ebenso scharf wie in seinem „geschichtlichen Christus" und in seinem „Christus des Glaubens" zwischen dem ewig Wahren und dem Vergänglichen, dem menschlicher Schwäche entsprungenen Schein. Er geht dem Vorurteil, der geistigen Trägheit und der Dummheit, unter welchen ehrwürdigen Namen sie sich auch verstecken, hier wie einst unerbittlich und siegesgewiss zu Leibe.

Wer das Programm des Buches kennen lernen will, der lese die erste Predigt, welche von der **„Mündigkeit der Christen"** handelt. Sucht Jemand in dem jetzt erschienenen, von seiner früheren Liegnitzer Gemeinde dringend erbetenen Predigtbuche nur schöne, aber unbestimmte erbauliche Gedanken und Phantasien, so wird er sich getäuscht fühlen. Wer aber selbst denken und selbst erleben, selbst Nahrung finden und schaffen will auf religiösem Gebiet, der wird hier Hilfeleistung aus einem reichen, reif und einheitlich gestalteten eigenen Leben der Seele mit Gott finden.

Der erste Teil der Predigten behandelt das Wesen der Religion im Allgemeinen, der zweite legt den Charakter des christlichen Monotheismus im Einzelnen an der Person und dem Evangelium Jesu dar und der dritte weckt das Verständnis für die Gestaltung des Himmelreiches Jesu in der Gegenwart. Was hier und in den beiden sehr eingehenden Betrachtungen am Schluss (vom Verständnis der Bibel und vom selbständigen Bekenntnis des Glaubens in der Gegenwart) dargeboten wird, ist nichts Erborgtes, Nachgemachtes, Erkünsteltes, ängstlich am Alten Klebendes. Es kommt aus eigener persönlicher Erfahrung und wirkt als kräftige Speise.

Digitized by Google

Notizen.

Als Sonderabdruck aus dem 22., das Jahr 1902 behandelnden Bande des theol. Jahresberichtes ist die Bibliographie der theol. Literatur für das Jahr 1902 erschienen, 5 Lieferungen, 1—4 zu 0,50 Mk., die 5. zu 0,80 Mk. Berlin, Schwetschke 1903. Nicht nur die Bücher und kleineren Schriften, sondern auch kleinere Artikel sind notiert.

F. N.

Reich Christi. VII, 4. 5. Reich-Christi Verlag, Gross-Lichterfelde. Eine Abhandlung von Riggenbach über Theologie und Gemeindeglaube bekämpft das Misstrauen gegen die theol. Arbeit. Auch Lepsius will die ihm zugänglichen Kreise in diesem Sinn beeinflussen, kann sich aber doch nicht eines Angriffs auf die „Literarhistoriker" enthalten, auf den man nicht vorbereitet ist. Die keine Ehrfurcht vor dem Göttlichen (in Jesus) kennenden Gegner sind doch wohl nicht Theologen? Leps. nennt leider nicht seine Gegner. Die Polemik wird dadurch natürlich erleichtert. Diese doppelte Taktik erscheint wenig verheissungsvoll.

O. S.

Piton entwirft in Basler Missionsstudien 14 (Preis 60 Pf.) ein sehr anschauliches, auf genauer Sachkunde beruhendes Bild von Konfuzius. Die geschichtliche Bedeutung und die heutige Verehrung dieses „Heiligen Chinas" wird mit grosser Klarheit geschildert. Eine gewisse Einseitigkeit zeigt nur das Urteil über die religiöse Stellung des Konfuzius (S. 21 ff.). Hier hat der Missionar dem Religionsforscher geschadet.

A. T.

Jülicher gibt in den Prot. Monatsheften (Heft 4, 1904) eine warme und grosszügige Besprechung von Pfleiderers Urchristentum, die die seltene geistige Beweglichkeit, Sprachgewandtheit und Offenheit dieses Forschers betont, aber auch die Schwächen dieses vornehmlich auf Paulus aufgebauten, den geschichtl. Christus zurückdrängenden und in der prinzipiellen Wertung der rel.geschichtl. Betrachtung wieder Hegelschen Optimismus zum Ausdruck bringenden Werkes heraushebt.

O. S.

Arius der Libyer. E. Idyll aus der christl. Urkirche. A. d. Engl.

Digitized by Google

übers. v. Käthe Dolle. Hugo Anders-Frankfurt a. O. 370 S. —. Das Buch ist ein gutgemeinter kirchengeschichtlicher Tendenzroman zur Verherrlichung des Arius gegenüber Athanasius, voll langatmiger Reflexionen, verzeichneter Charaktere, unmöglicher Situationen, geschichtlicher Anachronismen und unnatürlicher Gespräche, alles in allem gedrucktes Chloralhydrat. Und das nennt sich Idyll! J. J.

Darf man A. Kalthoffs „Entstehung des Christentums" (Neue Beiträge zum Christusproblem. Leipzig, Diederichs 1904) als historischen Roman lesen, so wird man für manche kühne Kombination und mancherlei Bereicherung unsers Wissens dankbar sein können. Auch die Zukunftsperspektive des Verfassers ist nicht ohne Interesse. Aber dass die neutestamentliche Christusgestalt nur die ideale Zusammenfassung der Kreuzesgeschichte der Christusgemeinde (108), der Gottmensch der Kirche nur das Symbol des christlichen Kommunismus sein soll, der seinen Schwerpunkt und seine zusammenhaltende Spitze im Jenseits hatte, aber doch zugleich diesseitige Wirklichkeit werden sollte (141), wird dem gesunden historischen Sinn ebenso unbegreiflich erscheinen wie die Behauptung, dass in Philosophie, wirtschaftlichem und religiösem Vereinsleben „das Christusbild in allen seinen Hauptzügen fertig ist, ehe noch eine Zeile der Evangelien geschrieben war" (90 f.). A. T.

A. Kalthoff, Zarathustra-Predigten. Diederichs, Lpz. S. 170, M. 2,50. Erst D. th. Schwalb in Bremen, der auf den Namen eines Christen verzichtete, und nun Kalthoff, der in einer Bremer Kirche eine Reihe von Predigten hält über Nietzsche als den Propheten einer neuen Kultur! Doch enthalten diese Predigten manche feine Beobachtung und einen kräftigen ethischen Idealismus; selbst die Fühlung mit dem Evangelium wird gelegentlich aufgesucht, wenn auch freilich der religiöse, das historische Christentum ignorierende Enthusiasmus des trotz aller Anklagen gegen die gegenwärtige Kultur doch kulturseligen Predigers und die Perspektive auf den idealisierten Nietzsche dies letzte Bestreben immer wieder lähmt und sonderlich dem in N.s Geist lebenden Hörer die letztlich unbegründete Antithese N.s wachrufen muss. O. S.

Herders Theorie von der Religion und den religiösen Vorstellungen, von Lic. Rudolf Wieland. Berlin, Schwetschke 127 S. Die fleissige Arbeit gibt eine eindrucksvolle Schilderung der Religionstheorie und besonders der rel. Ausdrucksmittel nach Herder. Mag uns auch seine Religion selbst sonderlich anmuten, ganz modern und für den praktischen Theologen von grösstem Interesse ist uns sein tiefer Blick in die Ausdrucksmittel der Rel., die von Haus aus mit der Poesie verwandt, dogmatisch zu erstarren pflegen. Das ganze Problem der Germanisierung und Modernisierung des Christentums ist von H. klar erkannt. Die dankenswerte Arbeit von W. gibt eine gute Einführung in das Studium dieser Aufgaben und der Gedankenwelt von H. selbst. F. N.

Digitized by Google

Aus einem feingestimmten und tiefgründigen persönlichen religiösen Ideal heraus beschreibt D. theol. Adolf Müller-Stettin im Archiv für syst. Philosophie (X, 2. Heft 1904, S. 166—229) „die Eigenart des religiösen Lebens und seiner Gewissheit". Eine ganze Religionsphilosophie in nuce, gegründet auf die Annahme der Einheitlichkeit und Konstanz des geistigen Lebens überhaupt, legt der Aufsatz die Religion ins Gemüt, die „Zentralinstanz, in der sich die Ströme treffen, die bewusst und unbewusst, denknotwendig und gefühlsinnig, kühl klar und glühend warm das geheimnisvolle Leben des Geistes schaffen." J. J.

W. Soltau entscheidet sich in dem Gegensatz „Evangelischer Glaube oder Bekenntnisglaube" (Lpz., Dieterich 1903, 35 S.) unter Ausschluss jeder Vermittlung natürlich für den erstern und begründet diese Stellungnahme durch eine Analyse — des Apostolikums. Neues bringt er nicht, es sei denn einen für meinen Geschmack allzu gepfefferten Ton und grosse Sicherheit im Vortrage auch solcher Thesen, die in wissenschaftlichen Kreisen durchaus nicht allgemein anerkannt sind. A. T.

W. Nithack-Stahn, Ueber das Leben nach dem Tode. Fragen und Antworten. Halle a. S., J. Fricke, 32 S. 0,50 M. — Ein grossartiger apologetischer Vortrag. Den sollten wir den zweifelnden Gebildeten in unsern Gemeinden in die Hand geben. Er vereint philosophische Tiefe, religiöse Wärme und dichterisch schöne, gemeinverständliche Sprache. Gehört in die apologetische Handbibliothek. J. J.

Ecke, Die evangelischen Landeskirchen Deutschlands im 19. Jahrhundert (433 S. Berlin, Reuther & Reichard, M. 8.—). Mit grosser Sachkunde beschreibt Ecke den gegenwärtigen Zerstörungsprozess, die Restbestände des Gewohnheitschristentums und die Neuschöpfung blühenden Gemeindelebens sowie des Gemeinschaftswesens, der Liebestätigkeit und Missionsarbeit der deutschen Landeskirchen. Mit seiner Darstellung der Ritschlschen Schule ist dieser 2. Band durch den Versuch verbunden, zu zeigen, dass Ritschls praktisch-kirchliche Anschauungen, die sich mit denen Wicherns auffällig berühren (21 ff.), insofern unhaltbar sind, als sie die moderne Orthodoxie, den Pietismus und die Erweckungszeit für die kirchlichen Schäden der Gegenwart verantwortlich machen. Dass nun Ritschl hier weit über das Ziel hinausgeschossen ist, dürfte auch vor Eckes Schrift kaum bestritten sein. Aber sollte wirklich E. die hier bestehenden Probleme in ihrer Tragweite verkennen, sollte er wirklich meinen, das Verdienst des kirchlichen Liberalismus um das Mass von Verbindung, das nun doch zwischen Christentum und Kultur in unserm Volksganzen besteht, durch Aufreihung einiger pessimistischer Aeusserungen seiner Vertreter (55 ff.) aus der Welt schaffen zu können? Allzusehr fehlt es auch sonst dem interessanten Buche an Handhabung prinzipieller Massstäbe, wie sie doch Sache des Dogmatikers ist, und die Darstellung

Digitized by Google

macht oft den Eindruck einer blossen Stoffsammlung. Dennoch wird, wer das religiöse Leben der Gegenwart in seinen Zusammenhängen verstehen will, an diesem Buche nicht vorübergehen dürfen. A. T.

W. Walther, Das Erbe der Reformation im Kampfe der Gegenwart. Heft 2. Rechtfertigung oder relig. Erlebnis. Lpz., Deichert S. 94 M. 1,80. Dies die „moderne" Theologie bekämpfende Heft wird gewiss in weiten Kreisen als eine Vernichtung dieser Theologie betrachtet werden. Möglich ist dies nur, weil W. es nicht vermocht hat, ein richtiges Bild von der modernen Theol. zu geben. Es sind zum guten Teil Phantome, die W. vernichtet. Sein Buch könnte sogar den Beweis liefern, dass in der theol. Bewegung der Gegenwart de facto eine gute gemeinsame Basis vorhanden ist. Nur muss beachtet werden, dass W. neben die religiös-psychologische Betrachtung noch selbständige „objektive" Faktoren stellt, für die er nicht ohne Grund auf Luther sich beruft, den er jedoch einseitig, auch hinsichtlich der Leugnung gnotistischer Gedankengänge in der Versöhnungstheorie, zu Worte kommen lässt. Die Gegenüberstellung „Rechtfertigung oder relig. Erlebnis" wird die „modern"-theologische Dogmatik nicht für zutreffend halten. O. S.

Im Stiftungsverlag zu Potsdam ist der Bericht über die Beisetzungsfeierlichkeiten zu Loccum und die Gedächtnisfeier in der Dom-Interimskirche für den verewigten Präsidenten Barkhausen erschienen. Die Reden von von der Goltz, Köhler und Dryander sind abgedruckt und ergänzen sich zu verständnisvoller und sympathischer Darstellung von B.s Wesen und Wirken. Vorangestellt ist Barkhausens Bildnis sowie eine Uebersicht über seinen Lebenslauf. A. T.

Schwartzkopff, Die Weiterbildung der Religion. Ein Kaiserwort. (82 S. Schkeuditz b. Leipzig, Schäfer). Der Streit über Bibel und Babel wird dem Verfasser zum Anlass, das Verhältnis zwischen Entwicklung und Offenbarung einer Untersuchung zu unterziehen. Dem Grundgedanken, dass Gottes Offenbarung sich eben im geschichtlichen Stufengange der Religion zeige, stimme ich zu. Die Einzelausführung (namentlich im Anschluss an Thiele) ist nicht selten anfechtbar. A. T.

Dörries, Die Botschaft der Freude. Ein Jahrgang Evangelien-Predigten (538 S. Göttingen, Vandenhoeck). Diese 64 Predigten sind eine köstliche Gabe, einfach, schlicht, gediegen und für jedermann verständlich. Besonders charakteristisch für die Art des Verfassers ist die ungemein konkrete Darstellung, die auch schwierige Begriffe (vgl. z. B. die Pfingstpredigten) mit Leben zu erfüllen weiss und mit Vorliebe zur Erzählung greift. Ein zweiter Grundzug ist die unbedingte Ehrlichkeit, die den Abstand unserer Vorstellungen von den biblischen überall, wo nötig, deutlich erkennen lässt, aber mit grossem Ernst und Geschick den religiösen Kern fruchtbar zu machen versteht. Freilich wird man bei der grossen Schwierigkeit der Probleme zweifelhaft bleiben können,

Digitized by Google

ob die Vermittlungsversuche von D. in jedem einzelnen Fall das Rechte treffen (z. B. vgl. den Jüngling von Nain). A. T.

Predigten von Carl Bonhoff. Zweite Sammlung. Leipzig, O. Wigand, 186 S. 2 M. — Feine, nicht leichte Predigten, voll Kraft und Schwung, die dem Bedürfnis einer grossstädtischen gebildeten Gemeinde nach religiöser Kost im Sinn des modern verstandenen Evangeliums Rechnung tragen. Als eigenartige Versuche, eine historische Gestalt mit ihren Erlebnissen der Förderung des Christen der Gegenwart fruchtbar zu machen, ragen die drei ersten Predigten über Jeremias aus der Sammlung hervor. Sollten wir nicht öfter versuchen, durch solche geschichtliche Gestalten einen tiefen Eindruck von der Macht des Gottesgeistes zu ermöglichen? F. N.

Etwas Schlichtes und nicht selten Markiges haben die 19 kurzen Predigten des Strafanstaltspfarrers E. Eyssel (Lebensbrot fürs Mannesherz. Schkeuditz b. Leipz., Schäfer 1903, M. 2.—). Neben dem Evgl. kommen auch die Töne a. t. Frömmigkeit, sowie Naturfreude und vaterländischer Sinn zur Geltung. Die Predigten sind undogmatisch, aber von religiöser Kraft erfüllt und zeigen viel Menschenkenntnis. A. T.

Ein echtes Erzeugnis der modernen Romantik nach Form und Inhalt ist Bernhard Wilm's „Weg zum Ewig-Lebendigen“ (Lpz., Diederichs M. 3.—). Aus eigenartig stark betonter monistischer Auffassung von Leib und Seele und christlich gefärbtem Pantheismus ergeben sich Welt- und Selbstbetrachtungen, die neben aufgeputzten Selbstverständlichkeiten und bizarren Eigenheiten auch manche zart und tief empfundene Ausführungen enthalten. Den Massstab strengen oder auch nur besonnenen Denkens darf man freilich nirgends anlegen. A. T.

Beiträge zur Vertiefung der kirchlichen Unterweisung, hrsg. von Schnedermann und Pache. Bd. 1 256 S., Leipzig, Bernh. Richter M. 4.—. Der Standpunkt dieses neuen Unternehmens charakterisiert sich der „modernen Theologie“ gegenüber durch die leichthin erhobene Anklage Borcherts: diese Theologie stumpft die Gewissen ab, vermindert die religiöse Wärme und hat dabei doch auch für das, was sie übrig behält, keine überzeugende Kraft (174). Mit den Friedenstönen Schnedermanns harmoniert das schlecht. Neben Mittelmässigem und Minderwertigem findet sich auch Erfreuliches, z. B. die Aufsätze von Geest und Prof. Guthe über Behandlung alttestamentlicher Stoffe, Schaumkell über Religion und Kunst, Römpler Individualismus und Universalismus im Religionsunterricht u. a. A. T.

Hilfsbuch für den Religionsunterricht in den oberen Klassen von Prof. R. Heidrich. Dritte verbesserte Auflage. Berlin, Guttentag. X. 410, 3,50 M. Dieses Buch bietet die Stoffe in einer für unseren Standpunkt erträglichen Form; aber ich meine, der Lehrer muss noch viel Frische, Kraft und interessante Ausführungen dazutun, um den Unterricht der zukünftigen

Digitized by Google

Gebildeten, den vielleicht wundesten Punkt unserer ganzen Unterweisung, befriedigender und förderlicher zu gestalten. Ich glaube nach meiner kurzen Erfahrung als Primareligionslehrer, dass die grossen Probleme der Weltanschauung vor allem dieses kritische Alter fesseln, mehr als Römerbrief und Augustana. F. N.

Der konkrete Hintergrund zu den 150 Kernsprüchen von Dr. H. Tögel. 2. Auflage. Dresden, Bleyl, 135 S. 2 M. Es ist ein gutes Zeichen sowohl für das Bedürfnis nach hist. Verständnis der sog. Kernsprüche als auch für das genannte Buch, wenn es schon so bald in einer zweiten, auch mit 12 Bildern geschmückten und sonst erweiterten Auflage erscheint. F. N.

Fr. Dörne, Die Bibel als deutsches Volksbuch. Diözösanvortrag. Fr. Richter-Dresd. u. Leipz. 26 S. 0,20 M. — Die Bibel war deutsches Volksbuch, ist es nicht mehr, kann es aber noch sein und muss es wieder werden durch Pastoren, Schule und populäre Auslegungen, unter welch letzteren die Rupprecht'sche Volksschule empfohlen wird. Schade nur, dass Vf. bei der notorischen und langerprobten Unwirksamkeit dieser Mittel nicht den Ersatz der Lutherbibel, auch der revidierten, durch eine modern-deutsche Uebersetzung vorschlägt. J. J.

E. W. Mayers Vortrag über den „christlichen Gottesglauben und die naturwissenschaftliche Welterklärung“ (Strassburg, van Hauten) zeigt in allgemeinverständlicher, von voller Sachkenntnis getragener Darstellung die Vereinbarkeit der „Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze“ mit dem Glauben an Gottes „fortwährende, unmittelbare“ Einwirkung auf die Welt und das gute Recht einer spiritualistischen Metaphysik, ohne doch den Gottesglauben und die Theodicee auf sie begründen zu wollen. Derselbe Autor schildert in seinem Vortrag über „die Aufgaben der Inneren Mission gegenüber der gegenwärtigen Gefährdung der christl. Lebensanschauung durch antichristliche Geistesströmungen“ (Braunschweig, Wollermann) neben dem praktischen Materialismus als für die Gegenwart charakteristisch den modernen theoretischen Skeptizismus, den theoretischen Materialismus und die Nietzsche Philosophie und verlangt mit Recht, dass mehr als bisher in Publikationen, Vorträgen, Diskussionen, zumal der Männervereine, der Nimbus dieser pseudowissenschaftlichen Welt- und Lebensanschauungen zerstört werde. A. T.

Prof. Zimmer, Das erste Jahrzehnt des Ev. Diakonievereins. Eine Denkschrift zum 11. April 1904. Berlin-Zahlendorf. Verlag d. Ev. Diakonievereins. 86 S. 0,50 M. — Der in der Geschichte der evangelischen, ja der christlichen Diakonie überhaupt fast beispiellos dastehende Erfolg des Ev. Diakonievereins wird aus dieser Denkschrift so recht klar. Wohltuend berührt die sachliche, milde Auseinandersetzung mit den Mutterhäusern, die nicht gleiches mit gleichem vergilt. J. J.

Digitized by Google

Holm, Olaf, Christus oder Ibsen? Aus dem Norwegischen von H. Hansen. (192 S., Hamburg, Schloessmann M. 3.—). Auf eine sorgfältige und allseitige Darstellung der Weltanschauung Ibsens darf sich der Leser dieser Schrift nicht Rechnung machen. Dagegen werden die Grundgedanken namentlich von „Kaiser und Galiläer" in ihrer das Volksleben und die Jugenderziehung verwüstenden Macht von gemässigt orthodoxem Standpunkt wuchtig bekämpft. Am interessantesten sind die einleitenden Bemerkungen über den normannischen Volkscharakter. Der Uebersetzer hat neben einer meist, nicht immer lesbaren Verdeutschung hämische Bemerkungen über Frenssen, Harnack u. a. hinzugetan. A. T.

Wolzendorff, Gesundheitspflege und Medizin der Bibel (Christus als Arzt). (63 S., Wiesbaden, Nemnich M. 1.—). Die Broschüre bietet eine übersichtliche, aber kaum Neues beibringende Zusammenstellung des Materials. Am interessantesten ist naturgemäss das Urteil des Arztes über Christi Heilungen. Diese lassen sich „zum grossen Teile zwanglos zurückführen auf die überwältigende Einwirkung Jesu auf die Seelen der Menschen". Andere freilich müssen als unmöglich abgewiesen, oder, da man das „einem Menschen, der an den Erschaffer der Welt glaubt, nicht wohl zumuten" kann, als Taten göttlicher Allmacht anerkannt werden.

A. T.

G. Zeissig, Die Stellung der landeskirchlichen Gemeinschaften zu den sektiererischen Strömungen der Gegenwart. 3. Aufl. Dresd. und Leipz. Fr. Richter. 15 S., 0,10 M. — Für die Verhältnisse im Königreich Sachsen berechnet. Vf. verteidigt die Gemeinschaften, hebt aber zugleich warnend den Finger vom kirchlichen Standpunkt aus. Das interessanteste ist eine Anmerkung auf der letzten Seite: „Wer nicht von einem geordneten Komitee angestellt ist und eine Empfehlung vom (sächsischen) Brüderrat besitzt, der soll lieber nicht in den Versammlungen reden." Also eine Art verfasster Versammlungskirche neben der offiziellen Gottesdienstkirche, in welcher der Brüderrat das Konsistorium bildet! Man sieht, in welchem Sinne die angeschwollene Gemeinschaftsbewegung sich „verkirchlicht". J. J.

Ueber den „Zusammenschluss der evangelischen Landeskirchen Deutschlands hat Carl Mirbt seine Rektoratsrede gehalten (Marburg, Elwert 86 S. 0,50 M.), die eine vortreffliche Uebersicht über die Geschichte der Einheitsbewegung sowie eine sachkundige und im wesentlichen zustimmende Besprechung des Programms für die Tätigkeit des neuen Kirchenausschusses enthält. M. wünscht mit Recht die Zuziehung von freigewählten Vertretern der Synoden sowie die Schaffung einer Rechtseinheit auf kirchlichem Gebiete.

A. T.

Sehr zur rechten Zeit erscheint bei Mohr, Tübingen ein energisches Wort zum Schulkompromiss: „Der Schulantrag", 12 Thesen zur Verständigung im nationalliberalen Lager von Pfarrer Erich Foerster (40 S., 40 Pf.). Wir werden in der kirchl.

Digitized by Google

Chronik unsere völlige Uebereinstimmung mit den vorzüglich klaren Darlegungen, die D. Hackenberg zu Dank und Ehren gewidmet sind, aussprechen.

O. B.

Wann machst Du Deine Predigt?

Diese Frage würde ich als eine Zudringlichkeit ansehen und in den meisten Fällen nicht beantworten. So läßt man sich nur von ganz intimen Freunden in die Arbeit sehen. Etwas wesentlich anderes ist es, wenn wir, jeder für sich, eine Betrachtung über die zweckmäßigste Zeit der Predigtvorbereitung anstellen. Dazu wollen diese Zeilen anregen.

Die meisten unter uns werden sich allerdings, wenn sie eben nicht mehr ganz im Anfang ihrer amtlichen Tätigkeit stehen, eine feste Gewohnheit gebildet haben, von der sie nur in Ausnahmefällen abweichen. Allein sollten nicht auch die besten Gewohnheiten ab und zu einer Prüfung auf ihren Wert bedürfen, wenn man nicht nach und nach zur Maschine werden will? Der gleichmäßige Takt der Pflicht, seiner Gemeinde jeden Sonntag eine Predigt zu halten, wohl gar deren zwei, ist dieser Gefahr sehr günstig. Hat sie uns aber erst einmal in ihre eisernen Arme geschlossen, dann gibt es nur sehr schwer ein Entrinnen. Dann hören wir aber mehr und mehr auf, die lebendigen Persönlichkeiten zu sein, die durch die Darbietung des Wortes Gottes einen Einfluß anf ihre Gemeinde ausüben. Daß wir zu einer solchen Beeinflussung nur dann imstande sind, wenn wir mit unserer Zeit, besonders mit unserer Gemeinde leben, ihre Bedürfnisse kennen und ihr zeigen, daß Gottes Wort gerade für sie da ist und daß seine Forderungen auch in unserer Zeit gültig und erfüllbar sind, dürfte wohl selbstverständlich sein.

Wie werden wir nun der uns gestellten Aufgabe durch unsere Predigtvorbereitung am besten gerecht? Da weiß ich von einem, der pflegte bereits am Montag an die Arbeit für den nächsten Sonntag zu gehen. Das hat gewiß sein Gutes: so waren Eindrücke, die er am Tage zuvor infolge seiner eigenen Predigt empfangen hatte, Gedanken, die ihm aufgestoßen waren, noch lebendig, und die Kürze der Zeit drängte ihn nicht, versetzte ihn nicht in nervöse Unruhe und zwang ihn nicht zu einem voreiligen Abschluß. Dennoch — oder vielleicht gerade deshalb — war seine Predigt fast immer am Montag Abend fertig, und die Woche über hatte er reichlich Muße zum Memorieren. — Diesen Pfarrer könnte man für einen fleißigen Mann zu halten geneigt sein. Ich bin andrer Ansicht, ich möchte ihn vielmehr als einen Faulenzer bezeichnen, als einen, der sich seine Arbeit so bequem wie möglich macht. Der Beweis dafür ist bald erbracht: wenn die Predigt bereits am Montag fertig wird, müssen alle Eindrücke, die man in der immerhin langen Zeit bis zum Sonntag empfängt, unberücksichtigt bleiben, es sei denn, der Prediger nähme sich die Mühe, auch ihnen durch nachträgliche Aenderungen an seinem Opus gerecht zu werden.

Digitized by Google

Was sollte das aber für ein Flickwerk werden! Es bliebe ihm gar oft nichts anderes übrig, als die ganze Predigt umzugießen. Etwas derartiges macht man aber nur einmal, jedenfalls nicht Woche für Woche. Nun bestände allerdings noch die Möglichkeit, das diesmal außer acht gelassene am Sonntag darauf nachzuholen. Aber wie viel davon wird bis dahin vergessen sein? Und wenn der Pfarrer es behalten hat, ist es in der Gemeinde in den meisten Fällen wieder vergessen, durch andere Eindrücke verwischt. Der Pfarrer kommt dann immer hinter den wirklichen Verhältnissen hinterhergehinkt, und seine Worte machen keinen Eindruck, weil sie in der Gemeinde nicht mehr auf lebendige Empfindungen stoßen, weil sie selbst nicht mehr lebendig sind. — Das ist ja leider der Fehler gar vieler Geistlichen, daß sie gewöhnlich zu spät kommen! —

Wie anders ist das, wenn man mit der Niederschrift seiner Predigt bis ans Ende der Woche wartet, um alle in derselben gemachten Erfahrungen, alle empfangenen Eindrücke zu verwerten! (Natürlich nicht derart, wie es allerdings auch vorkommen soll, daß die Predigt eine räsonnierende Dorfzeitung wird!) Nur ein Beispiel: In meiner Gemeinde war das einzige Kind seiner Eltern, ein goldiges Mädchen von drei Jahren, in einer engen Gasse überfahren worden und auf der Stelle tot geblieben. Ich predigte in diesem Jahr über die altkirchlichen Evangelien, und das des nächsten Sonntags war Luc. 7, 11—17. Welch' herrliches Zusammentreffen, daß ich so von dem gegebenen Fall aus auf den Fürsten des Lebens, der uns ein Leben bringt, das den Tod überdauert, hinweisen konnte! —

Wie hätte aber ein solcher dagestanden, dessen Predigt vor diesem Ereignis schon fertig vorlag, vielleicht schon memoriert war?! Hätte er wirklich eine neue angefertigt, so wäre er doch schwerlich genügend von seiner ersten Konzeption losgekommen, um der eigenartigen Konstellation gerecht zu werden. Schwerlich hätte die Predigt die Frische gezeigt, die sie durch ihre Abfassung nach dem Ereignis gewonnen hätte.

Wenn man nun nichts von dem, was die Woche bringt, für seine Predigt verlieren will, muß man naturgemäß mit der Niederschrift derselben bis kurz vor Sonntag warten. Wenn man dann am Samstag mit dem Bewußtsein, daß man am anderen Vormittag vor die Gemeinde treten m u ß, an die Arbeit geht, dann kostet das eine viel intensivere Arbeit, als wenn man am Montag oder Dienstag in aller Muße, ohne sich bereits in Gedanken auf der Kanzel zu sehen, einen religiösen Vortrag ausarbeitet, der weder heute noch morgen fertig zu werden braucht. — Wollte einer jedoch erst am Tage vor dem Sonn- oder Festtag sich seinen Text ansehen, so wäre das erst recht eine grenzenlose Faulheit; es sei denn, daß er von Amts wegen nicht eher Zeit dazu gehabt hätte, oder daß ihn Erfahrungen und Eindrücke veranlaßten, einen anderen, passenderen Text zu suchen. (Letzteres kann nur ein Ausnahmefall, unter Umständen aber geboten sein.) So Hals über Kopf könnte einer der Gemeinde doch meist nur Augenblicksgedanken bieten; und ohne daß man weiß, worüber man am kommenden Sonntag predigen will, wird man in der Woche gar vieles übersehen und noch mehr vergessen, was für die Predigt von Bedeutung sein könnte.

Digitized by Google

So erfordert eine gewissenhafte Vorbereitung, daß man sich möglichst früh seinen Predigttext ansieht, ihn exegetisch durcharbeitet und die Hauptgedanken irgendwie niederschreibt, damit sie nicht wieder verloren gehen. Die Erlebnisse, Erfahrungen, Eindrücke und Gedanken, die wir im Laufe der Woche haben, werden dazu noch viel Material liefern, das am besten ebenfalls zu dem anderen notiert wird. So wird man meist, bis man an das Niederschreiben der Predigt geht, einen reichen Stoff zur Verfügung haben, der vor allem den Vorteil bietet, daß er aus dem Leben geschöpft ist und die Predigt im besten Sinn aktuell macht. Häufig wird man aus der reichen Fülle desselben erst noch eine Auswahl treffen müssen, aber das wird immer leichter und besser sein, als wenn man ihn erst mühsam zusammensuchen müßte. — Wenn so der Stoff fast spielend gesammelt ist, kann es keine allzugroße Mühe mehr verursachen, denselben nach kurzer Ueberlegung zu ordnen und die am Leben orientierten Gedanken des Textes wirkungsvoll darzustellen. Eine solche Predigt kann kein Schemen ohne Fleisch und Blut, kein kühler, religiöser Vortrag, der über dem Leben schwebt, werden; sie bietet Leben für das Leben, das Evangelium für unsere Zeit, ihre Sorgen und Bedürfnisse. Sie hat weiter noch einen nicht zu unterschätzenden Vorzug für die Gemeinde und für den Prediger selbst: ihre Konzeption ist einheitlich; sie ist zwar stofflich langsam gesammelt, aber als solche in einem Guß geworden. Daß sie aus diesem Grunde leichter zu memorieren ist, liegt auf der Hand. Sollte sie eben deshalb nicht auch für die Gemeinde leichter faßlich und behältlich sein? und was wollen wir lieber, als daß unsere Gemeindeglieder nicht nur hören, sondern auch möglichst viel von dem Gehörten mithinausnehmen, um es im täglichen Leben zu betätigen? — — —

Von einem Pfarrer, der so arbeitet, wird niemand sagen können, daß er erst am Samstag seine Predigt mache; — er arbeitet ja die ganze Woche an derselben. Der wird aber auch je länger je mehr die Erfahrung machen, daß er seiner Gemeinde immer etwas von dem Worte des Lebens zu bieten hat, das gute Frucht fürs Leben bringen kann. C. V.

Aus der Gemeinde.

Eine praktische Missionsvereinsorganisation für weit ausgedehnte Landgemeinden.

Von

Dr. Friedrich Esselborn, Pfarrer in Niederkirchen i. O. (Pfalz).

Nicht geringe Schwierigkeiten, viel Zeitverlust und mancherlei Verdrießlichkeit bereitet die regelmäßige Einsammlung von kleinen Missionsgaben in weit ausgedehnten Landgemeinden. Die verschiedenen Dörfer und Höfe liegen meist entfernt vom Hauptort. Hilfskräfte zum Einsammeln sind oft nicht genug vorhanden. Und doch bildet regelmäßiges Erheben kleinerer Gaben zumal

Digitized by Google

auf dem Lande bei Kleinbauern mit wenig Bargeld die einzige Möglichkeit, namhafte Beträge für das Liebeswerk der äußeren Mission aufzubringen.

Auch in meiner Gemeinde mit 2000 Seelen in 7 Dörfern, die je 2—6 Kilometer vom Hauptort entfernt liegen, waren seit einigen Jahren wegen der Einsammlungsschwierigkeiten die Missionsgaben schließlich völlig ausgeblieben. Mit Hilfe der Konfirmanden habe ich eine einfache und praktische Organisation geschaffen, die sich seit 4 Jahren sehr gut bewährt hat. Weil mancher Amtsbruder vielleicht schon auf ähnliche Schwierigkeiten gestoßen, seien hier einige Winke gegeben zur Ueberwindung derselben; aus der Praxis für die Praxis!

Von meinen Konfirmanden wähle ich mir alljährlich die eifrigsten und fleißigsten aus. Sie sollen es als Stolz schon empfinden, mitwirken zu dürfen. „Sammler" werden sie genannt. Auf sieben Mitglieder des Missionsvereins kommt ein Sammler. Ueber diesen steht zur Kontrolle der „Sammelmeister". Letztere holen alle 14 Tage am Samstag nachmittag vor der Konfirmandenstunde beim Pfarrer die Pfennigblätter, die jeden Sonntag pünktlich zwischen 11 und 12 Uhr verteilt werden. Die Kinder erheben dabei immer 2 Pfg., einen für das Blatt, einen für die Mission. Montags liefern die Sammler in jedem Ort ihrem Sammelmeister die Beträge ab, zeigen die etwaigen Ab- und Zugänge von Missionsvereinsmitgliedern an und nehmen die neuen Blätter für den nächsten Sonntag in Empfang. Die sieben Sammelmeister aber von den 7 Orten erstatten alle 14 Tage Bericht über den Stand der Mitglieder und liefern die Beiträge umgewechselt in Nickel und Silber dem Pfarrer ab, dem weiter nichts übrig bleibt als einkassieren und aufnotieren. Die Konfirmanden, besonders die Mädchen, wenn sie als „Sammelmeister" die Knaben kontrollieren, machen eine pünktliche Einsammlungsarbeit.

Natürlich läßt sich diese Organisation noch andern Zwecken dienstbar machen. Auf dem Lande ist die Verteilung eines guten Lesestoffes, besonders für die langen Winterabende, eine sehr wichtige Arbeit für die Pflege evangelischen Bewußtseins. Was nützt die schönste Volksbibliothek, wenn sie in den Bücherschränken ein verstaubtes Dasein führt, weil man wartet, bis jemand kommt und holt, was er zu lesen wünscht.

Anders hier! Unsere neubegründete Missionsbibliothek wurde in sieben Teile geteilt. Es kamen höchstens 30 Bücher und Broschüren auf einen Ort. Diese wurden unter die 4—7 Sammler jedes Ortes verteilt. Kurz vor dem ersten Advent wurde eine Konfirmandenstunde zur Unterrichtsstunde in der Bibliotheksbuchführung umgewandelt.

Das geschah so: Jeder Schüler muß immer sein neues Testament mitbringen. Also wurde dieses benützt. Auf der vorderen Innenseite des Deckels notierte jeder Sammler seine Bücher und zwar Nummer des Buches, Verfasser und Titel. Auf der leeren Rückseite des Testamentes notierte jeder seine Mitglieder, die er bedient. Leiht nun ein Konfirmand, um ein Beispiel anzuführen, dem Karl Müller ein Buch Nr. 67: Die Fröschweiler Chronik am Sonntag den 6. Dezember aus, so schreibt er kurz hinter den Namen Müller 6/12: 67.

Digitized by Google

Kein Buch darf länger als 8 Tage behalten werden, um eine regelmäßige Cirkulierung zu ermöglichen; ist das Buch noch nicht ausgelesen, so kann es später, nachdem es in den Händen der anderen Mitglieder desselben Ortes war, wieder verlangt werden. Am nächsten Sonntag holt das Kind das letzte Buch und bringt ein neues Nr. 11: Flad, „Zehn Jahre in China", welches es dem Emil Schulz abgenommen, dem es dafür die „Chronik" giebt. Dann merkt es diese Umwechslung also an: Karl Müller 6/12: 67 (gestrichen); 13/12: 11; Emil Schulz 6/12: 11 (gestrichen); 13/12: 67.

Diese Buchführung ist von den Konfirmanden immer äußerst übersichtlich geführt worden, so daß am Sonntag Judica, an dem alle Bücher wieder eingesammelt werden zur Sommerfrische, d. h. um wenn nötig im Einband repariert und neu ergänzt zu werden, ganz genau festgestellt werden kann, wie viel Leser jedes Buch gefunden hat. Noch nie ist ein Buch verloren gegangen. Auch wurde keines bis zur Unbrauchbarkeit zerrissen oder besudelt; denn die Konfirmanden durchmustern jedesmal beim Abholen das Buch und zeigen jeden dem Pfarrer an, der irgendwie dasselbe beschädigte. Selbstverständlich hat der Pfarrer auch eine Kontrolliste, damit er jeder Zeit ein beliebiges Buch sofort zurückerhält. Auch das fertigen ihm die Kinder selbst an. Jedes erhält einen Zettel in gleichem Format; darauf schreibt es oben links seinen Namen, rechts den Wohnort, in dem es die Bücher verteilt. Alsdann kommen die Namen der Mitglieder, die es bedient, darauf die Nummern der Bücher, die es zur Verteilung erhalten und die es auch wieder nach vier Monaten abliefern muß. Alle Zettel werden unten mit einem Drahtstift geheftet. Und die Kontrolliste, so übersichtlich uud einfach, ist fertig. Der Pfarrer hat am Sonntag Judica eine leichte Arbeit.

Jeder Sammler darf nur mit einem Sammler desselben Ortes die Bücher tauschen. Dadurch kommen im ganzen Orte schließlich die Bücher herum. Im nächsten Jahre erhält jeder Ort wieder durch Tausch neue Bücher. Bis in sieben Wintern die ganze Bibliothek ausgelesen ist, ist reichlich neuer Ersatz beigebracht.

Auch Missionsblätter werden regelmäßig als unentgeltliche Zugabe verteilt. Die Missionsgesellschaften, es sind hier Basel und der Allgemeine Prot. Missionsverein Berlin, schenken ja genug Kollektenblätter und Jahresberichtsauszüge ihren Missionsgabeneinsendern.

Ueberdies wurde dieselbe Organisation zum Massenverkauf des evangelischen Bundeskalenders, des „Volksboten", benutzt. Wenn sonst rasch Mitteilungen über Beginn eines Wochengottesdienstes und dergl. in den Dörfern zu machen sind, so ist das rasch durch Aufdruck auf die Sonntagsblätter mit einer kleinen Stempelpresse geschehen.

Für Ersatz nach der Konfirmation braucht der Pfarrer nicht viel zu sorgen. Denn die Konfirmierten haben bereits einige Wochen vor der Konfirmation die ausgesuchten Nachfolger schon „gründlich einexerziert" und nehmen mit freudigem Stolz für ihre kleine Mühewaltung einen bilderreichen Missionstraktat aus der Hand ihres Pfarrers als Dankeszeichen, zugleich aber auch als eine stete Mahnung, dem Liebeswerk treu zu bleiben, dem sie in ihrer

Digitized by Google

Heimat bisher mitgedient hatten.

Und der praktische Erfolg? Die kurz hier beigefügten Zahlen beweisen: 1895 gingen für äußere Mission ein in der Gemeinde 24 Mk., 1896 30 Mk. 25 Pf., 1897 6 Mk., 1898 und 1899 0 Mk. Mit Begründung der Vereinsorganisation 1900 240 Mk., 1901 278 M., 1902 227 Mk. Davon gingen für Missionsgesellschaften ab: 122 Mk., 120 Mk., 127 Mk. Der Rest für Pfennigpredigten und Missionsbibliothek. Stand der Mitglieder: 1900 291, 1901 204, 1902 208.

Verteilt wurden:

	1900	1901	1092
Pfennigpredigten	13 121	10 604	10 412
Missionsblätter	1 554	1 088	722

durch 27 Konfirmanden. Außerdem wurden ausgegeben 1900 153 Bücher an 1540 Leser, 1901 165 Bücher an 2242 Leser, 1902 214 Bücher an 2950 Leser. Volkskalender wurden abgesetzt: 1900 307, 1901 200, 1902 215.

Dabei stieg aber auch fortgesetzt die Gustav Adolf-Vereins-Kollekte. Die sieben Gemeinden zahlen meist über 300 % Gemeindeumlagen, die noch durch neue Wasserleitungseinrichtung beträchtlich gesteigert wurden. Die prot. Kultusgemeinde hat eine Schuldenlast von 13 000 Mk. für die Restaurierung ihres herrlichen gothischen Kirchleins, die 1901 noch erhöht wurde, weil der Blitzeinschlag den Turm sehr beschädigte.

Folgende Beobachtungen ließen sich feststellen:

Es können trotz der finanziell ungünstigsten Gemeindeverhältnisse immer noch Geldmittel genug flüssig gemacht werden. Es kommt nur auf den Versuch mit einer praktischen Organisation zur Einsammlung kleiner, aber regelmäßiger Gaben an.

Kleine Beiträge sollen aber nie ohne Verteilung eines geeigneten Blattes als Entgelt gleichsam erhoben werden. Sonst erlischt zu früh die Gebelust. Gedruckte Predigten oder sonst ein Erbauungsblättchen sind dem Bauern um so wertvoller, je mehr er durch weite Entfernung und Ungunst der Witterung vom Kirchgang abgehalten wird.

Eine Missionsbibliothek, deren Verteilung unentgeltlich mitverbunden sein soll, kann allein dauerndes Interesse wachrufen, so daß die Gemeindeglieder sich willig zum regelmäßig anhaltenden Geben für die Mission heranziehen lassen.

Schließlich entsteht nach allmählicher Siebung, wobei gerne diejenigen, die bloß um des Reizes der Neuheit willen oder dem neuen Pfarrer zuliebe mitgethan haben, wieder wegfallen, ein fester Kreis ehrlicher Missionsfreunde. Der Pfarrer lernt seine besten und kirchlichsten Gemeindeglieder kennen und sammeln; er weiß, wer Sinn und Geld für Liebeswerke übrig hat.

Nicht zu unterschätzen ist, daß die Jugend zeitig und ohne irgendwie drückenden Zwang zum Dienst in der Gemeinde für die Sache des Reiches Gottes herangezogen wird. Sie folgen mit größerem Interesse und Verständnis dem kirchengeschichtlichen Unterricht, besonders über das Jahrhundert der Liebeswerke. Sie sehen mit eigenen Augen, wie aus tröpfelnden Quellchen

Digitized by Google

schließlich der Geldstrom für Liebesthätigkeit im Weinberg des Herrn entsteht. In späteren Lebensjahren erlahmt ihr Interesse nie völlig. Der Pfarrer findet an ihnen immer willige Mithelfer für irgendwelche große „Hausbettelleien", die deshalb nicht zu lästig fühlbar werden. Der Pfarrer selbst braucht nicht mit der Vereinsmeierei seine kostbare Zeit zu vertrödeln oder die nötige Sammlung des Gemütes sich grausam stören zu lassen. Einige Worte der Ermunterung und Belehrung an die „Sammler", das ist alles, was unsere Organisation verlangt.

Vielleicht läßt sich der eine oder andere Landpfarrer dazu bewegen; dann ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Zwei moderne Prediger.

Von
Privatdozent Lic. **F. Niebergall.**

Unsere Zeitschrift sucht ihren alten und jungen Freunden bei der Lösung der Aufgabe zu helfen, wie wir dem Geschlecht unserer Tage das alte Evangelium in einer modernen Gestalt darbringen können. Sie will das Ihrige dazu tun, dass unsere jungen Pfarrer vor dem bekannten Wendepunkt bewahrt werden, wo sie sagen: „Ja, die neue Theologie ist zum Studieren sehr schön, aber zum Predigen taugt sie nichts; darum wollen wir gemach in das alte Geleise wieder einbiegen". Solchen Leuten wollen wir zeigen, dass die moderne Theologie zwar nicht zu predigen ist — Gott soll uns vor jeder gepredigten Theologie bewahren! — aber sie kann Anleitung geben, wie Evangelium zu predigen ist, eben weil einer ihrer ersten Sätze den Unterschied zwischen Religion und Theologie proklamiert.

Heute wollen wir untersuchen, was denn zwei ganz verschiedene Prediger moderner Richtung ihren Gemeinden als Nahrung vorsetzen. Wir wollen die „Predigten aus der Gegenwart", die unser Herausgeber, Professor D. Baumgarten, in der Kieler Universitätsaula gehalten hat, und die bekannten Dorfpredigten des neuen Heidelberger Dr. theol. G. Frenssen auf ihren Inhalt untersuchen, vergleichen und uns aus dem Vergleich allerlei Regeln herausholen. Die Untersuchung der Predigten soll so geschehen, dass wir beidemal zuerst auf die Lage der Gemeinde achten, der die Predigten gehalten sind, dann nach dem Ziele fragen, zu welchem der Prediger die Gemeinde aus dieser ihrer Lage heraus führen will, und dass wir uns dann nach dem Weg umsehen, auf

Digitized by Google

dem er diese Gemeinde zu diesem Ziele führte. Formelle Gesichtspunkte sollen bloss in Betracht kommen, soweit es der Zusammenhang mit dem Inhalt erfordert.

I. Die Predigten aus der Gegenwart von O. Baumgarten.

1. Die Gemeinde.

Es ist ein kleines, aber ausgewähltes Häuflein[1]), das sich da in der Universitätsaula um Baumgarten versammelt. Es sind wenige, wie B. klagt, allzuwenige Mitglieder der Universitätsgemeinschaft, es sind höhere Beamte und Offiziere mit ihren Damen und Studenten. Alles Leute aus einer bestimmten Schicht des Volkslebens, nämlich aus der Welt, in der das intellektuelle Leben den Vorrang behauptet. Das tritt einem immer wieder in den Predigten entgegen. Selten, dass in einer Predigt nicht auf diese Lage der Zuhörerschaft Rücksicht genommen wird. Umfassend und scharf wird die Art des modernen Menschen im Verhältnis zum Evangelium gezeichnet: mit besonderer Berücksichtigung der Kreise, deren Lebensinhalt auf dem Gebiet des Forschens und Wissens liegt. Denken, Geistesbildung, Kultur, Vielseitigkeit der Interessen, Abrundung und Isolierung der Persönlichkeit — das sind die beherrschenden Mächte dieses Kreises. Für alle geistigen Dinge interessiert man sich, unruhig stürmt das Denken vorwärts, für nichts anderes hat man Zeit und Sinn, alles wird nur nach dem Massstab gewertet, ob es interessant ist. Dieses Ueberwiegen des intellektuellen Lebens bringt viele Gefahren mit sich. Man verliert den Massstab für die wirklichen Werte, man wird blasiert, die Vielseitigkeit der Interessen zerstreut. Die einseitig intellektuelle Bildung macht hohl, die einseitig ästhetische Bildung kann unbarmherzig machen, das ewige Lesen, besonders Zeitunglesen hält von einem Lesen in sich selbst, von einer Vertiefung in das eigene Innere ab. Die ewige Kritik macht unlustig zu hören, was andere sagen, weil man immer nur sich selber hören und geniessen will. Das Leben in der Kunst, in dem, was zur Bildung und Kultur gehört, macht eitel und selbstgefällig. Die Sorge für dieses höchste Gut macht das Christentum verdächtig als eine Macht, die diese Interessen auf die Seite zu schieben sucht. So kommt es, dass sich diese Kreise für das Christentum sehr wenig interessieren, während sich die Theologen und gebildeten Christen für ihre Angelegenheiten in weitem Masse interessieren. Natürlich stellt man sich zu den Tat-

1) Gilt heute nicht mehr. D. H.

Digitized by Google

sachen der kirchlichen Feste sehr kritisch. Man hat es wohl gemerkt, wie gerade die Besten vom Christentum fern bleiben. Die Hoffnung, dass doch noch nicht alles verloren ist, beruht auf dem Sinn für die Wirklichkeit und Wahrheit, dem man das Christentum oder die Religion als Wirklichkeitsmacht nahebringen kann. Wo noch etwas von christlichem Sinn ist, da hält sorgsam gepflegte Kultur der eigenen Persönlichkeit den Menschen von jedem Aufschluss seines Wesens in freier Aussprache seines Innenlebens im Zeugnis und Gebet ab. Man hat sein Christentum für sich selbst. Man weiss nicht, dass es eine Macht der Vereinigung mit andern und der Fürsorge für die notleidende Masse ist.

2. Aus einem Vergleich dieses Zustandes und des allgemeinen christlichen Ideals ergeben sich die besonderen Aufgaben des Predigers in dieser Gemeinde. Immer wieder betont er, dass zu dem Ganzen der Bildung auch die Charakter- und Idealbildung gehört. Er dringt auf die Sammlung im verborgenen Grunde des Lebens, um ein Gegengewicht gegen die Vielseitigkeit und die Oberflächlichkeit des intellektuellen Lebens zu schaffen. Die Predigten sind reich an tief mystischen Klängen; die intime Sphäre der Frömmigkeit, das stille Heiligtum des Herzensverkehrs mit Gott, der stille tiefe Grundzug bei den Frommen von Reuter und Dickens werden oft betont; häufig kehrt der Vers von Tersteegen wieder „Wie die zarten Blumen willig sich entfalten . . .“ Aber dieses Leben mit Gott hat reiche Frucht. Man bekommt den Mut, einsam zu sein mit Gott. Die Unruhe des Denkens findet einen Halt am Ewigen. Die Sorgensteine der Schuld und der Sündenmacht sollen weggewälzt werden. Das Leben in Gott hilft zur Gelassenheit und Gehaltenheit des inneren Lebens, die vor dem unrechten Zorn schützt und den gerechten Zorn nicht überschäumen lässt. So wird man ein Charakter, indem sich die Bildung von Herz und Gewissen mit der des Geistes vermählt. Die christliche Bildung erfordert eine eifrige Selbsterziehung, zu der die Predigt die Massstäbe darbieten will. Dabei kommt es vor allem an auf die Feinheit und Zartheit der Gewissensbildung, die im rechten Takte, in dem feinen Tastgefühl für das, was Gott gefällt, bestehen soll. Nicht je gelehrter und scharfsinniger, sondern je feiner und liebevoller, desto gebildeter. Eine christliche Persönlichkeit äussert sich in der absoluten Wahrhaftigkeit ihres ganzen Wesens und in der Art, wie sie ethische Gemeinschaft mit ihrer Umgebung pflegt. Zwar soll ein Jeder gewisse Stellen seines Innern ganz allein für sich behalten und ebendarum auch voll zarter Scheu vor dem Heilig-

Digitized by Google

tum der Persönlichkeit in andern stillstehen; aber im ganzen gilt es, sein Christentum im Verkehr mit der Umgebung zu bewähren. Am schwersten ist es dabei ohne Zweifel, die nächsten Beziehungen christlich zu gestalten, besonders innerhalb der Ehe die Gemeinsamkeit des sittlichen Urteils zu erringen, weil christliches Familienleben ein Tasten nach der Seele des andern ist. Heutzutage hat sich das Christentum in der sozialen Fürsorge für die Volksgenossen zu bewähren, deren grosse und kleine Nöte mit zu fühlen, die zum Genuss unserer Volksgüter heranzuziehen eine Aufgabe der Christen ist. Im konstitutionellen Staat ist Mitarbeit Pflicht, verdrossener Verzicht verwerflich. Christliche soziale Gesinnung ist ein Gegengewicht gegen die mit unserer Kultur fortschreitende Individualisierung. Die Hingabe an das allgemeine Leben ist für Christen unbedenklich, da sie an der Gehaltenheit des inneren Lebens ein Korrektiv hat. Wer sich nach erfolglosem Mühen verdrossen zurückziehen möchte, wird durch die christlichen Tugenden der Geduld und des Glaubens sowie durch das Gebet bewahrt und gestärkt. Den Christen schützt bei seiner öffentlichen Betätigung Jesu Patriotismus vor Allerweltsschwärmerei, Jesu Weite vor Chauvinismus. Dem Christen steht am besten hochstrebender Idealismus; nur muss er sich verbinden mit einem gesunden Realismus, der die Dinge des Lebens sieht und nennt, wie sie sind, aber doch nicht vergisst, dass Gott alles in der Hand hat. Nimmermehr bedeutet die Forderung, Christus in sich leben zu lassen, eine Verengerung all dieser grossen Lebensaufgaben, wie sie uns das öffentliche und Bildungsleben stellt, sondern eine Reinigung des Herzens von dem eiteln selbstgefälligen Besitze, zu dem der Genuss der Kulturgüter gar zu leicht verleitet. Hin und wieder klingt ein tiefer Laut der Sehnsucht nach dem Ewigen und nach der im Himmel zu erwartenden Rechtfertigung der rätselvollen Wege Gottes durch alle freudige und tätige Weltbejahung ergreifend hindurch.

3. Diese Ziele sucht B. mit folgendem Gedankenmaterial zu erreichen, das wir ohne weitere systematische Ordnung der Reihe der Ziele entsprechend zusammenstellen wollen, da es ein Unrecht an dem geschworenen Feinde aller Systematik wäre, ihm selbst ein systematisches Gewand aufnötigen zu wollen. — Um Gott zu gewinnen, muss man sich in ihn verlieren und in ihn einleben. Im Gebetsverkehr mit ihm, dessen Ziel aber eine immer grössere Vergeistigung des Gebetsinhaltes ist, erlangt man seinen starken Rückhalt und die unentbehrliche Gehaltenheit des inneren Lebens. Freilich sieht ihn nur ein reines Herz. Ihm dient man,

Digitized by Google

wenn man sich ihm immer aufs neue opfert und sich selbst abstirbt, was der wahre christliche Gottesdienst ist. Den Vater zu finden und im Glauben bei ihm zu bleiben, dazu hilft uns Jesus. Er hat die Frömmigkeit genossen wie keiner zuvor; er fand die Spuren des Vaters überall, denn er las in den geschichtlichen Vorgängen kraft seines Wirklichkeitssinnes den Willen seines Gottes. Leicht tastete er sich zurück aus allen äusseren Beziehungen in den inneren Grund seines Lebens. Er ist nicht nur Vorbild der Frömmigkeit, sondern das „Werturteil" ist über ihn zu fällen, dass er der Vertreter und das Abbild Gottes ist. Wir nennen ihn auch Erlöser, Mittler, Heiland, weil er ein Befreier ist für alle von Schuld und Sünde gebundenen Herzen. Besonders als der Gekreuzigte ist er das. B. legt grossen Wert darauf, Jesu stellvertretendes Leiden und Sterben zu verkündigen; Jesus starb vermöge des Zusammenhangs mit der sündigen Menschheit, in den er eingetreten war, und er starb, um uns zum Leben in der Gewissheit der Huld Gottes und in der Freiheit von unserem eigenen armen Ich zu verhelfen. An den typischen Figuren um das Kreuz herum lernt man die Sünde hassen, und an dem huldvollen Gekreuzigten, wenn auch mit verschiedener Unmittelbarkeit, Gottes Barmherzigkeit erfahren. Gott kann uns die Schuld vergeben, weil er in dem Keime des Glaubens die Frucht des neuen Lebens ansieht.

Jesus hilft uns zu einem ganz neuen Leben. So wichtig auch für unsere Selbsterziehung unser geistiger und literarischer Umgang ist, er tut doch das Meiste. Durch sein Bild werden wir gereinigt. Er fasst uns und gestaltet uns um nach seinem Bild. Aus ihm ziehen wir Kraft und Saft. Ihn müssen wir darum in uns leben lassen. Sein Grösstes, die unendlich feinen Fühlfäden seines Herzens, helfen uns zum Verständnis unserer Nächsten. Andern in ihr Innenleben nachzugehen ist nur möglich durch die Wiedergeburt. Von der Sünde muss uns abhalten der Gedanke an den zornigen Gott, dessen Zornesfalten wir nicht aus seinem Angesicht wegglätten dürfen, was zu unberechenbarem Schaden führt; denn er ist der Urheber der sittlichen Weltordnung.

Zur sozialen Tätigkeit soll uns der Eine Vater und das Eine Ziel anspornen. Aus der christlichen Liebe stammt die rechte Kraft zur Arbeit. Jesus füllt uns mit Liebe, die den Verdruss überwindet, wenn uns der Dutzendsinn der Leute ankränkelt.

Aus seiner Auferstehung fliesst ein Strom ewigen Lebens. Der Glaube daran ist eine bessere Antwort auf die Frage nach dem ewigen Leben als der Hinweis auf die Erhaltung unserer geistigen Energie.

Digitized by Google

Um den Christen unserer Tage einen sicheren Stand zu geben, bedarf es ihrer Einführung in die Arbeit der Kritik, die durch ihre symbolische Deutung besonders der sog. Heilstatsachen manchen Anstoss beseitigt. Die Hörer der Predigten müssen es auch vertragen, in die theologische Werkstatt eingeführt zu werden, die uns die scharfen Waffen christlicher Weltanschauung liefert.

II. Die Dorfpredigten von G. Frenssen.

1. Von dem Zustand seiner Gemeinde gibt uns Frenssen ein eindrucksvolles, farbenreiches Bild. Er kennt sie ganz genau von innen und von aussen, er kennt sie, wie einer seine Heimat kennt. Er steht mitten unter den Leuten, weil er einer von ihnen ist. Und er predigt ganz unmittelbar in diese Leute hinein. Diese Predigten sind gar nicht zu „benutzen", geschweige sonstwo vorzulesen. Es ist homiletische Heimatkunst. Die Leute werden immer gleichsam am Rock festgehalten, wie sie da sitzen. Immer wird ihnen das Evangelium dargestellt, wie es in ihre Verhältnisse, in ihren Charakter hineinpasst. Bei Frenssen ist der Eindruck dieser ganz speziellen Predigtweise noch stärker als bei Bitzius, der doch auch alles tut, um seinen Leuten das Evangelium zuzuschneiden, wie sie es brauchen können. Frenssen zieht alle Momente herbei, um seinem Hörer einzuprägen: tua res agitur. Immer schaut der landschaftliche Hintergrund durch die Kirchenfenster herein: die fette Marsch mit ihren vielen einsamen, stolzen und reichen Bauernhöfen, um sie her die Felder, die Sorge und Hoffnung der Leute, und vor dem Pflug des Bauern fliegen im hellen Frühjahr die weissen Möven auf; denn nicht weit im Hintergrunde rauscht das weite Meer mit seinen hohen Wogen, die so oft von den schweren Stürmen hoch hinaufgejagt werden. Die Gemeinde besteht meist aus reichen Bauern; wie leicht lässt sich ja die ganze synoptische Situation der evangelischen Geschichte in diese nordische Landschaft aus dem sonnigen Süden verpflanzen! Unvergesslich prägt sich die immer wiederkehrende Geschichte vom verlorenen Sohn in ihrer modernisierten und germanisierten Fassung, in ihrer Uebertragung in die Marsch ein; wie der Bauernsohn stolz mit Bändern am Hut in die grosse Stadt zieht und unter die Lumpen gerät, wie er dann im Elend und Schmutz sitzt und am Sonntag beim Glockenläuten nach Hause denkt, wo sie jetzt rein und ehrbar nebeneinander auf der Kirchenbank sitzen, wie nachher „Mutter" aus der Truhe das schneeweisse Linnen holt und sie alle um den Tisch sitzen beim Mittagessen, und wie nachher „Vater" am Hoftor steht und, die Hand über den Augen, ausschaut nach dem heimkehrenden

Digitized by Google

Sohn. Das macht grossen Eindruck. Tief prägt sich einem auch die ganze Verwandtschaft dieses synoptischen Evangeliums mit der bäuerlichen Situation aller Zeiten ein, besonders in Bezug auf die beiden gemeinsamen Interessen, Vorzüge, Sünden, Vorstellungsreihen und geistige Rezeptivität. Von da aus fällt auf das Werk des Städters Paulus ein eigenartiges Licht. — Mit dieser landschaftlichen steht die soziale Situation der Leute in enger Verbindung und wird ihnen immer wieder ins Gedächtnis gerufen: Allerheiligen kommt der Zinstag in das Land! Und wie scharf den Leuten, man möchte sagen, ihr Porträt vor Augen gehalten wird: Seht, so seid ihr, Leute aus unserer Gemeinde! Nicht nur die allgemein menschliche Art und Unart, nicht nur die allgemein bäuerliche Gesinnung — Leidenschaft, Gier, Sorge, üble Laune, Alkohol, Habsucht, Geiz, Protzentum, der hochmütige Bauer und die hochmütige Bäuerin, Streit im Haus und brummiges, wunderliches Wesen, — sondern auch die speziell dithmarsische Art scheint klar hindurch: wir sind kühle, misstrauische, zweifelsüchtige Leute, wir besehen uns lange einen, ob wir glauben und trauen dürfen, bei uns ist „helli Dag", d. h. wir lassen uns nicht so leicht fangen von einer fremden Ueberzeugung; wir sind nicht direkt, wir handeln nämlich nicht aus vollem Herzen heraus, sondern immer erst nach langer kühler Ueberlegung und dann auch immer nur unter Vorbehalt. Darum ist ein grosser Teil der Gemeinde auch skeptisch im Glauben an Jesus und Gott, wie der Herr Pfarrer selbst lange misstrauisch um diesen Jesus herumgegangen ist, bis er ihm von ganzem Herzen Glauben geschenkt hat. Neben den Sünden treten die Leiden der Leute stark hervor: die Saaten faulen unter dem Regen, saure Arbeit quält, Sturm und Brandung fordern ihre Opfer, Schulden drücken, die Kranken dulden auf ihrem Lager, schliesslich schmücken die Totenkränze den Sarg und in Trauer, Sorge und Not bleiben die Angehörigen zurück.

2. Als Ziel tritt bei F. zuhöchst der Himmel klar und häufig hervor; zum Himmel sollen wir ziehen und darum mit Fremdlingsgefühlen durch die Welt hindurchgehen. Wer will denn nicht in das Himmelreich, wo Reinheit, Freude, Kraft und Vollkommenheit ist? Der Himmel muss unser Ziel bleiben, die Heimat, an deren hoher Tür wir einmal die Wanderschuhe ablegen wollen.

Gegenüber allem Erdenleid will F. das Vertrauen auf die Liebe Gottes stärken: Habe Vertrauen! Da liegt Reichtum! Christen haben Vertrauen und Hoffnung, Christen sind Idealisten, die am Siege des Guten nimmer zweifeln.

Digitized by Google

Daneben kommt es vor allem auf die Befreiung von der Sündenmacht und Sündenschuld an. Die Rettung der verlorenen Söhne und Töchter aus der Gewalt des Bösen durch die Umkehr zum treuen Vater steht im Mittelpunkt. Dabei wird die Erlösung aus der Macht der Sünde stärker betont als die Aufhebung der Schuld mitsamt der Friedlosigkeit durch die Vergebung der Sünden.

Den breitesten Raum in den Predigten nehmen indes die Bemühungen ein, Herz und Leben nach dem Sinne Jesu Christi umzugestalten. Sonntägliche Seelen, eine Königsherrschaft von guten Menschen sollen die Christen werden, tapfere, fleissige Leute mit einem frohen stolzen Glauben, ganz wahr und ehrlich, mutig und treu, echt und rein — darin liegt das Ziel der christlichen Erziehung. Und dann besonders gut gegen den Nächsten: der Kern des Christentums ist hilfreiche Nächstenliebe. Lieb und freundlich, fromm und fröhlich, gut und glücklich, fleissig vorwärtsstrebend in allem Guten und Feinen, so will F. seine Leute haben.

Auf ein solches Leben kommt es vor allen Dingen an. Christentum ist Christenleben. Das ist sicher nicht nach dem Willen Gottes und Jesu, wenn man für die Heiden in Indien gibt und zu Hause brummig und gehässig gegen seine Hausangehörigen ist. Ein Christ ist nicht, wer alles mögliche bekennt, was ihm in der Schule oder in der Kirche beigebracht worden ist, sondern wer glaubt, dass Jesus sein Herr ist. Die wichtigsten Kennzeichen eines Christen im Leben sind aber die drei: Gottvertrauen, Hoffnung und Nächstenliebe. Die machen tapfere, glückliche und gute Menschen.

3. Wenn man von dem Gedankenmaterial reden will, mit dem Frenssen diese seine Ziele bei seiner Gemeinde erreichen will, dann tut man ihm keine Gewalt an, wenn man die Gestalt Jesu in den alles beherrschenden Mittelpunkt stellt. Es sind ganz und gar christozentrische Predigten; Christus, wie ihn die synoptischen Evangelien darstellen, ist Kern und Stern seiner Verkündigung. Unermüdlich wird Jesus von allen Seiten aus dargestellt und gewürdigt. Eine tiefe Hochachtung vor dem grossen, tapferen, reinen, wunderbaren Mann zieht sich durch den ganzen Band hindurch, die um so mehr ergreift, wenn man liest, wie sich F. diese Hingebung seinem kühlen und misstrauischen Volkstemperament abgerungen hat. Er sagt selbst, man könne von diesem Jesus in immer neuen Worten reden, und in der Tat, unerschöpflich ist die Fülle dessen, was sein Mund von ihm zu sagen weiss. Klar und scharf betont er immer wieder seine völlige Unabhängigkeit von alle dem, was man zu allen Zeiten über Jesus gesagt hat. „Mag es in der

Digitized by Google

Bethlehemnacht, mag es am Ostergrab gewesen sein, wie es will, mag man auch die Lehren der Kirche über seine Natur und sein Wesen ablehnen, der Mann Jesus, wie da in den Evangelien steht, ist des höchsten Preises und der grössten Hingabe wert". Ob er von Ewigkeit war oder nicht, F. weiss nicht, was das zur Sache tut; aber was in ihm ist und was von ihm kommt, das ist der höchsten Liebe wert.

Wir brauchen Jesus; denn wir sind sündige, schmutzige, sorgenvolle, sterbende Leute, und er bringt Licht und Reinheit in die Welt hinein. Gott kennen wir wenig, aber Jesus kennen wir genau; ihm verdanken wir, dass wir Gott haben und alles Gute sonst. In ihm, der gerade wie er ist, aus Gottes Schöpferhand gekommen, spiegelt sich Gott und die Ewigkeit. Er ging in den bitteren Tod, zum Zeichen, dass sie uns im Himmel sehr lieb haben. Er ist unser Weg zum Himmel, wo wir bei dem, den wir lieb haben, ohne Mühe, Tränen, Sorgen und Sünden sein werden. Weil Jesus da ist, glauben wir an Gottes Vaterherz, Gott hat seinen lieben Sohn gesandt, um uns verlorene Kinder heimzuführen. Der Vater im Himmel hat uns so lieb, dass er aufsteht von seinem goldenen Stuhl, um eine einsame Seele zu suchen; das glauben wir Jesu wegen. Jesus steht am Hoftor und wartet auf dich, vergebungsbereit. Das Christentum kam und offenbarte uns: Komm, Menschenherz zu Gott in Reue und Liebe zu Gott, alle deine Sünden sind dir vergeben. Jesus, der tapfere Mann, sprang vor durch den Schlick bis zu der Heerde im Wasser, um sie zu retten.

Jesus hat das Leben schöner, den Kopf heller, das Herz wärmer und das Sterben stiller gemacht. Er ist ein Helfer für alle Mutlosen und Schwachen. Er ist unser Vertrauensmann. Er hat unser Leben bis an den Rand gefüllt mit Glauben, Lieben, Hoffen. Ihm gegenüber kann man doch gar nicht gleichgültig bleiben. Sein schweres Sterben, das kein Mensch versteht, soll uns zu sich ziehen und die härtesten Seelen um ihre Ruhe bringen. Wie der Hauptmann unter dem Kreuz wird man ein Christ, frei von Schuld, Sünde, Sorge, und gewinnt ein ganz neues Leben; darum wollen wir uns an sein Sterben halten. Und wie herrlich ist er! Wie selbstlos und wie wahr und treu! Er hat seine Seele bewahrt in der argen Welt, er hat die Liebe als brennendes Feuerscheit in die Welt geworfen, er hat sich für uns in den Tod gegeben. Er, sein Bild kann uns helfen, dass wir gut und glücklich werden. Wer Jesus lieb hat, der wird gut. Wer auf ihn sieht, dem hilft er aus dem Dunkel heraus. Alle Finsternis drängt er zurück, alles Gute

Digitized by Google

regt er an. Er macht hilfreich, stark, rein und fröhlich.

Wenn wir uns Gott in die Arme würfen, aufflammte die Liebe, der Glaube, die Hoffnung. Gott erhört uns, wenn wir um gute und grosse Dinge bitten.

(Schluss folgt.)

Grundlinien einer personellen Homiletik.

Von

Professor D. Baumgarten in Kiel.

2. Begabung und Bildung zum Diener am Wort.

Da das Christentum wesentlich geschichtliche und Buchreligion, gegeben und festgelegt in der heiligen Schrift, ist, und da die Predigt im Rahmen des Gemeindegottesdienstes durch Ausgang von der Schrift sich als Ausdruck des Gemeindeglaubens erweisen muss, so ist der Prediger wesentlich nicht Darsteller seiner individuellen Frömmigkeit, sondern Diener am gemeinsamen Wort, Zudiener desselben an die Gemeinde der Gegenwart. Da dies Wort aber nicht als Buchstabe, nicht als Zauberformel, auch nicht als der Niederschlag des christlichen Prinzips in Formen und Anschauungen der urchristlichen Zeit, sondern nur als normativer, klassischer Ausdruck christlicher Erlebnisse und Empfindungen, Erfahrungen und Urteile für alle Zeiten auf die Gegenwart wirken kann, so ist es die Hauptaufgabe aller Predigt, das Wort Gottes aus seiner zeitgeschichtlichen Begrenztheit zu erheben, es sprechen zu machen, auszulegen und anzuwenden auf die ewig gleichen wie auf die mit der Kultur fortschreitenden Bedürfnisse der Gemeinde. Der Dienst am Wort erfordert einen Auslegergeist.

Auch hierzu giebt es eine Naturanlage: wer mit lebendig bewegter Nachempfindung und mit anschauender Phantasie begabt, unwillkürlich das in der Schrift Gegebene zusammenschaut mit dem in der Gegenwart erlebten, wer, mit starkem Symbolsinn und eindringendem Scharfsinn begabt, die allgemeinen Ideen in ihren Einkleidungen und den zwischen den Zeilen stehenden tieferen Zusammenhang des Textes erfasst, und wer, mit natürlichem Takt und Geschmack begabt, nur wirklich Zusammenstimmendes und innerlich Verwandtes kombinieren mag, der wird vor unzähligen Irrwegen, vor kalt lassender Nüchternheit, vor äusserlicher Formelhaftigkeit und geschmackloser Gesuchtheit in der Auslegung bewahrt.

Digitized by Google

Wichtiger aber ist die Befähigung, die die Geistbegabung verleiht. ἡ μαρτυρία τοῦ Ἰησοῦ ἐστι τὸ πνεῦμα τῆς προφητείας (Apc. 19,10). Wer vom lebendigen Mittelpunkt aller Schrift persönlich ergriffen und von der Gottesoffenbarung in ihm erleuchtet ist, der schaut nun mit ganz andern Augen in die Schrift, das Einzelne konzentriert sich ihm zu einem Glied der ganzen, in Christo gipfelnden Offenbarung. Die ganze Schrift treibt, vorbereitend und erfüllend, Christum, alles Irdische wird Gleichnis und das Himmlische Ereignis in den Blättern des heiligen Buchs: die Phantasie wird wunderbar befruchtet durch den Geist der Prophetie. Sie ist der beste Auslegergeist, zumal sie auch erst lehrt, die tiefen Zusammenhänge, Abgründe und Sehnsuchten des eigenen wie anderer Herzen zu deuten. Nun erst stellt sich auch so recht der Drang, das Suchen ein, die Schrift reden zu lassen zur lebendigen Gegenwart; das Suchen wird aber nie gesucht, wo das Bezeugen der ewigen Wahrheit für eine ohne sie verlorene Welt zur zweiten Natur wird. So wird das Individuum auch erst Diener am Wort, statt von sich selbst und eigener Denkart zu reden.

Aber freilich, Natur- wie Geistanlage bedarf der fortgehenden Zucht und Bildung. Die erwähnte Naturanlage verliert Kraft und vor allem Keuschheit, die Geistanlage natürlichen Sinn und Geschmack, wo nicht ein solides Schriftstudium sowohl das Verständnis für den konkreten, geschichtlichen, durch die Situation der ersten Leser veranlassten Wortsinn als auch das Vermögen stärkt, den bleibend normativen Schriftsinn aus dem konkret erfassten Wort zu erheben und dann auf die ebenso konkret erfasste Wirklichkeit anzuwenden. Die praktische Exegese, von der, wie das gesamte geistliche Wirken, so vorzüglich die Predigt befruchtet wird, fordert grammatischen und historischen Sinn, um jeden Schriftsatz in seinem nächsten Wortsinn und kontextlichen wie zeitgeschichtlichen Zusammenhang zu erfassen — sonst zwängt man das Wort in einen ihm ganz fremden Gedankengang und knechtet die Gegenwart mit ihren ganz veränderten Bedürfnissen und Denkweisen unter die urchristliche Vergangenheit —; sie fordert weiter einen immer wachsenden Umfang an Lebenserfahrungen, Eindrücken aus Natur- und Menschenwelt die zu Lebensbildern und typischen Erlebnissen sich gestalten — sonst bleibt man beim blossen Paraphrasieren des Schriftworts oder in einer engen geistlichen Sphäre hängen und spricht theologische Monologe; sie fordert endlich eine energische, stetige Auseinandersetzung der theologischen Dogmatik und Ethik mit der freieren, vielseitigeren und unsystematischeren der Schrift und mit der po-

Digitized by Google

pulären Glaubens- und Sittenlehre, der bäuerlichen, Arbeiter- wie gebildeten Lebensluft — sonst bleibt man bei dem eisernen Bestand eintöniger dogmatischer Sätze und kann weder die tiefen Gedanken und erhabenen Stimmungen der Schrift noch die anima naturaliter christiana und die Zustimmung des besseren Ich im Zuhörer in Fluss und Bewegung bringen.

So ist also das die Aufgabe der Bildung zum Diener am Wort: auf dem Wege über grammatisch-historische und dogmatisch-ethische Verarbeitung der Glaubensdokumente sich einen Schatz lebendiger biblischer Anschauungen und Sprachbilder anzueignen, auf dem Wege historisch-kultureller und sozialpopulärer Studien in Vergangenheit und Gegenwart der inneren wie äusseren Welt sich einen Schatz lebendiger Anschauungen und Querschnitte vom Leben der Gegenwart anzueignen, weiter aber durch stetes Offenbleiben und Gehorchen den neuen Eindrücken, die das fortschreitende innere und äussere Leben und in dessen Spiegelung das Schriftwort hervorruft, aus jenem Schatz stets Altes und doch zugleich Neues, Neues im Alten und Altes im Neuen zu schöpfen. So ist denn Stärke des Erlebens, Tiefe der Schriftmeditation, Weite der Sympathie das Geheimnis der fruchtbaren Auslegung. Es ist aber der Treue des Haushalters über Gottes Geheimnisse mehr noch als seinem Talent anheimgegeben.

Kirchliche Chronik.

Am 12. April wurde im deutschen Reichstag die Generaldebatte über den Etat zu einer Beleuchtung der durch die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes geschaffenen kirchenpolitischen Lage benutzt (Chr. 26). Der Nationalliberale Sattler erklärte, zwar der Versicherung des Reichskanzlers und des Zentrums Glauben schenken zu wollen, dass bei der Aufhebung des § 2 keine „Handelsgeschäfte“ vorgekommen seien, aber feststellen zu müssen, das sein Unstern über diesen Ereignissen geschwebt habe, der den Eindruck solcher Handelsgeschäfte bei einem grossen Teil des Volkes erweckt und dadurch die grosse Erregung veranlasst habe. Die Mehrheit seiner Fraktion habe von 1898—1903 gegen die Aufhebung gestimmt. Graf Bülow bestritt dagegen, auf Kosten der Reichsinteressen dem Zentrum Zugeständnisse gemacht zu haben; er könne die Geschäfte des Reiches nicht ohne Rücksicht auf die stärkste Partei dieses Hauses führen. Der freikonservative v. Kardorff erklärte zwar seine Zustimmung zur Aufhebung, beklagte aber den Modus, wie sie erfolgt sei; durch die vorzeitige Ankündigung sei die konfessionelle Erregung in die Wahlkampagne störend eingedrungen und habe die Geschlossenheit gegenüber der Sozialdemokratie gestört; auch sehe ein Teil seiner Frak-

Digitized by Google

tion in der Wiederzulassung der marianischen Kongregationen einen Bruch mit den Traditionen des preuss. Schulwesens. Der Zentrumsführer Spahn protestierte gegen die Unterscheidung von Katholizismus und Ultramontanismus; im Gegenteil, wer heutzutage ausser den Reihen des Zentrums bleibe, schädige seine Kirche. Die Erregung in evangel. Kreisen sei künstlich und zwar zumeist von der nationalliberalen Partei gegenüber den positiv-gläubigen Anhängern der Kreuzztg., die man als „Kreuz des Reiches" höhne, gemacht. So zwinge der politische und kirchliche Liberalismus die Katholiken, über alle politischen Interessen hinweg „nur den Gesichtspunkt ins Auge zu fassen, wie wir mit eine Stütze seien für die Erhaltung des positiven Glaubens in der evangel. Kirche". Kein Wunder, wenn nun auch der konservative Redner v. Heydebrand im starken Unterschied von seiner Landtagsrede den Evangelischen nicht nur nationalliberaler, auch konservativer Richtung die Mahnung zurufen zu müssen glaubte, dass, nachdem der entschiedene Wille ausgesprochen sei, jede Schädigung hintanzuhalten, man nun eine Beruhigung eintreten lasse und die Bevölkerung abwarten heisse, wie die Angelegenheit sich weiter entwickele. Das ewige Insfeuerblasen diene nicht zum Frieden der Konfessionen, auch nicht der Richtungen innerhalb der Konfessionen. Es sei kein Zeichen von Stärke einer Konfession, wenn so fortwährend Schreckbilder ausgemalt werden, als wenn der ganze Bestand einer Kirche in Gefahr stände. Das solle kein „Zumrückzugblasen" sein, nur eine Mahnung zur Ruhe und Besonnenheit. Umgekehrt erkannte der freisinnige Gothein, der zwar die Aufhebung des § 2 billigte, das Recht der protestant. Erregung über die zentrumsfreundliche Politik des Reichskanzlers an, der ja als seine Aufgabe erklärt habe, der ausschlaggebenden Partei „nicht ungefällig zu sein und sie sozusagen bei guter Laune zu erhalten. Das ist eben das, was in weiten Kreisen der evang. Bevölkerung die Besorgnis erregt hat, dass es hier darauf ankommt, den politischen Einfluss und die politische Macht des Zentrums zu stärken, und dass diese Politik der kleinen Geschenke, welche die Freundschaft erhalten, auch in Zukunft weitergeführt werden wird". Nachdem dem entgegen Bebel die Erregung im Lande als nationalliberale Mache bezeichnet hatte, die auch nur einen Teil des nationalliberalen Volkes erreicht habe, stellte der Reichskanzler im Zusammenhang einer grösseren Rede (T. R. 175) nochmals fest, dass er sich ebensowenig dem Zentrum mit Haut und Haaren verschrieben habe, wie Herr Spahn gesagt habe, das Zentrum wäre eine Regierungspartei sans phrase geworden. Allerdings berücksichtige er stets die dankenswerte Mitarbeit des Zentrums in grossen nationalen Fragen. Sein Verfahren bei der Aufhebung des § 2 habe mit dem Geist der Verfassung so wenig im Widerspruch gestanden, dass er statt den Bundesrat zu überrumpeln, vor versammeltem Kriegsvolke seine Absichten erklärt habe [1]). Der jetzige Reichstag stünde auch gar nicht anders zu dieser Frage als sein Vorgänger; man möge ruhig durch einen Antrag auf Wiederherstellung des § 2 eine Gegenprobe machen! Mit den voranzustellenden Gründen der Staatsraison verbänden sich solche der Gerechtigkeit. „Und nun möchte ich nur noch Herrn v. Heydebrand dan-

1) Als ob das nicht gerade die Ueberrumpelung, die Versetzung in eine Zwangslage bedeutete!

Digitized by Google

ken für die Mahnung, die er gestern an unsre evangel. Glaubensgenossen im Lande gerichtet hat, dass sie nicht durch eine, wie ich wohl weiss (klug!), tiefgehende, aber nach meiner innersten Ueberzeugung nicht berechtigte Erregung über die Beseitigung des § 2 sich zu einer Haltung drängen lassen, von der ich fest überzeugt bin, dass sie die Interessen beider Konfessionen, die Interessen des Landes schädigen wird."

Es war eine Wohltat, dass entgegen diesen unzeitgemässen Friedensschalmeien der nationalliberale Hieber noch einmal scharf und schneidig den protestantischen Standpunkt vertrat. Der Beschluss des Bundesrats habe, obwohl er die Annahme von Reichtagsbeschlüssen darstelle, auf allen Seiten des Hauses, abgesehen von der Zentrumspartei, lediglich eine reservierte und resignierte Stimmung vorgefunden und ausgelöst. Es liege das an der Hineintragung des konfessionellen Gegensatzes, der als ein geistiger Kampf um Glauben und Weltanschauung keine Gefahr in sich trage, in die Politik. Er bleibe dabei, dass man vom rein religiösen Katholizismus den Ultramontanismus als das System der Vermengung von Politik und Religion unterscheiden müsse, sogar sehr sorgfältig. Mit Energie wies Hieber die Hilfe des Zentrums für den Kampf der theolog. Richtungen in der evang. Kirche zurück: er glaube, die gesamte protestantische Welt lehne eine Unterstützung des Zentrums für die inneren protest. Kämpfe auf dem Gebiete der Glaubens- und Weltanschauung ebenfalls dankend ab. Auch eine konservative Monatsschrift habe die Aufhebung des § 2 einen Schlag ins Gesicht genannt. Der Vorwurf Bebels, die Nationalliberalen trieben Gefühlspolitik, verkenne die Bedeutung der Gefühle und Stimmungen für die Politik. Der Reichskanzler habe sich neulich über das Schreien beklagt. Das sei aber ein Schrei, eine instinktive Regung der evangel. Volksseele. Der Grund desselben sei nicht Jesuitenfurcht; er für seine Person erkläre und habe dabei gewiss Zehntausende hinter sich: „wenn ich lediglich als evang. Deutscher meine Meinung zur Jesuitenfrage und zu der Tätigkeit der Jesuiten in Deutschland aussprechen wollte, dann würde ich sagen: nur herein mit der ganzen Jesuitengesellschaft, das kann dem Protestantismus in Deutschland auf geistigem und auf relig. Gebiet nur nützlich sein." Nein, die Missstimmung komme daher, dass man „in der Aufhebung des § 2 ein Symptom unserer ganzen innerpolitischen Lage erblickt hat, das Glied einer Kette, die schon seit einigen Jahren Glied um Glied in derselben Reihe geschmiedet zu werden scheint. Es ist etwas total anderes, ob eine solche Massregel von einer Regierung, welche auf grosse nationale Volkskreise und deren Vertrauen sich zu stützen vermag, unternommen wird, oder ob eine solche Massregel im Zusammenhang mit einer Reihe anderer Massregeln steht, welche Misstrauen hervorzurufen geeignet sind". Namentlich durch den Zusammenhang mit der Zulassung der marian. Kongregationen sei der Eindruck von Handelsgeschäften mit dem Zentrum entstanden. Wenn dagegen Bülow den Abg. Sattler um ein Rezept gebeten habe, wie man anders habe regieren sollen, möge er dieselbe Frage an die ablehnenden Mitglieder des Bundesrats, zumal an die sächsischen richten; die hätten doch wohl auch ein Gefühl für Billigkeit und Gerechtigkeit und eine Einsicht in die Bedingungen für die Führung der Reichsgeschäfte, verständen aber offenbar auch die Richtigkeit der Sätze nicht, die

Digitized by Google

der Reichskanzler als Binsenwahrheiten vorgeführt habe. Sodann weist Hieber darauf hin, dass nach Wegfall des § 2 das ganze Gesetz ein Schwert ohne Griff sei, dass in den fliessenden Begriffsunterscheidungen, wie sie das jetzt noch bestehende Jesuitengesetz enthält, ein ganzes Nest von Streitfällen verborgen liege und dass alle diese politischen Erwägungen, die man bisher für Aufhebung des § 2 ins Feld geführt hat, im Laufe der Jahre mit stets wachsender Kraft für Aufhebung des § 1 werden angeführt werden können. Hieber schloss mit der Erinnerung an Bülows Ausspruch: Preussen in Deutschland voran! In den kleinen Bundesstaaten meine man aber, dass in den Fragen des geistigen, konfessionellen und kirchl. politischen Lebens diese Losung heute ihre Bedeutung verloren hat! „Wir wollen keine konfessionelle Politik, sondern nur unsern Staat auf moderne Grundlagen stellen. Die tiefsten Grundlagen auf geistigem Gebiet sind aber gelegt worden in der Bewegung, die wir die Reformation des 16. Jhdts. nennen.“ Die Rede des freikonservativen Konsistorialpräsidenten Stockmann verband hierauf in eigentümlicher Weise die agrarisch-antisozialistischen mit den protestant. Interessen, konstatierte seine wesentliche Uebereinstimmung mit Hieber in der Beurteilung der protest. Erregung und machte darauf aufmerksam, dass Majoritätsbeschlüsse des Reichstags nicht immer dem Willen der Mehrheit des Volks entsprechen, was eben durch die auf Grund der Kanzlererklärung vom 3. Febr. 1903 entstandene evang. Bewegung erwiesen sei. Der Staatssekretär des Reichsjustizamts vertrat gegen diese Berücksichtigung des Stimmungswechsels im Volke und der wirklichen Majorität im Lande die konstante verfassungsmässige Praxis des Bundesrats, worin ihm Bachem beipflichtete und ich auch nicht widersprechen möchte. Es handelt sich nicht um formelles, sondern um Opportunitätsrecht. Bachem widersprach dann energisch der Unterscheidung zwischen Ultramontanismus und Katholizismus, die er für eine ebenso starke Einmischung in innerkathol. Angelegenheiten erklärte, als wenn die Katholiken über liberales und orthodoxes Kirchentum bei den Protestanten sprechen — ich halte diese These nicht für unbedingt abweisbar — und bestritt schliesslich mit aller Entschiedenheit, dass die Reformation ein Fundament des modernen Staates sei; der sei vielmehr der Staat der konfession. Parität. Die bestehe im Prinzip für beide Konfessionen, in der Praxis nur für die Protestanten; ihr nähern wir uns mit Aufhebung des § 2. — Darin stimmte ihm natürlich der nationalsoziale v. Gerlach mit seinem abstrakten Widerspruch gegen alle Ausnahmegesetze zu. Aber tief beschämend für alle Freunde Naumanns war die geradezu dreiste Behauptung dieses leider allein in den Reichstag gelangten Nationalsozialen: „Wenn der § 1 dem § 2 gefolgt wäre, der Lärm wäre jetzt ein bischen grösser gewesen; aber heute übers Jahr hätte kein Mensch mehr über das Jesuitengesetz gesprochen, hätte man kaum gewusst, dass wir eins gehabt haben.“ Also so weit hat sich dieser Christlichsoziale gemausert, dass er alle Fühlung mit den protestantischen Stimmungen verloren hat! Jedenfalls ist die gegen das Zentrum angenommene Resolution, welche die zu einem Reichsgesetze erforderliche Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse des Reichstags und Bundestags spätestens vor dem Tag des Zusammentritts des neugewählten Reichs-

Digitized by Google

tags herbeigeführt sehen will, als Ausfluss des Unwillens über das Vorgehen des Bundesrats anzusehen.

Unmittelbar nach den Reichstagsverhandlungen wurde die Kundgebung des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses bekannt (Chr. 17), der man nach der völligen Nichtbeachtung des ersten mutigen Protestes gegen die Absichten der Regierung mit Spannung entgegensah. Der Kirchenausschuss erklärt: da der Beschluss vom 18. Febr. „Beachtung nicht mehr gefunden hat", wende er sich „angesichts des auch für uns völlig überraschenden neuesten Vorganges" mit einem mahnenden und stärkenden Worte — an die evangelischen Gemeinden! Ja gewiss, sich noch einmal an die Regierungen oder Landesbischöfe zu wenden, hätte nach der völligen Ignorierung seitens derselben keinen Sinn mehr gehabt! Festhaltend an der Besorgnis, dass die Angehörigen des Ordens „nunmehr ungehindert, wenn auch ohne Niederlassungen, so doch einzeln und in Gemeinschaft mannigfach auch auf bisher schon betretenen Wegen Gelegenheit finden, auf dem Gebiete der Jugenderziehung, der Familienseelsorge und Beichte, sowie durch Einwirkung auf nach Stand, Amt und Besitz hervorragende Personen eine den Frieden und die Freiheit im deutschen Lande gefährdende Tätigkeit auszuüben"; festhaltend weiter an der Befürchtung, dass „die Beseitigung des § 2 nur ein weiteres Glied in der tatsächlichen Entwicklung der kirchenpolit. Verhältnisse im deutschen Reiche bilde: eine Reihe von Einräumungen zugunsten der röm. Kirche seit längerer Zeit bedeute eine Gefahr für die evangel. Kirche und vermöge dem öffentlichen Frieden sowie dem ungetrübten Nebeneinander der Konfessionen nicht zu dienen", empfindet der Ausschuss die Entscheidung des Bundesrats im Zusammenhang mit der anmassenden, auch die Ehre Luthers und der Reformation nicht schonenden Haltung des Ultramontanismus als eine ernste Mahnung, „dass den masslosen, stets wachsenden ultramontanen Ansprüchen und dem Protestantismus feindlichen Bestrebungen, welche die auf Alleinherrschaft der röm. Kirche gerichteten Ziele auf jede Weise durchzusetzen suchen, die gebührende Zurückweisung zuteil werde". Gegenüber den weitergehenden Forderungen des Zentrums betr. Aufhebung des § 1 vertraue der Ausschuss auf die Versicherung der Regierung, ebenso betr. der Unannehmbarkeit des Toleranzantrags, der energisch charakterisiert wird als „ein Versuch eines ernste Gefahr drohenden Eingriffs in das Landeskirchenrecht, durch welchen nicht nur die Ordnung der konfess. Erziehung der Kinder von dem Recht und der Aufsicht der Einzelstaaten losgelöst, sondern insbesondere auch das Hoheitsrecht des Staates gegenüber den anerkannten Religionsgemeinschaften beeinträchtigt werden soll". Sehr hübsch liest sich dann die Mahnung, auch in schwerer Zeit die Widerstandskraft gegenüber dem mächtigen Rom zu suchen in der Stärkung des Glaubens, in der Mehrung des kirchlichen Ehrgefühls, in der treuen Pflichterfüllung gegen Vaterland und Obrigkeit, in Ueberwindung der unsre Kraft schwächenden religiösen Gleichgültigkeit und Zwietracht, im Aufbau eines in Treue und Einigkeit festen Gemeindelebens. Aber wird dieser Appell etwas wirken? Und liegt die Aufgabe des Kirchenausschusses nicht vielmehr in der Vertretung der evang. Interessen nach oben und nach aussen? Nicht einmal alle Zeitungen haben

Digitized by Google

die Kundgebung für wichtig genug gehalten, um sie abzudrucken! Und dass sie auf die Gemeinden durchschlagend gewirkt, haben wir nicht bemerken können. Ich will gern zugeben, dass der Kirchenausschuss mit dieser Vertretung des protestantischen Protestes meine Erwartungen weit übertroffen, meine Befürchtungen vor staatskirchlicher Leisetreterei Lügen gestraft hat. Wie aber hat sie auf die massgebenden Stellen in unserem Staatsleben gewirkt?

Das Herrenhaus hatte am 11. Mai seine Jesuitendebatte. Zuvor hatte gelegentlich des polnischen Ansiedelungsgesetzes (T. R. 179) der kathol. Graf Hoensbroech die kühne Behauptung aufgestellt, die kathol. Kirche trete allen Tendenzen entgegen, die sich gegen die Staatsordnung richten; die Bischöfe duldeten keine polnischen Geistlichen, wo die grosspolnische Agitation ihren Hebel einsetze; die Regierung müsse in weit grösserem Umfange den deutschen Kolonisten deutsche Geistliche zur Seite stellen. Darauf erklärte der Kultusminister, der bereits im Abgeordnetenhaus (Chr. 16) sein volles Vertrauen in die Loyalität der massgebenden Persönlichkeiten der kath. Kirche innerhalb des preuss. Staates ausgesprochen hatte, er könne das anerkennende Urteil des Herrn Grafen über die kath. Geistlichkeit, über ihre materielle Haltung aus persönlicher Erfahrung voll und ganz unterschreiben; er wisse, was die Herren unter den schwierigsten Verhältnissen geleistet haben; allerdings stosse er bei der polnischen Bevölkerung auf grosse Schwierigkeiten bei der Einsetzung von deutschen Geistlichen, und auch viele polnische Geistliche trieben polnische Propaganda in wenig taktvoller Weise (!). Ja, ist denn dann die Loyalität des massgebenden Erzbischofs von Posen so über allen Zweifel gewiss? In derselben Richtung absoluter Vertrauensseligkeit bewegte sich die Antwort des Ministers auf die Bedenken, die in der Generaldebatte am 11. Mai laut wurden. Graf York von Wartenburg gab den Befürchtungen über die programmatische und symptomatische Bedeutung der Aufhebung des § 2 Ausdruck, betonte „die eigenartige Chemie des Gewissens“, die den Jesuitenorden auszeichne, und bat den Minister, ihm die Literatur anzugeben, aus der er die Ueberzeugung gewonnen habe, dass zwischen dem Jesuitenorden und den marian. Kongregationen kein Zusammenhang bestehe. Im Unterschied von ihm begrüsste Prof. Loening die Aufhebung des § 2 als einer ungerechten, unzweckmässigen und gehässigen Verletzung der Gefühle unsrer kathol. Mitbürger, da es doch Pflicht eines jeden guten Deutschen sei, mit allen Mitteln auf den Frieden unter den chr. Konfessionen hinzuarbeiten nach des Reichskanzlers Wort: „Wer in der gegenwärtigen Zeit die chr. Konfessionen gegeneinander verhetzt, der begeht einen Verrat am Vaterlande.“ So dürfe man unseren kath. Mitbürgern auch nicht die Möglichkeit der Orden und Kongregationen entziehen, ja man müsse denselben, obschon die Regierung ihnen manchmal vielleicht (!) mit zu grossem Wohlwollen entgegenkomme, eine rechtlich gesicherte Basis schaffen. Dagegen sprach sich Loening scharf gegen die Aufhebung des § 1 aus, gegen die Verkennung der eigenartigen Stellung des Jesuitenordens unter allen ähnlichen kath. Veranstaltungen; er sei durch Entstehung, Geschichte und Verfassung darauf hingewiesen, zu kämpfen gegen die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Staates von geistlichem Einfluss,

Digitized by Google

gegen die Ketzer, d. h. in unser heutiges Deutsch übertragen, gegen den evangel. Teil der deutschen Bevölkerung. Zwar nicht mit dem Wortlaut des § 1 stehe die Zulassung der marian. Kongr. in Widerspruch. In eingehender kirchenrechtl. Darlegung wies Loening dann den Zusammenhang der beiden Grössen, sonderlich durch den Anteil der marian. Kongr. an den zahlreichen Ablässen, die der Jesuitengeneral vermittelt, der überhaupt die Oberaufsicht über die Kongr. führt, nach. Wir Evangelischen haben das Recht, zu verhindern, dass in unsere heranwachsende kathol. Jugend ein Geist des Kampfes gegen die evang. Kirche hineingetragen werde. Auch der gelehrteste kath. Kriminalist, Priester und Theologe Scherer in Wien, bestätige die Affiliierung der Kongr. an den Jesuitenorden; darum seien sie auch 1872 in Bayern wie in Hessen aufgehoben und die Schüler der höheren Lehranstalten zum Austritt aus ihnen verpflichtet. Gegenüber den kirchenpolitischen Bestimmungen könnten auch die mit vollem (?) Vertrauen zu beehrenden Religionslehrer nichts machen. Wie wolle eine Regierung, die nicht einmal das Verbot strikte durchzuführen vermochte, es verhindern, dass nach Aufhebung des Verbots der dem Staate verborgene, aber kirchenrechtlich durchaus legitime Einfluss des Jesuitengenerals ausgeübt werde. Da nun die noch geltenden Grundlagen der Statuten 1856 vom Jesuitengeneral entworfen, in den wöchentlichen Versammlungen keineswegs bloss Gebete verrichtet, auch Ansprachen des Priesters gehalten werden zweifellos in der vom Jesuitenorden vertretenen Gesinnung, solle der Minister die bestimmte Erklärung abgeben, dass solche Kongregationen, die der prima primaria (der vom Jesuitengeneral beaufsichtigten) aggregiert werden, in Preussen nicht genehmigt werden. In derselben „ruhigen und sachlichen" Weise wie seine Vorredner behandelte dann der urbane Kardinal Kopp, deren feste Willenserklärung, gegen jede weitere Aufhebung kirchenpolitischer Gesetze Front zu machen. Die Katholiken hätten sich mit Rücksicht auf das evang. Gefühl darauf beschränkt, nur diese einzelne Bestimmung „aufheben zu lassen" (!); aber den dauernden Verzicht auf jeden weiteren Wunsch zu verlangen, sei zu viel gefordert, gehe gegen die Entwickelungstheorie. Bei der Belehrung über die Geschichte der Aufhebung der Maigesetze suchte der Kardinal schlau nachzuweisen, dass die Aufhebung auch des § 1 in der Konsequenz der Bismarckschen Friedenspolitik gelegen hätte; er konnte sich ja nicht denken, dass die Mehrheit seiner Glaubensgenossen so reizbar sein sollte, dass sie den Anblick einer schwarzen Kutte nicht ertragen könne! In Bezug auf die Aufhebung des § 2 bitte er, doch nicht immer die jesuitenfeindliche Literatur zu lesen, sondern auch die vorurteilslose; es gebe in seiner Diözese keine Affiliierte der Jesuiten; aber die Brüder und Verwandten der Katholiken, wenn sie Jesuiten sind, würden nun nicht mehr wie Zuchthäusler verfolgt. Betreffs der marian. Kongregationen sprach der Kardinal zunächst dem Minister volle Anerkennung aus für seine wohlwollende und gerechte Auffassung, was dem Rufe des hochverdienten Herrn gewiss nicht schaden werde, und erklärte die kirchenpolitischen Bedenken für durchweg auf Irrtum beruhend; die marian. Kongregationen seien gleichsam eine Standesseelsorge für die verschiedensten Berufsstände und von den Bi-

Digitized by Google

schöfen ohne irgend welche weitere Beauftragung errichtet. Dafür berief er sich auf eine von ihm provocierte schriftliche Erklärung des Jesuitengenerals, wonach entgegen „unwahren, aufreizenden Behauptungen" zunächst jeglicher Zusammenhang, Leitung oder Zustimmung geleugnet, dann aber der äusserliche Anschluss an die Erzkongregation in Rom (Hört!, Hört!) zum Zweck der Teilnahme an den Ablässen und geistlichen Privilegien derselben zugegeben wird; diese Ablässe gewähre nicht der Pater-General, er habe dabei nur eine vermittelnde Rolle. Das Haus hat dann auch nach dem Wunsch des Kardinals, „wie es dies bei anderen Gelegenheiten so oft schon getan hat, so auch jetzt wieder das Oel des Friedens auf die hochgehenden Wogen der Erregung ausgegossen". Zuerst durch den Mund des Kultusministers. Er erklärte zuerst, dass die Auswahl der kath. Theologieprofessoren sehr sorgfältig sei; dann aber meinte er, die heutigen Ausführungen des Kardinals Kopp müssten die letzten Zweifel betr. der marian. Kongr. gegenstandslos gemacht haben. Da nun erhebliche Kautelen hinzugefügt und die Berücksichtigung der individuellen Verhältnisse der einzelnen Anstalt garantiert sei, da in den 4 Monaten seit dem Erlass kein einziger Antrag auf Zulassung gestellt worden sei, auch angeordnet sei, dass jeder solcher Antrag der Ministerialinstanz zu unterbreiten sei, zeige sich deutlich, dass die Sache weit über ihre Bedeutung aufgebauscht sei. Natürlich ging er weder auf die prinzipiellen Bedenken noch auf die symptomatische Würdigung der Massnahme ein. Loening begann mit einem unser einem unverständlichen Kompliment gegen den Kardinal für sein grosses Entgegenkommen; er „freue sich von Herzen, dass, wenn wir auch in den wichtigsten Fragen, die des Menschen Herz bewegen, verschiedener Meinung sind, wir doch auf einem und demselben Boden stehen, wenn es gilt, für das Vaterland, für den kirchlichen Frieden unseres Vaterlandes zu sorgen". Unter Bewegung der beglückten Standesherren empfing er für dieses Vertrauensvotum den warmen Händedruck des grossen Diplomaten. Dagegen blieb er fest in der Betonung der Differenzen, die er im Interesse des Friedens, auch der evang. Kirche und Bevölkerung nicht verheimlichen dürfe. Er bestritt die Widerlegung des Zusammenhangs der beiden Organisationen seitens des Kardinals: sich berufend auf den Jesuiten v. Hammerstein betonte er: „wenn sie der prima primaria angeschlossen werden, dann stehen sie im Zusammenhang mit dem Jesuitenorden"; in jedem Errichtungsdekret werde ausdrücklich dem Pater-General das Recht vorbehalten, zu visitieren und die Statuten abzuändern. Er bitte um eine klare Antwort, ob diese Bestimmungen noch in Gültigkeit oder ob sie aufgehoben sind, event. auch durch Gewohnheitsrecht. Darauf erwiderte der Kardinal, dass die von Loening angezogenen Bestimmungen alle tatsächlich, auch rechtlich nicht bestehen, in keiner Urkunde Unterstellung, Aufsichtsrecht, Errichtung, Eingriffe in die Statuten der marian. Kongr. seitens des Pater-Generals stipuliert sei, obschon selbstverständlich gewisse Beziehungen zwischen ihnen bestehen. Das lebhafte Händeschütteln mit dem Kirchenrechtslehrer, dessen Autorität er die seinige überordnete, sollte hoffentlich nicht eine völlige Ueberzeugung Loenings besiegeln.

Digitized by Google

Die ganzen Verhandlungen haben natürlich denen um Manteuffel höchlichst gefallen, denen alles ankommt auf Stärkung des konfessionellen Friedens, darauf, „dass die ganz unnotwendigen Zerwürfnisse verstummen, die jetzt nur unser innerpolitisches Leben schwächen". Ihnen erscheint das ganze Thema erledigt, zumal „die Schmerzen des protest. Volkes nicht der Forderung einer sofortigen Kündigung der Handelsverträge und des weiteren einer Ausnahme- und Gewaltgesetzgebung gegen die Sozialdemokratie im Wege stehen dürften" (T. R. 221). Die äusserst dramatische, ostensibel friedfertige Verhandlung zwischen dem Kirchenrechtslehrer und dem Kardinal hat zu keinem wirklichen Resultat geführt. Graf Hoensbroech hat in der T. R. 233 überzeugend nachgewiesen, dass Kopps Erklärung, die sich gegen alle gegenteiligen Zeugnisse der Jesuiten Frey und Löffler, der päpstlichen Bullen u. s. f. lediglich auf den Brief des Jesuitengenerals berief, ebenso nichtssagend als zweideutig war, zumal der Jesuiten-General natürlich Gebrauch gemacht von der approbierten Jesuitenmoral, durch mehrdeutige Worte wie Leitung die Wahrheit zu verbergen. Da nun der Kultusminister zur Treue der Kongregationen gegen die staatliche Ordnung so grosses Vertrauen bekundete, hielt ihm der unermüdliche Graf die verbürgte Tatsache entgegen, dass von der Hohenzollernschule in Schöneberg und vom Falk-Real-Gymnasium in Berlin kathol. Schüler jahrelang im geheimen Mitglieder der verbotenen Kongregationen waren. Aber solche Erinnerungen von so voreingenommener Seite werden einfach unbeachtet gelassen. Auch die Erfahrungen mit der polnischen Geistlichkeit vermögen das krampfhafte Vertrauen nicht zu stören. In diesen Tagen noch musste der Minister von Hammerstein dem von jener ausgestreuten Behauptung entgegentreten (T. R. 297), als sei das Ansiedelungsgesetz nicht sowohl gegen die polnische Nationalität als gegen die kathol. Kirche gerichtet. „Wir würden glücklich sein, wenn wir mit Hilfe der kathol. Kirche unsere politische Herrschaft auch in diesem Landesteile verstärken können." Trotz allen offensichtlichen gegenteiligen Erfahrungen, trotzdem das Zentrum nach kurzer Trübung des Verhältnisses wieder mit den Polen durch dick und dünn geht, bekundet der Minister dem Zentrum, das sich einst dem Zug gegen das katholische Frankreich auch nicht widersetzt habe — dass diese ungeheuerliche Zumutung grossen Lärm hervorrief, ist begreiflich —, „das feste Vertrauen, dass Ihr Deutschtum so stark und fest ist wie das der Mehrheitsparteien". Nun denn!

Kein Wunder, wenn von allerhöchster Stelle alles aufgeboten wird, um dem Vatikan entgegenzukommen! Konnte doch der Papst beim Empfang des Komitees des deutschen Katholikentags zu Ostern (T. R. 158) die freundliche Gesinnung des deutschen Kaisers und der deutschen Regierung gegen seine Person und die Kirche in hohen Tönen anerkennen, am Vorabend der Romfahrt des französischen Präsidenten! Das ist die Quittung für das deutsche Konzessionsfieber. Es bleibt ja trotz der Anzweiflung des Althoffschen Leiborgans, der Nationalzeitung, noch mindestens wahrscheinlich, dass, um mit der T. R. zu reden, „der allmächtige Mann, der Professuren verteilt, ein enfant terrible des Ultramontanismus bitten lässt, doch ja keine weitere Dummheiten zu machen, weil man sonst keine

Digitized by Google

Konzessionen mehr machen könne". Es handelt sich um die Unterdrückung einer populären Ausgabe der Denifleschen Schmähschrift auf Luther. Dazu passt vortrefflich die Haltung des neuen Direktors des preuss. histor. Instituts in Rom, Kehr, gegenüber dem Vatikan: es ist bisher unbestritten, dass er dem Papst gegenüber behauptet hat: „historia antiquitatis custos, non index!" Leider ist auch nicht widerrufen, dass unser Kaiser beim Empfang des Benediktinerabtes Krug die Benediktusmedaille am Halse getragen hat, gewiss ohne darüber aufgeklärt zu sein, dass sie mit ihren geheimnisvollen Beschwörungszeichen den krassesten Aberglauben bekundet (Tägliche Rundschau 221). Dieselbe weitgehende Kourtoisie ging im vorigen Mai aus der Mitteilung der „Köln. Volkszeitung" (Chr. 28) hervor: „Seine Majestät der Kaiser haben bei Gelegenheit der Feier in Metz dem Herrn Erzbischof Dr. Fischer die Mitteilung gemacht, dass der hl. Vater denselben demnächst zum Kardinal erheben werde. Der Kaiser legte Wert darauf, dass der Herr Erzbischof diese Nachricht zuerst aus dem Munde Sr. Majestät solle erfahren."

Wie nun diese Haltung oben nach unten weiterwirkt, ist an zwei militärischen Vorkommnissen zu beobachten. Im Stettiner „Soldatenheim" wagte es ein kathol. Militärgeistlicher (T. R. 186) in einem „religiösen Vortrag" allerdings nur vor kathol. Soldaten zu behaupten, dass der evangel. Geistliche im Gegensatz zum katholischen erst die Sorge für seine Familie ins Auge fasse, bevor er der Allgemeinheit diene, und dass jeder Theaterdirektor durch behördliche Verfügung zum evang. Geistlichen gemacht werden könne; mit Rücksicht auf den kath. Zuhörerkreis wurde er von der Anklage freigesprochen, die evang. Religionsgemeinschaft öffentlich beschimpft zu haben durch die Behauptung, Luther habe im Konkubinat gelebt und in seinen Schriften sinnlicher Zügellosigkeit Raum gegeben. Es liegt auf der Hand, wie durch solche Anleitung zur Verachtung der Konfession ihrer protest. Kameraden und Vorgesetzten die Kameradschaft und Manneszucht der kathol. Soldaten gefährdet werden. Eine fast noch krassere Beleuchtung erfährt die Einwirkung des offiziellen Zentrumskurses auf untergeordnete Organe durch den Mindener Vorfall, durch die Zulassung zweier getrennter Altäre für das 100jährige Jubiläum des Pionier-Bataillons 10 (T. R. 207). Die kathol. Mannschaften mussten von den an Zahl bedeutend überwiegenden evangelischen 10 Meter entfernt aufgestellt werden mit dem Rücken gegen diese, in der Mitte zwischen den beiden Altären die Fahne und die Offiziere! Die erste Ansprache hielt der Dompropst, der dann, ehe der evang. Divisionspfarrer seine Rede begonnen hatte, mit einem Wagen davonfuhr. Wie konnte das von dem Bataillonskommandeur überhaupt zugelassen werden, wenn er nicht mit dem Konzessionsfieber gegen Rom in den höheren Regionen rechnete?

Aber das bleiben am Ende vereinzelte Symptome und über die Höflichkeitsbezeigungen des Kaisers sollen wir uns nicht aufregen. Schwerer wiegen alle die Konzessionen auf dem Schulgebiet. Da müssen wir anknüpfen an den Trierer Schulstreit. Nachdem die vielumstrittene Anstalt ihren kath. Religionslehrer erhalten hatte, erklärte die Trier. Landesztg. (Chr. 1903, 21), trotzdem bleibe die Schule simultan und biete keine wirkliche religiöse

Digitized by Google

Erziehung: „Nach wie vor werden die Töchter kath. Eltern, ohne dass sie es selbst ahnen, Einflüssen im Unterricht, z. B. in Deutsch, Geschichte, Pädagogik ausgesetzt sein, welche, wie die Erfahrung bereits gelehrt hat, ihre relig. Gefühle in bedenklicher Weise schädigen." Die Regierung hat denn auch für den Geschichts- und deutschen Unterricht eine wissenschaftl. Lehrerin kathol. Bekenntnisses angestellt, ein von einem Katholiken verfasstes Lehrbuch der Pädagogik und zur Lektüre pädagog. Schriften gewisse Sonderausgaben aus dem kath. Verlag von Schöningh in Paderborn eingeführt; freilich die Trennung der Konfessionen in Deutsch und Geschichte ist nicht zugestanden. Ob man diese Lösung des Streites einigermassen befriedigend nennen kann? Man wird ja die Trennung des vorwiegend von Katholiken besuchten Lehrerinnenseminars von der stärker akatholisch beeinflussten höheren Mädchenschule und die Heranziehung einer kathol. Volksschule als Uebungsschule entgegen der Frkf. Ztg. sachlich nicht ganz unbegründet finden können (Chr. 34); aber ein Nachgeben gegen den schlauen Bischof liegt doch darin. Durch Umgehungen und kleine Scharmützel hat er die Position erobert, die durch Sturmangriff nicht zu nehmen war; eine Stelle nach der andern an der paritätischen Anstalt geht aus evang- in kathol. Hände über (Chr. 50); vor der Beratung des Vertragsentwurfs betr. Ueberweisung von Schulklassen an das Seminar wird derselbe dem Bischof zur Genehmigung vorgelegt, die königl. Anstalt also einer bischöfl. Oberaufsicht unterstellt; allerdings wird der erste Schritt zur definitiven Katholisierung des Seminars, die katholische Uebungsschule, nicht sofort zugestanden.

Die symptomatische Bedeutung des Trierer Falles[1]) hat die Chron. 1 treffend beleuchtet: „Der Verlauf des Trierer Schulstreites, der Sieg des Bischofs auf der ganzen Linie, die Katholisierung des paritätischen Seminars und dazu vor allem die machtlose Haltung der bemitleidenswerten preuss. Staatsregierung, welche gleichzeitig die Anstalt katholisiert und die Katholisierung öffentlich dementieren lässt: all das öffnet den Blick für die Gefahren, welche der geistigen Kultur des grössern

1) Soeben lesen wir T. R. 293 ein „anmutiges Seitenstück zur Trierer Schulangelegenheit" aus Wesel. Dort ist die alte evangel. höhere Töchterschule seit 1877 in eine städtische paritätische Anstalt umgewandelt mit Lehrerinnen aus beiden Konfessionen und einem vom Bischof beauftragten katholischen Religionslehrer. Daneben errichteten die Ultramontanen in den 80er Jahren eine kathol. höhere Töchterschule, die natürlich bei der geringen Anzahl „höherer Töchter" in Wesel ein Kunstprodukt klerikaler Intoleranz war. Da nun aber viele Katholiken doch ihre Kinder auf der paritätischen Schule liessen, ohne das Gift der Ansteckung durch das Zusammensitzen mit den evangel. Töchtern zu fürchten, zog der Bischof von Münster den Religionslehrer ein und verbot den kathol. Lehrerinnen die Erteilung des Religionsunterrichts, so dass die kathol. Schülerinnen der städtischen höheren Schule in einer entlegenen Volksschule den Religionsunterricht besuchen mussten. „Alle Versuche, einen so unerhörten Zustand zu ändern, dass an einer öffentlichen, vom Staat beaufsichtigten Schule kathol. Kinder keinen Religionsunterricht haben können, obwohl dieser Staat verlangt, dass jedes Kind Religionsunterricht haben muss, und der Schulpatron die Mittel bereit stellt, die seine Erteilung kostet, waren umsonst". Begreiflich, dass die Erregung gegen die Geistlichkeit in Wesel noch gestiegen ist, als bekannt wurde, dass die preuss. Regierung die kathol. Privatschule sogar noch mit erheblichen Geldmitteln unterstützt!

Digitized by Google

ten deutschen Bundesstaates von der klerikalen Herrschaft über die Schule drohen. Das Los der simultanen Schulen eines Staates, in welchem katholisch Trumpf ist, wird durch den Trierer Fall vorläufig besiegelt." Leider ist aber die durchaus richtige Schlussfolgerung daraus durch den Doktrinarismus der betr. Kreise widerlegt: „Und auch der Liberalismus wird seine Forderung der Interkonfessionalität des Schulwesens während der Zeit der Zentrumsherrschaft zu suspendieren gezwungen sein; denn solange der Staat, abhängig vom Zentrum, dessen Wünsche in den interkonfession. Schulen zu vollstrecken gezwungen ist, sind auch für den Liberalen die konfession. Schulen der Protestanten der einzige Hort einer freien deutschen Kultur."

Die wichtigste Frage ist und bleibt die der geistlichen Schulaufsicht. Die Stellung der deutschen Lehrerwelt dazu ist wieder auf vielen Provinziallehrertagen im vorigen Sommer zu unmissverständlichem Ausdruck gekommen (Chr. 37). Aus den Thesen der Schleswig-Holsteinschen Lehrerversammlung, die relativ gemässigt waren, hebe ich hervor: allen an der Schule beteiligten Faktoren, also auch der Kirche, wird ein gewisses allgemeines, aber auf die der Beurteilung eines gebildeten Nichtfachmannes zugänglichen äusseren Verhältnisse sich beziehendes Aufsichtsrecht zugestanden, der Kirche noch ein besonderes hinsichtlich des Religionsunterrichts, dagegen das technische, disziplinare und juristische Aufsichtsrecht den vom Staat bestellten Fachmännern reserviert und zwar Fachmännern aus dem Volksschullehrerstande oder doch im praktischen Dienst an der Volksschule bewährten akademisch vorgebildeten Lehrern; der Schwerpunkt der Schulaufsicht liegt in der von einem Fachmann im Hauptamt ausgeübten Kreisschulinspektion, während die Ortsschulinspektion in eine allgem. Lokalaufsicht umgewandelt wird, die von einem alle interessierten Faktoren umfassenden Schulkollegium wahrgenommen wird. Die Notwendigkeit der Fachaufsicht durch Kollegen wird, vom 1. Punkt abgesehen, wo als Analogie die Beaufsichtigung der mittleren durch höhere Beamte sich bietet, überzeugend also begründet: „1. Der Volksschullehrerstand ist nach seiner Bildung wohl befähigt, die geeigneten Aufsichtspersonen zu liefern, und muss verlangen, dass man ihm zubilligt, was bei anderen Berufsklassen als unbestrittenes Recht gilt, 2. der Volksschullehrerstand fordert die Fachaufsicht zu seiner beruflichen, sozialen und sittlichen Förderung, 3. nur die Fachaufsicht bietet Gewähr für eine zeitgemässe Ausgestaltung und Fortentwickelung der Volksschule, 4. nur die Einführung der Fachaufsicht sichert ein friedliches Verhältnis zwischen Kirchen- und Schulaufsicht, welches die Grundlage und Vorbedingung zu gegenseitiger Förderung der Wirksamkeit beider ist."

Mit etwas anderer, den Geistlichen entgegenkommenderer Begründung brachte ein Lehrer auf der ostpreussischen Provinziallehrerversammlung das Begehren freier und selbständiger Berufsarbeit unter „treuer fachmännischer Leitung" zum Ausdruck: der Schule, was der Schule, und der Kirche, was der Kirche ist, weil beide, die Schule — im Auftrage des gottgeordneten Staates — und die Kirche — im Auftrage Gottes (seltsamer Gegensatz!) — an denselben Menschenherzen arbeiten. Zufrieden mit ihrem Anteil an der lokalen Schulverwaltung und an der Beaufsichtigung der religiösen Unterwei-

Digitized by Google

sung und Erziehung, möge die Kirche im übrigen freiwillig und in gerechter Liebe die selbständig gewordene Schule freigeben und dadurch die Spannung beseitigen, die zwischen Geistlichen und Lehrern und ihrer Berufsarbeit herrscht und die Volkskultur oft ungünstig beeinflusst, in unzähligen Lehrerherzen Unwillen und Verbitterung aufhäuft, und so dem Lehrerstand den heute meist fehlenden Seelsorger zurückgeben.

Unterstützt wurde diese Forderung der Lehrerversammlungen durch eine Aeusserung des Philosophen Ed. v. Hartmann im „Tag“ (Chr. 37). Indem er sich als Gegner des herkömmlichen Religionsunterrichts in den Schulen bekennt, und die schulmässige Behandlung der Religion auf der Zwangsanstalt auf Kenntnismitteilung beschränkt, die religiös-erweckliche Seite eigenen Kindergottesdiensten überwiesen wünscht, begründet er, m. E. sehr richtig, die Ersetzung der geistlichen durch die weltliche Schulaufsicht damit, dass erstere dem Volke die Religion nicht erhalte, vielmehr noch mehr verleide und austreibe, weil eben „jeder Geistliche infolge seiner Vorbildung dazu neige, die Wichtigkeit des Religionsunterrichts in der Schule zu überschätzen“; um der geistlichen Schulaufsicht Genüge zu tun, werde von den Lehrern den Schülern noch mehr religiöser Memorierstoff eingeprägt, als die staatlichen Bestimmungen verlangten. Das ist ein sehr beachtenswerter Gesichtspunkt: um der Gesundheit des religiösen Lebens willen keine geistliche Schulaufsicht!

Während nun entgegen der sehr erregten, agitatorischen Tonart, in der die radikale Preuss. Lehrerztg. die Emanizipationsbestrebungen gegenüber der „pfäffischen Herrschsucht“ vertritt, so wiederum den Vorwurf der Kirchenfeindschaft hervorrufend, die meisten Vereinsredner eine ruhigere, sachlichere Art der Besprechung vorziehen, den allzu scharfen Kampf gegen einen abwesenden Stand als weder parlamentarisch noch ehrenhaft verwerfen, überdies dann und wann sich erinnern lassen (Chr. 7), dass die Fachmänner hie und da zu „Tyrannen“ werden können, also nicht gar zu grosse Hoffnungen auf die „fachmännische“ Aufsicht zu setzen sind, begegnen sich liberale und orthodoxe Kirchenmänner in erfreulichem Verständnis für den Emanizipationskampf der Lehrer. Es ist schon früher hingewiesen worden auf die bedeutsamen Erklärungen Pfarrer Hackenbergs auf dem nationalliberalen Delegiertentag in Hannover (Chr. 7): Gegenüber der ultramontanen Forderung: die Schule der Kirche untertan!, verlangen wir reine Staatsaufsicht über die Schule. „Die Phrase, dass die Schule die Tochter der Kirche sei, lässt sich geschichtlich nicht erhärten.“ Der Verstaatlichung der Volksschule könne er im Interesse der Schule nicht das Wort reden, weil sie die Schule mit Materialismus und Uniformierung bedrohen würde. Dagegen müsse man auf der Hut dagegen sein, dass nicht „hinter den Kulissen“ auf dem Umweg über das Schulunterhaltungsgesetz Uebergriffe der Kirche in den inneren Betrieb der Schule geschehen, zumal sich auf dem Gebiete der Volksschule dank der Nachgiebigkeit des Staates der Klerikalismus mehr Macht verschafft habe, als man gemeinhin annehme und sich mit Zahlen belegen lasse. Während aber die Frage der Konfessionalität der Volksschule keine Prinzipien-, sondern eine Frage des Taktes, der Praxis und der Ueberlieferung sei, während die Praxis in Altpreussen entgegen der liberalen Doktrin die Simultanschule keineswegs als die beste Schutzwehr

Digitized by Google

gegen hierarchische Einflüsse erwiesen habe, vielmehr als besonders zugänglich für die Klagen und Beschwerden des zielbewusst vorgehenden Klerus, hänge der Einfluss des Staats auf die Schulen wesentlich ab von der Schulaufsicht. Die jetzige Ortsschulaufsicht sei überlebt, die örtliche Instanz in Schulfragen könne nur durch einen besonderen Ortsschulvorstand ausgeübt werden, der sich aus Vertretern der Familie, der Schulgemeinde, der Kirche und der Lehrerschaft zusammensetze. Der Schwerpunkt der Schulaufsicht liege aber in der Kreisinstanz, auf deren Besetzung mit Männern von starkem Rückgrat gegenüber klerik. Schmeicheleien und Drohungen mehr zu achten sei. Hauptsache aber sei, dass die Lehrer zu Schulinspektoren aufrücken, da sie ein Recht haben, von ihresgleichen regiert und beurteilt zu werden.

Ungemein erfreulich stimmt mit diesen auf die Einflüsse des alten Dörpfeld zurückgehenden, auch von Zillessen gebilligten Ansichten wesentlich überein die Zuschrift eines Geistlichen an die Kreuzzeitung, die Chronik 7 neben Hackenberg stellt. Derselbe meint zwar, der Grund der Gegnerschaft vieler auch konservativer Geistlichen liege nur in seltenen Fällen in dem Gefühl und Bewusstsein, den hohen Aufgaben der pädagog. Theorie und Praxis nicht gewachsen zu sein; vielmehr seien es vorwiegend Gründe sittlicher und kirchlicher Art. Mit herzerfreuender Energie wird die volle Selbständigkeit der Volksschullehrer anerkannt, die sich das Selbstbestimmungs- und Ueberwachungsrecht gegen alle neidischen und aufdringlichen Vormünder wahren müsse; der in akademischer und geistiger Freiheit aufgewachsene Geistliche wolle die Lehrer nicht im Subordinationsverhältnis devoter Kirchendiener vor sich stehen sehen, sondern als freie Männer in alle Furcht und Heuchelei ausschliessendem, seelsorgerliche Einwirkung erst ermöglichendem Vertrauensverhältnis. „Nichts ist verkehrter, als wenn man in der dienstlichen Abhängigkeit der Lehrer von den Geistlichen eine Bürgschaft für die Bewahrung eines religiös-sittlichen Geistes in der Schule, Jugend und Volk erblicken will.“ Ganz abgesehen von persönlichen, freundschaftlichen Beziehungen und dem bleibenden Bewusstsein gemeinsamer idealer Aufgaben an der ihnen anvertrauten Jugend, verlange das Ansehen des Lehrerstandes wie das Wohl der Kirche, dass man nach dem Grundsatz: Schiedlich-feindlich jedem das Seine gebe. „Es unterliegt geradezu den schwersten sittlichen Bedenken, aus altem Herkommen und Vorurteil ein Verhältnis aufrecht zu halten, in das der eine Teil sich nur widerwillig fügt.“ Tausende würden, falls die Entscheidung darüber in ihre Hand gelegt wird, „mit Freuden sich von einem Amt trennen, das für sie eine Quelle vieler Verdriesslichkeiten und Beschwerden geworden ist und sich im Laufe der Zeit immer mehr zu einem zeit- u. kraftraubenden Hemmnis in der Ausübung ihres eigentlichen seelsorgerlichen Berufs entwickelt hat.“

Mit Recht sehr beachtet ist die Stellung, die der Generalsuperintendent D. Kaftan sowohl in seinem Buch: „Vier Kapitel von der Landeskirche“ als auch auf der schleswig-holsteinischen Landessynode im vorigen November zu der geistlichen Schulaufsicht eingenommen hat. Er erkennt unumwunden an, dass mit dem Schulaufsichtsgesetz von 1872 die geistliche Schulaufsicht „gestorben“, also nur noch als staatliches Nebenamt zu führen ist, frei von

Digitized by Google

aller hierarchischer Tendenz, und verlangt von den Geistlichen, das Streben der Lehrer nach Fach- und Standesaufsicht für berechtigt, also die gegenwärtige Schulaufsicht nur als Provisorium anzusehen. Darum vermochte er sich auf der Synode auch nicht dem Antrag anzuschliessen, der für die Zeit des Provisoriums es den Geistlichen um der Schule, der Lehrer, des Staates, der Kirche, auch ihrer eigenen gegenwärtigen Stellung und Tätigkeit im Volkskörper willen zur Pflicht machen wollte, die Schulaufsicht beizubehalten, und der Kirche, sie dafür durch gründlichere pädagogische Vorbildung auszurüsten.

Gegenüber dieser in weitesten evangelisch-kirchlichen Kreisen fortschreitenden objektiven Würdigung der Schulaufsichtsfrage — vgl. hiezu noch die Resolution des hannoverschen Pfarrvereins vom Anfang Mai (T. R. 219) und die vortrefflichen Sätze der Kreissynode Bonn (T. R. 294), besonders auch den letzten: „dass der Pfarrer das Amt nicht ablehnen darf, aber jederzeit ohne Angabe von Gründen absetzbar ist, ist des geistlichen Standes unwürdig" — fällt um so krasser ins Auge das starre Beharren der katholischen Konfession bei dem Anspruch der Kirche auf die Herrschaft über die Schule. Die Stellung des Zentrums zu der Frage geht zwar nicht aus dem Wahlaufruf hervor, der lediglich die Frage der Schulunterhaltungspflicht in ihrem untrennbaren Zusammenhang mit dem konfessionellen Charakter der Volksschule und mit der Beschulung der konfess. Minoritäten bespricht, aber aus einem Artikel des katholischen Schulfreundes (Chr. 7), der in der Befürchtung, dass das Zentrum die gesetzliche Einführung der geistlichen Schulaufsicht durchzubringen versuchen werde, sich in schärfster Weise gegen Feststellung der unbeschränkten geistlichen Schulaufsicht wendet. Was auf klerikaler Seite möglich ist, zeigt ein in dem genannten Schulfreund als lieblos und fanatisch abgelehntes Buch des Minoriten Raue, das die Geistlichen um ihrer die lehrenden und erziehenden Fähigkeiten in ihrer ganzen Feinheit entbindenden Jungfräulichkeit willen für besonders befähigt zur Schulaufsicht erklärt und behauptet, dass das „Lechzen nach Fachaufsicht mehr oder minder, bewusst oder unbewusst, bildlich ausgedrückt nichts geringeres ist als ein modern geformtes Lechzen nach Christenblut".

Zur Befestigung der geistlichen Schulaufsicht hat Kardinal Kopp (Chr. 1903, 24) angeordnet, dass von jetzt ab alle neugewählten Priester einen 6wöchentlichen Kursus an einem Lehrerseminar besuchen, in den Lehrplan des fürstbischöflichen Seminars auch alle Zweige der Pädagogik mit aufgenommen werden, und den Wunsch ausgesprochen, dass die Geistlichen sich mit der pädagogisch-didaktischen Literatur bekannt machen möchten. Auch in anderen Diözesen soll nach der Köln. Volksztg. eine gleiche Massregel angestrebt werden, durch die den Geistlichen die Uebernahme des Amtes eines Schulinspektors erleichtert und jeder Agitation gegen die geistliche Schulaufsicht der Boden entzogen werde. Dadurch wäre in der pädagogischen Vorbildung, wenn man das kümmerliche Surrogat derselben so benennen will, Parität zwischen den Konfessionen hergestellt, vor allem auch einer von der Regierung beabsichtigten stärkeren Heranziehung der kath. Geistlichen zur Kreisschulaufsicht vorgearbeitet. Auffallend war doch, dass im Zentralblatt für die Unterrichtsverwaltung gerade jetzt konstatiert wurde, dass die evang. Geistlichkeit bei der ne-

Digitized by Google

benamtlichen Kreisschulinspektion viel stärker vertreten ist als die katholische, während im Bistum Breslau die nebenamtliche Kreisschulaufsicht schon jetzt überwiegt! Nicht ohne Grund knüpfte die Voss. Ztg. an die Anordnung des Kardinals die Befürchtung an, dass die Regierung von der Kreisschulaufsicht im Hauptamt mehr und mehr zurückgehen wolle, wie denn diese pädagogischen Surrogate nur das Feigenblatt darstellen, das die ultramontanen Ansprüche auf die Herrschaft über die Volksschule wenigstens etwas verbergen solle. Leider sei ihnen die Schulverwaltung bereits auf halbem Wege entgegengekommen, so dass ihr die völlige Ueberlassung der Schulaufsicht an die Geistlichen wohl zuzutrauen sei, „nachdem ihr der Nachweis geliefert worden, dass die Geistlichen jetzt, wenn auch nur sechs Wochen, für diese Aufsicht ausgebildet werden".

Diese Befürchtungen rechtfertigte der Kultusminister Studt, indem er im Abgeordnetenhaus am 21. März (T. R. 137) dem Abgeordn. Dittrich gegenüber erklärte, dass er sich bemühe, so viel katholische Kreisschulinspektoren anzustellen, als erforderlich sei. Die Schwierigkeiten bestünden aber darin, dass nicht immer genügend geeignete Personen für diese Aemter vorhanden seien. So werde im Bezirk Oppeln bei jedem neu angestellten Geistlichen sofort die Frage geprüft, ob er geeignet sei, eine Schulinspektorstelle zu bekleiden. In der Tat habe sich die Zahl der kathol. geistlichen Schulinspektoren von 5766 in 1890 auf 7493 in 1903 gehoben. Jedenfalls werde die Regierung an dem System der geistlichen Schulinspektion festhalten, soweit es sich mit den staatlichen und Schulinteressen vereinbaren lasse. Das vermehrt nun nicht die Neigung evangel. Geistlicher zum Festhalten der Schulinspektion. Gar, wenn sie als Kreisschulinspektoren ihre kirchenpolitische Haltung nach dem römischen Kurs der Kultusregierung einrichten müssen. Als Pastor Kobbelt in Landeshut, der bei der Reichstagswahl erklärt hatte, den konservativen Kandidaten wegen seiner Stellung zum Jesuitengesetz nicht wählen zu können, den Kreisschulinspektor während seines Urlaubs vertreten sollte, versagte die Regierung zu Liegnitz die Genehmigung dieser Vertretung mit Rücksicht auf sein Auftreten bei der Reichstagswahl. Diese Zensurierung des politischen Verhaltens eines Ortsschulinspektors, das mit der Niederlegung dieses Nebenamtes endete, hat auch ganz konservative Geistliche stutzig gemacht (Chr. 7). Noch befremdlicher ist, dass (T. R. 187) zwei Kreisschulinspektoren im Hauptamt, früheren evang. Pfarrern, die vertretungs- und aushilfsweise Abhaltung evang. Gottesdienstes mit Rücksicht auf einige von ihnen mit zu beaufsichtigende kathol. Schulen und den möglichen Anstoss bei den wenigen Prozenten kathol. Bevölkerung untersagt wurde.

Kein Wunder, dass die liberalen Parteien und die freisinnige Lehrerschaft darauf gefasst waren, dass der jetzige Landtag die gesetzliche Festlegung der konfessionellen Schule bringen würde. Statt dessen überraschte uns am 13. Mai ein Kompromissantrag zur Regelung der Schulunterhaltungspflicht (Chr. 23), den der nationalliberale Hackenberg im Verein mit dem Führer der Freikonservativen Frhr. v. Zedlitz und dem Führer der Konservativen v. Heydebrand und der Lasa einbrachte: die Regierung wolle ohne Verzug, spätestens in der nächsten Tagung einen Gesetzentwurf

Digitized by Google

vorlegen auf folgender Grundlage: „1. Die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen liegt den bürgerl. Gemeinden (Gutsbezirken) oder Verbänden solcher unter ergänzungsweiser Beteiligung des Staates an den Kosten ob; 2. in Ausführung des Art. 24 der Verfass., wonach bei der Einrichtung der öffentlichen Volksschulen die konfess. Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen sind, werden nachstehende Grundsätze festgelegt: a) in der Regel sollen die Schüler einer Schule derselben Konfession angehören und von Lehrern ihrer Konfession unterrichtet werden; b) Ausnahmen sind nur aus besonderen Gründen, insbesondere aus nationalen Rücksichten oder da, wo dies der histor. Entwickelung entspricht, zulässig. Lehrer, welche zur Erteilung des Religionsunterrichts für konfess. Minoritäten an Schulen anderer Konfessionen angestellt sind, dürfen voll beschäftigt werden; c) erreicht die Zahl der schulpflichtigen Kinder einer konfess. Minderheit eine angemessene Höhe, so hat diese Minderheit den Anspruch auf Einrichtung einer Schule ihrer Konfession; d) es sind zur Verwaltung der Schulangelegenheiten neben den ordentlichen Gemeindebehörden in den Städten Schuldeputationen und auf dem Lande Schulvorstände einzurichten, bei denen der Kirche, der Gemeinde und den Lehrern eine angemessene Vertretung zu gewähren ist."

Wie allgemein bekannt ist, war D. Hackenberg mit diesem Schulkompromiss dem drohenden Zusammengehen der Konservativen mit dem Zentrum zuvorgekommen, das sicher und mühelos zu einer gesetzlichen Festlegung der konfess. Schule geführt hätte. Es konnte freilich nicht überraschen, wenn sich gegen diesen den Konservativen in der Festlegung der Simultanschulen als zu motivierender Ausnahmen entgegenkommenden Kompromiss die entschieden freisinnigen Parteien erhoben, die auf ein Zusammengehen mit den Nationalliberalen in der Schulfrage gerechnet hatten. In ihrem Namen hatte der Berliner Abgeordnete, Stadtschulinspektor Zwick (Chr. 7) schon zuvor die Festlegung der konfess. Schule bekämpft, da sie die Schulgemeinden in hohem Grade materiell schädige, das Einvernehmen der Konfessionen störe und die gedeihliche Schularbeit gefährde. Unter Ignorierung des Art. 24 der Verf. beruft er sich auf lauter vor 1801 liegende Verordnungen, um in der konfess. Schule einen „Bruch mit den bewährten Traditionen der preuss. Schulpolitik" zu finden. Nunmehr redet die Frankf. Ztg. (T. R. 265) als Sprecherin der liberalen Volksseele über den Schulkompromiss als „schlimmsten Hohn auf jeden wirklichen Liberalismus", „Knechtung der freien Schule", „Verrat aller bisherigen Grundsätze", „Abgrund geistiger Unfreiheit"; dies Gesetz liefere die heranwachsende Generation dem engherzigsten Geist und der gefährlichsten Agitation aus, sie beschwöre die Reaktion der 50er Jahre herauf und mache eine Gegenkonzentration der freiheitlichen Richtungen notwendig. Es wurde ihr nun in der T. R. 238 und ganz ausführlich 265 vorgehalten, dass die demokratischen Freunde der Frkf. Ztg. in dem von ihnen beherrschten schwäbischen Landtag in Anwendung ihres demokratisch. Grundsatzes mit Rücksicht auf den überwiegenden Willen des schwäbischen Volkes, statt ihre Majorität zur Umwandlung der konfess. in eine paritätische Volksschule zu benutzen, vielmehr die konsequentere Durchführung des konfessionellen Religionsunterrichts als Bestandteil des Volksschulunterrichts ver-

Digitized by Google

langten. Ebenso hat der praktische Schulmann Ernst von der Freisinn. Vereinigung sich zugunsten des Schulkompromisses ausgesprochen (T. R. 255), weil eine Neuregelung der Schulunterhaltungspflicht absolut notwendig, auch die Voraussetzung der dringend notwendigen Revision des Lehrerbesoldungsgesetzes ist, weil die Konfessionalisierung der Volksschule im Verordnungswege nahezu durchgeführt worden ist, weil der Kompromissantrag die Simultanschulen gar nicht erdrosseln, sondern ihre Berechtigung — wenn auch nicht ohne Einschränkung — gesetzlich anerkennen wolle, also dem gegenwärtigen rechtlosen Zustande gegenüber einen wesentlichen Fortschritt, eben in liberalem Sinne enthalte, auch der Lehrerschaft Sitz und Stimme im Schulvorstand sichere. Gerade wenn man die konfessionellen hinter die pädagogischen Rücksichten zurückstelle, könne man in dem Kompromiss keine Verletzung eines liberalen Prinzips finden. Der Grundsatz: „alles oder nichts!“ sei nie ein liberaler gewesen.

Leider führt in der deutschen Lehrerschaft bis tief in die mittelparteilichen Kreise hinein die graue Theorie das grosse Wort. Sie will (T. R. 274) nicht nur eine systematische Agitation in ihren eigenen Vereinen, in Partei- und Volksversammlungen gegen die Konfessionalisierung der Volksschule einleiten, sondern auch eine auf pädagogischen und nationalen Gründen ruhende Broschüre für die Simultanschule in die Massen werfen, hat sogar eine Massenpetition der gesamten deutschen Lehrerschaft gegen den Schulantrag in Aussicht genommen. Auch die gewaltige in Königsberg tagende deutsche Lehrerversammlung, die über 100 000 Lehrer vertrat, nahm eine schneidige Resolution an gegen den Schulkompromiss (T. R. 273).

Es war betrübend anzusehen, wie das Vorgehen des hochverdienten und sonst allgemein hochgeschätzten D. Hackenberg, des Vorkämpfers für die fachmännische Schulaufsicht, in den Reihen der eigenen nationalliberalen Partei Anfeindungen erfuhr, obschon Friedberg in eingehender Rede den Nachweis geführt hatte (T. R. 242), dass der Schulantrag durchaus in der Linie der bisherigen Schulpolitik der Nationalliberalen gelegen ist, auch keineswegs die Simultanschule ausschalten wollte, dagegen in der gegenwärtigen Situation, wo die Gefahr einer Vereinigung der Konservativen mit dem Zentrum und eines Nachgebens der Regierung gegen den vereinten Ansturm dieser Mehrheitsparteien gegen die liberale Schule sehr nahe lag, eine rettende Tat war. Trotzdem schürte die Köln. Ztg. erfolgreich den Protest der rheinischen Liberalen, die in Kreuznach wie in Köln den Widerspruch des Schulantrags mit den Traditionen der Partei und dem Wohle des Volkes beklagten (Tägl. Rdsch. 255); ja ein Vertretertag der jungliberalen Vereine Badens wirft den Abg. Friedberg und Hackenberg vor (T. R. 273), es sähe aus, als ob sie allein nicht wüssten, wie wichtig der Kampf um die Schule sei, als ob sie allein nicht wüssten, dass der Schule die Zukunft gehöre! Es ist nachgewiesen (T. R. 244), dass diese Angriffe vorwiegend aus den Reihen der liberalen Katholiken und derjenigen linksliberalen Politiker kommen, die aus doktrinären Gründen in der Simultanschule das Heil für die Zukunft erblicken, während die grosse Masse der protestant. nationalliberalen Wähler davon gar nichts wissen will. Zumal, wo unsere Konfession in der Minderheit ist, wie in Baden, wünscht man sich die konfessionelle

Digitized by Google

Volksschule als starke Schutzwehr des evangel. Glaubens und Lebens gegen den siegreich vordringenden, unduldsamen, vaterlandslosen Jesuitismus. Man erlebt genug, wie in den sog. paritätischen Schulen, dank dem klerikalen Drill und Bevormundungssystem auf den nicht paritätischen Vorbildungsanstalten, dank der Schnüffelei der Ultramontanen an dem Deutsch- und Geschichtsunterricht tatsächlich nicht der Humanitätsgedanke, sondern der engste Geist der Unduldsamkeit herrscht. Wie müssen an paritätischen Gymnasien „die Lehrer darunter seufzen, dass sie sich im geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Unterricht beständig von denunziationslüsternen kathol. Schülern umlauert wissen!" „Wie bei uns die Dinge liegen, wird es bei der besonderen Eigenart der beiden Konfessionen sich an Simultanschulen stets zeigen, dass die herrschsüchtige, aggressive Art des römischen Katholizismus sich jede Organisation dienstbar zu machen weiss und dass der bescheidene, jede fremde Anschauung und Empfindung ängstlich schonende Protestantismus die Kosten zu tragen hat." Nichts kurzsichtigeres als die liberale Ignorierung und Ausschaltung des religiösen Moments als eines privaten, wo doch die Kluft zwischen der römischen und protestant. Welt- und Lebensanschauung durch den gesamten Gesinnung bildenden Unterricht hindurchgeht! Sehr zur Zeit werden unsere an den badischen simultanen Schulen gebildeten Anschauungen bestätigt durch die „Probe auf das Exempel", die die T. R. 292 aus Oesterreich bringt. Oesterreich ist das grösste deutsche Territorium, das die Simultanschule gesetzlich durchgeführt hat; Oesterreich, dieser Hort des Klerikalismus, hat diese „eminent liberale Einrichtung" in seinen Dienst gezogen, die Lehrerschaft der simultanen Schule und die „religiösen Uebungen", die Lehrbücher, sonderlich in dem, was sie nicht enthalten, völlig klerikalisiert. Jeder Gustav-Adolf-Freund sollte wissen, dass wir an der simultanen Schule den grössten Feind des Evangeliums haben, weshalb wir den Diasporagemeinden helfen, neben ihren Steuern für die sogen. simultane Staatsschule noch die Mittel für eine evangelische Privatschule aufzubringen. Die Träger der Bewegung, welche den Geist der „freien, liberalen" Schule aus der „simultanen" öffentlichen Schule in die „konfessionelle" evangel. Privatschule retten will, „sind zumeist die nächsten politischen Gesinnungsverwandten derselben Leute, die heute in Preussen die simultane Schule fördern". Würden wir in Preussen ein simultanes Schulgesetz erreichen, so würde sich der Klerikalismus sehr leicht damit abfinden, die Simultanschule beherrschen, wo er in der Mehrheit ist, die katholischen Kinder aus ihr in kathol. Privatschulen abkommandieren, wo er die Möglichkeit und Macht dazu hat, vor allem aber, pochend auf den paritätischen Schein, der protestant. Jugend es unmöglich machen, einen protestantischen oder vielmehr nationalen Geschichtsunterricht zu geniessen. „So lange die Macht des Ultramontanismus ungebrochen ist in deutschen Landen, ist auch eine gemeinsame Erziehung der Jugend unmöglich. Jeder Versuch in dieser Richtung stellt den deutschen Protestantismus auf ein Kampfgebiet, auf dem er unterliegen muss, weil er sich weder die Kampfziele noch die Kampfmittel des Gegners zu eigen machen kann noch will."

Das hat auch der Pädagoge Rein eingesehen, der vor allem verlangt, dass man aufhöre, Schulfragen als Machtfragen zu behandeln (T. R. 256).

Digitized by Google

Er erklärt sich das Eintreten der liberalen Gruppen und der Lehrerwelt für die Simultanschule aus der prinzipiellen Auffassung der Schule als ein politicum statt als ein ecclesiasticum und aus dem Kampf gegen das Schulideal der kathol. und evang. Konservativen, die den konfessionellen Geist der Schulen als Hauptmittel der Sicherung von „Thron und Altar" ansehen. Dagegen gibt Rein zu erwägen, dass man mit der Einrichtung von Simultanschulen dem freien protestant. Geist einen schlechten Dienst erweist, da die ständige Rücksicht auf den kathol. Teil der Kinder den Geschichts-, ja selbst den Geographieunterricht lahm lege, da auch das Aufdrängen eines bestimmten Schulideals als alleinigen jenem Geist direkt widerspreche. Denn das bedeute Vergewaltigung eines grossen Teils unseres Volkes, der nicht eine gespaltene, sondern eine innerlich geschlossene, in einheitlichem Geiste geleitete Schule wolle. Somit hält Rein fest an dem friedlichen Nebeneinanderbestehen von Konfessions-, Simultan- und Dissidentenschulen und fordert besonders: „Familien verschiedener Konfessionen können sich namentlich aus praktischen und nationalen Motiven zur Gründung von Simultanschulen vereinigen".

Obschon nun auch im Rheinland die Stimmen sich immer mehrten, die sich zu Gunsten des Schulkompromisses aussprachen, obwohl speziell in der „Krefelder Ztg." ein alter Liberaler ausführte (T. R. 261), dass der Antrag von dem Bestande der Simultanschule nichts preisgebe, vielmehr der Erfahrung und Praxis Rechnung trage, wonach das Zentrum die Simultanschule wohl zu untergraben verstehe, indem sie ein Spioniersystem unter den Schülern einrichte, ihre Angehörigen von dem Umgang mit Andersgläubigen in jeder Beziehung abzuschliessen suche, so dass selbst Seyffarth, der eifrigste Verteidiger der Simultanschule, sich mit der Konfessionsschule „als Regel" ausgesöhnt habe, obwohl darauf hingewiesen wurde, dass der Antrag bedeutende Fortschritte wie die Uebertragung der Schulaufsicht auf städtische oder gemeindliche Schulvorstände enthalte, bekämpften die rheinischen und westfälischen Delegierten bei den Verhandlungen des nationalliberalen Zentralvorstands am 12. Juni energisch den Schulkompromiss, blieben allerdings in der Minderheit gegenüber einem Antrag, der sich auf den Standpunkt der nationalliberalen Landtagsfraktion stellte (T. R. 272). Offenbar aber hat sich die Stellung der Fraktion doch nicht wenig verschoben. Denn die „Köln. Ztg." kann nun ihre Leser zur Zufriedenheit mahnen (T. R. 274), nachdem ein erheblicher Teil der Fraktion unzweideutig kund getan hat, dass er nicht auf dem Boden der Konfessionsschule steht, nachdem die Simultanschule „nicht etwa als minderwertige geduldet, sondern als ebenwertige Einrichtung neben der konfessionellen anerkannt und geschätzt und ihre Entwickelungsfähigkeit gewährleistet werden soll". Man hat auf der Versammlung die „wenig glücklichen" Ausdrücke: „Regel" und „Ausnahme" in dem Antrag damit entschuldigt, dass tatsächlich unter den 36756 öffentlichen Volksschulen in Preussen, die 1901 vorhanden waren, 35953 konfessionell und nur 883 (2, 19 %) paritätisch eingerichtet sind und nur 5 % aller preuss. Kinder in paritätische Schulen gehen. Meinethalben mag man nun die weitere Entwicklung neutral offen lassen. Aber wird der Kompromiss mit den Konservativen, die gerade diese Perspektive

Digitized by Google

bekämpfen, nun noch zu behaupten sein?

Es wäre sehr zu wünschen, dass die Stimme der Christlichen Welt und Försters nicht ungehört verhallte. In der Christl. Welt 25 (T. R. 277) spricht ein warmer Freund der paritätischen Erziehung, der die gemeinsame Erziehung der Jugend für eine Staatsnotwendigkeit hält, sich dennoch zu Gunsten des Schulkompromisses aus, indem er vorab zu erwägen gibt, dass dem Königreich Preussen bei dem jetzigen Druck des Zentrums noch mindestens ein Menschenalter lang die Macht zur Durchführung der paritätischen Erziehung fehlt. Die Kodifizierung des gegenwärtigen Rechtszustandes, verbunden mit der Kommunalisierung der Volksschule, sei durchaus berechtigt; die Bedeutung des Antrags liege aber darin, dass die Konservativen auf weitergehende Forderungen (gesetzliche Festlegung der geistlichen Schulaufsicht, Erteilung der Missio canonica für die Religionslehrer u. Aehnl.) verzichteten und sich vom Zentrum lösten. Um die Gefahr der Lösung der Schulaufsichtsfrage im klerikal-reaktionären Sinne abzuwehren, haben die Nationalliberalen „nichts geopfert als ein Schlagwort und den Aberglauben, als könne man durch die Simultanschule die klerikalen Herrschaftsgelüste ein für allemal niederschlagen und einem freien Geist in der Volksschule Bahn brechen." Das könne allein die Durchführung der fachmännischen Staatsaufsicht über die konfessionelle Schule leisten. Dadurch allein könne der Staat, so lange Roms Stern noch steige, die unheilvolle Spannung zwischen moderner Kultur und spezifisch kathol. Parallelkultur mässigen und die spätere Vereinigung aller Preussen als Bürger eines einheitlichen Kulturstaates in der simultanen freien deutschen Schule der Zukunft vorbereiten.

Förster hat zwölf Thesen über den Schulantrag „zur Verständigung im nationalliberalen Lager" veröffentlicht, denen ich mich vorbehaltlos anschliessen kann. Ich drucke sie hier zum Schluss zusammen und lade alle Leser zur Lektüre ihrer ausgezeichneten Begründung ein: „1. Die Schule soll in ihrem ganzen Umfange eine Einrichtung des Staates sein. Ueber die Qualifikation der Lehrpersonen, über Lehrplan, Lehrstoff, Disziplin darf letztlich niemand anders zu entscheiden haben als der Staat durch seine Organe. 2. Die Forderung religionsloser Schulen ist schlechthin reaktionär. 3. Konfessionslose, aber religiöse Schulen sind — ein schöner Traum. 4. Auch in der Simultanschule müssen die konfessionellen Verhältnisse aufs sorgfältigste berücksichtigt werden. Der Unterschied ist nur der, dass die Schulleiter der konfessionellen Schulen nur auf eine, die der simultanen auf zwei Konfessionen Rücksicht zu nehmen haben. 5. Es liegt in der Natur der Sache, dass der Einfluss der kathol. Kirche auf die Schule in der Gegenwart stärker ist als der der evang. Kirche. 6. Die Simultanschule bietet nicht die geringste Gewähr dafür, dass in ihr ein freierer Geist herrscht als in der Konfessionsschule. 7. Die Konfessionsschule bietet keinen Anlass zu der Behauptung, als müsse sie notwendig der Muckerei, Orthodoxie, Verdummung und konfessionellen Hetze dienen. 8. Der konfess. Gegensatz, wie wir ihn in Deutschland zur Zeit haben, hängt durchaus nicht mit der Schule zusammen. Weder vermag ihn die Simultanschule zu bannen, noch hat die konfessionelle Schule ihn erzeugt. 9. Die Frage: Simul-

Digitized by Google

tan- oder Konfessionsschule ist deshalb überhaupt keine politische Frage, sondern eine technische, die nach pädagogischen Gesichtspunkten und nach der rechtlichen Lage zu entscheiden ist. 10. Vielmehr sollten die liberalen Politiker ihren Liberalismus darin beweisen, dass sie die herrschende Praxis in Konfessions- wie Simultanschulen scharfer und unablässiger Kritik unterziehen (betr. Religionsunterricht, der sich allem Fortschritt verschliesst, Fachaufsicht und Schonung der Dissidenten). 11. Ob der Schulantrag liberal ist, das darf nicht nach seiner Stellung zur Simultanschule beurteilt werden, sondern danach, ob er das Bildungsniveau des Landes hebt, die soziale und materielle Lage der Lehrer bessert und grössere Aussichten auf innere Reformen der Schule eröffnet. 12. Den Hintergrund des schwebenden Streites über Simultan- und Konfessionsschule bildet die bisher in Deutschland ungelöste, aber gebieterisch nach einer definitiven Lösung drängende Frage nach dem Verhältnis von Staat und Kirche", das Förster bekanntlich im Sinne des Staatskirchentums löst.

Es wäre dringend zu hoffen, dass diese Schrift den Schulkompromiss der Nationalliberalen mit den Konservativen zu befestigen vermöchte, der uns allein vor weiteren römischen Triumpfen auf dem Schulgebiet in Preussen bewahren kann. Welche Bedeutung solche für die kirchenpolitische Lage in Süddeutschland haben würden, soll unsre nächste Chronik zeigen.

Kiel, den 30. Juni 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Notizen.

Der von Pfarrer J. Jordan herausgegebene theol. Literaturbericht (Gütersloh, Bertelsmann) ist eine dankenswerte Ergänzung zu unserer theol. Rundschau, indem er von seinem im ganzen altgläubigen Standpunkt aus die Einzelerscheinungen aller Gebiete bespricht. Die Mainummer bietet mancherlei Interessantes, das auf Verständigung hoffen lässt; mag uns Hafner auch Kalthoff aufbürden, an vielen Stellen blickt Verständnis für die moderne Theologie, das Ungenügende der alten Lehrweise und Polemik und für die Aufgabe einer modernen Gläubigkeit hindurch. Dass vom Herausgeber in der Besprechung des Schäferschen Leitfadens der Inn. Mission das Totschweigen des Diakonievereins stark getadelt wird, berührt sehr angenehm.

F. N.

Protest. Monatshefte. 8. Jahrg. Heft 5. Berlin 04, Schwetschke. Dies Heft enthält unter anderem einen die beherrschende Stellung der Predigt in der geistl. Amtstätigkeit hervorhebenden Vortrag von Kirmss über Predigtvorbereitung und eine Abhandlung von W. Eisen über Lukas Kranach den Aelteren, die das Vorurteil von der religiös ziemlich indifferenten Haltung Kranachs und der Unfähigkeit des Protestantismus zu Leistungen religiöser Kunst widerlegt.

O. S.

Protestantische Monatshefte. Heft 7 enthält ein kritisches Referat von Pfleiderer über Dorners Religionsphilosophie, die Pfl. zu den hervorragendsten Erscheinungen der heutigen Religionswissenschaft rechnet, einen Aufsatz von Karo: Theozentrisch oder christozentrisch?, der sich mit Christs Auffassung im Aprilheft auseinandersetzt zu gunsten einer höheren Einigung der von Christ unter ausschliessenden Gegensatz gestellten Methoden, und eine Besprechung der Mulertschen „Lehrverpflichtung“ durch Mehlhorn. Hier hätte Mehlhorn besonders herausheben können, dass in der Kirche Lauenburgs unter anderem eine Verpflichtung stattfindet auf die vier Hauptsymbole, ohne dass man nach Mulert mit Sicherheit zu sagen vermöchte, welches diese 4 Hauptsymbole sind. Das ist auf evangelischem Boden unerträglich und schlimmer als fides implicita.

O. S.

Digitized by Google

Schweizerische theologische Zeitschrift. Jahrg. 21. Heft 2. Mit dem neuen Herausgeber A. Waldenburger sind einige Neuerungen eingeleitet. Die Zeitschrift soll aktuell und ernsthaft wissenschaftlich werden, nicht eine bestimmte Partei vertreten, sondern „interparteilich" sein, sich in den Dienst der ganzen schweizerischen Kirche stellen und endlich eine Uebersicht über die theol. Literatur (Bücher, Zeitschriften) in kurzen Besprechungen, bibliographischen Notizen oder zusammenhängenden Artikeln geben. Ein verheissungsvolles Programm, dem man allen Erfolg wünscht. Zwei interessante, noch nicht abgeschlossene Abhandlungen eröffnen die Zeitschrift. J. Keller referiert über die Reform im Katholizismus. O. Pfister berichtet über die gegenwärtige Metamorphose der theol.-kirchlichen Parteien in der Schweiz. Interesse erweckt hier der Nachweis der kräftigen Erweichung der orthodoxen Rechten. O. S.

Mit Freuden ist die zweite Auflage von H. Guthe: Geschichte des Volkes Israel (Mohr, Tübingen, 6 M.) zu begrüssen, die dieses gediegene Werk in so kurzer Zeit verdienterweise erlebt hat. Es unterscheidet sich von Wellhausens Darstellung, mit der es die historisch-kritische Methode und die klassische Sprache teilt, einmal darin, dass es in die Probleme wirklich einführt und dem Lernenden ein eigenes Urteil ermöglicht, ihm nicht einfach die Resultate fix und fertig vorlegt. Zum andern steht es in engster Fühlung mit den modernen Ergebnissen und Anschauungen der assyrologisch-ägyptologischen Wissenschaft und betrachtet die Entwicklung des Volkes Israel als einen Ausschnitt aus der Geschichte des vorderen Asiens überhaupt. Besonders dankenswert ist es, dass Guthe in der neuen Auflage noch mehr als früher sich mit den „Feststellungen" Wincklers, dieses zweifellos „scharfsinnigen, aber doch leichtfertigen" Mythologen auseinandersetzt. Zwei Karten sind hinzugekommen. H. Gr.

Sammlung ausgewählter kirchengeschichtlicher Quellenschriften. G. Krüger, die Apologieen Justins des Märtyrers. Heft I, dritte Aufl. Leipzig, Mohr, S. XVI und 87. M. 1,25, geb. 1,75. Es ist erfreulich, dass die so mannigfache Ausblicke gewährenden Apologieen schon in 3. Aufl. erscheinen können. Die Einrichtung ist die bekannte: eine knappe, alles zum allgemeinen Verständnis Wesentliche heraushebende und zugleich zu weiterem Forschen anreizende Einleitung, der Text, textkritische Anmerkungen, Verzeichnis der Bibelstellen und Namen- und Sachregister. Es betont diese Sammlung immer ihren Verzicht auf neue Textrezension; mit Recht. Es darf aber doch hier im Hinblick auf Krügers Edition gesagt werden, dass eine neue Textrezension am Texte Krügers nicht vorübergehen kann. O. S.

D. theol. Wilh. Vollert, Tertullians dogmat. und eth. Grundanschauungen (Beiträge zur Förderung christl. Theologie VII, 5) kann und will auf spezifisch dogmengeschichtl. Wert keinen Anspruch machen. Dazu hätte sie den von Harnack D G³ III 595 Anm. ¹ ange-

Digitized by Google

gebenen Weg einschlagen und die Fäden aufzeigen müssen, die von Tert. zum späteren Katholizismus führen. Aber sie bietet eine treue, sachliche und lesbare Darstellung des vormontanistischen Tert. und bedeutet darum eine willkommene Gabe für den dogmengeschichtlich interessierten Geistlichen, dem die Zeit zu eigener umfassender Quellenlektüre fehlt. Von dogmatischer Voreingenommenheit des Vf. ist nichts zu spüren bis auf das Urteil über T.'s Stellung zur Kindertaufe, die Vf. S. 80 „absurd" findet, obwohl er S. 68 den Sinn T.'s sehr klar erfasst und wiedergibt. Endlich lässt sich wohl darüber streiten, ob wir die Waffen unsrer Apologetik wirklich aus der Rüstkammer des Afrikaners nehmen können. V. sagt S. 82 „T. ist gegenüber den Vorwürfen des mod. Heidentums gegen das Christentum und für die kühle Mattherzigkeit und die schrankenlose Sinnlichkeit unseres materialist. Zeitalters der eigentliche Klassiker". Dann wäre es ja wahrhaftig sehr leicht, dem modernen Menschen zu predigen! A.

Zu Kants Gedächtnis. 12 Festgaben zu seinem 100jährigen Todestage. Herausgeg. von Vaihinger und B. Bauch. Mit 4 Beilagen. Berlin, Reuther u. Reichard 1904 S. 350. Das formal Gemeinsame dieser Kant von den verschiedensten Beziehungen aus beleuchtenden Festschrift ist die Losung: „also muss auf K. zurückgegangen werden" (Staudinger). Materiell schlösse dies freilich noch nicht grosse Differenzen aus, zumal wenn man die Namen der Autoren sich vergegenwärtigt, die keineswegs auch nur in den Hauptzügen ein identisches philosophisches resp. religiöses Programm vertreten. Man braucht ja nur Riehl und Hemann einander gegenüberzustellen, die beide als Mitarbeiter figurieren. Und doch gewährt auch sachlich diese Schrift den Eindruck der Geschlossenheit. Das ist darin begründet, dass einmal im Verständnis der Erkenntnistheorie K.s im wesentlichen Uebereinstimmung herrscht und das psychologische Verständnis zurückgewiesen wird, andererseits die Autoren ihre Artikel derartig ausgewählt haben, dass Kollisionen und Konflikte, die auf Fragen der Weltanschauung zurückgehen, ausgeschlossen sein mussten. Der Wert der einzelnen Arbeiten ist verschieden. Paulsens Arbeit ist zugleich als Vorwort zur 4ten Aufl. seines J. Kant gedacht. Kühnemanns Aufsatz: Herder und Kant an ihrem 100jährigen Todestage gräbt nicht tief genug. Riehl entwickelt in seiner Abhandlung: Helmholtz in seinem Verhältn. zu K. Gedanken, die er schon in seinem philos. Kritizismus niedergelegt hat. Er durfte aber doch schwerlich in diesem Bande fehlen, da ja H.s Auffassung von K. verwirrend wirkt. Windelbands einleitender Aufsatz: „Nach 100 Jahren" ist programmatisch gedacht und fasst knapp die Grundposition seiner Gesch. der Philosophie zusammen, resp. die Gedanken, mit denen sie ausklingt. Heman analysiert nach allgemeineren Erörterungen über die nachkantische Entwicklung das Vermächtnis K.s und führt den Nachweis, dass K. seinem Begriff der Transzendentalphilosophie bis ans Ende treu geblieben ist. Ein Bild von der Persönlichkeit K.s suchen die Aufsätze von Bauch und F. A. Schmid zu vermitteln. Den weitaus grössten Umfang nimmt

Digitized by Google

Tröltsch's Untersuchung ein: das Historische in K.s Religionsphilosophie. Aber auch sachlich darf man sie als die hervorragendste bezeichnen. Herauszuheben sind die Thesen, dass K.s Lehre in allen Stücken erkenntnistheoretisch ist, dass die Hauptschrift über Religionsphilosophie Kompromisscharakter trägt, mit Rücksicht auf Wöllmers Regiment, dass K. im Grunde nur Normen für die Beurteilung der empirischen Religion geben will, aber doch gelegentlich diese Normen zugleich inhaltlich wertet und schliesslich das historische nur als Vehikel und Symbol des Rationalen darstellt. Doch hat er gegen den historischen Relativismus den bleibenden Rationalen Geltung verschafft, und das ist sein Verdienst. Von hier aus kann und soll fruchtbar weiter gearbeitet werden. Das Buch ist würdig ausgestattet. O. S.

H. Faber, das Christentum der Zukunft. Zürich, Schulthess, S. 229 M. 3,20. Eine sichere Antwort wird nur negativ gegeben, dass nämlich die Theologie und bes. die Kirche, die die Entfaltung des Christentums unmöglich macht, beseitigt werden. Das Buch ist charakteristisch als ein Symptom der gegenwärtigen antikirchlichen, aber doch christusfreundlichen, wenn auch undisziplinierten idealistischen Strömung. Wie aber Christentum ohne organisierte Kirche, mag auch eine stete Spannung zwischen beiden bleiben, möglich sein soll, hat der Autor nicht zu zeigen vermocht. O. S.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgeg. von Schiele. I. Reihe. 1. Heft. Paul Wernle, die Quellen des Lebens Jesu. Halle, Gebauer-Schwetschke. S. 87. M. 0,40. W. hatte eine komplizierte Aufgabe zu lösen, hat sie aber trefflich gelöst und das neue Unternehmen verheissungsvoll eingeleitet. Wer selbst mit dem von W. behandelten Problem sich beschäftigen muss, mag im einzelnen öfters anders urteilen, auch manches zu problematisch dargestellt finden. Aber dies hat doch zugleich den Vorteil, dass die Schwierigkeit des Problems bewusst und die naive Zuversicht gründlich erschüttert wird. An W.s Darstellung ist musterhaft die Knappheit der Darstellung, die Sicherheit der Linienführung, der deutliche Hinweis auf das, was wahrscheinlich, möglich oder unmöglich ist, die nur tiefgehenden Studien entspringende Vertrautheit mit dem umfassenden Stoff, über den nie der Darsteller die Herrschaft verliert, die echt wissenschaftliche und doch Laien verständliche Betrachtung. O. S.

Ed. Rud. Grebe legt unter dem Titel: August Fr. Chr. Vilmar als Oberhirte der Diözese Kassel (Marburg, Elwert. 1904; 252 S.; 3,20 M.) eine grössere Anzahl von Ordinations-, Einführungs- und Visitationsreden, sowie von Erlassen vor, die in die Zeit fallen, da Vilmar „Suppleant“ (Stellvertreter) des General-Superintendenten von Kassel war (1851—55). Dem sind noch einige Predigten beigefügt. Mit dieser Veröffentlichung will der Herausgeber in diese „dunkelste Periode“ von Vilmars Leben mehr Licht bringen, und seinen „Schülern und Verehrern“ hofft er eine „hochwillkommene Gabe“ zu bieten. In der Tat wird der Bio-

Digitized by Google

graph Vilmars dankbar von diesem neuen Material Gebrauch machen. Ob freilich der Abdruck aller dieser Reden, die sich gedanklich oft sehr nahe berühren, nötig wer, ist zweifelhaft. Der Herausgeber hat sich darauf beschränkt, eine Einleitung zu geben, die aber zu wenig bietet, und die einzelnen chronologisch aneinander gereihten Stücke durch kurze Bemerkungen zu verbinden, die aber oft ganz entbehrlich sind. Besser wäre es gewesen, eine Darstellung der Wirksamkeit Vilmars in jener Zeit zu geben und das benutzte neue Material in einen Anhang zu verweisen. Wer sich darüber belehren will, welche massive katholische Vorstellungen die Neulutheraner unter dem Titel reformatorischer Theologie in Kurs gebracht haben, der lese vor allem die Ordinationsreden Vilmars. P. D.

Einen Jahrgang Nachmittagspredigten hat Pf. H. Hüttenrauch in Tegkwitz (S.-A.) unter dem Titel „Christus ist unser Frieden“ (sic!) herausgegeben (Leipzig, Strübig. 3 M., geb. 4 M.). Die Themata sind mit wenigen Ausnahmen vormittäglicher Art. Die Redeweise ist knapp, die Gedanken rasch aufreihend, lebendig, im allgemeinen einfach und ohne Schwulst. Ziel der Predigt ist, Seelen herauszureissen aus der bösen Welt, die als gänzlich verrottet geschildert wird, und sie durch ihre Anerkennung der „Gottheit Christi“ zu retten. Dabei hütet sich Vf. nicht vor falschesten Verallgemeinerungen, wie er denn gern zuviel behauptet. Häufig sind Anreden wie: Du Welt, Du Gegenwart, Du Zeit, Du Volk, Du ausgehendes Jahrhundert — man muss bis zur Busstagspredigt lesen, ehe man eine Gemeinde angeredet findet. — Im ganzen ein Schulbeispiel für die Notwendigkeit neuer Wege. K.

Zwei prächtige Grüsse aus dem fernen Südosten bringen einen wohltuenden Hauch von Geistesgemeinschaft: Dr. A. Schullerus, Pfarrer in Grossschenk (Siebenbürgen) bringt Betrachtungen über das vierte und sechste Gebot als „Christliche Haustafel“ (Hermannstadt, W. Krafft. 59 S. 50 Kreuzer) und „Warum durch Gleichnisse?“ (Ebenda, 65 S. 65 Kr.). Das erste Schriftchen enthält vorzügliche Beobachtungen und Gedanken voll feinem psychologischem Realismus, die jedem Pfarrer zeigen können, wie man über Angelegenheiten predigen soll, die die Leute wirklich interessieren; auch mancher Kasualredner könnte hier seinen Gedankenvorrat etwas auffrischen. Das andere Schriftchen ergänzt Jülichers Ausführungen nach der Seite hin, dass doch eine Reihe von Gleichnissen, nämlich die Jesu eigenes Erleben darstellenden Reichsparabeln, unwillkürlich allegorische Nebenzüge aufgenommen haben. Auch diese Arbeit ein erfreuliches Zeichen deutscher, modern evangelischer Arbeitsgemeinschaft! F. N.

Lehrstücke aus den prophetischen Schriften des A. T. von Dr. H. Meltzer. Ausgabe B. (Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. 1904. 20 Pf.) Dem Satze, dass die Propheten im Religionsunterricht mehr in den Vordergrund gestellt werden sollen, lässt M. hier eine Auswahl von prophetischen Abschnitten aus Amos, Jesaja, Jeremia und andern

Digitized by Google

Stellen folgen, die eine Vorstellung geben können von dem, was er will. Es ist gut, dass möglichst viel geschichtliche Partien herangezogen sind, die sich nicht schwer, aber fruchtbar behandeln lassen, während die grossen Redestücke doch nur da leicht eingehen, wo sie ein Gleichnis oder ganz konkrete und heut noch erlebbare Dinge behandeln. F. N.

„Neue Bahnen" im Religionsunterricht? Eine Literaturbesprechung von Dr. H. Meltzer. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. 40 Pf. Den grössten Teil dieser Kritik nimmt die Besprechung der „Neuen Lehren" von O. Baumgarten ein, dem Mangel an Prinzipien und System und Ueberfluss an Stoff vorgeworfen wird. Thrändorfs, auch in unserer Monatsschrift (Nr. 5) besprochene Methodik des Religionsunterrichts findet hohes Lob. Ausserdem werden noch eine Reihe von neueren Schriften über den Unterricht im A. und N. T., im Katechismus und der Kirchengeschichte besprochen von einem Standpunkt aus, der uns wegen der Verbindung von moderner Theologie und moderner Pädagogik sympathisch ist. Erwähnt sei noch der Gedanke, dem Kl. Katechismus seine Stelle bei der kirchengeschichtlichen Behandlung der Reformationszeit zu geben. F. N.

In den „Briefen von Theodor Billroth" (5. Aufl. Hannover und Leipzig. Hahnsche Buchhandlung. 1899) tritt uns der bekannte Wiener Chirurge lebendig entgegen: Ihm fehlt das harmonische Ebenmass der Antike, statt dessen ist er urdeutsch. Denn unser Goethe war es, der die Gleichung aufstellte: Mensch sein d. h. ein Kämpfer sein. Und gekämpft hat Billroth sein ganzes Leben bis zum letzten Atemzuge gegen alles Falsche, Unechte und Zweifelhafte für die Wahrheit, die ihm gegeben war, oder aber für das Ignoramus. Alles, was er angriff, tat er konzentriert und mit voller Energie. Gross, schier unersättlich in der Arbeit wie im Ehrgeiz, aber ebenso gross im Ruhen wie im Genuss. Die Triebfeder seines Handelns war das Pflichtgefühl und die Verantwortlichkeit, die bei seinem schweren Beruf oft drückend auf ihm lastete und ihn bisweilen in Melancholie versinken liess. Dazu eben brauchte er ein Gegengift: Das Grübeln oder die Musik, für die er leidenschaftlich begeistert war. Gleich der erste Brief ist charakteristisch. Denn er enthält die Ekstase des Göttinger Studenten über den Gesang der Jenny Lind. In Wien war er später aufs engste befreundet mit Brahms und Hanslick; schon in Zürich war er mit Lübke in nahen Verkehr getreten. So kommt es, dass in seinen Briefen neben der Medizin am meisten von der Musik die Rede ist. Mitunter finden sich Reisebeschreibungen und Naturschilderungen von künstlerischer Vollendung. Im übrigen wird fast alles einmal gestreift, wie es bei Briefen üblich ist, so auch die Religion (vgl. Nr. 199. 404. 415), doch verhältnismässig wenig für den Pfarrerssohn von Bergen auf der Insel Rügen. Ueber sein Leben könnte man den Spruch setzen, den er selber dem verehrten Meister Nikolaus Pirogoff ins Stammbuch schrieb: „Wahrheit und Klarheit im Denken und Empfin-

Digitized by Google

den, wie in Wort und Tat, sind die Sprossen auf der Leiter, welche die Menschen zum Sitze der Götter führt."

H. G.

Zur Geschichte des biblischen Unterrichts.

Theoduli Ecloga und die Catalogi des Otto Brunfels.

Von

Lic. Hans Vollmer, Oberlehrer an der Gelehrtenschule in Hamburg.

Mit einer kurzen Darstellung der Geschichte des Religionsunterrichts in Deutschland beschäftigt, stiess ich in Zezschwitz' System der christlich-kirchlichen Katechetik (II 2a [2] Leipzig 1874, S. 80 f.) auf folgende Sätze: Im Mittelalter begegnet uns „ein Lehrbuch, die sogenannte Ecloga Theoduli, dessen Verfasser, ein Italiener, um 980 gelebt haben soll. Gewiss ist, dass es biblische Geschichten des Alten Testaments enthielt. Auch hat es sich, wenn die Angaben über den Verfasser richtig sind (Jöcher), lange im Gebrauche erhalten; denn noch 1492 ward es in Leipzig und 1504 in Lyon herausgegeben, mit Catonis disticha vereint. Schon diese Verbindung spricht für den Schulgebrauch, der wenigstens am Ausgange des Mittelalters feststeht."

Jedermann wird aus diesen Zeilen den Eindruck erhalten, als handle es sich um ein verschollenes Buch, über dessen Inhalt man nur auf spärliche Ueberlieferung und unsichere Vermutungen angewiesen sei. Und dieser Eindruck wird durch das allgemeine Schweigen in der neueren Literatur verstärkt. Weder Eberts „Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande", noch Paulsens „Geschichte des gelehrten Unterrichts", noch Sachsses „Evangelische Katechetik" geben Auskunft. Im „Dictionary of Christian Biographie" (IV 1887) wird auf Ceillier „Histoire générale des auteurs sacrés et ecclésiastiques" verwiesen. Hier (XIX Paris 1754 fol. 689) findet sich über das Buch die Angabe, es sei ein Gespräch von drei Personen, deren griechische Namen Fausseté, Vérité, Prudence bedeuteten. Bernhard Sylvester von Utrecht habe die Schrift gekannt und einen Kommentar dazu geschrieben, der auf der Königlichen Bibliothek (zu Paris) noch zu sehen sei [1]). Ceillier verweist auf Trithemius, in dessen Catalogus scriptorum ecclesiasticorum (Ausgabe von 1531 fol. 41 a) mit Bezug auf Theo-

1) Der gleich zu erwähnende August Beck hat diesen Kommentar dort vergeblich gesucht.

Digitized by Google

dulus zu lesen ist: „De cuius opusculis ego tantum reperi opus metricum de miraculis veteris testamenti et fabulis poetarum, cui titulum imposuit Aeglogarum lib. 1“. Auf diese und ähnliche Quellen geht auch zurück, was Jöcher im Allgemeinen Gelehrtenlexikon (IV 1751) über das Buch und seinen Verfasser bemerkt.

Wo ich in neueren Arbeiten die Ecloga Theoduli überhaupt erwähnt fand, liess sich die Notiz auf Zezschwitz zurückführen, so auch in der katholischen Literatur. Ferdinand Probst (Geschichte der katholischen Katechese, Breslau 1886, S. 72) gibt Zezschwitz als Quelle an, und unter Berufung auf Probst wiederum weiss dann das Kirchenlexikon von Wetzer und Welte (V ² 1888, S. 494) mitzuteilen, die Ecloga Theoduli habe neutestamentliche Geschichten enthalten.

Und doch ist das Buch nicht nur für jedermann noch zugänglich, sondern es ist auch kein Geringerer als Lessing, dem wir Mitteilungen über einige Handschriften und Ausgaben verdanken. In den Beiträgen zur Geschichte und Literatur[1]) berichtet er in Beantwortung einer Anfrage von drei Pergamenthandschriften — die älteste setzt er im 12. Jahrhundert an — und drei Ausgaben (1489, 1492, 1495) der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Diese Anfrage stammte von J. G. S. Schwabe, der an einer Ausgabe der Ecloga Theoduli arbeitete; sie erschien 1773 zu Altenburg. Seit 1836 haben wir sodann die Ausgabe von August Beck, die als Marburger Dissertation erschien[2]). Beck bietet nicht nur unter fleissiger Benutzung des ihm zugänglichen, handschriftlichen Materials einen lesbaren Text, sondern trägt auch allerlei zum Verständnis einzelner Schwierigkeiten in unserem Gedichte bei; oft lässt freilich auch er uns im Stich. Eine neue erklärende Ausgabe ist sehr zu wünschen; sie dürfte nicht bei Beck's Bemühungen um den Text stehen bleiben und müsste die mittelalterlichen Kommentare ausgiebiger heranziehen. So ungeheuerlich diese Erklärungen grossenteils sind, sie gewähren u. a. einen wichtigen Einblick in die Kenntnis des Mittelalters von der Antike und dürften, wie wir sehen werden, auch in der Geschichte des Unterrichts nicht unberücksichtigt bleiben.

Ehe hier näher über die Bedeutung von Theoduls Ecloga ge-

1) In der Lachmannschen Ausgabe Band IX, Berlin 1839 S. 181 ff.; bei Kürschner XI 2, 37 ff.

2) Nachträglich sehe ich aus einer Notiz in den „Studien und Kritiken“ 1891, S. 777 f., dass Knoke in Göttingen Becks Arbeit kennt und schon 1875 gekannt zu haben scheint; seine „Methodik der biblischen Geschichte“ war weder in Hamburg noch in der königlichen Bibliothek zu Berlin vorhanden.

Digitized by Google

handelt wird, will ich im Anschluss an den Beck'schen Text eine Analyse des Inhalts versuchen, die mir hier geeigneter erscheint als ein Textabdruck oder eine Uebersetzung, weil so die leitenden Gedanken mehr herausgearbeitet, vor allem das Gemeinsame oder Verschiedene der einzelnen gegenübergestellten Geschichten deutlicher hervorgekehrt werden kann. Denn um einen Vergleich antiker Sagen mit alttestamentlichen Geschichten handelt es sich in unserem Gedicht tatsächlich. Jede Sage oder Geschichte umfasst vier Hexameter mit gleichklingender Cäsur- und Endsilbe (also nicht eigentlich leoninische Verse). Natürlich ist bei der folgenden Art der Wiedergabe die Gefahr des Irrtums grösser, und ich betone ausdrücklich, dass ich mir bei manchen Stellen der Möglichkeit anderer Auslegung sehr wohl bewusst bin.

In Aethiopien treffen im Hochsommer um die Mittagszeit bei einem Wasser ein Hirt und eine Hirtin zusammen. Aber sie sind nicht vom gewöhnlichen Schlage; er stammt aus Athen und kann nicht nur seine Fistula blasen, sondern auch Verse schmieden. Doch sein Name ist wenig vertrauenerweckend: er heisst Pseustis. Sie dagegen, Alithia, ist aller Tugenden voll, eine schöne Jungfrau vom Samen Davids[1]) und wie er des Saitenspiels kundig. Bei ihrem Gesang hemmt der Bach seinen Lauf, die Schafe vergessen der Weide und lauschen verzückt. Nur Pseustis ärgert sich und fordert das Mädchen zu einem dichterischen Wettkampf heraus. Die beiderseitigen Instrumente sollen Kampfpreis sein. Zum Glück kommt Phronesis, auch dem Hirtenstande angehörend, des Wegs und ist gern bereit, die Rolle der Schiedsrichterin zu übernehmen. Die Schelte der Eltern wegen der Verspätung will sie gern auf sich nehmen, wenn sie zuvor die Lust, einem solchen Kampfe zu lauschen, geniesst. Sie schreibt für den Streit Vierzeiler vor, „die pythagoräische Zahl". Pseustis soll den Anfang machen. Der beginnt mit einer Verherrlichung des goldenen Zeitalters; Saturnus, aus Creta hervorgehend, brachte es der Welt. Ohne Erzeuger ist er selbst der Stammvater des Göttergeschlechts. — Dem setzt Alithia die Paradiesesfreuden der ersten Menschen gegenüber. Aber durch das „Schlangengift" betört, brachten sie über sich und ihr

1) Also Jüdin, das passt zu dem ausschliesslich alttestamentlichen Inhalt ihrer folgenden Erzählungen. Einigemale freilich, besonders am Schluss (v. 330 ff.), scheint der Dichter ihr Judentum vergessen zu haben. Dass ihm entsprechende Unbesonnenheiten bei Pseustis mit unterlaufen, werden wir noch sehen. Vielleicht liegt aber auch eine Vorstellung zu Grunde wie die Abstammung von Abraham im paulinischen Sinne.

Digitized by Google

ganzes Geschlecht das Verhängnis des Todes. — Jupiter, fährt Pseustis fort, stürzte den Vater und führte das silberne Zeitalter herauf. — Durch den eigenen Sturz verkehrt der Urmensch auch die ursprüngliche Reinheit der Natur ins Gegenteil. Das flammende Schwert vor der Paradiesespforte wehrt ihm die Verewigung seiner Schande. — Cecrops, der Gründer Athens, hat das Opfer aufgebracht; er schlachtete Jupiter den ersten Stier. — Bei dem Opfer der Brüder erschlug Kain den Abel; dieser brachte ein Lamm dar (talis decet hostia Christum). — Lycaons Verwandlung in einen Wolf hält Alithia die Entrückung des frommen Enoch entgegen. Er sah die Wiederkunft des Richters voraus und wird einst mit Elias gegen den Leviathan kämpfen. — Es folgt die Geschichte von der grossen Flut, die ich als Textprobe im Wortlaut hersetze:

Pseustis:

Venit ab Oceano submergens cuncta vorago;
Tellus cessit aquae, periit, quod vixerat, omne:
Deucalion homines, praeter quem nemo superstes,
Cum Pyrrha iactis renovavit coniuge saxis.

Alithia:

Ultio digna Dei fontes dirupit abyssi,
Octavum[1]) Noë servans in partibus arcae:
Amodo[2]) ne talem patiantur saecula cladem,
Visibus humanis per nubila panditur iris.

Weiterhin treten dem Adler Jupiters, der den Ganymedes raubte, die Vögel der biblischen Flutgeschichte zur Seite: den Raben hasst alle Kreatur, weil er den Bewohnern der Arche die gute Botschaft zu bringen versäumte; die Taube aber trug den grünenden Oelzweig im Schnabel: superest Armenia testis[3]). — Dem Frevel der Titanen, die mit aufeinandergetürmten Bergen den Himmel stürmen wollen, und ihrer Strafe entspricht der babylonische Turmbau und die Sprachenverwirrung: nomen non excidit urbi. — Apollo wurde einst zur Strafe seiner Gottheit entkleidet und musste die Herde des Admetos weiden. — Auch Abraham muss sein Vaterland verlassen; aber dem frommen Mann wird durch Isaaks Geburt herrlicher Lohn. Dort Verbannung wegen Mordes, hier Ausweisung zum Leben. — Ikarus folgt seinem Vater; aber es wird sein

1) 2. Petr. 2, 5.

2) = dehinc.

3) Die mittelalterlichen Kommentare weisen darauf hin — was schon Chrysostomus überliefert —, dass von Alters her in Armenien die Reste der Arche gezeigt würden.

Digitized by Google

Verhängnis. Isaak entgeht dem Opfertod und folgt dem Vater unversehrt. — Phyllis wird zum Baum, von Liebe zu Demophon betört; als dieser endlich kommt und den Stamm küsst, treibt er Blätter. — Loths unfolgsames (perfida) Weib wird zur Salzsäule; Tiere lecken daran. Ihn selbst rettet Segor (Zoar), da Gott ihn um Abrams willen verschont. — Diomedes verwundete Venus im Kampf. Das haben seine Gefährten zu beklagen; denn sie werden in Vögel verwandelt. — Auch Jakob rang mit Gott und wurde an der Hüfte gelähmt; auch seine Treuen nehmen Teil an seinem Geschick, denn die Juden essen zur Erinnerung daran nicht die Sehne von der Hüfte (Gen. 32, 33). — Durch die Verleumdung seiner Stiefmutter kommt Hippolytus um, von seinem Gespann zu Tode geschleift. Aber Diana erweckt ihn, und er lebt als Virbius fort[1]). — So widerstand Joseph, durch den Neid der Brüder als Sklave verkauft, der Leidenschaft des buhlerischen Weibes; aber aus dem Kerker kam er zu hohen Ehren und regierte die Gefilde von Canopus.

Kadmus, der Schlangentöter, bringt den Griechen das Alphabet und wird selbst zum Drachen. — Moses macht die Künste der Zauberer zu Schanden (auch dabei spielen Schlangen eine Rolle), führt sein Volk aus der Knechtschaft und ersäuft die verfolgenden Feinde im roten Meer. — Jupiter verführt in Stiergestalt Agenors Tochter; dessen Verfolgung entronnen, ehrt er sie mit dem Namen, den ein Drittel der Welt trägt. — Aarons goldenes Kalb bringt die Menge zum Abfall; der Stamm Levi versöhnt Gottes Zorn und erhält für alle Zeit das Vorrecht des Priestertums. — Amphiaraos, von der Gattin um einen Schmuck verraten, entgeht dem Feinde, indem ihn die Erde verschlingt, während das falsche Weib von der Hand des eigenen Sohnes fällt. — Korah sinkt mit seiner Rotte zur Hölle hinab; aber den Moses bettet Gott selbst in die Erde, dass keiner sein Grab finden kann. — Vom Zorne Junos verfolgt, irrt Jo einher und brüllt, als Kuh der Sprache beraubt. — Ein grösseres Wunder: Bileams Eselin redet in menschlicher Sprache, als ihr der Engel entgegentritt. — Dass Jupiter auf Amphitryons Lager sich der Liebe erfreue, verlängerte die Mondgöttin die Nacht; Herkules, die Frucht dieser Liebe, erwürgt die von der eifersüchtigen Stiefmutter gesandten Schlangen. — Aber auf Josuas Geheiss hemmte einst die Sonne ihren Lauf, dem siegreichen Volk zur Hilfe bei rühmlicherem Werk. — Unvergleichliche Taten führte Herkules

1) Diese Identifizierung gründet sich auf die Etymologie: Virbius = vir bis vivus.

Digitized by Google

aus, bis er durch Deianira unterging. — Simsons Stärke streckte Tausende nieder; er trug die Tore der Stadt davon und sprengte alle Bande, bis auch ihm ein Weib zum Verderben wurde. — —

Jetzt fängt Pseustis an, in Verlegenheit zu geraten; er ruft die Götter des Himmels, der Erde und der Tiefe zu seiner Hilfe: Numina mille deum vatem defendite vestrum! Alithia dagegen wendet sich an den dreieinigen, ewigen Gott, dass er ihr helfe im Kampfe wider die Lügen. Dann setzt sich der Streit in der vorigen Weise fort. Dem Zaubergesang des Orpheus, der auch die Mächte der Unterwelt rührt, tritt Davids Saitenspiel entgegen, womit er den bösen Geist des Königs bannt; der Kräuterkunde Merkurs die Weisheit des „Ididas" (= Salomo 2 Sam. 12, 25). — Ceres sandte einst auf dem Drachenwagen der hungernden Menschheit den Triptolemus, dass er sie den Ackerbau lehre. — Durch die Kraft des Gebetes hielt Elias den Regen ab; er selbst aber wurde in der Verbannung wunderbar gespeist. — Auf dem Rosse, das aus der versteinernden Gorgo hervorging, versuchte sich Bellerophon, nachdem er die Chimära erlegt hatte, zum Himmel aufzuschwingen. — Dem Zorne Isebels entrückt der feurige Wagen den Elias. — Aurora, die ihrem Günstling Tithonus das Leben verlängern will, macht ihn zur Heuschrecke; das Andenken seines vor Troja gefallenen Sohnes erhalten in jährlicher Versammlung die (aus seiner Asche hervorgegangenen) Vögel. — Auf sein Gebet und seine Tränen wurde dem König Hiskia die Stunde des Todes hinausgerückt; zum Zeichen dessen ging die Sonne in ihrer Bahn zurück. — Hoch über menschliches Lob erhaben ist der Gründer der olympischen Spiele[1]). Lorbeer und feierliches Geleit ehrt den Sieger, Schmach und Schande folgt dem Besiegten. — In Josia beklagte einst Israel den Wiederhersteller seines Kultus, der das Passahfest zu Ehren brachte; kein Geringerer als Jeremias hat ihn beweint. — Salmoneus, der in Elis frevelhaft den Donner und Blitz nachahmt, erliegt Jupiters rächendem Strahle. — So büsst Nebukadnezar seine Vermessenheit mit siebenjährigem Wahnsinn. — —

Pseustis wünscht in immer wachsender Bedrängnis, es möchte endlich der Abend dem Streit ein Ende machen. Aber die Rosse des Phoebus zögern, als sollte die Welt abermals ein Unglück erleben wie zur Zeit Phaethons. Alithia durchschaut Pseustis und triumphiert: Die Sonne ist an ihren Lauf gebunden, den ihr Gott verordnet hat; nur Verzweiflung spricht aus dem Gegner. Noch aber gibt dieser sich nicht gefangen. —

1) Hercules.

Digitized by Google

Vergebens schliesst Akrisius die Danae im Turme ein: der liebeslustige Gott findet in Gestalt eines goldenen Regens den Weg zu ihr. — Den Daniel aber errettet Gottes schützende Hand vor der Wut der Löwen trotz versiegelter Pforten; Habakuk, von dem Engel am Schopfe durch die Lüfte getragen, brachte ihm Speise. — Niobe musste den Stolz auf ihre Leibesfrucht schwer büssen; darum opfert Weihrauch der Diana, die ihr eure Kinder erhalten wollt! — Susanna, von den lüsternen Greisen überrascht, widerstand der Sinnenlust trotz der Gefahr, die sie bedrohte. — Weibersinn hat schon manchen Held zu Fall gebracht; die Furchtbarkeit des Weibes bezeugen Prokne und Medea. — Hinweg mit so schändlichen Greueln! Die Kraft des Weibes erfuhr Holofernes, von blinder Liebe zu Judith betört. — Scylla, von quälender Leidenschaft für Minos entbrannt, beraubte den alten Vater verräterisch seines purpurnen Haares; aber von Minos verstossen, ward sie in einen Vogel verwandelt und von dem (zum Seeadler gewordenen) Vater verfolgt. — Die Schönheit Esthers rührte den König von Medien und Persien; auf den Thron Vastis erhoben, wehrte sie von ihrem Volk das drohende Unheil ab. — —

Hier hört die Gegenüberstellung alter Sagen und biblischer Geschichten auf. Pseustis ruft die Musen und Nymphen herbei. Alithia verspottet diese Wahngebilde der Furcht und der Lust; wenn Himmel, Erde, Meer und Unterwelt ihre besonderen Götter haben, warum nicht auch die einzelnen Glieder. Dem Hirten wird es dabei immer unbehaglicher, gern wäre er die Gegnerin los: der Wolf stellt ihren Lämmern nach. Cede, dies, caelo, quia nescit cedere virgo! Die aber will sich den Sieg nicht entreissen lassen; mögen sich die Schafe mit erhobenen Hörnern verteidigen, wie einst das Osterlamm den bösen Feind besiegte. Pseustis sucht seinen Polytheismus zu verteidigen: Es gibt so mancherlei Uebel in der Welt; wie könnte ein Gott allein sie alle abwehren?! Alithia erwidert: Mannigfach sind die Güter der Welt; das grösste Gut aber ist, nach dem Tode dem Zorne des Richters zu entgehen. —

Abermals äussert der verzweifelnde Pseustis die Besorgnis, am Himmel sei irgend etwas nicht in Ordnung; schon geht seine Verteidigung in Spott über: die Götter schlafen wohl; oder becherten sie aus Lethes Nass? Cede, dies, caelo, quia nescit cedere virgo! — Alle Kreatur harrt auf den, der keinen Schlummer kennt, entgegnet Alithia. Pseustis versucht nun sein Heil zuletzt mit einer Art Rätselfrage, der aber Alithia schlagfertig eine schwierigere entgegenstellt. Die keineswegs durchsichtigen Verse folgen hier im

Digitized by Google

Wortlaut:

Pseustis:

Dic mihi, dum tristes adiit Proserpina sedes,
Lege data matri si vellet nata reverti,
Gustum perfidiae quis primum prodidit ore? [1])
Dic, et Troianum lauderis scire secretum [2]).

Alithia:

Quum pelagus mundo, subsidat mundus olympo,
In medio semper consistat pendulus aër,
Dic, ubi terra levem caeli supereminet axem? [3])
Et te posse Dei tetragrammaton [4]) adnuo fari.

Endlich ist Pseustis mit seiner Weisheit zu Ende. Aber wollte er zugeben, von dem Mädchen besiegt zu sein, er müsste ja wie Kalchas trauern, der dem Mopsus unterlag [5]) — das ist natürlich zur Seite gesprochen zu denken. Alithia indessen weiss nichts von Ermüdung; sie wünscht sich den Thales als Vertreter heidnischer Weisheit zur Stelle, um ihm aus den vier Evangelien die Fleischwerdung Gottes zu demonstrieren; die Mühe soll sie nicht verdriessen. — Jetzt gibt Pseustis den Widerstand auf und bittet Phronesis [6]), Alithia zum Schweigen zu bewegen: Quo tendis cedo, nec me cessisse negabo.

Phronesis preist die Siegerin glücklich, aber sucht auch ihr Mitleid zu wecken: Desine, quod restat, ne desperatio laedat.

In weiteren acht Versen, die aber in den meisten Handschriften fehlen und deren Unechtheit schon Lessing erkannte [7]), folgt als Schlusswort der Alithia eine recht mässige Doxologie.

1) Ascalaphus? Ovid. metam. V 533 ff.

2) Das Palladium?

3) Hierzu fabeln die Kommentatoren die merkwürdigsten Dinge. Es wird auf Bernhard Sylvester die Erklärung zurückgeführt, ein Seher, namens Caelius, habe Erde auf die Axe eines Wagens gelegt, und dieses Rätsel, das keiner riet, dann selbst gelöst: terra erat altior axe Caeli. Andre lassen das Paradies, damit es vor der Flut geschützt wäre, von Gott super lunarem globum gesetzt sein; oder man denkt an die Himmelfahrt Mariae. — An den Thron der Maria etwa zu denken, scheint mir durch den wirkungsvollen Gegensatz gegen Proserpina nahe gelegt. Jedenfalls wird irgend ein Theologumenon dahinter stecken, schwerlich ein Produkt des Volkswitzes wie im „Hirtenbüblein" (vgl. Bürgers „Kaiser und Abt") und den zahlreichen verwandten Schwänken des Mittelalters und früherer Zeit.

4) יהוה.

5) Vgl. die Ueberlieferung bei Strabo XIV (ed. Kramer III S. 108 f.)

6) Unter Anspielung auf eine Stelle aus Martianus Capella.

7) Vgl. seine Worte: „So schlecht auch die Verse des Theodolus sind, so sind sie doch nicht so gar erbärmlich als dieser abscheuliche Schwanz."

Digitized by Google

Man erkennt sofort die formelle Aehnlichkeit unseres Gedichts mit Theokrits Idyllen und Vergils Eklogen. Natürlich ist auch die Benennung der Dichtung Vergil entlehnt; und es ist ebenso ergötzlich wie bezeichnend für die Gelehrsamkeit der mittelalterlichen Kommentatoren, wenn sie „Aegloga“ schreiben und „sermo caprinus“ erklären, weil das Gespräch in ländlicher Umgebung geführt werde. Aus der Vorlage stammt die Idee des Wettgesanges zwischen Hirten, daher auch die zufällig des Weges kommende dritte Person, die das Schiedsrichteramt übernimmt, die Festsetzung des Preises, die Aufforderung zum Beginn und die Bestimmung der Reihenfolge durch den Schiedsrichter (vgl. Vergils III. Ekloge, dazu Theokrits V. Idyll). In Vergils VII. Ekloge haben wir dann auch noch den regelmässigen Wechsel von Vierzeilern.

Bezüglich des Inhalts wird es bei der Lektüre aufgefallen sein, dass, obschon scheinbar der Heide bei dem Wettstreit die Führung übernimmt und Alithia nur antwortet, dennoch tatsächlich einzig ihre Geschichten eine bestimmte Folge und Ordnung erkennen lassen, die chronologische nämlich: die wichtigsten Gestalten und Ereignisse des Alten Testaments ziehen von Adam bis auf Esther an uns vorüber, Pseustis aber bietet gewissermassen nur jedesmal die geeignete Folie. Dieser Folge entsprechen auch die Hauptabschnitte des Gedichtes. Bis Pseustis zum ersten Male die Götter um Beistand anruft (von Vers 37—180), wird von der Ur- und Patriarchenzeit, vom Auszug aus Aegypten, der Besetzung Kanaans und den Richtern gehandelt; dann folgt bis zur nächsten Abschweifung des Pseustis (von Vers 189—244) die Zeit der Könige und Propheten, darauf (Vers 253—284) die des Exils, aus der übrigens ausser Daniel nur weibliche Gestalten aufgeführt werden. Im Schlusse (285 bis 344) ist dann von dem Alten Testament nicht mehr die Rede. Aus den quattuor evangelicae rationis codicibus aber wird nichts mitgeteilt, als dass sie die Fleischwerdung Gottes durch die Geburt aus der Jungfrau enthielten.

Aus alle dem geht — meine ich — klar hervor, was das Gedicht bezweckte. Erinnert auch einiges an die Einwürfe der Apologeten: als eigentlich apologetisches Gedicht wird man die Ekloge nicht in Anspruch nehmen dürfen. Es ist ja gar kein ernsthafter Kampf, der uns hier vorgeführt wird. Man hat den Eindruck eines leichten Getändels, übrigens der Form ja ganz entsprechend. Nichts von dem euhemeristischen Rüstzeug der Apologeten, wie es noch Laktanz benutzt, nichts von gereiztem Ton: der arme Pseustis wird am Schluss herzlich bemitleidet. Zu verteidigen ist eben nichts

Digitized by Google

mehr, weil es keine Angriffe mehr gibt. Es handelt sich vielmehr darum, was ja auch sonst die Kirche trefflich verstanden hat, den Resten heidnischer Vorstellungen in den Köpfen der Gläubigen christlich Approbiertes zu substituieren. „Warum erzählt ihr euch nur die Sagen der Heiden?! Auch das Christentum hat ja im Alten Testament seine Erzählungen aus grauer Vorzeit, und sie haben vor jenen den Vorzug der Wahrheit und dass hier alles viel edler und gerechter zugeht als dort", das etwa ist es, was der Verfasser seinen Lesern zuruft. Daneben freilich hat ihn auch ein wenig die Eitelkeit gespornt; daher die Verweise auf (Martianus) Capella Vers 334[1]) und auf Ennius Vers 288[2]), die sich im Munde des natus ab Athenis pastor wunderlich genug ausnehmen.

Dass unser Gedicht in den Schulen benutzt worden ist, steht fest. Nicht nur die zahlreichen Handschriften und Ausgaben[3]) und die Vereinigung mit andern in der Schule traktierten Stoffen sprechen dafür; wir haben auch positive Belege. Bernhard Sylvester schrieb im 12. Jahrhundert mit Bezug auf seinen Kommentar zu unserer Ekloge an den Bischof Konrad von Utrecht: Lecturus aliquando Theodulum pueris, quibus docendis doctorem doceri quam docere aptiorem praefecistis, primum quidem in his, quae extra quaeri solent, dehinc in historiarum fabularumque mysteriis eos coepi rudis rudes erudire etc. (bei Beck). Und in der Gründungsurkunde der ersten Breslauer Stadtschule bei St. Magdalenen vom Jahre 1267 wird bestimmt, dass die Knaben an dieser Schule unter anderem den Donat, Cato, Theodul und die regulae pueriles treiben sollen[4]).

Ob das Gedicht von vornherein im Gedanken an die Jugend geschrieben wurde, ist dieser Tatsache gegenüber eine Frage von geringerer Bedeutung. Dafür spricht vielleicht die systematische Anordnung; auch ist die Behandlung geschlechtlicher Dinge im ganzen schonend.

---

1) Bei Martianus Capella ist Phronesis die Mutter der mit Merkur vermählten Philologia § 114. 217. 893 (ed. Kopp 1836).

2) Das dort erwähnte Distichon des Ennius hat er übrigens auch aus Martianus Capella § 42, von dem Beck merkwürdigerweise gänzlich schweigt. — Uebrigens ist die Kenntnis des Autors von den Sagen keineswegs überall quellenmässig; es gab ja auch so bequeme Inhaltsangaben wie die Narrationes fabularum des Lutatius Placidus aus Ovid.

3) Als Editio princeps führt Beck eine von 1481 an, die letzte, die er vor Schwabe nennt, trägt die Jahrzahl 1608.

4) Vgl. Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland etc. Stuttgart 1885, S. 250.

Digitized by Google

Das eine steht jedenfalls fest, dass im Mittelalter in vielen Schulen alttestamentliche Geschichten mit zum Unterrichtsstoff gehörten. Dass sie hier zugleich sprachlichen Zwecken dienten — besondere Religionsstunden gab es ja, in den Stadtschulen wenigstens, nicht — schliesst das religiöse Interesse daran nicht einfach aus. Die neutestamentliche Lektüre aus Evangelien und Episteln, die der deutsche Humanismus einführte, wurde auch grammatisch verwertet. Dass aber das Neue Testament in unserer Ekloge leer ausging, hängt nicht nur mit ihrer besonderen Tendenz zusammen, den antiken Mythen christliche Parallelen zur Seite zu stellen; die neutestamentlichen Stoffe wurden dem Volke wie den Schülern ja in den zahlreichen Gottesdiensten ohne Frage geläufiger als die alttestamentlichen. Wie wenig sich übrigens die Lehrer in der Ausführung der in dem Gedicht nur angedeuteten Geschichten an die biblische Vorlage gehalten haben mögen, geht mehr noch als aus den bei Beck mitgeteilten Bruchstücken von Kommentaren aus den Mitteilungen hervor, die man bei Geffcken[1]) über das übrigens schon 1406 nachweisbare Volksbuch „Der Seele Trost“ findet, wo die biblischen Geschichten — mit Vorliebe alttestamentliche —, mit profanen Erzählungen untermischt und zum Teil legendenhaft aufgeputzt, als „Exempla“ verwendet auftreten.

Was über die Person des Verfassers der Ekloge überliefert wird, ist mit Misstrauen aufzunehmen. Wenn schon in alten Zeiten davon die Rede ist, Theodulus sei nur Pseudonym, so wird die Möglichkeit dieser Annahme kaum von der Hand zu weisen sein. Andererseits ist er auch mit dem Theodulus presbyter in Coelesyria identifiziert worden, von dem Gennadius[2]) ausser dem Titel seiner Schrift De consonantia divinae scripturae i. e. Veteris et Novi Testamenti erwähnt: moritur hic scriptor ante triennium regnante Zenone. Beck versucht den Nachweis, dass die Ueberlieferung von der italienischen Herkunft des Dichters, seinen Studien in Griechenland[3]) und seinem vorzeitigen Tod lediglich auf das Gedicht selbst zurückgehen, so der Aufenthalt in Athen auf die Namen und einige griechische Formen und Endungen, der plötzliche Tod auf die Fehlerhaftigkeit der Verse. Auf die Reimart dieser Verse und einige metrische Fehler gründet er selbst dann seine Ansetzung im 7. oder 8. Jahrhundert, ohne indessen diese Annahme irgendwie für sicher

1) Der Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts I, Leipz. 1855 passim.

2) De viris illustribus cap. 92 ed. Richardson (Texte und Unters. XIV 1) Leipz. 1896, S. 93.

3) Dodona ist ihm Gnossia, also kretisch! (v. 205).

Digitized by Google

zu halten. Ich möchte nur noch auf das hinweisen, was Ebert (a. a. O. II 167 f.) über das Vorkommen unserer Versart in der metrischen Widmung (vor 839) eines Evangelienbuches an Ebbo von Reims bemerkt. Ausserdem sei auf die Ecloga duarum sanctimonialium aufmerksam gemacht (bei Ebert II 293 f.), einen amöbäischen Klagegesang auf Adelhard († 826), der in derselben Weise wie unser Gedicht sich Vergil (V. Ekloge auf Daphnis-Caesar) zum Muster nimmt. Das würde auf das 9. Jahrhundert weisen, und damit kämen wir der Ueberlieferung (9.—10. Jahrhundert) näher. Doch ist eine bestimmte Ansetzung daraufhin natürlich nicht möglich. Man wird abzuwarten haben, ob etwa noch zu entdeckende literarische Beziehungen festere Anhaltspunkte geben, wie denn auch inhaltlich noch manche Frage der Lösung harrt.

Anhangsweise sei noch erwähnt, dass wir in der ersten protestantischen „biblischen Geschichte", den Catalogi des Otto Brunfels von 1527, die uns neuerdings im 3. Bande (S. 187 ff.) des verdienstvollen Werkes von Ferdinand Cohrs über „Die evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion" [1]) vorliegen, in mehrfacher Beziehung ein Pendant zu „Theoduls" Ekloge bilden. Diese Catalogi stellen die frommen und die gottlosen Männer, die frommen und die gottlosen Frauen, die Siege der Frommen, ihre Gebete und Ermahnungen, sowie die Gewalttätigkeiten der Gottlosen in Gruppen zusammen. Ich will nicht davon reden, dass auch die Catalogi im Titel wie die Ekloge auf ein antikes Vorbild deuten, auf Hesiods Γυναικῶν κατάλογος; auch die summarische Kürze der Erzählungen sei nur erwähnt. Auffällig aber ist Brunfels' Vorliebe für das Alte Testament, die noch deutlicher als in den Catalogi in seiner Catechesis (Tom. III Catechismi puerorum) hervortritt, wo er sagt: Convenit et crebro ex veteri testamento historias recitare et mirabilia Dei, quae fecit cum sanctis suis (a. a. O. S. 338) und unter den 33 den Kindern einzuprägenden biblischen Geschichten nur eine neutestamentliche anführt: De constantia apostolorum Act. 4. Vor allem aber berühren sich die Catalogi in ihrer deutlich ausgesprochenen Zweckbestimmung mit der Ekloge „Theoduls" und unterstützen unsere Auffassung des Gedichts. Es heisst nämlich in der Vorrede: Sequentes Catalogos pueris nostris dictaveramus, non quod ex iis quidem eloquentiam perdiscerent, sed ut una cum historiis ethnicorum et fabulis poetarum assuescerent quoque balbutire nomina illustrium sanctorum. Und noch deutlicher sagt die deutsche Ausgabe im „Heldenbüchlein":

1) In den Monumenta Germaniae paedagogica Bd. XX—XXIII, Berlin 1900—1902.

Digitized by Google

„Dieweil allzeit mer bewegen beyspyl und würckliche thaten, weder wort, desshalben dann ettliche der Heydnischen hystorienschreiber bewegt, uff dz sye zuo den tugenden vil reytzten, haben sye heldenbüchlein beschriben, darinnen anzöigt merckliche thaten und weissliche handlungen der Eltern. Und aber die Jugent uff solche allein verwisen würt, gleich als hetten wir nit auch in heyliger geschrifft exempel, denen entweders nachzuofolgen oder die zuo meiden weren. Hab ich auch die Helden, beyd Mann und Frawen Newes und alts Testaments züsamengelesen, obgemelter jugent zuo guot, damit sye auch gewonen der Biblischen gegenwürff". Gerade auch der letzte Ausdruck macht es mir wahrscheinlich, dass Brunfels unsere Ekloge kannte, was bei deren weiter Verbreitung nahe genug liegt anzunehmen.

Uebrigens ist der Anspruch des Katholizismus, schon vor des Frankfurter Predigers Hartman Beyer „Biblischen Historien" (vor 1577)[1]) seinerseits in dem Catechismus ecclesiae des Georg Wicelius (1535 nach Bahlmann)[2]) den ersten Abriss der heiligen Geschichte gebracht und die biblische Geschichte in den Religionsunterricht eingeführt zu haben[3]), auf Grund der Catalogi und der Catechesis des Otto Brunfels zurückzuweisen. Die „Handelunge des heiligen Christenthumbs" bei Wicelius sind auch gar nicht rein biblische Geschichten, sondern es tritt darin stark die gleiche Wertung von Schrift und Tradition entgegen. Doch ist hier überhaupt die Prioritätsfrage ein müssiger Streit: biblische Stoffe, alt- und neutestamentliche, gab es ohne Frage schon vor der Reformation im Schulunterricht.

Grundlinien einer personellen Homiletik.

Von

Professor D. **Baumgarten** in Kiel.

3. Begabung und Bildung zum Redner in der Gemeinde.

So wenig der Redner im Prediger für sich zu gelten hat, so ist es doch heilige Pflicht des Zeugen und Dieners, das Wort so zu reden, dass es sein Ziel: Erbauung von Gemüt, Verständnis und Willen durch Erregung von Lust und Unlust, Zustimmung und

1) Nach Knokes Mitteilung Stud. u. Krit. 1891, S. 778 ff. wohl schon 1555 erschienen und zunächst nicht als Schulbuch gedacht.

2) Die mir vorliegende Ausgabe ist vom Jahre 1542.

3) So P. Bahlmann, Deutschlands katholische Katechismen etc. Münster 1894, S. 29 Anm. 65.

Digitized by Google

Entschluss, bei möglichst vielen und möglichst sicher erreiche. Gleichgiltigkeit gegen die Wirkung, Unachtsamkeit auf die Wirkungsgesetze ist mangelnde Dienstwilligkeit. Somit hat der Redner der Gemeinde den ganzen Natur- und Kulturboden zu bebauen, aus dem alle echte Beredsamkeit quillt. Dazu gehört nun zweifellos „ein von seinem Gegenstande warm durchdrungenes Gemüt, dialektische Schulung der Gedanken, klare Ordnung und übersichtliche Gruppierung des Stoffs, Leichtigkeit der Verknüpfung, Gewandtheit und Flüssigkeit der Darstellung, dazu auch eine scharfe psychologische Beobachtungsgabe, die in Natur und Geschichte, wie im Menschenherzen das Leben belauscht, lebhafte künstlerische Phantasie, die sich mit Leichtigkeit ganz in die zu schildernden Zustände versetzt, wie aus ihnen heraus redet und sie plastisch vorführt, ein weiter, offener und zugleich kombinatorischer Blick, dem mühelos aus allerlei Lebensgebieten Analoges zur Illustration zuströmt“ u. s. w.

Auch hierfür bedeutet natürlich ein sanguinisches, auch cholerisches und melancholisches Temperament, eine reiche formale und Phantasiebegabung, ein impressionables, zartbesaitetes Gemüt, ein gesunder, zur Ordnung und Klarheit strebender Verstand, eine starke, stoffbeherrschende Subjektivität eine unendlich schätzbare Mitgift, während ein langsames, träges, dumpfes, passives oder gar asthenisches, phlegmatisches, lethargisches Temperament, das für sich selbst auf Eindrücke kaum reagiert, sein Innenleben kaum je zur Lebendigkeit eines Dialogs erhebt, zur Einheit des Lebens kaum hindrängt, auch in der Gemeinde schwerlich Leben zu wecken, sie dialogisch und impulsiv anzuregen vermag.

Doch vermag gegen eine solche mangelnde Mitgift und zur Stärkung der schwachen viel die Geistesbegabung, die eben — durch das Erlebnis der Heilsordnung — ein von seinem Gegenstand warm durchdrungenes Gemüt und zugleich — durch das Interesse an der Gemeinde der Erlösten — eine scharfe psychologische Beobachtungsgabe, die sich über alles am lebendigen Mittelpunkt des Heils orientiert, mit sich bringt. Pectus est, quod disertum facit. Vorzüglich erzeugt eigene Rechtfertigung und Versöhnung, Begnadigung und Beseligung einen starken Gemeinsinn, Gemeinsamkeit der Interessen mit der Gemeinde Christi und, kurz gesagt, der Geist des Zeugen und Dieners Christi ist auch der beste Rednergeist.

Und doch kann weder jene Anlage noch diese Begabung von homiletischer Bildung dispensieren. Nur eine bewusste, auf klar erkannte Ziele gerichtete Selbstzucht vermag den durchschnittlichen Geistlichen zu der Stoff- und Formbeherrschung zu führen, die sich

Digitized by Google

frei ergehen kann in der Aussprache der vom Text erregten praktischen Antriebe. Diese homiletische Bildung findet ihre Maximen in der nun folgenden materiellen und formellen Homiletik, welche ja nicht eine Darstellung subjektiver Meinungen und Praktiken, sondern das durch jahrhundertelange Erfahrung gewonnene, also gewissermassen generelle Resultat planvoller Reflexion über die Praxis ist. Natürlich ist dieselbe zu kontrollieren und zu ergänzen durch reichliche Lektüre mustergiltiger Predigten, besser aber durch Einleben in wenige, kongeniale Muster als durch Vielleserei von allerlei Meistern. Vor allem muss man sich klar machen, dass nur auf dem Wege jahrelanger Gebundenheit an Regeln und Disposition die Freiheit zu gewinnen ist, die, indem sie der gebietenden Stunde gehorcht, doch jenes innere Gleichmass nicht verleugnet, ohne welches der kultische, der Gemeinderedner seine Würde und Geltung für die Gemeinde verliert.

Neben dieser Regelzucht, die leicht pedantisch und stereotyp macht, ist aber stets für die Befruchtung von Phantasie und Darstellungskraft Sorge zu tragen. Dies darf aber nie unmittelbar vor Abfassung einer Predigt und ad hoc, mit der Absicht darauf geschehen, es wird förderlich auch kaum durch Lektüre von Kommentaren und Predigten über den betreffenden Text geschehen — solche Absichtlichkeit verdirbt die meditative Selbsterbauung durch den Text, woraus die erbauliche Kraft über andere kommt — sondern Phantasie und Plastik müssen indirekt, allgemein, fortgehend gebildet werden durch die Lektüre von Dichtern (zumal Shakespeare), Roman- und Volksschriftstellern, durch die Teilnahme am Kunstleben, durch den gemeinsamen, sich mitteilenden Genuss von Natur und Musik. So muss der Frohsinn und die Freude an der Leiblichkeit als dem Ende der Wege Gottes zum Charakter werden, dass man ihre Befriedigung unwillkürlich von sich selbst verlangt. Endlich darf auch die rednerische Aussprache nicht am heiligen Objekt selbst geübt werden, wohl aber soll sie in Deklamationsübungen und treuem Auskaufen jeder Gelegenheit zu freier Selbstmitteilung, auch in der Korrespondenz, auch im Vereinsleben, vorbereitet werden. Will man die der Keuschheit und Wahrheit des Zeugnisses abträgliche, allzubewusste, formale Arbeit an der Predigt reduzieren, so muss man eben die Formbeherrschung vor die Predigtarbeit verlegen. Jedenfalls aber ist das Ziel homiletischer Bildung die freie, unmemorierte, vom Moment und der Zuhörerschaft bestimmte Rede; das Mittel aber treueste Beherrschung der Kunst nach dem Motto: Diene, um der Freiheit wert zu sein.

Digitized by Google

Zwei moderne Prediger.

Von

Privatdozent Lic. **Niebergall** in Heidelberg.

III. Kritik.

Die Kritik der beiden Predigtsammlungen wollen wir so gestalten, dass wir jedesmal getreu der Uebersicht über den Inhalt drei Fragen stellen: Ist der Zustand der Gemeinde richtig geschildert? Ist diesem Zustand entsprechend die Aufgabe der Predigttätigkeit gestellt? Sind die rechten Mittel angewandt, um dieses Ziel zu erreichen? — Es dürfte sich vielleicht im allgemeinen empfehlen, an jede Predigtsammlung diese drei Fragen zu richten; denn es genügt nicht, zu konstatieren, welchen Eindruck die Predigten auf den Rezensenten machen, für den sie ja gar nicht immer gehalten worden sind, sondern auf die Leute, für die sie bestimmt waren. Dann wäre es ja freilich recht nötig, dass die Herausgeber entweder im Vorwort sagten, vor was für einer Zuhörerschaft die Predigten gehalten worden sind oder dass man beim Lesen spüren könnte, dass der Mann nicht ins Blaue, sondern in einen ganz bestimmten Kreis hineingeredet hat.

1. Ich glaube, dass es dem Realisten B. gelungen ist, gerade dieses akademische Publikum richtig zu zeichnen. Es ist der moderne Mensch, der uns in diesen Schilderungen der Hörer entgegentritt; der moderne Mensch in seiner akademischen Ausgabe d. h. in einer ganz besonders gesteigerten Hypertrophie des intellektuellen Lebens, mit allen Schäden dieser Hypertrophie, als da sind nervöse Unrast, sublime Selbstsucht und Einbildung hinter höflichen Formen und unbarmherzige Kritik alles dessen, was für die Bereicherung des intellektuellen Lebens nicht zu verwerten ist. Die Vorliebe für das Diesseitige in seiner blendendsten Erscheinung, die Abneigung gegen Vertiefung und Sammlung, all diese ethischen Mängel des Zeitgenossen, die sich der Kritik an der Ueberlieferung und der naturwissenschaftlichen Ergebnisse oft nur bedienen als erwünschter Vorwände, sich verpflichtende und erhebende Mächte vom Halse zu halten, — wer etwas davon in sich oder in andern gewahr geworden ist, der muss aufmerken, was hier von einem geredet wird, der solche Stimmungen genau kennt. Es ist gut, dass nicht nur diese spezifisch moderne Stimmung, sondern dass auch die durch alle Zeiten hindurchgehenden Unarten und Sünden samt der Schuld als

Digitized by Google

Zielpunkt der Predigtarbeit aufgestellt werden. Nur will mir scheinen, dass das Leid dagegen etwas zurückgetreten sei, das einen ebenso zeitlosen Anknüpfungspunkt bietet. — Ich glaube, wenn es darauf ankommt, der Gemeinde die feste Ueberzeugung einzuflössen: Ich kenne euch und nehme an euren Interessen teil; auf, lasst euch auch in die meinen ziehen, dann muss sich diese Gemeinde von ihrem Prediger angezogen und gefesselt fühlen.

Auch das Ziel, zu dem diese Leute hingeführt werden müssen, ist meiner Meinung nach richtig erkannt. Es muss auf das Gleichgewicht der Persönlichkeit hingearbeitet werden durch eine intensive Pflege des Gemüts- und Willenslebens. Da kann man es wohl billigen, wenn in diesem Zusammenhang nicht nur ethische, sondern tief mystische Töne angeschlagen werden, die gerade das extreme Gegengewicht zu dem intellektuellen Leben den Seelen zuführen können. Die starke Betonung des Ethischen bietet einen Schutz vor der bei sensiblen Naturen immer naheliegenden Gefahr, in dieses Extrem ganz und gar umzukippen. Die Bemerkungen B.'s zur Pflege des ethischen Innenlebens und des Charakters verdienen die höchste Beachtung. Hier empfängt jeder Vorwärtsstrebende den Anstoss, nicht immer nur in der läppisch allgemeinen Weise von Sünde und Heiligung zu reden, was schliesslich bloss den Erfolg hat, dass man das Wort Sünde hasst und das Wort Heiligung liebt. Wir müssen vielmehr in das psychische Detail hinein, indem wir mit offenen Augen an uns und andern realistisch Seelenleben studieren und auf seine intimen Schäden samt ihren Ursachen und Heilmitteln sinnen. Der übliche Schablonismus in der Schilderung muss einem empiristischen Realismus Platz machen. Freilich dazu muss man das ganze liebe Jahr hindurch für seine Predigt leben, anstatt am Samstag die alten Begriffssteinchen einmal wieder zu einem neuen Bau zusammenzusetzen. Durchaus billige ich natürlich die Absichten der Predigten, den sich in seine Bildungsinteressen selbstsüchtig und selbstgefällig einschliessenden Kulturmenschen in den reinigenden Strom christlichen Geisteslebens zu versetzen, der, weit davon entfernt jene Güter uns Christen zu verleiden, nur die Seele vom falschen Besitz und Genuss befreit. Die auf die Beteiligung am sozialen Streben berechneten Ausführungen finden wohl heutzutage in diesen Schichten im allgemeinen freudigen Anklang.

Eine Prüfung des Gedankenmaterials an Motiven und Quietiven zeigt dem oberflächlichen, nach der Parteifarbe suchenden Blicke ein buntes Bild. Es sind scheinbar ganz heterogene Ge-

Digitized by Google

danken vereinigt: die mystische Forderung einer unmittelbaren Versenkung in die Tiefe Gottes, für die Jesus nur als Vorbild dient, die Wertung Jesu als des Vertreters und Abbildes des Vaters. Daneben ist er der Heiland und Erlöser, der für uns gestorben ist, aber auch Quellpunkt neuen Lebens und Ursprung ewigen Lebens, ausserdem Vorbild sozialen Wirkens. Der zornige Gott soll uns vom Bösen abhalten und der liebe Vater im Himmel soll uns zur Nächstenliebe antreiben. Es scheint, als ob hier manche für das systematische Urteil disparate Gedanken friedlich nebeneinander wirken sollten, die bloss die Rücksicht auf ihre Wirksamkeit zusammengefügt hätte. Allein dieses Urteil beruht auf Vorurteil. Baumgarten hat sich aus einer Reihe von Anregungen der verschiedensten Art seine eigene Auffassung vom Christentum gebildet, wie sie in dem zweiten Teil seiner „Neuen Bahnen" niedergelegt ist. Diese ist es, die im wesentlichen den Predigten zugrunde liegt: nur hat, wie ich glaube, ihr besonderer Zweck eine etwas stärkere Betonung des mystischen Elementes zur Folge gehabt.

2. Stellen wir unsere drei Fragen an die Predigten von F. Wie zeichnet er die Situation seiner Zuhörer? Ich glaube, dass er sie meisterhaft getroffen hat. Man wird mindestens gerade so heimisch in diesem Dorf wie in dem von Bitzius. Hier hat der Heimatdichter eine bestimmte Gegend und einen Menschenschlag so meisterlich gezeichnet wie in Jörn Uhl. Und es ist für einen jeden literarisch interessierten Menschen ein hoher Genuss, in dieser vom Dichter aufgebauten Welt sich zu bewegen. Aber nun kommt die entscheidende Frage: Ist das auch homiletisch wertvoll, was ästhetisch ein Vorzug ist? Ist dieses Eindringen in die Wirklichkeit und diese Verbindung des Göttlichen mit dem Alltag unter allen Umständen richtig und gut? So seltsam es klingen mag, vom Standpunkt der Leute gerade nicht immer. Es ist nicht leicht dahinter zu kommen, was die Herren Leute zumal auf dem Lande eigentlich wollen; es wäre ein Verdienst unserer Freunde auf dem Lande, wenn sie dem Theoretiker mit Auskunft an die Hand gingen. Es handelt sich darum: sind die Stimmen zahlreicher, die, wie ich es einmal ausdrücken hörte, sagen: Herr Pfarrer, reden Sie doch nicht immer nur von den himmlischen Dingen, steigen Sie auch einmal auf die Erde herab? oder die Stimmen derer, die nicht von der Arbeit und dem Vieh und den Schornsteinen und den Zinstagen, sondern von „Gottes Wort" geredet haben wollen? Ist unsere Anknüpfung an die vermeintlichen Gedanken und Interessen der Leute wirklich nach ihrem Sinn, oder wollen sie einmal, wenn sie in der Kirche

Digitized by Google

sind, von dem ganzen Kram nichts mehr hören? Darüber möchte ich gern etwas wissen. Einig sind wir wohl alle, dass dem Menschen das Gebiet, auf dem er arbeitet, also dem Bauern die Natur, sehr wenig Anregung zu tieferen Gedanken und Gefühlen gibt. Das bestätigt manche kräftige Anekdote, die den Unterschied der Schätzung eines grösseren Striches Land durch den sentimentalen Städter und den rechnenden Bauern illustriert. Ob dem Menschen am Ende nach psychologischen Gesetzen nur die ihm ferner liegenden Lebensgebiete zu Aeckern werden, wo ihm die feinen sinnbildlichen und erbaulichen Gedanken wachsen oder wenigstens am verständlichsten sind, weil der nüchterne praktische Blick nicht darauf ruht? Ich glaube nicht, dass man Anfängern raten darf, in der Art und in dem Umfang F.'s die Beziehungen des ländlichen oder städtischen Lebens heranzuziehen. Damit ist nicht gesagt, dass man die Lage nicht berücksichtigen soll; aber man braucht ja nicht alles zu sagen, was man tut — das ist ein beliebter homiletisch-pastoraler Fehler, z. B. immer von Erbauung zu sprechen, statt einfach zu erbauen. — Dieses Urteil trifft B. nicht in dem Masse, so sehr er auch den Leuten ihre innere Situation zum Bewusstsein bringt: Ich glaube darum, weil seine Leute viel mehr zur Reflexion und Beschäftigung mit sich selbst neigen als die Bauern.

Gegen die Zielsetzung von F. habe ich nichts einzuwenden. Dieses Drängen auf ein nüchternes, praktisches Christentum des Gottvertrauens, der Liebe und der Zucht halte ich unter diesen Umständen für richtig. Ich glaube, damit kommt man bei dem Bauern am weitesten, der, wie ich ihn kenne, ein Rationalist durch und durch ist. Wo so viel grobe Klötze und Wacken wegzuschaffen sind, kann man sich in der Predigt auch keine sonderliche Vertiefung des Gemütes oder Verfeinerung des sittlichen Taktes zum Ziel setzen. Wenn einem die Predigten nach dieser Seite hin zu wenig bieten sollten, der kann ja andere lesen; sie waren ja gar nicht für ihn gehalten.

Was nun die Mittel angeht, so will ich die theologischen und die rednerischen unterscheiden. Es springt in die Augen, dass F. trotz all seiner dichterischen Ungebundenheit ein theologisch ziemlich streng denkender Prediger ist. Es ist eine deutlich genug markierte Farbe, die überall hervortritt, nämlich die christozentrische Dogmatik der sogenannten Ritschl'schen Schule. Diese hat hier eine gute Probe ihrer praktischen Verwendbarkeit abgelegt. Ich halte eine bestimmte einheitliche Auffassung des Christentums, wie sie eine systematisehe Gesamtauffassung gibt, für eine notwendige Voraussetzung eines zielbewussten und kräftigen Wirkens. Darin

Digitized by Google

darf man sich durch die häufig entgegentretende Abneigung gegen die systematische Theologie nicht irre machen lassen. Die Wirklichkeit zwar ist voll von Widersprüchen, aber die Wahrheit ist einheitlich. Zwar können wir diese einheitliche Gotteswelt nur in ihren Teilmomenten, und zwar mit Hilfe von Bildern aus dem irdischen Leben fassen; und dass wir da oft ganz heterogene Bilder nehmen können und müssen, wie z. B. das vom Sühnetod und vom verlorenen Sohne nebeneinander, räume ich recht gerne ein. Nur muss es jedesmal nicht nur eine Seite an dem einen Gegenstand, sondern auch eine Seite an dem einen Gegenstande sein. Da hat unsere Systematik ihre grossen neuen Aufgaben vor sich: sie soll weder ein Bild über die ganze göttliche Wirklichkeit spannen noch sie fetzenweise mit disparaten Bildern fassen, sondern darnach streben, sie ganz und einheitlich mit einem Organismus von Bildern von allen ihren Seiten zu ergreifen und sie so darzustellen. Ich habe das Gefühl, als wenn B. in dieser Beziehung doch besser, nämlich systematischer ist, als er selbst denkt. Sicher müssen wir uns hüten, mit dem Protest gegen die Systematik ein sorgenloses Zusammenraffen von allen möglichen, im Augenblick wirksamen Momenten zu legitimieren, von Momenten, die zwar im Augenblick ihren Dienst tun, aber sich aufs Ganze gesehen gegenseitig schwächen und aufheben. Schliesslich wirkt doch am nachhaltigsten eine feste geschlossene Grundanschauung praktischer Art, die als Grundstimmung oder in klarem Zeugnis dargeboten und vom Glauben aufgenommen zu einem Mutterboden der Motive und Quietive für jeden einzelnen wird. Diese Grundüberzeugung wird sich ja immer erweitern und vertiefen, je nachdem die Aufgabe neue Momente der göttlichen Wirklichkeit entdecken und darbringen heisst. Vielleicht käme F. vor B.'s Gemeinde mit seiner Grundanschauung nicht aus, ebenso wie in Hemme B. einige Momente der seinigen zurückstellte; aber immer empfiehlt es sich, einen der Aufgabe angemessenen Ausschnitt aus der transzendenten Welt zu einer einheitlichen Gesamtanschauung zu fassen und damit auf den Grund der Gemüter hinunterzuwirken.

Was die Einkleidung der Gedanken bei F. angeht, so ist zunächst einmal musterhaft das leichte gefällige Kleid, das die meisten Predigten an sich tragen. Was machen wir es unsern Gemeinden oft so schwer, uns zu folgen, weil wir es uns so leicht machen. Denn wir reden in dem uns leider in Fleisch und Blut übergegangenen theologischen Jargon. Wie wenige bemühen sich, das Theologische noch einmal homiletisch durchzuarbeiten. Für viele

Digitized by Google

von uns ist es leichter wie B. zu sprechen als wie F. und schwer. so leicht hin zu predigen wie F. Die von ihm vorgenommene „Germanisierung“ oder gar „Dithmarsierung“ des Christentums hat meinen vollen Beifall. Hat das Evangelium bei seiner Geburt das palästinensische Kleid mitbekommen, so wollen wir ihm ein heutiges anziehen. Es kommt weniger darauf an, dass es in seinem Kleid, als dass es verständlich erscheint. Auf die grosse prinzipielle Frage sowie auf die Grenzen und Gefahren kann ich hier nicht eingehen. Sehr angesprochen hat mich die kongeniale Behandlung aller sog. wunderbaren Gestalten und Ereignisse, deren ganze Wunderbarkeit zumeist darin besteht, dass wir wunderlicher Weise die Poesie als die Sprache der Religion nicht mehr verstehen. An den Engeln z. B drücken sich die einen vorbei, die andern entfalten hier ihre apologetische Kraft. F. lässt sie ruhig umherfliegen, als unübertreffliche Verkörperungen der freundlichen Allwirksamkeit unseres Vaters im Himmel. So hilft uns die theologische Einsicht in das historisch-psychologische Werden der Festgeschichten zu einer Behandlung, die, gleich weit entfernt von unpassender Kritik wie von steifer Apologetik, leicht und warm die Gedanken herausholt, die sich gemäss der Zeitlage solch eine Verkörperung schufen. Hier zeigt sich einmal wieder, wie die gründliche Beschäftigung mit der modernen Theologie unmittelbar gute und rettende Wege für die Praxis zeigt.

B. ist ein moderner Prediger, insofern als ihm seine unter ausgeprägt modernen geistigen Eindrücken stehende Gemeinde den Anlass bietet, ihr aus der modernen Theologie heraus hilfreiche Antworten und Kräfte zuzuführen; F. bringt an seine sozusagen weniger bewusst moderne, aber doch vom Geist der Zeit nicht unberührte Gemeinde das Evangelium in einer modernen Gestalt heran. Beide haben den grossen Vorzug einer einheitlichen Gemeinde, auf deren Lage sie immer wirksam Bezug nehmen können. Ganz anders ist die Aufgabe, wo sich eine gemischte Gemeinde findet. Wie es dann zu halten ist, können wir vielleicht einmal an einem andern Beispiel studieren.

Digitized by Google

Kirchliche Chronik.

Am 15. und 16. April beschäftigte den deutschen Reichstag der Fall Fameck, der wie mit einem Blitzstrahl den ganzen Abgrund der katholischen Toleranz beleuchtete. Der Fall war um so interessanter, als er in dem Reich des kaiserlichen Friedensbischofs Benzler vorkam. „Als der Kaiser den Benediktiner-Abt von Maria-Laach nach Lothringen schickte, erwartete man, dass dieser deutsche Bischof dem Kokettieren mit Frankreich ein Ende machen, die oberflächliche Seminarbildung des lothringischen Klerus heben, den Konfessionsfrieden durch weise Rücksichtnahme auf die veränderten Konfessionsverhältnisse der Gegenwart erhalten und dessen Förderung seinen Geistlichen ans Herz legen würde“ (Chr. 14). Aber man hatte sich durch den Schein der Friedfertigkeit und militärischen Disziplin, den der Abt in seiner alten Abteikirche inmitten seiner soldatisch geschulten Mönche um sich verbreitete, hinwegtäuschen lassen über die Tatsache, „dass in keinem der alten Orden in Deutschland wissenschaftlich und kanonistisch solch engherzige Ansichten massgebend sind wie bei den Benediktinern der Beuroner Kongregation“ (T. R. 158). Sobald der Bischof inthronisiert war, kannte er nur noch die Pflicht, mit allen Mitteln rücksichtslos und geschmeidig zugleich diese Ansichten zu vertreten. Allerdings umgab er sich gleichzeitig mit dem Schein der Vertretung deutscher Interessen gegen das intransigente Protestlertum unter den Geistlichen und entsprach so dem alten Manteuffel'schen Regierungsgrundsatz, das Protestlertum durch das Zentrum aus dem Sattel zu heben, wodurch die alten Träger deutschen Geistes in Elsass-Lothringen, die guten Protestanten, allmählich in den Protest hineingetrieben wurden. Nun fördert der deutsche Friedensbischof den konfess. Hader bis über das Grab hinaus!

Er hat nämlich den Kirchhof in Fameck, einem Ort, der bei der letzten Reichstagswahl nicht mehr klerikal, sondern rot gewählt hatte, mit dem Interdikt belegt, weil auf demselben ein Protestant begraben wurde. Es fehlt dort die Ketzerecke für die Protestanten; so wurde der Protestant, nachdem der Bürgermeister die gesetzliche Erlaubnis dazu gegeben, mitten unter den Gräbern der Katholiken beerdigt. Die Kirchenstrafe, mit der der Bischof diese Pollution, diese Besudelung bestrafte, verbietet jedem Priester das Betreten des Friedhofs, zwingt also die Katholiken, ihre Toten auswärts zu begraben oder ohne Begleitung des Priesters zu bestatten.

Im elsass-lothringischen Landesausschuss hat der Fall Fameck zu lebhaften Auseinandersetzungen geführt. Es hat sich dort keiner der kathol. Lothringer Abgeordneten, auch der Elsässer Hauss nicht mehr zu Gunsten des Bischofs erhoben; der greise Pfarrer Winterer lehnte eine Beurteilung des Vorgehens ab, ehe er die ernsten Gründe des Bischofs erfahren! (T. R. 136). Dagegen erklärte der Unterstaatssekretär Petri mit aller wünschbaren Deutlichkeit (Chr. 14) den Standpunkt der Regierung: ein abgegrenzter Raum für die Beerdigung von Nichtkatholiken sei nach geltendem Rechte nur in denjenigen Orten anzulegen, in welchen mehrere Religionsgemeinschaften re-

Digitized by Google

gelmässig Gottesdienst abhielten; in Orten wie Fameck dagegen brauche kein abgesonderter Platz für die Beerdigung Andersgläubiger vorgesehen zu werden; da müssen die vereinzelten Nichtkatholiken, wie alle anderen, die in der Gemeinde sterben, beerdigt werden.

Nun erst wurde der Fall in seiner symptomatischen, keineswegs vereinzelten Bedeutung erkannt: er ist nämlich in Lothringen nichts Aussergewöhnliches. T. R. 176 berichtete von einer ganzen Reihe ähnlicher Fälle, wo klerikale Bürgermeister die protestant. Leichen am Platz für die „ungetauften Kinder" beerdigen, wohl gar in der Selbstmörderecke oder auf freiem Felde verscharren liessen, das Tor des Friedhofs verschlossen, die Schlüssel dazu und die Totenbahre verweigerten, von brutalen Verhöhnungen, Steinigungen und Bespeiungen zu schweigen. Interessant ist, dass der Friedhof in Heming noch heute wegen der Beerdigung eines Protestanten interdiziert und nur zur Beerdigung einer französischen Gräfin von einem Priester betreten ist — solche Inkonsequenzen kommen überhaupt vor. Benzler hat also die intolerante Praxis nicht erst eingeführt, wohl aber zur Enttäuschung vieler konsequent durchgeführt und der Regierung gegenüber vertreten. Die „Köln. Volksztg." veröffentlichte (T. R. 158) ein Schreiben des Bischofs an den Bezirkspräsidenten von Metz aus 1902, worin er die Regierung aufforderte, den Erlass von 1877, der sich für gemeinsame Kirchhöfe in kleineren Ortschaften mit protestant. Minorität aussprach, als falsche Auslegung des französischen Dekrets vom 23. Prairial XII, das übrigens in Frankreich 1881 aufgehoben ist, ausser Kraft zu setzen und sämtliche Friedhöfe Lothringens konfessionell zu trennen und so durch den vorteilhaften Unterschied von dem Nachbarland den Interessen des Deutschtums Vorschub zu leisten. Also vollständige Trennung zwischen Katholiken und Protestanten im Tode wie im Leben, und das im Interesse des Deutschtums! Auf dies Schreiben antwortete der Bezirkspräsident (T. R. 157) in entgegenkommendster Weise; die von ihm angebotene Besprechung zur Verständigung über Einzelfragen hat der Bischof aber verschmäht. Ihm ist offenbar an der Beilegung der konfessionellen Schroffheiten nichts gelegen, vielmehr an der Durchführung der Parole: Lothringen muss katholisch bleiben! So verletzt er fortgesetzt die Protestanten: er bezeichnet protestantisch getraute Mischehen als Konkubinate und heisst Protestanten, die der kathol. Kirche zugeführt werden, einfach wiedertaufen, was die bischöflich geweihte „Lothr. Volksstimme" mit den vielen Predigern motiviert, die „nicht mehr an die christliche Lehre glauben und vielfach nicht einmal mit Wasser taufen". Erst im vorigen Jahr liess er den Gläubigen von den Kanzeln herab besonders einschärfen, protestant. Taufen und Trauungen beizuwohnen sei für die Katholiken eine Kirchensünde, ebenso, bei protest. Beerdigungen das Sterbehaus zu betreten, während der protestant. Pfarrer dort amtiere, und der Leiche weiter zu folgen als bis zum Tor des protestant. Friedhofs. Als in der Konsequenz dieser Anschauungen das Interdikt über Fameck ausgesprochen wurde und die gerechte Empörung der Protestanten erregte, meinte das bischöfl. Blatt: Bald würden die Protestanten auch die Abhaltung protestant. Gottesdienste in unserer Kathedrale verlangen; dahin seien die Katholiken Lothringens gekommen, die man während 33 Jahren als die gehorsamsten

Digitized by Google

Diener der eingewanderten Protestanten behandelt habe! Als das Metzer protestant. Konsistorium (Chr. 16) das Famecker Interdikt als eine Beschimpfung der protestant. Konfession, als eine Aufreizung der kathol. gegen ihre protestant. Mitbürger, als eine allgemeine Gefahr für den Frieden bei den eigenartigen Diasporaverhältnissen Lothringens bezeichnete und die Regierung um friedliche Regelung der Friedhofsfrage ersuchte, drückten die Priester von Metz, NB. in französischer Sprache, dem Bischof ihre Entrüstung aus über die „schändlichen Angriffe“ (T. R. 136). Freilich die beabsichtigte Protestversammlung wurde auf Wunsch des Bischofs, wohl auf einen deutlichen Wink von oben her, abgesagt.

Im Reichstag brachte der elsäss. Volksparteiler Blumenthal den Famecker Skandal zu wirksamer Verhandlung. Bachem (T. R. 179) warf ihm zwar vor, dass er nur Vorgänge geschildert, nichts von dem Rechtsboden gesagt habe, auf dem sich die Vorgänge abgespielt haben. Er ging zurück auf das Dekret aus der Revolutionszeit und bezeichnete die Trennung der Toten nach ihrer Konfession als das Normale und geschichtlich Gewordene, wogegen die Regierung mit der Oberpräsidialverordnung von 1877 eine prinzipgemässe Ordnung der Friedhofsfrage verhinderte. Die Beerdigung des Protestanten auf dem kathol. Friedhof, mit polizeilicher Gewalt durchgesetzt, war zweifellos eine unerträgliche Rechtsverletzung und des Bischofs Pflicht, das verletzte Recht zu verteidigen. Das bischöfl. Verbot, ferner auf dem Friedhof zu amtieren, sei eine rein kirchliche Angelegenheit, in die sich keine Staatsgewalt einmischen könne und dürfe. Der Fall habe nichts mit Toleranz zu tun, sei nur eine Frage des Rechts, allerdings auch der Verletzung des kathol. Gefühls! Wo kleine kathol. Minderheiten übermächtigen evang. Mehrheiten gegenüberstehen, habe erstere auch zu klagen. Der Bischof sei an der Betätigung seiner jederzeit friedlichen Absichten lediglich durch die Oberpräsidialverordnung verhindert worden, die unbedingt aufgehoben werden müsse. Der von Bachem als Winkeladvokat geschmähte Rechtsanwalt Blumenthal vertrat noch einmal die politische Auffassung des Falles als einer den Frieden der Bevölkerung untergrabenden, auch widerrechtlichen Verletzung der Toleranz, der Staatssekretär v. Köller aber gab nicht undeutlich zu verstehen, dass ihm das Verhalten des Bischofs unangebracht erscheine. Damit war er schon erheblich über seine rein formelle Erklärung hinausgegangen, mit der er bei der dritten Lesung des Etats im Landesausschuss sich hinter das Fehlen eines amtlichen Berichts zurückzog. Dagegen hatte der Unterstaatssekretär Petri (T. Rdsch. 241) mit erhobener Stimme der Regierung das Zeugnis ausgestellt, dass sie alles tue, um den konfessionellen Frieden aufrecht zu erhalten, an die Duldsamkeit der geistlichen Behörden „nach dem Vorbilde und den Vorschriften desjenigen, zu dem wir uns alle gemeinsam bekennen“ appelliert und wörtlich erklärt, dass der Bischof, indem er den Friedhof lediglich aus dem Grunde mit dem Interdikt belegte, weil eine protestant. Person darauf beerdigt wurde, sich ausserhalb des gesetzlichen Bodens gestellt habe. Den gewaltigen Eindruck dieser Rede konnten sich auch die alten Kampfhähne wie Winterer nicht entziehen: niemand wagte das Vorgehen des Bischofs sachlich zu verteidigen. Das Zentrum erkannte wohl, dass es ungeraten sei, es um einer so unpopu-

Digitized by Google

lären Sache willen auf einen Streit ankommen zu lassen; die Regierung fand seine wie des Strassburger Bischofs Unterstützung bei der Verhandlung mit Benzler, dem man unter den Fuss gab, statt sich selbst der langjährigen Praxis und seinen Beratern aus dem einheimischen Klerus die Schuld an dem Interdikt zuzuschieben.

Nach allem Vorausgegangenen überraschte uns doch sehr angenehm das Verhalten des Kaisers gegen seinen Bischof. Zunächst ignorierte er ihn ostensibel: während der Vorkämpfer des Evangel. Bundes, Prof. Nowack, und der Metzer Konsistorialpräsident Braun mit Orden, letzterer mit dem Kronenorden 2. Klasse unter der Bemerkung: „Sie sollten sehen, dass Sie gleichberechtigt sind" ausgezeichnet, der Präsident des Landesausschusses Jaunez, der stets gegen jede konfessionelle Politik protestiert hatte, in den Adel erhoben, die Bischöfe von Strassburg zur Tafel gezogen wurden, blieb Bischof Benzler, der zunächst vergebens um eine Audienz nachgesucht (T. R. 232), bis zuletzt unbeachtet. Am Tage vor der Reise des Kaisers nach Metz teilte der Bischof dem Kaiser die Zurücknahme des Interdikts und zwar ohne jede Bedingung mit. Nachdem der Kaiser bei der Entgegennahme der Schlüssel zu der neuen protestantischen Kirche in Metz die nachdrücklichen Worte gesprochen: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht", empfing er, während die Kaiserin demonstrativ den Zug sofort bestieg, im Beisein des Statthalters den Bischof zu einer Unterredung von nur 10 Minuten. Die klerikale Version, als ob der Kaiser dabei sehr freundlich gewesen wäre, ist sicher falsch; der Bischof verliess hochroten Kopfes den Saal auf der einen Seite, während der Kaiser mit dem Statthalter auf der anderen auf den Bahnsteig zurückkehrte; die Begrüssung wie die Unterredung war sehr ernst. Es mag ja nicht wenig freie Erfindung sein an der Version der kaiserlichen Worte, die die Köln. Volksztg. als „höheren Blödsinn" bezeichnete (T. R. 284): es seien ihm die Augen geöffnet worden über die Unduldsamkeit durch des Bischofs Bannfluch, wozu er womöglich durch die Satzungen seiner Kirche verpflichtet wäre. „Bemühen Sie sich nicht um eine Rechtfertigung; es gibt keine Entschuldigung für Ihr Vorgehen" — in der Grundstimmung wird sie wohl zutreffen. Der Kaiser hat dem Bischof eine eklatante Abfuhr gegeben; der Bischof aber hat pure nachgegeben. Eine besondere Friedensliebe des Bischofs daraus abzuleiten, wie die „Lothringer Volksstimme" tat (T. R. 227), gar einen „neuen Beweis seiner Duldsamkeit" darin zu erkennen, dass er, nachdem er gegen die Konfusion zwischen den Konfessionen einen Hieb aus berechtigter Notwehr ausgeteilt, nun nachgibt, um neue Unterhandlungen zu beginnen, das ist so eine rechte Probe der klerikalen Unverschämtheit. Vielmehr hat der Bischof nachgeben müssen, vornehmlich deshalb, weil er selbst von seinen Freunden dazu gedrängt wurde, denen eine Fortsetzung des Streites in dieser Sache nicht opportun erscheinen konnte. Hätte es sich aber, wie die klerikale Presse behauptete, um unveräusserliche Rechte der Kirche gehandelt bei der Verhängung des Interdikts, so hätte der Bischof doch wohl soviel Männerstolz vor Königsthronen gehabt, um nicht darauf zu verzichten (treffende Bemerkung Blumenthals T. R. 229).

Wird es nun aber die Regierung auch beim alten lassen? wird sie nun wieder den Rückzug antreten?

Digitized by Google

Hat sie die Zurücknahme, so vermutet der klerikale „Elsässer“ (T. R. 232), wie seinerzeit dem Bischof von Trier, durch Zusicherungen erleichtert? Was sagt sie dazu, dass (T. R. 227) auf vertraulichem Wege durch die kathol. Pfarrer die Bürgermeister aufgefordert sind, überall, wo eine protestant. Invasion stattgefunden hat oder zu befürchten ist, eine besondere Abteilung für die Protestanten zu errichten? wird sie höchstens darauf achten, dass diese protestant. Abteilung nicht zu nahe an der Selbstmörderecke liegt? oder wird sie nun endlich das ominöse Prairialdekret, darin der französischen Regierung folgend, aufheben? Es wäre wahrlich an der Zeit. Weiss doch die Regierung, dass der Bischof ebenso wie in Fameck noch an drei Orten des Kreises Saarburg mit den Friedhöfen verfährt (T. R. 259). Wird es ihr doch auch Eindruck gemacht haben, was aus dem Saarrevier kürzlich der „Vorwärts“ zu melden wusste (T. R. 284) von der Beerdigung eines mit einer evangel. Frau getrauten kathol. Bergmanns „zwischen der Mauer, der Selbstmörderecke und dem Abtritt“ (T. R. 296), von der schnöden Abweisung seiner Mutter durch den Bischof Benzler, von der schliesslichen zwangsweisen Bestattung des Mannes in der Reihe seiner Mitbürger nach 5 monatlichen Spermangen der Klerisei. Das wäre ja nun auch die beste Gelegenheit zu einem neuen Interdikt über den zwar nicht entweihten, aber besudelten Kirchhof! Wie man hört (T. R. 296), hat der Gemeinderat in Fameck den Antrag auf Einrichtung einer protest. Ecke gestattet; dadurch wäre der Zweck des bischöflichen Strafmittels erreicht. Wird die Regierung festbleiben und durch Nichtgenehmigung dieser protest. Ecke ihre Auslegung des Prairialdekrets aufrechterhalten? Oder sollen wir noch mehr Friedhof-Skandale erleben?

Im benachbarten Baden sind unsere Freunde schon lange gefasst auf weitere Nachgiebigkeit der Regierung gegen das Zentrum. Geht doch unwidersprochen das Gerücht (Chr. 9), dass der Oberkirchenrat Zähringer sich in höchsten Kreisen als Prälat unmöglich gemacht habe, indem er auf der vorjährigen Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins von der „berüchtigten Barmherzigkeit der barmherzigen Schwestern“ gesprochen habe, worin ich freilich auch ihm nicht folgen möchte. Ist doch der Evangelische Bund in Baden infolge davon, dass das evangelische Volk die Politik der badischen Regierung nicht verstehen kann, immer volkstümlicher geworden. Sehr massvoll drückt das „die Kirche“ aus (T. R. 137) angesichts des Umfalls der Regierung in der Jesuitenfrage: „die badische Regierung ist, scheint es, sich selbst untreu geworden, hat ihre Vergangenheit verleugnet und hat sich von Preussen überreden lassen. Preussen hat kein Verständnis gezeigt für das geistige Ringen in diesen konfessionell stark gemischten Staaten“. Und der „Schwäbische Merkur“ klagt das nachgiebige „liberale“ Baden der gründlichsten Verleugnung seiner politischen Vergangenheit an und beklagt diese Entwickelung der Dinge vor allem deshalb, weil die Haltung des Nachbarstaates nicht ohne Folgen für Württemberg sein wird, weil das Zentrum die württemb. Regierung nun fort und fort auf das Beispiel einer „besseren Einsicht“ im Nachbarstaat hinweisen wird. Nun sei es mit der stillschweigenden ideellen Allianz der beiden Nachbarn in der Ablehnung ultramontaner Aspirationen vorbei. Es ist in der Tat tief schmerzlich für jeden, der an diesem badischen

Digitized by Google

Wesen tieferen, aktiven Anteil genommen hat.

Freilich die Schwenkung ist, wie schon öfters betont, längst vorbereitet. Man weiss (Chr. 33), dass das gesamte Staatsministerium mit Zustimmung des Grossherzogs dem badischen Zentrum in der Klosterfrage befriedigende Zusicherungen gegeben, nur deren Erfüllung mit Rücksicht auf die mächtige Protestbewegung noch hinausgeschoben hat. Schlimm ist, dass sowohl unter den Nationalliberalen als unter den Konservativen eine Minorität zu Konzessionen gegen das Zentrum neigt. Dagegen bleibt der Wortführer der Jungliberalen, Böhtlingk, von dem wir Juni 1903 zuletzt berichteten wie wir seine verschiedenen polemischen Schriften fortgehend notierten, unentwegt auf dem Plan. Wir haben von seinem Prozesssieg über den Erzbischof Noerber erzählt, dem ein ebensolcher des Pfarrers G. Schwarz folgte. Die Köln. Volksztg. konstatierte darauf: „Die kathol. Kirche ist vogelfrei"; zunächst in Mannheim, dann im ganzen Grossherzogtum wurden Sühnegottesdienste angeordnet, um dem göttlichen Heiland öffentliche Abbitte zu leisten für die ihm öffentlich angetane Schmach und Verunehrung" — also Abbitte für Handlungen anderer! — in der Tat „eine ausserordentlich schwere moralische Präventivbeeinflussung der Geschworenen für künftige ähnliche Fälle" (T. R.). Freilich erschien sowohl den orthodoxen Protestanten wie den lauen Nationalliberalen das kühne Auftreten der radikalen Protestanten im Hinblick auf die bevorstehenden Wahlen höchst inopportun. In dem Uebertritt des Priesters Wendelin Drescher zum Altkatholizismus, dem der Rücktritt des Altkatholiken Dr. Watterich die Waage hält, vermag ich kein Zeichen allgemeiner Gärung in der katholischen Geistlichkeit zu erkennen (gegen Chr. 33).

Wir hatten angenommen, dass die Zentenarfeier der Neubegründung der Universität Heidelberg dadurch einen ganz besonders aktuellen Charakter gewinnen würde, dass der darin liegende Protest gegen die Bildungsfeindlichkeit der Jesuiten, der einst die Universität unter Karl Theodor zum Opfer gefallen war, und die ausgesprochen protestantische Tendenz, die der vortreffliche Grossherzog Karl Friedrich bei der Neugründung befolgt hatte, zum Anlass einer deutlichen Verwahrung gegen die in der badischen Regierung wie in den Ständen vordringende reaktionäre Richtung benutzt werden würde. Wir mussten uns überzeugen, dass eine so ungemein zeitgemässe Kundgebung als ebenso „taktlos" wie inopportun beurteilt worden wäre; statt dessen war es opportun, nach allen Seiten das Vertrauen zu der Bildungsfreundlichkeit auszusprechen. Endlich gab die Kritik des Heidelberger Oberbürgermeisters an der Stellungnahme der Regierung zu der Aufhebung des § 2 dem Kultusminister Frhr. v. Dusch Gelegenheit, dieselbe als eine durch die politische Situation gebotene, einstimmige Entschliessung der badischen Minister darzustellen (T. R. 287) und mit den bekannten Gründen des Reichskanzlers zu verteidigen. Für Baden sei noch massgebend gewesen, dass es bei irgendwelchen entstehenden Gefahren durch Landesgesetze geschützt sei; übrigens habe es keine Initiative ergriffen. Betreffs der Klosterfrage wiederholte er, dass die Regierung sich bemühen werde, sie einer befriedigenden Lösung zuzuführen; sie stehe noch in Erwägung, ob die Verhältnisse für die Zulassung einiger Klöster sprechen. Auf die Dauer könne die An-

Digitized by Google

schauung einer so grossen Mehrheit, wie sie die Forderung nach Männerorden auf den letzten drei Landtagen gefunden habe, von der Regierung nicht unberücksichtigt gelassen werden, obschon ein Kammerbeschluss nicht als bindend für die Regierung anerkannt werden solle. Der Minister sprach offen von Verhandlungen mit der Kurie über die Bedingungen, unter denen die Klosterniederlassungen zuzulassen seien; doch könne er sich über sie nicht äussern, da sie sich noch im vorbereitenden Stadium befinden. Zu dem von Böhtlingk und Genossen inscenierten „Klostersturm" lag nach des Ministers Meinung kein Anlass vor (T. R. 290). Die Klosterfrage sei masslos aufgebauscht worden. Also — tout comme chez nous! Der bedauerliche „konfessionelle Riss" wird durch Konzessionen an den kulturwidrigen Klerikalismus, durch Verleugnung des Wesens des Kulturstaates aus der Welt geschafft!

Es ist charakteristisch für die Unentschiedenheit der badischen Regierung, welche die peinliche Lage und die gereizte Stimmung nur verschärft, dass der Kultusminister am 4. Tage der Klosterdebatte (T. R. 297) sich auf ein „Vielleicht" zurückzog, die Zulassung der Männerklöster also als abhängig von Zufälligkeiten oder Zugeständnissen hinstellte, überhaupt aber gegen die Nationalliberalen eine freundlichere Tonart anschlug. Es ist eben unverkennbar, dass die steigende Beunruhigung der Protestanten und der liberalen Katholiken über die Konzessionen an die Jesuiten, die sich auch in der scharfen Polemik des von Zentrumsgnaden im Landtag sitzenden Demokraten Muser gegen die Schwarzen niederschlug, der Regierung und dem alten Grossherzog Sorge zu machen beginnt.

Zu den sehr wirksamen Imponderabilien der Volksstimmung gehört zweifellos auch der Eindruck, den die am 6. Juli erfolgte erneute einstimmige Freisprechung des Pfarrers a. D. Gottfried Schwarz von der Anklage wegen Beschimpfung der katholischen Kirche und „ihrer Einrichtung", des Papsttums, (§ 166) durch das Karlsruher Schwurgericht (T. R. 314) hervorrufen wird, umsomehr, als der Kultusminister den früheren Mannheimer Freispruch in der zweiten Kammer indirekt als Fehlspruch bezeichnet hatte. Der Angeklagte bestritt den Vorwurf der Beschimpfung, da er die Verachtung des Heiligen nicht in roher, verletzender Form dokumentiert habe, während dem Vorsitzenden zur Beschimpfung genügte, wenn nur die behaupteten Tatsachen an sich geeignet sind, Verachtung zum Ausdruck zu bringen. Allerdings gab Sch. zu, das Papsttum, die kathol. Kirche aber nur als Institution, sofern sie diesem gehorcht, mit kränkenden Ausdrücken angegriffen zu haben; allein das sei geschehen in der Abwehr wie eines nächtlichen Einbrechers. Es handle sich hier nur darum, Alarm zu blasen zur Rettung des Vaterlandes. Der Staatsanwalt erkannte in seinem Plaidoyer die Motive und den Charakter des Angeklagten unumwunden an, suchte ihn aber als einen Fanatiker darzustellen, der im Drang, überall die letzten Konsequenzen zu ziehen, nur seine eigene Ansicht anerkenne und darüber nur zu leicht dazu komme, diejenige anderer mit Füssen zu treten. In der Verteidigung des Staates gegen den Toleranzantrag hätte er als deutscher Mann gerne auch mit der ihm eigenen rücksichtslosen Weise die Sache an der Wurzel packen können, sofern er sich nur der Beschimpfung enthalten hätte.

Digitized by Google

Zumal der Vorwurf: „Der Schlechtigkeit ihrer Sache sich wohl bewusst", sei zwar kein Schimpfwort aus der Gasse, müsse das kathol. Volk aber, dem die Verfassung von 1860 ungestörte Ausübung der relig. Rechte zusichere, in seinem Tiefsten verletzen. Der Verteidiger wies sodann die Heuchelei des Toleranzantrages seitens einer so durchaus intoleranten Kirche nach und deduzierte, dass die Freisprechung von den viel schärferen Angriffen des vorigen Jahres dem Angeklagten die Erlaubtheit der so viel harmloseren garantiert habe. Der Staatsanwalt meinte, wenn ihn Mannheim nicht zur Raison gebracht habe, müsse der heutige Tag diesen Mangel nachholen. Vortrefflich verteidigte sich dann der Angeklagte: es könne keine Rede sein von Entschuldigung, nur von Ausübung einer heiligen Pflicht; falsch sei es, von den verletzten Gefühlen der Katholiken auszugehn, da nur von einer Verletzung des evangel. Volkes geredet werden sollte durch das ganze System der röm. Kirche mit ihrer Verdammung alles dessen, was die Reformation gebracht habe und was die Grundlage der modernen Menschheit sei. Es handle sich nur um eine um des Vaterlandes willen notwendige Kritik des Toleranzantrages, in welchem die schwerste Gefahr seit 300 Jahren für das deutsche Wesen zu erblicken sei, indem da einfach unter dem heuchlerischen Titel der Toleranz die ganze Macht des deutschen Staates in den Dienst Roms gestellt werden solle. Kein Wunder, dass die Geschworenen sich von dem Dolus der Beschimpfung durch den von selbstlosesten Motiven geleiteten Idealisten nicht überzeugen konnten und ihn freisprachen.

Während man wohl hoffen darf, dass durch diese und andere wirksame Symptome die Aufrüttelung des protestantischen und freiheitlichen Geistes im liberalen Musterstaat und die Einschüchterung des reaktionären Ministeriums bewirkt werden wird, hat die dreiste Unverschämtheit der Römlinge in Württemberg bereits ihre aufstachelnde Wirkung vollbracht. Auch hier wie in Preussen dreht sich der Streit um die Schulpolitik. Man erinnert sich unserer früheren Ausführungen darüber (1902, 9. 1903, 6). Die Lage am Anfang dieses Jahres war folgende: In der Abgeordnetenkammer hatte das Zentrum das Weizsäcker'sche Schulgesetz abgelehnt, als eine prinzipielle Auflösung der kirchl. Vormundschaft über die Volksschule, die Sozialdemokratie, weil es ihr nicht radikal genug war; Volkspartei, deutsche Partei, Konservative, Ritter und Prälaten hatten es geschlossen angenommen. Die Kammer der Standesherren hatte nicht einmal mit der Kommissionsberatung begonnen. Aus den Verhandlungen der Abgeordnetenkammer bringt die Chr. 5 einen interessanten Ausschnitt. Danach wurde der vom Kultusminister v. Weizsäcker ebenso entschieden wie geschickt vertretene Entwurf durch die Abänderungsanträge des Berichterstatters und Kommissionsvorsitzenden Dr. Hieber kongenial amendiert. Selbst die Prälaten und Konservativen stimmten einem demokratischen Antrag zu, wonach eine Verkürzung des religiösen Memorierstoffes und der Religionsunterrichtsstunden mit Rücksicht auf die gesteigerten Anforderungen des Unterrichts und des praktischen Lebens eintreten soll. Württemberg hat gewiss die relativ höchste Stundenzahl für den Religionsunterricht. Freilich die Klerikalen können für ihren notorisch überlegenen Unterrichtsbetrieb keine Stunde missen! Sie rufen, die Vorkämpfer

Digitized by Google

der Selbsterfassung der Glaubenswahrheiten: „Es wird wohl einzig dastehen in der Geschichte des Parlaments, dass protest. Prälaten gegen einen Antrag stimmen, der das nötige Mass religiöser Unterweisung für die Jugend fordert.“ Ueberraschend ist diese Stellungnahme allerdings; aber nur im erfreulichen Sinn: diese Prälaten wollen die religiöse Erziehung nicht mit der Elle messen! Der eigentliche Kampf drehte sich aber um die Organisation der Volksschulaufsicht. Leider ist die geistliche Ortsschulaufsicht im Grundsatz geradezu festgelegt, nachdem die Regierung „zum Schutz wie zur Kontrolle des Lehrers sowie zur Garantie der notwendigen Verbindung von Staat und Kirche unter keinen Bedingungen darauf verzichten zu können“, in jedem Stadium der Verhandlung erklärte. Das ist besonders von den liberalen Lehrern, sonderlich wieder von den katholisch-liberalen mit Recht als Halbheit und Inkonsequenz beklagt. Dagegen bedeutet diese Beibehaltung weniger, da die technische Schulaufsicht samt den Schulprüfungen durch die Neuregelung der Bezirksaufsicht mehr und mehr den Bezirksinspektoren anheimfällt, der Ortsschulinspektor aber auf die sogen. Schulpflege beschränkt werden wird. In Hinsicht auf die Bezirksaufsicht setzte Hieber einen doppelten Fortschritt gegenüber dem Entwurf durch: die Kammer hat die hauptamtliche Bezirksaufsicht, die der Entwurf nur gestatten wollte, zur „Regel“ gemacht und die Berufung von Schulmännern neben Geistlichen in dies Amt, die der Entwurf ebenfalls nur zulassen wollte, in die erste Linie gestellt. Am wichtigsten aber ist die Errichtung einer eigenen evangel. Ortsschulbehörde als eine staatliche Behörde, entsprechend dem seit 1819 bestehenden, dem Kultusminister unmittelbar unterstellten kathol. Kirchenrat. Auch hier bahnten wieder die Prälaten, obenan der ritterschaftl. Abgeordnete, Konsistorialpräsident Frh. v. Gemmingen, dem die Staatshoheit durchführenden Entwurf die Bahn entgegen kirchlichen Velleitäten. Die einfache Belassung der Leitung des Religionsunterrichts bei den Oberkirchenbehörden, allerdings unter ausdrücklichster Wahrung der staatl. Oberaufsichtsrechte, wogegen die Lehrerschaft so stark sich erregt hatte, ohne freilich konkrete Fälle des Missbrauchs anführen zu können, hat Hieber sehr klug motiviert: alle Formeln, die die Möglichkeit von Konflikten zwischen Staat und Kirche auf diesem Punkt ausschliessen sollten, hätten sich als vieldeutig erwiesen, die Autoritäten widersprächen sich; wichtiger als bloss theoretisch-juridische Formulierungen sei der gute Wille der obersten Schul- und Kirchenbehörden, Konflikte zu vermeiden. Bei den vorsichtigsten Formulierungen könne ein folgenschwerer Konflikt an der geringsten Kleinigkeit durch den Mangel persönlichen Taktes und gegenseitiger Rücksichtnahme. Uebrigens werde man auch vom extremsten Standpunkt aus keiner privilegierten kirchlichen Gesellschaft, möge sie auch die allerfreiesten Ansichten haben, zumuten können, sich das Recht der Prüfung und Aufsicht über den Religionsunterricht ihres Nachwuchses ganz nehmen zu lassen. Der Kultusminister sprach darauf sein Befremden aus, dass sich im Lande gegen diesen Vorschlag der Regierung ein solcher Lärm erhoben habe. Es sei doch ganz selbstverständlich, dass auf diesem Gebiet die Kirche die aktive, anordnende Stelle einnehme. „Es gibt nichts Törichteres, als in inneren Fragen der Kirche, in Fra-

Digitized by Google

gen wie der gegenwärtigen seitens des Staates unmittelbar einzugreifen." Entgegen den sozialdemokratischen und demokratischen Doktrinären, die das Prinzip der Schule als Staatsanstalt auch dem Religionsunterricht gegenüber gewahrt wissen wollten, verteidigte Prälat Sandberger die Regierung: der Staat, der ein Interesse an der religiös-sittlichen Unterweisung und Erziehung seiner Bürger habe, erkenne als paritätischer Staat doch an, dass das nicht seine unmittelbare Arbeit sei, weshalb er die Kirche als Sachverständige wie als erste Interessentin zur Bestimmung über Stoff, Umfang und Mass des Religionsunterrichts heranzieht; die „Leitung" sei aber nicht im Sinne von Beaufsichtigung zu verstehen, da dem Staat das Oberaufsichtsrecht gewahrt bleibe. Hieber betonte noch, dass die Gefahr der „Gesinnungsschnüffelei" bei weltlicher Beaufsichtigung ebensowenig ausgeschlossen sei. Der Kultusminister konnte Haussmann und Genossen noch das Illiberale an der erstrebten Aufrichtung der Staatsautonomie in religiösen Fragen vorrücken unter Bezugnahme auf die wirklich liberale Haltung des freisinnigen preussischen Landtagsabgeordneten Kopsch.

Man kann auf diese Verhandlungen als Preusse nur mit Neid zurückblicken, zumal was die Vertretung der Regierung und der Kirche angeht. Um so ärgerlicher war das Verhalten der ersten Kammer, deren standesherrliche Mehrheit katholisch ist und die als Berichterstatter ihrer Kommission ein strammes ultramontanes Mitglied gewählt hatte. Ihre Entscheidung musste als folgenschwer erscheinen, da die Ablehnung nur dem radikalsten, an die Sozialdemokratie sich anlehnenden Teil der Lehrerschaft Anlass zu einer wüsten Agitation bieten würde. Anfang Mai erschien endlich (T. R. 207) der Bericht der Kommission der ersten Kammer, wonach die 3 kathol. standesherrlichen Mitglieder derselben gegen jede Durchbrechung des Prinzips der ausschliesslich geistlichen Volksschulaufsicht gestimmt hatten gegen die 4 evangelischen Mitglieder. Die erste Kammer zählt nun unter ihren 30 Mitgliedern 4 katholische Prinzen des königl. Hauses, darunter den Thronfolger, 14 kathol. und 6 evangel. Standesherren und 6 vom König auf Lebenszeit ernannte hohe Staatsbeamte, zur Zeit sämtlich evangelisch. Da nun die 14 kathol. Standesherren offenbar der vom Bischof von Rottenburg ausgegebenen Parole folgen würden, konzentrierte sich das gespannteste Interesse auf die ausschlaggebende Stellung der königl. Prinzen, zumal des Thronfolgers zu der Regierungsvorlage. Im Plenum versuchte man zunächst (T. R. 236) einen „Kompromissantrag" durchzubringen, wonach die Bestellung von Bezirksschulaufsehern im Hauptamte zwar zugestanden, aber nur auf ein Gutachten der Oberkirchenbehörden die Ernennung solcher von Fall zu Fall zugelassen werden sollte. Dagegen kam schliesslich mit 13 gegen 11 Stimmen der Beschluss zu Stande (T. R. 265), dass die Bezirksschulaufsicht im Hauptamt zuzulassen sei, als Bezirksschulaufseher aber ausschliesslich Geistliche beider Konfessionen angestellt werden sollen. Darauf erklärte der Ministerpräsident, dass die Regierung überzeugt sei, der Regierungsentwurf trete berechtigten kirchl. Interessen in keiner Weise zu nahe, und sich verpflichtet erachte, darauf hinzuweisen, dass die Ablehnung des Entwurfs über dessen unmittelbaren Bereich hinaus die vorhandenen Gegensätze auf dem Gebiet des Verhältnisses von Staat und Kirche zur

Digitized by Google

Schule in ernstem Masse verschärfen werde. Der Beschluss vom 8. Juni hat denn auch im Lande die stärkste Entrüstung erregt (T. R. 269). Man sagte sich, auch der bescheidenste Fortschritt auf dem Gebiet des Volksschulwesens scheitere am grundsätzlichen Veto der ultramontanen, zudem guten Teils ausserhalb des Landes wohnenden Standesherren, die gegen die Zustimmung der katholischen Oberschulbehörde wie des evangel. Konsistoriums sich durch des streitbaren Bischof Keppler Hass gegen die „Kultursimpelei" bestimmen lassen, eine mit überwältigender Mehrheit von der zweiten Kammer angenommene Regierungsvorlage hohnlachend zu verwerfen. Auch die geschickte und lebhafte Verteidigung des Entwurfs durch den Kultusminister, wonach Württemberg unmöglich auf die Dauer eine insulare Stellung in Schulfragen einnehmen könne, auch nach einer Ablehnung nicht die Regierung, sondern die Standesherren die Leidtragenden sein würden, machte keinen Eindruck auf die bereits fest entschlossenen Herren. Die 4 kathol. Prinzen, die den Ausschlag hätten geben können, waren der Sitzung fern geblieben; die Abwesenheit wurde allgemein als ablehnende Haltung und als verantwortlich für die Ablehnung beurteilt. „Man weiss nun im Volke, dass die über zwei Drittel der Bevölkerung ausmachenden Protestanten in Fragen der Schul- und Kirchenpolitik sich von einer Handvoll kathol. Magnaten beherrschen lassen müssen." Der König sah sich denn auch veranlasst (T. R. 272), dem Kultusminister sein volles Vertrauen auszusprechen für die zu seinem „lebhaften Bedauern" gescheiterten Bemühungen, „eine Ausgleichung der Gegensätze auf dem Gebiet des Verhältnisses von Staat und Kirche zur Schule herbeizuführen". Dadurch ermutigt, brachte der Landesausschuss der deutschen (nationalliberalen) Partei gemeinsame Versammlungen mit den Konservativen und Demokraten in Anregung, bei denen das Scheitern der Volksschulnovelle an dem Widerstand der Standesherren als Beweis dessen, „dass die Erste Kammer in ihrer jetzigen Zusammensetzung ein unüberwindliches Hindernis für eine fortschrittliche Gesetzgebung und zugleich die Hochburg der ultramontanen Herrschaftsgelüste ist", gekennzeichnet und der Regierung die Hoffnung des freigesinnten württembergischen Volkes ausgesprochen werden sollte, diesem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen. Während nun ein elementarer Proteststurm gegen die Kammer der Standesherren durch das ganze Land fuhr (T. R. 288), bei dem ebenso die Volkstümlichkeit des verständnisvollen Königs, wie die bange Aussicht auf die kathol. Thronfolge den Hintergrund der Erregung bildete, während sich die Beamten- und Geistesaristokratie mit den Demokraten und Nationalsozialen zusammenfand in der Verteidigung der Schule als unabhängiger Staatsanstalt, während auch (T. R. 304) die Landesversammlung der konservativen Partei den Standesherren nicht den Vorwurf politischer Unklugheit und des mangelnden Verständnisses für die Bedürfnisse auf protest. Seite ersparen zu können, infolge des Verhaltens namentlich des Thronfolgers taub in die Zukunft zu blicken und bei der Verfassungsrevision mitwirken zu wollen erklärte, auch der Landesverband der evangel. Arbeitervereine soeben (T. R. 331) die bestimmte Erwartung aussprach, dass die Regierung durch alsbaldige durchgreifende Revision der Verfassung dem unhaltbaren Zustande ein Ende mache, und nur der Bauern-

Digitized by Google

bund in engherziger Interessenpolitik mit der „rein politischen Frage der Verfassungsreform“ nichts zu tun zu haben erklärte, hielt auch die zweite Kammer am 19. Juni mit der ersten Kammer eine Generalabrechnung (T. R. 283): unter wesentlicher Zustimmung der Demokraten, Sozialdemokraten und des Prälaten Sandberger führte Hieber aus, man stehe unter dem niederschlagenden Eindruck zweckloser Kraftvergeudung, solange auch die bescheidensten Fortschritte im Schulwesen vernichtet werden durch ein Häuflein von meist landfremden Herren, die kirchliche Ansprüche verfechten, mit denen überhaupt kein moderner, seiner eigenen Würde bewusster Staat auf die Dauer sich vertragen könne. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die Standesherren veraltete Ansichten und versteinerte Vorrechte gegen das Volk geltend machten, rücke notwendig die Frage der Verfassungsrevision wieder in den Vordergrund. So kam denn mit sämtlichen Stimmen gegen die des Zentrums eine vom Kultusminister gebilligte Resolution zu Stande, wodurch der in den Eingaben der Volksschullehrervereine vertretene Wunsch einer zeitgemässen Umgestaltung der Schulaufsicht der Regierung zur Berücksichtigung überwiesen und dementsprechend die unverweilte Einleitung der Verfassungsrevision erbeten wird.

Während so in Württemberg die Abwehr der römischen Uebergriffe kräftig vorwärtsdringt, entwickelt sich die Schreckensherrschaft des Zentrums in Bayern immer beunruhigender. Unter dem neuen Regime von Zentrums Gnaden (vgl. Junichronik 1903!) rührte sich der Konfessionalismus überall; leider hat die protestantische Kirche die Kosten des neuen Kurses zu bezahlen, da ihr Summus episcopus, dem der beste Wille der Gerechtigkeit zugetraut wird, und ihr Kirchenregiment in ihrer Handlungsfreiheit äusserst gehemmt ist. In dieser Beziehung hat der Konflikt der pfälzischen Geistlichen mit dem Kultusministerium symptomatische Bedeutung (Chr. 51). Es handelt sich dabei um die bisher trotz wiederholten, allmählich lästigen Schreiens nur um 100—200 Mark aufgebesserten, völlig unzulänglichen Pfarrgehälter — bis zum 44. Lebensjahr ungefähr 2360 Mark! — die, sei es aus Staatsmitteln, sei es aus Kirchenmitteln (durch Gewährung des kirchl. Steuerrechts) nach dem System der Gehaltsklassen völlig neu geregelt werden müssen. Da nun der Kultusminister mit klaren Worten eine rechtliche Verpflichtung des Staats abgelehnt, seine moralische Verpflichtung zur Unterstützung aber für schon längst über Gebühr in Anspruch genommen erklärte, wandte sich der fast alle pfälzische Geistliche umfassende Pfarrverein direkt an den Finanzminister und erinnerte, allerdings irrig und unklug, später an den scheinbaren Widerspruch, der zwischen seiner stereotypen Antwort, es seien keine Mittel vorhanden, und der tatsächlichen Verfügung über weitere Mittel zu andern Zwecken bestände. Die Disziplinierung der Abgeordneten schreckte die Pfarrer nicht ab, sich mit der Bitte um definitive Aufbesserung und um Gewährung des kirchl. Steuerrechts an den Summus episcopus direkt zu wenden. Unter Beratung seiner Minister und angesichts des Schweigens der berufenen kirchl. Organe, die dem Ministerium kurz zuvor ihr unbeschränktes Vertrauen ausgesprochen, erteilte nicht der Summus episcopus aus dem Geheimkabinett, sondern das Staatsministerium namens des Staatsoberhaupts den ungnädigen Bescheid,

Digitized by Google

worin die Uebergehung des Instanzenweges gerügt und in scharfem Ton und mit seltsamer Begründung alles inhaltliche Eingehen auf die Petition abgelehnt wurde. Ja, in einem Lande, wo man „königliche“ Pfarrer hat, wo das Ministerium disziplinare Berufungsinstanz und vorgesetzte Verwaltungsbehörde des Konsistoriums ist, lehnt der Staat jede Verpflichtung ab, die Pfarrer den Staatsbeamten finanziell gleich zu stellen, weil sie auch nicht Diener des Staats seien und nicht der Disziplin der staatlichen, sondern der kirchl. Behörden unterstünden! Eine erneute Immediateingabe des Pfarrvereins, die direkte Angriffe auf den Kultusminister und vor allem seinen Referenten enthielt, wurde zwar gnädig entgegengenommen, aber als „nach Form und Inhalt ungehörig“ getadelt und sachlich glatt abgelehnt bei aller „wohlwollenden Würdigung“ mit Rücksicht auf die ungünstigen finanziellen Verhältnisse; das Besteuerungsrecht könne auch erst ernstlich erwogen werden, wenn die entsprechenden Anträge der Generalsynode und des Konsistoriums vorliegen. Und da die Generalsynode erst 1905 zusammentritt, der Staat aber als „Kuratelbehörde“ die Vermögensverwaltung der Kirche völlig an sich genommen hat, da der Summus episcopus nicht wagt, die Frage durch seine persönliche Anteilnahme einer rascheren Lösung zuzuführen, weil der Minister die Kirchensteuerfrage „eine in erster Linie kirchliche“ nennt, so werden die Pfälzer Pfarrer auf ihre Kirchensteuer mindestens so lange zu warten haben wie ihre rechtsrheinischen Brüder, deren Generalsynode sich wiederholt im Prinzip für diese Steuer ausgesprochen hat, ohne dass im Laufe von jetzt 10 Jahren vom Kultusministerium etwas in der Sache getan wäre. Es ist doch geradezu himmelschreiend, wie so der Kirche vom Staat die Hände gebunden sind; da entsteht die Sehnsucht nach Trennung der Kirche vom Staat.

Diese Sehnsucht muss gewaltig wachsen unter dem Ministerium Podewils (Chr. 11). Es ist ja unleugbar, dass Graf Crailsheim nicht zum wenigsten ein Opfer seiner protestant. Konfession und seiner dem Ultramontanismus nicht weit genug entgegenkommenden Schaukelpolitik geworden ist. Die „kochende Volksseele“ trat für die Befreiung des ruhmreichen Hauses Wittelsbach aus der Umarmung des es irreführenden Ministeriums mit seiner „fortschreitenden Protestantisierung und Verpreussung“ ein; die „bajuvarische Furchtlosigkeit“ ging zum Sturm über gegen die Ratgeber der Krone, die nur zum Heil Preussens regieren! Mag nun noch vieles andere zum Sturz Crailsheims mitgewirkt haben, die protestantisch-kirchl. wie die liberalen Kreise verstanden ihn, ohne C. zu positivem Dank verpflichtet zu sein, als Niederlegung eines Walles gegen die Ultramontanisierung Bayerns: „die Folgen wird auch die protestant. Landeskirche zu spüren bekommen. Die Zeit, dass in Bayern ein Protestant Ministerpräsident hat sein können, ist dahin.“ Nun ist freilich die auch von mir befürchtete offene Schwenkung unter Podewils nicht eingetreten, es sind auch die zwei protestant. Kollegen Crailsheims, Feilitzsch und Riedel, als unschädlich im Amt belassen, auch ist dem Regenten ein streng katholischer Aufpasser nicht aufgenötigt worden. Aber der frühere Kultusminister v. Podewils erhielt nach kurzer Frist ein Zufriedenheitsattest des Zentrums. Im Landtag bestritt er, dass der Parteitag des Zentrums die Krise herbeigeführt habe, und

Digitized by Google

dass er Parteipolitik treibe oder irgendwie von der deutschnationalen Politik und Anhänglichkeit an das Reich abgehen werde. Mit grossem Recht warf der Führer der Liberalen Casselmann dem Ministerium vor, Crailsheim wegen einer blossen Kompetenzfrage fallen gelassen zu haben, da er endlich die lange vermisste Kraft gefunden, dem überhandnehmenden Ultramontanismus die Spitze zu bieten. Was wollte dem gegenüber die diplomatische Zusicherung der Unparteilichkeit besagen? Zumal der neue Kultusminister v. Wehner das gute Zutrauen des Zentrums zu seinem überzeugungstreuen Katholizismus bald genug rechtfertigte. Es handelte sich um die Ausdehnung der „Parität" auf die Handarbeitslehrerinnen an den konfessionell gemischten Schulen Ludwigshafens. Auf die Beschwerde des kathol. Pfarrers „aus prinzipiellen Gründen und zur Wahrung des Rechts der Katholiken" erklärte der Minister zwar dieselbe für rechtlich nicht begründet, eine „billige Rücksichtnahme auf das Verhältnis der Konfessionen" aber auch hier für geboten; es solle nicht unter allen Umständen peinlich nach der Verhältniszahl der Konfessionen verfahren, aber doch auf eine Beseitigung des vorhandenen Missverhältnisses tunlichst Bedacht genommen werden. „Damit ist dann die ödeste Paritätssimpelei staatlich anerkannt." Denselben Eindruck hinterliess die durch die Blätter (T. R. 550) gehende Notiz, dass am Landauer Gymnasium man jetzt anfange, überfüllte Klassen nicht wie früher nach alphabetischer Namensfolge, sondern nach Konfessionen zu scheiden, so dass es jetzt bereits eine 1. und 4. kathol. oder protest. Klasse gibt!

Die prinzipielle Stellung des Kultusministers zu den ultramontanen Uebergriffen wurde im Landtag durch die Beantwortung einer Interpellation wegen widerrechtlicher Aufnahme einer minderjährigen Protestantin in die kathol. Kirche offenbar: er erklärte dieselbe zwar für eine Verletzung einer unzweideutigen Verfassungsbestimmung, doch stünden der Regierung bei Zuwiderhandlungen weder strafrechtl. noch disziplinäre Mittel zu Gebote. Aber konnte er nicht wenigstens die Zurücknahme der Verfügung des Würzburger Ordinariats erreichen, wonach bei der Konvertierung Minderjähriger eine Abmeldung beim protestant. Pfarramt nicht zu erfolgen hat? Wie in diesem Fall zog sich der Minister von aller Beeinflussung der kathol. Kirche in Beziehung auf die Taufwiederholung bei Konvertiten als von einer rein innerkirchlichen Angelegenheit zurück. Denselben Grundsatz befolgte er allerdings auch gegenüber den kathol. Beschwerden über die offizielle Teilnahme des protest. Kirchenregiments an den Landesfesten des Evang. Bundes: er könne den kirchl. Behörden in internen Angelegenheiten, wozu der Evang. Bund mit dem Zweck der Stärkung des christlich-evang. Gemeindebewusstseins doch gehöre, keinerlei Weisung erteilen. Dagegen habe das Oberkonsistorium als das eigentliche Kirchenregiment sich ferngehalten und verhalte sich auch sonst, was der Minister offenbar sehr taktvoll fand, dem Evang. Bund gegenüber mehr passiv. Nun seien freilich auf dem Rotenburger Tag bedauerliche Verletzungen des konfess. Friedens vorgefallen, aber auch durch die Vorfälle in Würzburg aufgewogen. Der Minister schloss mit einer formell völlig korrekten Mahnung nach beiden Seiten, sich gegenseitige Achtung zu erzeigen: die konfess. Gegensätze hätten einen

Digitized by Google

Grad erreicht, dass eine Umkehr wohl veranlasst wäre, und mit der Zusicherung sorgfältiger Beachtung der verfassungsmässigen Parität sowie der nicht die Erfüllung aller Wünsche, doch Recht und Billigkeit garantierenden strengsten Objektivität auf dem interkonfess. Gebiet.

Dagegen lässt sich nun prinzipiell wenig sagen; es frägt sich nur, wie die praktische Anwendung sich gestaltet. Dafür war nun die Behandlung der Beschwerde der Würzburger Protestanten über die Hetzreden des Exjesuiten Frh. von Berlichingen symptomatisch (Chr. 12). Es soll hier nicht weiter eingegangen werden auf den in alle Blätter übergegangenen Inhalt seines Zyklus von Vorträgen über „Reformation, Revolution und 30jährigen Krieg", die die üblichen Beschimpfungen Luthers und der evang. Kirche nur durch die Masse der Lügen und den Ton überboten, der fanatische Beifallsstürme entfesselte, wenn z. B. die Sumpfgrube von Fressern und Säufern, Schurken und Faullenzern oder die „Schneegans" Frau Cotta, der „Schnapslump" Ulr. von Hutten vorgeführt wurde. Das bischöfl. Ordinariat tat nichts, um dem hetzerischen Treiben Einhalt zu tun. Ein sehr würdiger Protest des prot. Kirchenvorstands und ein sehr gelungener Familienabend mit Reden über den jungen Luther, Luther und sein Haus und Luthers Tod brachten die Fanatiker nicht zur Besinnung. Der Staatsanwalt stellte das Verfahren gegen Berlichingen wieder ein; der schimpfte weiter. Der dann von dem Ev. Bund veranstaltete Zyklus von 7 Vorträgen über Luther stellte zwar das stark getrübte Ansehen des Protestantismus in Würzburg wieder glänzend her, reizte B. aber nur zu weiteren Unflätigkeiten. Da griff endlich die Regierung durch den Bürgermeister von Würzburg ein und legte es B. nahe, seine die kathol. Sache wie das allgemeine Wohl der Stadt schädigenden Vorträge einzustellen, wozu er sich um so leichter verstehen konnte, da gleichzeitig, wie man hört, unter Beihilfe des Präsidenten des prot. Oberkonsistoriums dem Evangel. Bund der Verzicht auf die weiteren, bereits angekündigten Vorträge zugemutet wurde. Darauf liess sich der Ev. Bund nun freilich angesichts der abgeschlossenen Vortragstätigkeit des Gegners, der die literarische Wühlarbeit noch folgte, nicht ein: „So bleiben auch wir auf dem Plan, bei aller Loyalität wissen wir den Behörden keinen Dank, dass sie eingegriffen haben; sie haben das zu spät getan"; aber er schloss für den Rest der Vorträge die grosse Oeffentlichkeit aus. Auf die unwürdigen, echt jesuitischen Verdrehungen des Tatbestandes, aus dem schliesslich „frivole Friedensstörung" seitens des Evang. Bundes wurde, und auf die Harlekinade des „Mannes mit dem eisernen Maul", der sich der Erreichung seiner Absicht, der Aufweckung vieler Katholiken, dreist berühmte, mag ich nicht eingehen. Genug, dass, als im Oktober im Landtag sich liberale Redner über den frivolen Bruch des konfess. Friedens beschwerten, die ultramontanen Abgeordneten aber kein Wort der Misbilligung für Berlichingen, nur einen Ausdruck des Befremdens darüber fanden, dass sich der Polizeispiess sofort in Bewegung gesetzt habe, der Minister von Feilitzsch zwar das Vorgehen der Regierung gegen die hochgradige Verletzung der religiösen Empfindung der prot. Bevölkerung billigte, im übrigen aber ebenso wie der Kultusminister durch seine unendlich zahme Kritik nach der monatelangen weder durch den Staatsanwalt noch durch die Regierung ge-

Digitized by Google

hemmten Provokation das Gefühl der Rechtlosigkeit unter den bayerischen Protestanten nur noch steigerte. Man erinnerte sich zu wohl an die ununterbrochenen Hindernisse, die den Vorkämpfern des Ev. Bundes, Bräunlich und Graf Hoensbroech, durch Staatsanwaltschaft und Polizeidirektion in den Weg gelegt waren.

Immer unerträglicher wird (Chr. 13) das von jeher unklare Verhältnis des Konkordats zur bayr. Verfassung: jenes lieferte Bayern als kathol. Staat der unbedingten Herrschaft Roms aus, während die Verfassung fast gleichzeitig die dem modernen Staat entsprechende unbedingte Parität auf kirchl. Gebiet festlegte. Während nun die Regierung behauptet, dass in allen strittigen Fragen der Verfassung der Vorrang gehöre, wodurch allerdings das Konkordat um seinen Hauptinhalt gebracht wird, hat die röm. Kirche den paritätischen Geist der Verfassung bis zur Stunde nicht anerkannt, vielmehr das Konkordat zur massgebenden Instanz erhoben. Ganz im Sinne eines Memorandums des Gesamtepiskopats aus 1888 erklären klerikale Presse wie Geistliche die „seiner Zeit eigens für die Protestanten gemachte", von ihnen doch beschworene Staatsverfassung für nicht verbindlich. Ja, ein Geistlicher, der den Protestanten seines Orts das ihnen zustehende Grabgeläute verweigert hatte, gab vor dem Bezirksamt die Erklärung ab: die bayr. Verfassung gründe sich nicht auf Recht und Ehre und werde von keinem bischöfl. Geistlichen als verbindlich anerkannt! In diesem selben Sinn ist den prot. Pfarrämtern von alters um des darin für die Katholiken liegenden Vorwurfs willen die Führung des in der Verfassung begründeten Titels „evangelisch" verboten! Auch hier kann nicht auf alle absurden Velleitäten der klerikalen Presse und einzelner Fanatiker eingegangen werden, die man in der Chr. 13 nachlesen möge. Aber wesentlich ist, dass die Regierung die Protestanten in ihren verfassungsmässig garantierten Rechten gegen die auf das Konkordat sich berufenden Uebergriffe nicht zu schützen weiss, da sie auch bei solch flagranter Verletzung der Staatsverfassung, wie es die Verweigerung des Grabgeläutes bei der Beerdigung eines Protestanten ist, keine Strafe, nur eine Misbilligung kennt; was fragt danach ein fanatischer Priester?

Nun hat das Würzburger Ordinariat es gewagt, die Rechtsüberzeugung, der es bei seinem Erlass über die nicht notwendige Abmeldung übertretender Minderjähriger bei dem prot. Pfarramt gefolgt sei, aufrechtzuerhalten, indem die Formvorschrift des § 10 der II. Verfassungsbeilage nur für die nach § 6 dieser Beilage zum Religionswechsel berechtigten, die Abmeldungspflicht also nur für die Grossjährigen Geltung haben könne! Statt also § 6, Verbot des Konfessionswechsels Minderjähriger, einzuschärfen, entbindet das Ordinariat von Gehorsam gegen § 10! Aber es verzichtet im Interesse des Friedens und mit Rücksicht auf die Beschwerde des prot. Oberkonsistoriums für die Zukunft auf einen solchen, auf prot. Seite als beschwerend empfundenen Erlass und damit auf die Geltendmachung seiner Rechtsüberzeugung! Und das Ministerium findet, nunmehr könne die Zurücknahme der nicht generellen, in Zukunft nicht zu wiederholenden Verfügung nicht weiter in Betracht kommen, die Beschwerde dagegen erscheine in dieser Beziehung also gegenstandslos; ausserdem könne eine Ungehorsamsstrafe nicht verhängt werden, da die Voraussetzung vor-

Digitized by Google

gängiger Androhung derselben nicht erfüllt sei! Was schliesslich die Stellungnahme des Ministeriums zu etwa künftig vorkommenden Verletzungen der Verfassungsbestimmungen über den Glaubenswechsel Minderjähriger anlange, so könne der jeweiligen Entscheidung und der Kündigung von Fall zu Fall nicht vorgegriffen werden! Ja, warum wird sonst bei einer lex imperfecta immer die Klinke der Gesetzgebung in die Hand genommen, hier aber mangels einer gesetzlichen Handhabe gegen Verfassungsverletzungen nicht eingeschritten? Die kathol. Geistlichen können sich, das wissen sie nun, auch in Zukunft über die betr. Bestimmungen der Verfassung ungestraft hinwegsetzen.

Umgekehrt hat man katholischerseits eine Verletzung staatlicher Vorschriften darin gefunden, dass in Würzburg ein von dem kathol. Pfarramt als exkommuniziert wegen gemischter Ehe von der Beerdigung ausgeschlossener Mann vom evangel. Pfarrer beerdigt wurde! Man sieht darin einen „Eingriff in das Disziplinarrecht" der kath. Kirche. Also soll die prot. Kirche ein gegen sie gerichtetes Zuchtmittel der kathol. Kirche mit ausführen helfen! Zum Glück ist dieses Verlangen römischer Unbarmherzigkeit, ein von ihr diszipliniertes Kirchenglied wie einen Hund begraben zu lassen, nicht vor den Landtag gekommen; es steht sehr in Frage, ob die Mehrheit und die Regierung nicht aus der Verfassungsbestimmung, dass sich die Kirchengesellschaften wechselseitige Achtung schulden, das Verbot der Beerdigung eines exkommunizirten Katholiken durch prot. Geistliche abgeleitet hätten.

Die wirklich niederdrückende Lage der bayr. Protestanten wird noch verschlimmert durch das Verhältnis ihres Oberkonsistoriums zum Kultusministerium (Chr. 14). Anlässlich einer Pressfehde über das Verhalten des Ministerialreferenten gegenüber den Beschwerden der prot. Kirche, speziell auch des pfälz. Pfarrvereins, beeilte sich der Oberkonsistorialpräsident v. Schneider im Ministerium zu erklären, dass das Oberkonsistorium die fraglichen Artikel nicht billige und die verschiedenen „unrichtigen Darlegungen" bedaure, solche Erklärung auch der Presse zugehn zu lassen. Indem die Kirchenbehörde nun noch die Beschwerden im Einzelnen sehr flau abzuschwächen suchte, zog sie die Verstimmung der Geistlichkeit, die bisher dem Ministerium gegolten, sich selber zu; gerade streng kirchl. gesinnte Laien vereinigten sich mit liberalen Geistlichen in dem Ausdruck des Befremdens über die schwächliche Haltung des Oberkons. gegenüber dem Ministerium: dass es selbst keine ungebührliche Verzögerung darin erblicke, wenn die Beschlüsse der Generalsynode erst nach zwei Jahren verbeschieden werden, und wenn es sich dabei beruhigt, dass seine unerwidert gebliebene Vorstellung nicht dringlich gewesen sei! Es wurde allseitig der Mangel an Fühlung mit der Stimmung im Lande beklagt. So wandte sich die Debatte, die aus der Provozierung „gewisser Pfarrerskreise" entsprungen war, von der Polemik gegen den Kultusreferenten, dessen Eintreten für den Anschluss an den deutsch-evangel. Kirchenausschuss Eindruck machte, schliesslich gegen das Oberkonsistorium selbst. Man macht ihm, auch wo nicht der allgemeine pastorale Widerspruchsgeist gegen die Kirchenbehörde mitwirkt, einen Mangel an mannhafter, selbstbewusster Entschiedenheit, einen zu hohen Grad von

Digitized by Google

Bescheidenheit zum Vorwurf, der gerade in dem kathol., ultramontanen Bayern wenig am Platze sei.

Verfolgen wir noch kurz die Entwickelung dieser ultramontanen Machtfülle! Der Graf Moy wusste wohl, wesshalb er in der Kammer der Reichsräte den „Entrechtungsantrag", d. h. den Antrag auf Ausschluss der Geistlichen von politischen Vereinen einbrachte. Leiten doch in Bayern 204 Geistliche kathol. Gesellenvereine, stehen doch nicht weniger als 292 Geistliche an der Spitze von Arbeitervereinen, sind doch in rund 1500 Bauernvereinen kathol. Geistliche in der Arbeit und sind über 1100 Raiffeisenvereine fast nur von Geistlichen geleitet (T. R. 51). Und dabei haben die Schwarzen mit den Roten ein Bündnis gegen die Liberalen und Konservativen geschlossen, um ein Wahlgesetz durchzubringen, mit dem sie „jeden schnoddrigen Preussen hätten auf die Schnauze schlagen können"! (T. R. 114).

In diesem Mai fand im bayr. Landtag die Kultusdebatte statt (T. R. 219), wobei der Berichterstatter, der gewaltige Schädler, seine in Salzburg begonnene Beschimpfung der deutschen Hochschullehrer zur Unterstützung der Forderung einer „freien kathol. Universität" fortsetzte. Die Professoren Behring, Paulsen, Förster, Kinsky, Zeller mussten neben Häckel und Wundt herhalten, um den Beifall johlenden bäuerlichen Volksvertretern den brutalen Unglauben auf den deutschen Hochschulen, dessen Folge die Zunahme der Geschlechtskrankheiten der akademischen Jugend sei, zu erweisen. Der liberale Dr. Casselmann zeigte (T. R. 220) die Gemeinheit dieser Anwürfe und wies darauf hin, dass die „freie kathol. Universität" nichts als einen ungeheuren Rückschritt der freien Forschung und Wissenschaft bedeute. Der Kultusminister beschränkte sich auf eine schonende Bestätigung der Verwahrung, die sein Kollege Feilitzsch im Finanzausschuss (T. R. 201) gegen die in Universitätskreisen so schwer verletzende Salzburger Rede Schädlers eingelegt hatte: die Universitätsprofessoren hätten sich keineswegs mit Ladenburg einverstanden erklärt. Wie soll aber auch ein Kultusminister mit einer Mehrheit ohne Reibung auskommen, die der zweitgrössten deutschen Universität eine von der Regierung und den Reichsräten verlangte ordentliche Geographieprofessur mit konstanter Bosheit vorenthält! (T. R. 294).

Die neuesten Kultusdebatten bewegen sich um die Volksschule (T. R. 322). Da kämpft die ultramontane Mehrheit grimmig an gegen die Allerhöchste Verordnung, wonach nach Bedürfnis Simultanschulen errichtet werden sollen; und der Minister, der sich gegen Simultanschulen erklärt, ist auch schwer zu bewegen, an Orten, wo kathol. Konfessionsschulen, dagegen trotz der Mehrheit der Protestanten keine protest. Schulen bestehen, diese einzurichten: die Kinder sollen einfach in die nun einmal vorhandene Schule gehen! So schicken denn die Protestanten in Klingen a. M., obschon sie da in der Mehrheit sind, ihre Kinder über die württemberg. Grenze! Natürlich ist der Minister mit der Mehrheit auch einig gegen die Fachaufsicht durch Lehrer: denn in der Volksschule falle mehr die Erziehung als der Unterricht ins Gewicht, die Erziehung aber könne besser durch geistliche als durch weltliche Schulaufsicht gefördert werden! Auf die verständnisvolle Fürsprache der beiden protestantischen Pfarrer für die Fachaufsicht und zur Entlas-

Digitized by Google

tung des seelsorgerlichen Berufs erwiderte ein Zentrumsgeistlicher: „Die protest. Pfarrer haben mehr Zeit als wir katholische!“ Ganz besonders kräftig wurde aber das achte Schuljahr bekämpft: aus volkswirtschaftlichen Gründen, vor allem wegen der ländlichen Dienstbotennot sprach man dagegen; eigentlich sei nicht einmal das 7. nötig gewesen. Als bemerkt wurde, Mecklenburg habe auch kein achtes, fügte der gefügige Kultusminister hinzu: „Württemberg auch nicht!“ Es war gewiss nicht unbillig, wenn Casselmann darauf hinwies, dass in den dem Zentrum untertänigen Landkreisen geradezu trostlose Zustände in den Volksschulen herrschten, die festzuhalten nur im Interesse der ultramontanen Knechtung, der Verdammung liege.

Bei den soeben zu unrühmlichem Ende gelangten Wahlrechtsverhandlungen (T. R. 322) mussten die Liberalen für das Proportionalwahlrechtssystem eintreten, weniger, weil sie darin das gerechteste System erblickten, als um nicht durch das gleiche direkte Wahlrecht die Zentrumsherrschaft zu einer dauernden zu machen.

Ach, wenn man über diese bayerischen Dinge berichtet, kommt man nicht aus dem Jammer darüber hinaus, dass die fortschreitende protestantisch-humanistische Bildung zwischen den klotzigen Mühlsteinen der schwarzen und roten Demokratie notwendig zerrieben werden muss, wenn nicht die Regierung in klarer Erkenntnis der Lebensbedingungen des modernen Staates der Minorität ihr Gewicht zulegt. Aber ist es im grossen deutschen Reich nicht ähnlich? Man hat Mühe, im Rückblick auf den Weg durch Deutschlands Kirchenpolitik, den wir in diesen letzten Heften durchmessen haben, den Glauben an den endlichen Sieg deutsch-protestantischen Wesens über die zeitweiligen römischen Triumphe aufrecht zu erhalten.

Kiel, den 20. Juli 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Notizen.

Im 2. Heft der Zeitschrift für Theologie und Kirche spricht der baltische Pfarrer Feyerabend über „Moderne Theologie"; von Harnacks „Wesen des Christentums" und Dogmengeschichte ausgehend sucht er den Unterschied zwischen Dogma und Evangelium klarzulegen. Kaftan bringt im 2. und 4. Heft seine Untersuchungen „Zur Dogmatik" zum Abschluss. Er behandelt Trinitätslehre, Christologie und „die paulinische Predigt vom Kreuz Jesu Christi". Aus ersterer hebe ich als besonders beachtenswert die Ausführungen über die „relative Wahrheit des Pantheismus" hervor (168—177). Die Analyse der paulinischen Predigt bestimmt in Auseinandersetzung besonders mit Holsten und Holtzmann den Tod Jesu als Erlösung von der Welt, als Sündopfer und als für die Juden stellvertretende Uebernahme des Gesetzesfluches. Eine einheitliche Zusammenfassung dieser Momente bei Paulus könnte höchstens in der Richtung von Röm. 8, 3 gefunden werden. — Das 3. Heft enthält Aufsätze von Volz und von Otto. Volz orientiert ohne Anspruch auf Selbständigkeit, aber mit Umsicht und Gründlichkeit über die babylonische Kultur und ihre Bedeutung für die Weltkultur, insbesondre für Israel. Otto gibt eine wertvolle Uebersicht über die Entwicklung des Neovitalismus und deutet zum Schluss an, welche Unterstützung die religiöse Auffassung der Wirklichkeit durch diese wissenschaftliche Ueberwindung des Mechanismus erfährt. A. T.

Das Protestantenblatt 26, 27, 28, 30 bringt eine Auseinandersetzung über die Jesuiten; Duhr S. J. erklärt den Glauben und Moralkodex des Ordens für den allgemein katholischen, spricht vom südländischen Beiwerk der Exerzitien, rechtfertigt die Organisation und schiebt den bösen Namen des Ordens der Bosheit der Gegner zu, die missverstehen wollen und die Fehler einzelner dem Orden anrechnen. W. Herrmann tadelt die Unwahrhaftigkeit des Systems, die in der Verwechslung des Sittengesetzes mit einem Rechtskodex und in der Verhüllung der Wirklichkeit mit den Wucherungen der Phantasie begründet sei. O. Hegemann bringt historische Tatsachen bei, um die von Duhr geleugnete Schandlehre zu beweisen. Die Nummern 28—31 bringen eine Aufsatzreihe von Drey-

Digitized by Google

dorff über die Kasualreden ohne Berücksichtigung der Taufe. F. N.

B. Weiss hat den Gesamtertrag seiner mehr als fünfzigjährigen Arbeit am Verständnis des Neuen Testaments der gebildeten Gemeinde zugänglich gemacht (das Neue Testament nach Luthers berichtigter Uebersetzung mit fortlaufender Erläuterung versehen; 2 Bde. Leipzig, Hinrichs M. 10). Die Uebersetzung, die in allgemein bekannten Sprüchen sich „bis an die Grenze des Möglichen" der Lutherschen anschliesst, sich aber in formeller Beziehung freier bewegt, beruht auf dem von Weiss rekonstruierten, bekanntlich Tischendorf und Westcott-Hort nahestehenden Text und liest sich auch bei schweren Stücken (wie z. B. 2 Kor.) klar und kernig. Den sinngemässen kurzen Schriftabschnitten folgt in kleinerem Druck eine ausführliche Paraphrase, die unter völligem Absehen von kritischen Fragen wie von gelehrtem Detail den genauen Wortsinn und den Zusammenhang herausstellt und dabei die bekannte Meisterschaft des Verfassers, nicht selten freilich auch seinen gewundenen und nicht eben leichten Stil bekundet. Ein Bibelwerk von solcher Gründlichkeit und Eigenart ist der Gemeinde nicht oft dargeboten, und so steht zu erwarten, dass es sich neben den bisher gebräuchlichen schnell einbürgern werde. A. T.

Ganz prächtig, auch stilistisch, sind die Essays von Prof. Johannes Geffken-Hamburg: Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. (Aus Natur- und Geisteswelt. 54. Band. Teubner-Leipz. 135 S. geb. 1,25 M.). Vf. führt uns recht ein in die Verflochtenheit der Lebensäusserungen des Urchristentums mit den gesamten kulturellen, geistigen und religiösen Strömungen der Zeit. Wenn er (S. 62) meint, es liege noch kein wahrheitsgetreues Protokoll eines Christenprozesses vor, so vergisst er die scilitanischen Märtyrerakten. Sonst, wie gesagt, ein treffliches Schriftchen.

J. J.

J. Swedenborg, Theologische Schriften. Ausgew. Werke Bd. I. Uebersetzt und eingeleitet von L. Brieger-Wasservogel. M. 8 S. 363. Diederichs, Jena. Diese neue Ausgabe rechnet auf einen weiteren Leserkreis, verzichtet darum auch auf eine getreue Wiedergabe des Originals. Die Absicht des Uebersetzers ist es, der Sage entgegenzutreten, als sei Sw. ein Geisterseher und mystischer Schwärmer gewesen. Er war kein Theosoph, sondern ein Naturphilosoph, das wichtigste Glied zwischen Spinoza und Goethe. Indem er aber zugleich die ganze christl. Theologie verarbeitete und eine neue Religion auf ihr aufbaute, wurde er der letzte grosse Kirchenvater. Luther steht geistig „viel, viel tiefer" und der christl. Kirche kann der Uebersetzer nur mit Erbitterung gedenken. Ich vermag weder der unkritischen Philosophie noch der die Eigenart des Protestantismus verkennenden Religion Sw.s die Bewunderung Brieger-Wasservogels entgegen zu bringen; doch mag eine Revision des vulgären Urteils über Sw. vielleicht angezeigt erscheinen.

O. S.

Reischle veröffentlicht 5 Fe-

Digitized by Google

rienkurs-Vorlesungen über „Theologie und Religionsgeschichte“ (105 S. Mohr, Tübingen M. 1,80), die den Sinn und die Entstehung der „religionsgeschichtlichen Methode“ darlegen (I) und ihr Verhältnis zur historischen (II, III) und systematischen Theologie (IV, V) eingehend prüfen. Dabei kommt Reischles frei hingebende, sorgsam und scharfsinnig abwägende Art wie seine Gabe orientierender und übersichtlicher Darstellung voll zur Geltung. Der Forderung, dass der religions- und sittengeschichtliche Stoff, dessen Verwendung in Apologetik und Grundlegung der Ethik wie selbstverständlich in der geschichtlichen Theologie auch R. verlangt, in der systematischen Darstellung der Analyse der innern Glaubensgründe organisch einzuordnen sei (95), kann ich zustimmen. Dagegen muss ich es ablehnen, dass es der einzig richtige Weg sein soll, bei der Behandlung religionsgeschichtlicher Probleme seinen Ausgangspunkt (nicht nur seinen Zielpunkt) im persönlichen christlichen Glauben zu nehmen (67). Damit dürfte dann auch die verbleibende Differenz über die Tragweite der neuen Arbeitsweise zusammenhängen. A. T.

Clemen bespricht in massvoller und sachkundiger Weise „die religionsgeschichtliche Methode in der Theologie“ (Giessen, Ricker 39 S. M. 0,80) in systematischer (Harnack, Tröltsch u. s. w.) und historischer Beziehung. Letzterer gilt der umfassendste und lehrreichste Teil der Ausführungen. Nicht nur der Einfluss der babylonischen Religion auf das N. T. wird (wesentlich gegen Gunkel) besprochen, sondern auch der der Mithrasreligion. Am ehesten möchte C. der „hermetischen“ Literatur einen Einfluss auf das N. T. (Joh. und Jac.) zuschreiben. Abgesehen von diesen noch nicht spruchreifen Einzelheiten kann ich C. im wesentlichen zustimmen. A. T.

Eines der fesselndsten, persönlichsten Bücher, daraus besonders wir in christlicher Lebensluft Aufgewachsenen lernen können, wie edle und starke Geister ausserhalb derselben frei atmen, ist des grossen Philologen Heinr. Gomperz Vortragsreihe: die Lebensauffassung der griechischen Philosophen. (Leipzig, Diederichs 322 S., 6 Mk.). Indem er sie alle unter dem Gesichtspunkt des Ideals der inneren Freiheit betrachtet, für das das äussere Erleben zum Spiel, zum blossen Stoff der daran wirkenden und sich behauptenden Seele, Wunschbejahung gegenüber dem als notwendige Einheit beurteilten Universum eigentliches Ziel der Erlösung, die Moralität aber wie die Legalität prinzipiell getrennt ist von der persönlichen Ethik, gewinnt er einen ungemein innerlichen Aufriss der antiken Philosophie, deren einzelne Vertreter doch nicht zu blossen zufälligen Trägern der Entwickelung jenes Prinzips werden, da sie stark individuell charakterisiert und durch eine Fülle treffendster Beweisstellen in vorzüglicher Uebersetzung nahe gebracht werden. Indem er ihrer Ethik durchweg die Tendenz der Selbsterlösung zur inneren Freiheit, unabhängig von aller dogmatischen Heteronomie, vindiziert, überall, wo er das Formalprinzip der inneren Freiheit findet, achtungsvoll innere Kräfte begrüsst, vermag er abgesehen von

Digitized by Google

dem grossartig gezeichneten Sokrates Kynikern wie Hedonikern, Epikur wie Epiktet, Plato nach seiner sokratisch-intellektualistischen wie nach seiner orphisch-enthusiastischen Seite gerecht zu werden, am wenigsten dem empiristischen Ethiker der Durchschnittsmoral, Aristoteles. Dabei erkennt er die Schranken der Antike wohl: den Intellektualismus, die unentwickelte Psychologie, die der Unselbständigkeit des Innenlebens entspricht, die Unfähigkeit, das Ideal als Massbegriff der Annäherung zu fassen; indem er aber die Wunschbejahung durch die Motive der hingebenden Liebe und der zeugenden Schöpferkraft ergänzt, erreicht er noch immer nicht die Idee des Reiches Gottes mit seiner Vereinigung von Individual- und Sozialethik. Uebrigens vermag der vornehme Grieche auch den Motiven und Verdiensten der christl. Ethik gerecht zu werden. Hochinteressant ist für uns schliesslich die Würdigung Plotins, die in einem Anhang „zum Verständnis der Mystiker“ eine tiefere religionspsycholog. Begründung erhält. O. B.

„Ueber Willensfreiheit“ hat Windelband 12 Vorlesungen bei Mohr, Tübingen (223 Seiten; 3,60 M.) veröffentlicht. Er zerlegt das Problem in die von der Freiheit des Wollens, Handelns und Wählens. Letztere beiden behandelt er zuerst; durch scharfe Scheidung zwischen dem psychologischen bezw. psychophysischen und dem ethischen Begriff der Freiheit bei aller Beachtung der Verbindungslinien reinigt er die Vorstellung der sittlichen Freiheit von allen Fremdkörpern. Erst aus diesen Untersuchungen wächst ihm der metaphysische oder makrokosmische Begriff der Freiheit als der Freiheit von der Kausalität. Das Problem in dieser Form gliedert sich für W. in seine gesellschaftswissenschaftliche, metaphysische und theologische Gestalt. Die Ergebnisse dieser Abschnitte führen nach längerem Verweilen bei Kants Lehre vom intelligiblen Charakter zu dem Schlusskapitel von der Verantwortung. Die durch strenge Schulung des Denkens gestützte Treue des Forschens, die klare Redlichkeit den Resultaten gegenüber bei bescheidenem Stillestehen vor dem „theoretisch Undurchdringlichen“ machen die Schrift zu einem durchaus protestantischen Buche. Gern lässt man diese Gedanken in ihrer schlichten Schönheit auf sich wirken, und etwas wie Erbauung erfährt man, wenn alle feinen Fäden sich zusammenweben zu dem Bilde menschlicher Persönlichkeit. W. R.

Wer naturphilosophisch-ästhetische, religionsähnliche Stimmungen innerhalb Häckelscher Weltanschauung kennen lernen will, der begleite Wilhelm Bölsche auf seinen in „Osterglaube“ gipfelnden, unter dem Titel „Von Sonnen und Sonnenstäubchen“ zusammengefassten kosmischen Wanderungen. W. R.

An zwei wichtige ethische Probleme ist Graue in seiner Untersuchung „Selbstbewusstsein und Willensfreiheit“ (Berlin, Schwetschke S. 189) herangetreten, die von grosser Belesenheit zeugt und mit Erfolg gegen den Empiriokritizismus sich wendet, um die Tatsache des Selbstbewusstseins des Ich und der Willensfreiheit festzustellen. Aber

Digitized by Google

zum mindesten ergänzungsbedürftig erscheint die erkenntniskritische Seite der Untersuchung, die immer wieder auf die innere Erfahrung des Gefühlslebens als ultimum refugium zurückkommt, den Determinismus im Grunde unter Aufnahme einer schwach begründeten These Wobbermins mit der Behauptung des auch anders Könnens widerlegt, von der Erkenntniskritik Kants ablenkend einer bedenklichen Unsicherheit in der Bestimmung des Verhältnisses der Denkgesetze zum tatsächlichen Weltgeschehen verfällt und schliesslich mit dem Zufall und der Willkür rechnet, die jedoch „nicht gänzlich" dem Einwirken Gottes entrückt sein sollen. O. S.

Einen sehr anregenden Konferenzvortrag hat Pfarrer W. Wolff bei Ricker, Giessen (54 S.) drucken lassen: Wie predigen wir der Gemeinde der Gegenwart? Er bringt zu den einschlägigen Schriften von Niebergall, Drews, Haering und Baumgarten wertvolle Ergänzungen. Was mich angeht, irrt er nur in der Annahme, dass ich „speziell schlesw.-holst. Verhältnisse ins Auge fasse". Wir wollen uns warnen lassen, das geistige Niveau auf dem Dorf wie in der Stadt allzuhoch zu denken, auch nicht genug mit der breiten Schicht in der Gemeinde zu rechnen, die noch keine Ahnung von dem Wert einer geschichtlichen Grundlage unsrer Frömmigkeit, auch kaum von der Bedeutung des Problems „Glauben und Wissen" hat: ein schlichtes „Befiehl du deine Wege"-Christentum! Gerade in der Berücksichtigung der Zwischenstufen und der gemischten Gemeinden scheint mir der besondere Wert dieser reichen Orientierung über die Gemeinde der Gegenwart zu liegen, während das Schwergewicht der praktischen Ratschläge in der Empfehlung der Predigt vom lebendigen mehr als vom gnädigen Gott und von seiner Wirklichkeit in Christus zu suchen ist. O. B.

Bornemann veröffentlicht in der „Modernen Predigtbibliothek (III. Serie, 1. Heft, Leipzig, Wöpke M. 1,20, geb. M. 1,80) 5 schlicht erbauliche Predigten. Der Titel „Bete und arbeite" hebt bereits die beiden Gruppen über das Gebet und die Berufsarbeit (und ihre Uneigennützigkeit) heraus. Am kraftvollsten und eigenartigsten sind die beiden Predigten über das Gebet (Joh. 4, 19—24. Luk. 11, 1), während die andern (namentlich 3. 4) für meinen Geschmack etwas zu trocken geworden sind. A. T.

Von einem von Pfarrer Dr. Luther im Charlottenburger Lehrerverein gehaltenen Vortrage über „Religionsunterricht in der Schule und Konfirmandenunterricht in ihrer Begrenzung und Ergänzung" ist ein Sonderabdruck aus der „Pädagogischen Zeitung" (Verlag R. Scheibe, Berlin N. Auguststr. 49; 0,15 M.) erschienen. Verf. verlangt für den gesamten Religionsunterricht eine aufmerksame und liebevolle Pflege des Einzelindividuums. Da auf den einzelnen nichts mehr wirke als die Persönlichkeit, so gelte es vornehmlich, den Kindern immer aufs neue die Persönlichkeit Christi vor die Seele zu stellen und dadurch religiöses Leben und Interesse zu erwecken. Aller unnütze Gedächtniskram (ein Ballast von Sprüchen etc.) falle dann

Digitized by Google

als schädlich fort. Dazu gehöre auch der Katechismus, der kein Kinderbuch sei; er ist aus dem Religionsunterricht in der Schule gänzlich zu entfernen. Dort sollen biblische Geschichten — das A. T. ist nur höchst wenig zu berücksichtigen! —, Sprüche und Lieder die Grundlage der Besprechung bilden. Der Katechismus ist den Geistlichen zu überlassen für den Konfirmandenunterricht. — Die kurze nur 16 S. umfassende Broschüre kann einer aufmerksamen Lektüre sehr empfohlen werden. E. R.

Die biblische Geschichte in Lebensbildern. Ausgeführte Katechesen für die Oberstufe von Joh. Kolbe. Das A. T. (3. Aufl., Leipzig, Wallmann 1904. 2.60 M.). Nach der Urgeschichte werden die alttestamentlichen Gestalten von Abraham bis Elias in einer von der üblichen nicht abweichenden Weise behandelt. Eine längere pädagogisch-katechetische Ausführung bildet das Vorwort, eine — ablehnende — Behandlung der Frage nach der Verwendung der Propheten den Schluss. Bezeichnend für den theol. Geist ist die herkömmliche Deutung der Schlange, die Auffassung der Tierknochen in den Berghöhlen als der Ueberbleibsel von Tieren, die vor der Sintflut dorthin geflüchtet sind. Diese Fabrikware wird man leid; wann wird ein Neues gepflügt? F. N.

Graf M. von Korff, Ratschläge und Winke. Helmke-Hildesheim. 68 S. 0,75 M. — Eine pastoraltheologische Zitaten- und Aphorismensammlung „für solche, die an der Seelenrettung mitarbeiten", gesammelt „bei heiligen Gottesmännern alter und neuer Zeit". J. J.

Römisches Christentum demaskiert G. Dreydorff in schonungsloser, oft krasser Weise in Briefen an eine Freundin (Leipzig, Haessel, 73 S., 50 Pf.). Nirgends sucht er den religiösen Motiven und Quietiven, die schlichten Seelen darin entgegenkommen, gerecht zu werden; dagegen bewirkt oder bestärkt er die intellektuelle Ueberhebung über den Köhlerglauben; den findet er freilich auch in allem anderen dogmatischen Christentum, und so endet sein Ansturm gegen Rom in einer Polemik gegen alles Kirchentum zu gunsten eines ganz elementaren, auch aller symbol. Handlungen entratenden religiösen Independentismus. O. B.

Eine gesunde Idee scheint im Grossherzogtum Hessen sich zu verwirklichen: ein Brüderrat als Bindeglied zwischen Kirche und Evangelisation. In einer Konferenz für evangel. Gemeinschaftspflege auf kirchl. Grundlage hat Prof. Wurster-Friedberg eine Ansprache gehalten über Kirche und Gemeinschaft (Friedberg, Kommissionsverlag von C. Bindernagel, 15 S., 20 Pf.), die wir um ihrer Nüchternheit und Gerechtigkeit nach beiden Seiten willen der Beachtung aller derer empfehlen, die in der Gemeinschaftsbewegung ein wertvolles Ferment evangel. Volkslebens erkennen. Im übrigen vgl. Monatsschr. 1902, 319 ff. O. B.

Bereits das 3. Tausend einer begeisterten Schutzschrift für die Sozialdemokratie: „Sie müssen" (Berlin, Herm. Walther, 196 S.) liegt

Digitized by Google

vor uns, worin der Pfarrer am Neumünster in Zürich H. Kutter die christliche Gesellschaft davon zu überzeugen sucht, dass das wahre Evangelium von der Sozialdemokratie durch ihre Forderung einer völligen Erneuerung der Gesellschaft, durch ihre Verleugnung der ganzen Religion, Moral und Rechtsanschauung des Kapitalismus, vor allem durch ihre Ignorierung der Sünde und Betonung der Materie als Basis des Geisteslebens neu entdeckt sei. Er gibt zu, dass Atheismus, Materialismus, Vaterlandslosigkeit von der Partei proklamiert werde, sieht darin aber nur gesunde Gegenschläge gegen den mammonistischen Gott, gegen die unwahre Vergeistigung, gegen das Vaterland der Kapitalisten. Ueberhaupt aber führt er in wuchtiger Weise durch, dass nicht die einzelnen Programmforderungen, sondern allein die reine Torheit einer aufs Ganze gehenden, alles glaubenden und hoffenden Begeisterung das Wesen der Partei ausmacht. Wir haben hier ein interessantes, politisch und persönlich Unerfahrenen gewiss gefährliches Muster einer chiliastischen, völlig geschichtslosen, Jesus und Paulus ebenso wie Stöcker und besonders Naumann karrikierenden, aber doch grosszügigen Schwarmgeisterei.

O. B.

Man durfte erwarten, dass die im Buchverlag der „Hilfe" erschienene Streitschrift von J. Tews über Schulkompromiss, konfessionelle Schule, Simultanschule (46 S., 30 Pf.) sich wenigstens mit den Gründen, die der Nationalsoziale Rein für die konfessionelle Schule vorgetragen hat, auseinandersetzen würde. Wir sind durch die auf die Gegner nicht eingehende, von allgemeinen liberalen Wünschen einheitlicher nationaler Kultur getragene Ausführung an unsrer Stellung zum Schulkompromiss — vgl. Julichronik! — nicht irre gemacht, am wenigsten durch den statistischen Anhang von unentwickelten, weniger-klassigen Minoritätsschulen und weiteren Schulwegen von der Feststellung der paritätischen Anstalten als Ausnahme abgeschreckt. O. B.

Ev. Pressbestrebungen und Hoffnungen im Jahre 1903. Jahresbericht d. ev.-soz. Pressverbandes f. d. Prov. Sachsen, d. Herzogt. Anhalt u. Thüringen. Von P. Swierczewski. (Als Mskr. gedruckt. Vertraulich. Für 40 Pfg. beim Verf. in St. Ulrich bei Mücheln, Reg.-Bez. Halle zu beziehen). Ich kann nur raten, sich dieses instruktive Heftchen von 84 Seiten kommen zu lassen. Wie wenig auf dem Gebiet der Presse von uns ev. Pfarrern geschieht und wie viel noch für die verschiedensten Bestrebungen geschehen könnte und müsste, wird einem daraus recht klar. J. J.

Ein freireligiöses Schauspiel in vier Aufzügen: Jesus von Nazareth hat Joh. Messmer publiziert (Dresden, Pierson. 48 S. 1 M.), das sich ebenso durch völlig willkürliche Veränderung der evangel. Geschichte — Jesus zuerst gesetzlicher Zelot, verlobt mit Magdalena, wegen Eintretens für einen elenden Selbstmörder gekreuzigt u. s. f. — wie durch Mangel an wirklicher dramatischer Entwickelung auszeichnet.

O. B.

Digitized by Google

„Nationalökonomisch denken zu lehren" ist die vollauf erreichte Absicht der nunmehr in 4. Aufl. erschienenen Vorträge und Versuche K. Büchers: Die Entstehung der Volkswirtschaft (Mohr, Tübingen, 446 S., 6 M.). Da sie für Laien gedacht sind, darf ein Laie erklären, dass er mit anhaltendem Interesse und steigender methodischer Klarheit den durch isolierende Abstraktion und logische Deduktion wie durch die Energie plastisch-psychologischer Illustration ausgezeichneten Charakteristiken der Hauptphasen der wirtschaftlichen Entwickelung gefolgt ist. Besonders die Erörterungen über die Entstehung der Volkswirtschaft aus Haus- und Stadtwirtschaft, die Entwickelung des Handwerks aus Hauswerk und Lohnwerk zu Hausindustrie und Fabrikbetrieb, die Darstellung der sich ablösenden Arbeitsvereinigung, Arbeitsgemeinschaft und Arbeitsteilung und am meisten die Untersuchung des Verhältnisses der sozialen Klassenbildung zur Arbeitsgliederung müssen allgemeinstes Interesse finden. In dem Streit mit Schmoller über die Vererbung von Berufsbefähigung scheint mir die Wahrheit in der Mitte zu liegen: nicht bloss die durch das Kulturniveau der Berufsklasse geforderte sittliche und allgemeine geistige Anpassung, sondern auch die durch die Arbeitsteilung gebotene Anpassung an eine Berufsklasse, die Hauptbedingung einer erfolgreichen Berufsausübung, reift beim Durchschnitt nur langsam in der geeigneten Umgebung. Sehr fesselnd ist auch die Darstellung der Anfänge des Zeitungswesens und der Beweis für die Bedeutung des statistischen Experimentes der Parallelisierung isolierter Zahlenreihen im letzten Vortrag über die inneren Wanderungen und das Städtewesen, also über das Problem der Landflucht. Ueberall die Klärung wirtschaftlicher Grundbegriffe mit der Darstellung ihrer typischen Erscheinungen verbunden. O. B.

Benzmann hat bei Reclam auf 592 S. eine Sammlung „moderne deutsche Lyrik" mit einer literargeschichtl. Einleitung und biographischen Notizen herausgegeben, die trotz der subjektiven Auswahl doch einen im Ganzen zutreffenden Eindruck von der überraschend massenhaften dichterischen Selbstdarstellung einer gewissen an allen objektiven Tatsachen und festen Landmarken achtlos vorübergehenden, wesentlich das persönliche Verhältnis zu den Dingen, die trotzige Selbstbehauptung und das Ausleben innerer Stimmungen der Beachtung wert achtenden Lebensanschauung, die sich an den wenigen wohltuenden Dichtungen C. F. Meyers, Fontanes, Schönaich-Carolaths, u. a. als Zeugnisse einer an realen Aufgaben und Zielen armen, darum durchaus unbefriedigten Decadence ausweisen. Wie weit wohl der Einfluss dieser Poeten auf den Geist unseres Volkes reicht? Christliche oder nur tatenfreudige Klänge sucht man vergebens. O. B.

Der neueste Roman von Clara Viebig, Das schlafende Heer (Berlin, Fleischel, 518 S., 6 Mk.) interessiert uns wegen der bewundernswerten Realistik, womit die Verfasserin sich in diese unheimliche Welt der deutsch-polnischen Konflikte ver-

Digitized by Google

setzt und gewiss nicht ohne Einseitigkeit die „polnische Wirtschaft“ und den zur Zeit hoffnungslosen Kampf der deutschen Patrioten geschildert hat. Vor allem aber gewinnt man einen tiefen Eindruck von dem dominierenden Einfluss einer ebenso antideutschen wie jeden Aberglauben duldenden Klerisei. Dazu eine Fülle lebensvoller Charaktere. Recht eine Lektüre für Freunde der Volkskunde.

O. B.

Von der Gesetzlichkeit zur Freiheit.

Predigt über Jerem. 31, 31—34.

Von

Professor D. **Meinhold** in Bonn a. Rh.

A.

Wenn die Geschichte eines Einzelnen oder eines Volkes an einem Wendepunkt angelangt ist, da richtet sich das Auge wohl rückwärts auf den Weg, der dahinter liegt. Vom Ziele aus wird da manches klar, was bei der Wanderung selbst rätselhaft schien, auch wohl unter der Schwelle des Bewußtseins lag. Nun aber blitzt die Erkenntnis plötzlich auf; nun ringt sie sich aus dem Herzen los und findet die passenden Worte.

Es war eingetreten, was Jeremia so lange mit bebenden Lippen verkündet hatte, verkünden mußte, obwohl ihm das Herz krankte bei dieser Verkündigung, und obwohl er wußte, daß sein Leben von den ungläubigen, haßerfüllten Volksgenossen gerade wegen dieser Verkündigung bedroht würde.

Jerusalem lag in Trümmern. Schon vordem waren die Scharen des mächtigen Kriegsfürsten und Königs von Babylon auf dem heiligen, dem Gotte Israels allein gehörigen Boden erschienen; sie hatten die heiligen Gefäße, ja das größeste Heiligtum von Altisrael, die sogenannte Bundeslade, den Thron Jahves, auf dem dieser, wie man glaubte, seinem Volk von Sinaj nach Kanaan unsichtbar vorangezogen war, hinweggeschleppt. Das hieß ja nach der Empfindung der Altvordern, daß der Nationalgott selbst in die Verbannung geschleppt sei; der babylonische Gott war eben der stärkere, wie er durch den Sieg seines Knechtes Nebucadnesar gezeigt hatte. Aber die Altvordern hatten ja mancherlei kindliche Vorstellungen gehabt. Was lag denn an dem alten Thron?! Man konnte ja, wenn es nötig, einen neuen machen; aber wozu? Hatte nicht Jahve seinem Namen ein Haus, einen Tempel errichtet? Der stand noch immer da, um Jahve zu finden. Wer an

Digitized by Google

Jahve und seine Macht glaubte, der glaubte an die Unverletzlichkeit des Tempels. Hier im Tempel verehrte man ihn nach der Weise alter, auf ihn selbst und seinen Knecht Moses zurückgeführter Gesetze und Ordnungen. In neuer Fassung waren sie allen eben wieder nahe gelegt. Die ganze Gemeinde hatte sich unter dem König Josia vor kurzem feierlich auf dies geschriebene Gotteswort verpflichtet. Das Haus des lebendigen Gottes in Jerusalem, das geschriebene Gotteswort in den Händen und Herzen seiner Gläubigen — ja da konnte man singen und sagen: „Und ob das Meer wütete und wallete, so fürchten wir uns doch nicht, der Herr Sebaoth ist bei uns, unsere Zuflucht ist der Gott Jakobs." Und in dies Gefühl, das man gerade für ein so recht frommes Gefühl hielt, in diese schönen Töne klang der schrille Kassandraschrei jenes Mannes, der seinem Volke ja wohl jede Freude verderben mußte: Der Tempel wird von Jahve selbst zerschlagen, das sogenannte „Gotteswort" ist gefälscht, ist Lügen- und Teufelswort; es macht seine Besitzer unfähig, die lebendige Stimme des Allmächtigen zu hören, der da durch seine Diener und aus ihrem Herzen heraus tagtäglich warnt, lockt und schrecklich dräuet. Diese Stimme redete von Tod, Untergang, Vernichtung. Und sie behielt Recht. Jetzt hat sich das Geschick von Volk und Stadt erfüllt. Und da nun alles klagt und verzweifelt, erhebt Jeremia sein Auge, schaut nachdenklich rückwärts auf den Weg seines Volkes, auf seine eigenen tiefernsten Lebenserfahrungen, und da lösen sich jene verlesenen Worte von seinen Lippen, die wir als den reifsten Ertrag der ganzen israelitischen Religion, als die edelste Frucht dieses so reichen Prophetenlebens bezeichnen dürfen.

I.

Was wollen sie denn eigentlich besagen?

Deutlich genug verkündeten die Steine der zertrümmerten Stadt, des zerschlagenen Tempels, daß es mit Israel, mit seinem alten Bund zu Ende war. Es war so gekommen, wie es kommen mußte. Jahve, der Herr der sittlichen Weltordnung, hatte so strafen, so das alte Band, das ihn mit Israel, Israel mit ihm verband, zerschneiden müssen. Warum aber handelte er so, mußte er so handeln? Weil er seine auf das Sittliche gehenden Forderungen an den Menschen und durch die Menschen durchsetzen mußte. Dazu aber genügte der alte Bund nicht mehr; ja er war diesen Gedanken gerade zum schwersten Hindernis geworden. Darum hatte ihn Gott beseitigen müssen.

Wie war denn das also gekommen? Der alte Bund beruhte auf Zwang. Zwang aber kann wohl vorübergehend, doch nicht dauernd auf dem Gebiet der Religion herrschen. Nur der handelt wirklich sittlich, der aus freiem inneren Drange handelt. Freie sittliche Persön-

Digitized by Google

lichkeiten, wie Gott, die im höchsten Sinne sittliche Persönlichkeit, sie will, werden durch den Zwang verdorben und niedergehalten; darum hat Gott den alten Bund beseitigt, wie es durch die Zerstörung seiner Stadt und seines Tempels zutage lag. Jahve hatte sich sein Volk gebildet, aus Aegypten geholt, an der Hand gefaßt, geführt und zu seinem Volk gemacht. Und dies Volk hatte sich in diesem Verhältnis glücklich gefühlt. Gott hatte ihm ein schönes Land für die Wüste geschenkt, Getreide, Obst, Wein die Fülle gegeben und das Land ihm bisher gegen alle Angriffe erhalten. So hatte man ihm Kirchen und Kapellen errichtet, Feste und Opfer gewidmet. Und mit dem Opferrauch drangen die Klänge der frohen Lieder, klang der Lärm jauchzender Tänze zum Himmel des Herrn, der alles so herrlich bereitet. Und als nun göttliche Boten erschienen und zürnten und straften, daß man den auf das sittliche Handeln bedachten Gott durch den Kult, in dem man sich glücklich und fromm fühlte, zu bestechen und von seinen sittlichen Forderungen abzubringen dachte, da sammelte man all die alten und neuen Gesetze, wie sie der Herr durch seine Propheten von Moses an, wie man meinte, gegeben; da verpflichtete man sich, die sittlichen Forderungen der Propheten ebenso wie die gottesdienstlichen der Priester aufs genaueste zu halten. — Und die Antwort Gottes? Die Zerstörung Jerusalems! Also war, da Gott doch seine sittlichen Forderungen durchführen wollte und mußte, dieser Weg der falsche gewesen.

In der Tat, das ist die Meinung des Propheten. Wohl ist der Kult eine gute Ordnung und Zucht. Es ist notwendig und richtig, die Kinder, das Volk in diese Zucht hineinzugewöhnen. Aber jeder Kult ist und soll doch nur Mittel zum Zweck sein. Die ihn üben, sollen durch ihn zu Gott geführt werden. Aber er verdrängt zu leicht die wahre Religion, setzt sich an Stelle der Religion und bewirkt also, daß die, welche durch ihn über ihn hinausgeführt werden wollen, die da erkennen sollen, daß Liebe üben wahrhaftig sittlich, wahrhaft religiös sein bedeutet, der eigentlich wahre Gottesdienst ist, immer auf dieser Stufe der Kindheit verharren. Gott aber will, daß wir fortschreiten, daß wir abtun das, was kindisch ist, und zur wahrer Mannheit und Selbständigkeit auf dem sittlich-religiösen Gebiete fortschreiten. Nun hatte ja Israel in seinem Gesetz den Willen Gottes deutlich vor Augen. Da konnte es doch das Ziel erreichen, sich Gottes Willen gemäß bilden! Aber es war ein Gesetz, zerpflückt in eine Reihe kultischer, sittlicher, rechtlicher Ordnungen, die alle gleichwertig nebeneinander standen. Und selbst, wenn das nicht der Fall gewesen wäre: konnte das Gesetz erzwingen, daß der Wille Gottes erreicht wurde? Das Gesetz will Liebe, denn das ist ja die Religion, erzwingen, Liebe aber

Digitized by Google

kann nimmermehr erzwungen werden! Das Gesetz wendet sich an die Gesamtheit, das Volk! Aber Liebe der Gesamtheit ist ein Widersinn. Im Herzen des einzelnen wird sie geboren. Und die, welche aus innerem Herzensdrange Gott anbeten und lieben, schließen sich zu einer Gesamtheit zusammen. Der Weg ist falsch; nicht bei der Gesamtheit ist anzufangen, sondern bei dem einzelnen, um von da zu einer Gesamtheit zu kommen. Das Gesetz geht den umgekehrten, den falschen Weg. Das Gesetz rechnet, daß man die sittlichen wie die kultischen und rechtlichen Satzungen erfüllen kann, wenn man will. So dachten auch die alten Propheten. Jeremias schaute tiefer in das Herz seines Volkes wie in sein eigenes Herz.

Er weiß: der einzelne Mensch wie die einzelne Generation ist nicht auf sich selbst gestellt, sondern der Erbe seiner Vorgänger, in Gutem wie Bösem erblich belastet. Er weiß, daß Sünde und Schuld eine durch die Menschheit hindurchgehende Kette ist, aus der sich das einzelne Glied nicht nach seinem Willen lösen kann. Ihm predigt die Beobachtung des Volks wie des einzelnen, daß dauernde Gewohnheit zum Zwang wird, sodaß die Israeliten seinerzeit gar nicht gut handeln können, wenn sie auch wollten, ebensowenig wie der „Mohr es in der Macht hat, seine schwarze Haut, der Pardel sein gestreiftes Fell zu wandeln". Das Menschenherz, so klagt er, ist „ein hinterhaltig und heillos verderbtes Ding", das nur einer durchschauen kann: Gott der Herr. Aber weil dieser es durchschaut, weiß er auch, daß sein alter, für die Zeit der Kindheit berechneter Bund nicht genügt; darum hat er ihn zerschlagen. Doch der Prophet wäre nicht, der er war, wäre nicht der Held des Glaubens, der sich durch Not und Gefahr Leibes und der Seele zur Gemeinschaft mit Gott hindurch gerungen und gezwungen, wenn er dabei nicht positive Pläne seines Herrn vermutet hätte. Er kennt seinen Gott, der das Gute und Reine will und kann. Und darum erhebt sich ihm beim Untergang des alten die Hoffnung, ja der felsenfeste Glaube, daß nun ein neuer Bund an die Stelle des alten tritt, der das leisten wird, was jener seiner Natur nach nicht leisten konnte. Auch hier zeigt sich die Größe und Tiefe des Mannes. Nicht in besonderer, außerordentlicher Entzückung und Begeisterung, nicht in Träumen und Gesichten, in verständlichen und unverständlichen prophetischen Worten, nicht in uferlosen Schwärmereien, wie sie so oft Begleiterscheinung tiefer religiöser Erregung und Erneuerung sind, sieht er das eigentlich Wesentliche, wie das so manche andere Seher des Alten Testaments taten. Er redet nicht einmal davon. Vielmehr eine Neuschöpfung im Herzen des einzelnen ist not. Sie wird kommen. Im einzelnen Herzen offenbart sich, ja, ich möchte sagen, gebiert sich

Digitized by Google

der Gott der Sittlichkeit, der Liebe, daß sie das Rechte, das, was sie sollen, nicht bloß wollen, sondern auch aus innerem Zwange tun, tun müssen, weil die Liebe Gottes sie dringt und zwingt. Wie das geschieht? „Ich will ihnen ihre Missetat vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken" spricht der Herr.

Das ist's! Die Scheidewand ist weggetan, durch Gottes Gnade allein. Da kann man freudig und getrost, ohne Furcht und Grauen vor seinen Gott treten. Da ist des Herzens Tür aufgetan, daß er mit seinen Gnadengaben, mit der Kraft seiner Liebe einziehen kann. Da wendet sich die Blume der göttlichen Sonne zu, um aus ihren Strahlen Wärme, Kraft und Leben zu trinken. —

Das ist's, was der Prophet sagt — und doch hat auch dies Wort seine Schranke. Die Vergebung gilt hier dem Volk, der Bund dem neuen Volk, der Gesamtheit. Aber Gesamtvergebung, schon an sich ein wunderlich Ding, kann nicht die innere Wiedergeburt des einzelnen bewirken. Und gerade der Bund mit einem Volk war ja doch das unvollkommene gewesen. Hierüber aber ist nur einer der Propheten Israels hinausgekommen, der die Erfüllung und zugleich die Auflösung des alten Testamentes gebracht hat und der — später wie es der Prophet Jeremia wohl gemeint — es wenigstens anbahnte, was dieser schauend verkündete, nämlich Jesus von Nazareth.

II.

Nur anbahnte? Gewiß nur das. Und weil wir nur das behaupten können, hat unser Text auch für uns noch seine große und hohe Bedeutung. Sicher gilt für Jesus in höchstem Sinn, daß Gott sein Gesetz in sein Herz geschrieben hat; daß er sein Gott, Jesus sein Sohn war; daß er nicht bedurfte, daß jemand ihn belehrte in göttlichen Dingen. Aber können die sich nach seinem Namen nennen, können wir dasselbe von uns aussagen? Der neue Wein gor aus und wurde in Flaschen gefüllt. Es entstanden feste Ordnungen und Formeln, mußten entstehen, damit die Begeisterung nicht ins Uferlose überginge. Und so haben wir einen Kultus, eine Lehre bekommen, deren Versäumnis, deren Abänderung von Vielen als Sünde angesehen wird. Und das mußte ja wohl so sein, wie die Geschichte lehrt, die da zeigt, daß alle Religionen sich gar bald in Gesetzen und Ordnungen zusammenfassen. Es ist gewiß recht, daß wir unsere Kinder in all dies einführen, es ist gewiß so und wird auch so bleiben, daß viele in diesen Formen ihren Gott finden, sich also glücklich fühlen und ihres Gottes Güter genießen. Aber wehe der Kirche, die da vergißt, daß, was für Kinder in physischer und geistiger Beziehung gut, dem Jüngling und Manne hinderlich und schädlich ist und sein muß. Wo man jenes als eigentliche Religion auffaßt und

Digitized by Google

der Entwicklung zur religiösen Selbständigkeit und Reife als Sucht nach Zügellosigkeit und Irreligiosität entgegentritt, da ist der Tod im Topf. Denn da bricht man die Wahrhaftigkeit, da zerstört man die Liebe zu Gott und Jesus, die ja sittliche Selbständigkeit und Reife fordert und wirkt. Da muß Gott darein sehn und ein solch Gebilde zerschlagen, damit er seine sittlichen Ziele, die er mit der Menschheit im Auge hat, durchführe. Gott sei Dank, daß unserer Kirche der Weg zur Selbstprüfung noch nicht verlegt ist, daß, wie die Kämpfe und das Ringen in ihr beweisen, das Gewissen in ihr nicht schläft, sondern daß sie noch immer neues Leben gebären kann. Wie aber wird solches geboren? Durch Vergebung der Sünden, sagt der Prophet. Denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist ja nach Luther Leben und Seligkeit. Darauf kommt es allein an, daß und ob dies Gnadengut rein bewahrt werde. Darauf allein, daß der Zugang zu dem Gott des Lebens und der Liebe und Barmherzigkeit allen, allen frei bleibe, durch nichts, keine Priester und Wunder, keine Lehren und Sätze verlegt werde. Wer darf es wagen — und mag er noch so hoch gestellt sein — sich zwischen die Seele und ihren Gott zu stellen? Wo irgend etwas von den genannten Dingen nicht diesem Zutritt der Seele dienen, vielmehr hinderlich sein will — hinweg mit ihm! Zerschlagen muß es werden, wie einst der alte Bund zerschlagen wurde.

Wir sind ja alle in die christliche Kirche hineingeboren, christlich erzogen und unterrichtet. Die Ordnungen und heiligen Schriften dieser Kirche haben wir als heilig genommen und empfunden und haben daran unser Christentum entwickelt und entzündet; und es gibt viele biedere und treue Christen, die auf diesem Standpunkt verbleiben und verbleiben mögen. — Aber, meine Freunde, wie wir körperlich wachsen, in dieser bürgerlichen Welt von der Zucht zur Selbständigkeit heranreifen, wie die Schule unsere Kräfte stärken und entwickeln soll, daß wir ihr entwachsen, selbständige, brauchbare Menschen werden, so auch die Kirche. Nur das Selbsterworbene hat dauernden Wert auf dem Gebiete der Religion und trägt in sich den Keim des Lebens, der Weiterentwicklung. Die Kirche führt uns zu Gott, der Quelle des Lebens, und das werden wir ihr nie genug danken können. Wo sie aber die für Kinder und für die „Schwachen", wie Paulus sie nennt, bestimmten und nötigen Ordnungen denen auf das Gewissen legen will, die über jene Kindheit hinauswachsen wollen und müssen, da gilt es zu „stehen in der Freiheit, damit uns Christus befreit hat". Nun wir dem allmächtigen Gott genaht sind, nun wir ihn als unseren Vater kennen, nein haben und halten und nimmermehr lassen im Leben und Sterben, da wissen wir, daß mit uns ein Neues geboren

Digitized by Google

wurde. Da springen die Funken göttlicher Energie in unsere Seele hinüber und müssen Licht, müssen Feuer und Kraft erwecken. Die Liebe zu Menschen ist ja ein Wunder; sie schafft, was Du nie geglaubt, sie kann die hartgesottensten Egoisten zu den hingebendsten, selbst den Tod für andere nicht scheuenden Menschen wandeln. Wo nun die Liebe zu Gott in ein Herz eingezogen, da werden alle edlen, reinen und guten Kräfte in uns wach; da gilt es vollkommen zu werden, wie unser himmlischer Vater vollkommen ist. Das ists ja, was wir dem Heiland verdanken, daß er uns den Weg zu unserem himmlischen Vater freigemacht hat, ja daß er uns an der Hand genommen, daß wir den Weg zu dem Gott der Vollkommenheit mit ihm wandeln möchten, um vollkommen, sittlich frei und reif zu werden wie er. Nun kennt unser Herz den Herrn; das innere Gesetz unseres Herzens, das uns zur Vollkommenheit treibt, ist das von Gott in uns hineingeschriebene Sollen. Nun haben und kennen wir Gott als eine lebendige, durch die Welt, durch unser Leben hindurchwirkende Persönlichkeit, an der wir untrennbar hangen. Wir haben ihn nun nicht bloß mehr als den Gott, wie er uns in der Kirche, in der heiligen Schrift, in den Worten Jesu gelehrt wurde. Jene in allen Ehren, aber sie werden uns jetzt erst lebendig, weil wir mit selbständigem Leben an sie herantreten und sie in unser eigenes inneres Leben verarbeiten. Da wird auch Jesus uns viel mehr wie etwa ein neuer Gesetzgeber, seine Worte mehr als neue unverbrüchliche Gesetze, zu denen sie gemacht worden sind — deren blinde Annahme ja der sittlichen Selbständigkeit das Rückgrat bricht — nein von seinen Worten, die ja doch zum Teil zeitlich bedingt sind und darum von uns gerade, weil wir seine Jünger sind, nicht alle angenommen werden können, dringen wir hindurch zu der Persönlichkeit, die uns als freie Kinder dem himmlischen Vater zuführt und uns nicht zu Nachbetern, sondern zu Nachfolgern und Brüdern im Ringen nach dem königlichen Preis einer religiös-sittlichen selbständigen Persönlichkeit haben will. Kraft dieser gottgewollten und gottgewirkten Selbständigkeit können und dürfen wir nicht Worte der heiligen Schrift, ja des Herrn einfach auf Autorität hin annehmen. Denn da würden wir vieles, was zeitlich bedingt ist, umdeuten müssen und so die Wahrhaftigkeit verletzen oder, wenn wir die Worte in ihrem eigentlichen Sinn nehmen, Aufgaben des von Gott so geordneten Lebens unsrer Zeit vernachlässigen — beides gegen Gottes und des Herrn Sinn. Unser Gott, unser Herr lebt auch heute, wirkt auch heute noch in uns und durch uns und streut Kräfte und Gaben aus nach seiner Güte. Und so erfüllt sich das Wort des Propheten auch an uns.

Aber nicht, daß ich es ergriffen hätte, ich jage ihm aber nach, daß

Digitized by Google

ich es ergreife, sagt Paulus. Wer da meint, er sei vollkommen, ohne Sünden, wie es so manche wunderliche „Heilige" unserer Tage von sich rühmen, dem gilt das ernste Wort: „Wer da sagt, ich habe keine Sünde, betrügt sich selbst und die Wahrheit ist nicht in ihm". Ein jeder hat mit seiner alten Adamsnatur zu kämpfen, so lange er auf Erden wallt, bei einem jeden zeigt sich hier und da noch das Kind, das des Gesetzes, der festen Ordnung bedarf. Ein jeder hat sich ernst zu prüfen, wie weit solche äußeren Ordnungen für ihn noch eine „gute äußere Zucht" bilden. Aber wir wissen doch, daß wir der Mannheit in Jesu zustreben; denn die Kraft der Vergebung ist in uns auch heute noch mächtig. Es geht eben nur durch Fallen und Aufstehn. Wie aber das vom Vater angenommene reuige Kind mit doppelter Liebe, doppeltem Ernst daran arbeitet, des versöhnten Vaters Wohlgefallen zu erringen, so auch wir. Einst aber — wenn alle Hüllen fallen — dann werden wir vollkommen sein, wie er vollkommen ist und die ganze Erfüllung des prophetischen Wortes erleben. Dazu möge Gott uns verhelfen. Amen.

Frei sprechen bei Kasualreden!

Von E. J.

Vor einigen Monaten war ich bei einer Beerdigung in einer mittelgroßen Stadt Süddeutschlands. Es war mir interessant, einmal nicht aktiv bei einer Beerdigung beteiligt zu sein, sondern als Zuhörer, gewissermaßen als „Laie". Was ich während und nach der Grabrede empfunden habe, drängt mich zu einer Aeußerung; diese wäre ohnedies erfolgt, sie fällt nur zufällig hinein in die in dieser Zeitschrift begonnene Diskussion über Grabreden. Aber ich weiß mich eins mit manchen in dieser Erörterung angeregten Gedanken.

Vom Inhalt der betreffenden Rede will ich nichts sagen; doch bemerke ich, daß sie mir in vieler Hinsicht gefallen hat und daß die Hinterbliebenen des Verstorbenen sehr „erbaut" darüber waren. Aber die Form. Die Rede wurde *vorgelesen*. Es ist das ein in Württemberg fast allgemein verbreiteter Brauch; die besten Kanzelredner lesen z. T. ihre Grabreden vor. Sie haben auch einen guten Grund dazu; sie sagen sich nämlich, daß man bei keiner Rede dem Pfarrer so „aufpasse" wie bei Grabreden; jedes Wort wird unter Umständen nachher kritisiert, jedes anerkennende oder kritische Urteil über den Verstorbenen wird besprochen. Deshalb komme es darauf an, bis in alle Einzelheiten hinein nur das zu sagen, was man wirklich vertreten könne. In freiem Vortrag aber könne es dem geübtesten Redner passieren, daß er einen Gedanken nicht ganz so ausdrücke, wie er eigentlich wollte; um aber dieser

Digitized by Google

Gefahr zu entgehen, sei es nötig, das Gesagte im voraus schriftlich zu fixieren und wörtlich genau vorzutragen, also vorzulesen. Denn zu genauem Memorieren fehle leider gar oft die Zeit, zumal beim Geistlichen in der Stadt.

Das sind in der Tat schwerwiegende Gründe. Und doch wiegen andere Gründe, die dagegen sprechen, mindestens ebenso schwer, ja schwerer. Es ist in der Hauptsache ein ästhetischer und ein praktisch-theologischer Grund.

Vom ästhetischen Gesichtspunkt betrachtet darf nicht vergessen werden, daß das geschriebene und das gesprochene Wort zweierlei sind. Das vergessen viele geistliche Redner. Es wird aber jeder, der für schönes Reden ein Gefühl hat, einer Rede sofort anmerken, ob sie zu Hause in der Studierstube wörtlich ausgearbeitet wurde oder ob der Ausdruck vom Sprechenden im Augenblick des Sprechens geboren wird. Ich hatte vor kurzem Gelegenheit, eine Predigt, die, ehe sie gehalten wurde, von dem Verfasser dem Gedankengang nach geschrieben worden war, nachdem sie gehalten war, in einem Stenogramm zu lesen. Die erste Niederschrift und das Stenogramm waren formell völlig verschieden; dort längere Sätze, Perioden, Gegenüberstellungen; hier kurze, einfache, schlagende Sätze, die fast trivial wirkten, sobald der persönliche Ton des Vortragenden fehlte. — Nun haben aber gebildete Menschen unserer Tage z. T. ein feines Sprachgefühl und stellen darum an den Geistlichen auch die Forderung, daß er redet, wie man reden soll, und nicht, wie man schreibt.

Allein dieser Grund ist noch ziemlich nebensächlich. Viel wichtiger ist der, allerdings mit dem ersten zusammenhängende, praktisch-theologische. Bei Grabreden finden sich eine Masse von Menschen ein, die man in der Kirche nie oder nur selten zu sehen bekommt; darum hat man den Kirchhof auch die „Männerkirche" genannt (vgl. Jüngst, Jahrg. 1903, S. 441 f.). Nun aber gilt der Satz von Jüngst: „Gerade etwas Persönliches berührt sie." Das vorgelesene Wort wirkt aber nie so persönlich wie das frei gesprochene, Auge in Auge geredete. Kein Vater und kein Lehrer liest einem Kinde vor, was er ihm zu sagen hat; kein Freund bespricht sich mit dem Freunde mit dem Blatt Papier in der Hand; kein Seelsorger hält sich an ein Manuskript, wenn er persönlich unter vier Augen spricht. Um der persönlichen Wirkung willen muß man frei sprechen! Und ferner: will man Menschen „anziehen", so muß man wiederum frei reden. Ich kann mich glücklicherweise noch sehr gut in die Stimmungen eines „Laien" versetzen, da ich den Laien in mir noch bewahrt habe. Soviel aber weiß ich: hätte ich jene Grabrede als Laie gehört, so hätte ich mir bestimmt vorgenommen, zu dem Pfarrer nie in die Kirche zu gehen. Hätte er aber frei gesprochen, so hätte jedes Wort und jeder Gedanke ganz anders auf mich gewirkt.

Ein anderes Beispiel! Vor einem Jahr habe ich auch eine Trauung mitgemacht. Der betreffende Geistliche hat gleichfalls seine Rede an das junge Paar vorgelesen! Und es war ein hoher Geistlicher, ein bekannter Redner. Wohl sah er bei jedem Satz zu dem vor ihm sitzenden Paare auf; aber dennoch blieb man unter dem Banne seines Vorlesens und mußte es mit ansehen, wie er jeden Satz aus seinem Manuskript hervorsuchte. Hier gilt genau das Obengesagte. Wenn eine Rede persönlich wirken soll, so ist es

Digitized by Google

die Traurede. Dadurch unterscheidet sich ja gerade die Rede des Trauenden von der nachher verlesenen Liturgie. — Ich gestehe, daß ich in solchen Fällen ein gewisses Gefühl der Scham nicht unterdrücken kann, wenn ich mir bewußt bin, ein Kollege des betreffenden Geistlichen zu sein.

Und genau dasselbe könnte von jeder Taufrede ausgeführt werden, sobald eine ad hoc gemachte Rede an Stelle der Liturgie oder neben sie tritt.

Man macht uns Pfarrern so oft den Vorwurf, daß wir die Kasualfälle geschäftsmäßig abmachen. Dieser Vorwurf wird aber im höchsten Grade bestärkt, wenn man seine Reden vorliest. Wir sollten doch im Gegenteil gerade diese Gelegenheiten benützen, wo wir Leute vor uns haben, mit denen wir sonst nicht zusammenkommen. Da gilt es vor allem, persönlich zu wirken; da gilt es, auch in der Form zu beweisen, daß Religion Ausfluß persönlichen Lebens ist. Darauf beruhte nicht zum mindesten die Wirkung der Worte Jesu, daß jeder das Gefühl haben konnte: das sagt er zu mir! Dieses Gefühl kann aber nicht aufkommen, wenn man nicht mit geschlossenem Buch, mit freiem Auge „frisch von der Leber weg" redet; man braucht darum noch lange nicht unvorbereitet zu sprechen.

Vielleicht ist es nicht uninteressant, auch Urteile gebildeter „Laien" über diese Frage zu hören. Ich habe in letzter Zeit wiederholt Gelegenheit genommen, solche zu erfahren, und habe stets die hier ausgesprochene Ansicht gefunden, ohne daß ich sie in die Gefragten hineingelegt hätte. Ein Lehrer, der viele Beerdigungen mitmacht, erklärte, bei solchen Grabreden, die frei vorgetragen werden, passe er stets auf, bei den anderen nicht. Ein Naturwissenschaftler, Privatgelehrter, ein durchaus religiöser Mensch, meinte, bei vorgelesenen Reden könne er das Gefühl der Langeweile nicht unterdrücken; da denke er immer: „Wenn's nur bald aus wäre!" Und wenn ihm bei seiner Trauung ein Geistlicher eine Rede vorlesen würde, so ließe er eben diese Formalität über sich ergehen wie so manche andere, die der Hochzeitstag mit sich bringe; eine freie Rede aber betrachte er nicht als Formalität. Ein Arzt glaubt ein gewisses „peinliches Gefühl" beim Anhören einer vorgelesenen Rede nicht unterdrücken zu können; und wenn ihm bei seiner Hochzeit der Geistliche die Rede vorgelesen hätte (ich bemerke, daß er sich nach der Trauung die Traurede ausdrücklich erbat und noch jetzt seine Freude daran hat), so wäre er „positiv beleidigt gewesen und hätte nicht die gleiche Hochachtung vor jenem Herrn". Und ein Philologe sagte mir, ihm erscheine jede vorgelesene Rede als „bestellte Arbeit"; es werde ihm z. B. bei solchen Grabreden „der Mangel an persönlichem Verhältnis des Vortragenden zum Verstorbenen sehr fühlbar"; auch verliere er nie den Gedanken, in welche Verlegenheit der Geistliche käme, wenn er sein Manuskript vergessen hätte; „er könnte einfach nichts sagen". — Das sind nur ein paar Aeußerungen; jeder weiß aus eigener Erfahrung und Menschenkenntnis, daß sich diesen noch eine ganze Reihe ähnlicher an die Seite stellen ließen. Was denkt z. B. der Arbeiter, der Sozialdemokrat in solchen Fällen? Und was sagte man dazu, wenn ein Kollege oder Freund des Verstorbenen ihm einen Nachruf hielte und dazu sein Manuskript herauszöge oder alles aus seinem Cylinder

Digitized by Google

herausleſen würde? Mit Recht aber denkt jeder: wenn man von jedem beliebigen Menſchen, der an einem Grabe oder bei einem Hochzeits- bezw. Taufeſſen ſpricht, verlangt, daß er frei redet, wie vielmehr kann man das vom Pfarrer erwarten, der durch ſeinen Beruf an öffentliches Reden gewöhnt iſt wie kein anderer!

Es liegt in unſerem eigenen Intereſſe und in dem der Kirche, daß wir dieſe Forderung erfüllen, ſelbſt wenn's uns ein bischen mehr Arbeit koſtet. Um der guten Sache willen merken wir uns für alle Kaſualreden als Parole: Manuſkript weg! Buch zu!

Aus der Gemeinde.

Wie bringe ich Andachtsbücher in meine Gemeinde?

Dieſe Frage hat gewiß ſchon manchen Pfarrer bewegt. Bibeln ſind in ziemlich großer Anzahl in den Gemeinden; die Schulkinder müſſen auf der Oberſtufe eine Vollbibel haben für die Bibelleſe-Stunden; im Konfirmandenunterricht müſſen alle Kinder mit Bibeln verſehen ſein; bei der Trauung wird an viele Ehepaare eine Bibel unentgeltlich verabreicht oder verkauft. Von Zeit zu Zeit beſuchen die Kolporteure der Bibelgeſellſchaften die Gemeinde. Aber die Bibel wird leider in den Familien nicht viel gebraucht. Woher das kommt und wie das Bibelleſen in den Häuſern wieder in Uebung kommen kann, wie es zu den Zeiten der Väter war, davon ſoll jetzt nicht ausführlich gehandelt werden. Neben dem Bibelleſen war früher auch das Leſen in Predigt- und Erbauungsbüchern üblich; ohne Frage iſt von dem Gebrauch dieſer Bücher ein heilſamer Antrieb ausgegangen, der die Chriſten zur Bibel führte. Sollte das nicht auch für unſere Tage ein gangbarer Weg ſein? Ich meine es. Aber wie bekomme ich Andachtsbücher, Erbauungsbücher in die Gemeinde hinein?

Die Kolporteure bringen manches gute Buch, das ſoll nicht geleugnet werden. Aber erſtens ſind viele Gemeindeglieder mißtrauiſch gegen ſolche Männer, da ja erfahrungsmäßig auf dieſem Gebiete viel Gewinnſucht ihr Weſen hat. Und zweitens ſoll auch manches durchaus minderwertige, ja geradezu ſchlechte Buch auf dieſem Wege verkauft werden. Wieviel beſſer iſt es, wenn der Paſtor ſelber dafür ſorgt, daß gute Erbauungsbücher in die Familien hineingebracht werden! Er kann die Auswahl treffen und weiß nun auch, in welchen Familien ſolche Bücher zu finden ſind, kann auch bei ſeelſorgerlichen Beſuchen leicht anknüpfen an das, was etwa in dem betr. Buche für den betr. Tag aus Gottes Worte zur Betrachtung dargeboten iſt.

Die beſte Gelegenheit, ſolche Bücher in die Gemeinde zu bringen, bietet die Konfirmation. Manche Eltern ſchenken ihren Kindern gern ein „chriſtliches Buch". Ich laſſe bald nach Weihnachten einige von mir ſelbſt gebrauchte Andachtsbücher unter den Konfirmanden zirkulieren, damit dieſe ſie ihren Eltern vorlegen. In einem Begleitſchreiben mache ich die Eltern auf

Digitized by Google

den Segen aufmerksam, den eine regelmäßige Erbauung aus Gottes Wort dem Christen geben kann. In einer Liste kann bemerkt werden, wer eins von den zur Ansicht beigegebenen Büchern bestellen will.

Eine andere Gelegenheit bietet mir das Bestellen des Aufgebots zum Zwecke der Trauung. Da zeige ich dem Bräutigam oder der Braut ein solches Buch mit der Bemerkung, wie schön es doch sei, wenn die jungen Eheleute täglich aus dem Worte Gottes schöpften, und frage, ob nicht auch ein solches Buch gewünscht wird, vorausgesetzt, daß noch keins im neuen Hausstande vorhanden ist.

Endlich lasse ich alle zwei Jahre — alljährlich es zu tun, scheint mir nicht ratsam — durch eine Person aus der Gemeinde einige Andachtsbücher in den Familien zum Verkauf anbieten, und zwar in der Zeit zwischen Martini und Weihnachten.

Die Erfahrungen, die ich bis jetzt gemacht habe, sind sehr günstige. In meine Gemeinde von etwa 1300 Seelen habe ich auf diese Weise hineingebracht, im Jahre 1901 28, 1902 32 und 1903 bis Ende März 15 Andachtsbücher. Wenn mancher durch diese Mitteilungen zu ähnlichem Verfahren angeregt würde, so wäre der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

H. S.

Der Heidelberger religionswissenschaftliche Volkshochschulkursus im Jan.-Febr. 1904.

Von

Lic. **Rudolf Wielandt**, Stadtvikar in Heidelberg.

Es ist wohl für weitere Kreise in mehrfacher Hinsicht von Interesse, wenn in diesen Blättern von einem jüngsten modernen sittlich-religiös orientierten Unternehmen berichtet wird, nämlich von den im Anfang des Jahres in Heidelberg gehaltenen volkstümlichen Vorträgen über religionswissenschaftliche Probleme, die interessant verlaufen, sehr gut besucht worden und erfolgreich ausgefallen sind. Wenn ich, der Vortragende, selbst berichte, so geschieht dies mit absolutem Streben nach Objektivität und darum, weil mir die Entwickelung der Unternehmung vielleicht am klarsten vor Augen liegt. Uebrigens soll hier mehr das Aeußere, das objektiv Greifbare, geboten werden.

In unserem Unternehmen *vereinigten* sich zwei moderne volkstümliche Versuche, der Gedanke *offener nichtkirchlicher Diskussionsabende* über religiöse Zentralfragen, und die junge Institution der *Volkshochschulkurse*, jedoch so, daß der erste Gedanke den Anlaß und Inhalt, das Zweite die sich als sehr zweckmäßig erweisende Organisation abgab.

Der erste Keim der Sache war, das darf wohl offen gesagt werden, der Gedanke eines hiesigen älteren praktischen Geistlichen, der die Frage anschnitt, ob man nicht, wie in anderen Städten (Dortmund), große öffentliche Diskus-

Digitized by Google

sionsabende zur offenen Aussprache über religiöse Fragen versuchen solle. Das Bedürfnis dazu blieb außer allem Zweifel. Jedoch der Ausführung stellten sich Bedenken entgegen. Ist es ratsam, in solche Fragen ohne weiteres mit völlig freier Diskussion einzutreten? Man wußte nicht, welchen Rückhalt man finden würde. Man mußte auch damit rechnen, daß gleichsam dem Vortragenden das Heft aus der Hand genommen, das ganze Unternehmen vernichtet werden, ja, schlimm ausfallen könnte. Das war nicht zu erwarten, vielmehr eher vielleicht eine ziemliche allgemeine Gleichgültigkeit; aber es lag keine Gewähr für einen gewissen Erfolg darin vor. Zudem: Welchen Raum wählen? Wir haben hier keine allzu günstigen Saalverhältnisse! Mehrere Redner wählen oder nur einen? Praktische Geistliche oder Professoren der Universität? Und wer sollte die Vorträge ankündigen? Welche Organisation gab es dafür? Der Ev. Bund, der hier sehr rührig ist und jedes Jahr einen anders gearteten interessanten Cyklus von Vorträgen darbietet, mußte wegen dieses festen Lokalcharakters außer Betracht bleiben! Ein besonderes Komitee bilden? Oder etwa kühn als Einzelner die Vorträge ankündigen, mit der Wahrscheinlichkeit, daß sie jedenfalls im Anfang nicht sehr zahlreich besucht sein würden, wenn nicht ein bedeutender Name lockte, und nicht ohne die Möglichkeit, dabei schließlich noch in gewisse finanzielle Schwierigkeiten zu geraten?

In der Tat schien einmal dieser letzte Ausweg, das persönliche Wagnis eines Einzelnen, der kühne, aber doch einfachste Ausweg zu sein. Wäre er fehlgeschlagen, so wäre schwerlich zu viel verloren gewesen. Namentlich wenn, wie es hier dann gemacht werden sollte, eine junge Kraft es unternahm, so wäre es der Versuch eines Unbekannteren gewesen, der weder diesem noch der Sache wohl viel geschadet hätte.

Aber ein gutes Geschick lenkte hier diese Absichten, die an diesem Punkt der Verwirklichung angelangt waren, in eine andere, sicherere und bessere Bahn. Das Komitee für Veranstaltung von Volkshochschulkursen übernahm nämlich die ganze Anregung, nahm sie in seinen Rahmen auf und gab sie als seine Veranstaltung. So erhielt das Gewollte sein festes Gepräge, verlor sein persönliches Risiko, gewann einen festen Hintergrund und stellte sich in den Schutz der Universität und der Wissenschaft, Vorteile, die, wenn auch kleine Nachteile da und dort damit verbunden gewesen sein mögen, der Sache ganz außerordentlich zu statten kamen.

Es traf sich nun eigentümlich, daß dieser Anlaß übrigens hier den Anstoß zu der Einrichtung dieser Volkshochschulkurse hierselbst gegeben hat. Bis dahin hatte das hier bestehende Komitee sie nur in den Nachbarstädten Mannheim und Ludwigshafen, seit mehreren Jahren schon, abgehalten. Man wollte jetzt auch den Versuch in Heidelberg selbst machen, und es war eine Ehre für die Theologie, dabei nun hier vorangehen zu dürfen. Um so größer die Verantwortung für sie freilich, da sie nicht allein die Sorge für ihre eigenen schweren und nicht leicht zu popularisierenden Probleme, sondern auch mit die für das Gelingen dieses Bildungsunternehmens hatte.

So hatte sich der Rahmen von selbst dargeboten. Drei günstige Umstände traten mit ihm ein. Das Erste und Wichtigste war das, daß das Ge-

Digitized by Google

werkschaftskartell diesen Kursus annahm und Uebernahme von 100 Teilnehmerkarten versprach. Eine große Rolle spielte dabei gewiß das, daß der Komiteevorsitzende das Vertrauen der Arbeiterschaft durch gerechtes und warmherziges sozialpolitisches Verhalten in hohem Grade besaß. Indessen hatte die organisierte Heidelberger Arbeiterschaft schon länger den Wunsch nach bildenden Vorträgen ausgesprochen. Es mag erwähnt sein, daß der Vorsitzende der sozialdemokratischen Partei öffentlich erklärte, daß diese die Bildung sich aneignen und die Wissenschaft bei sich haben müsse.

Diese durchaus freundliche Stellung der Leitung der Arbeiter hatte auch den Erfolg, daß diese als Ort der Vorträge einen Universitätshörsaal nicht allein annahmen, sondern fast wünschten. Der eine Grund, den sie anführten, mag wieder zu ihrer Ehre — ich bemerke, daß es eine ganze Anzahl sehr hübscher, überraschend hoffnungsvoller Züge gerade von dieser Seite her gab —, erwähnt sein: Sie wollten kein Geld etwa für Wirtschaft in einem öffentlichen Saal ausgeben. Die Erschließung der Räume der Universität ziehe sie vielmehr an.

Der Senat der Universität und der Rat der Stadt endlich kamen nun auf das freundlichste entgegen. Der erste räumte das größte Auditorium ein, das freilich nur 270 Sitzplätze umfaßt. Der zweite bewilligte zur etwaigen Deckung eines Defizits des Unternehmens 300 Mk. —

Der erste Vortrag war auf Donnerstag den 14. Januar festgesetzt. Beginn mit Rücksicht auf das Publikum 1/2 9 Uhr. Eine Veröffentlichung in der Presse orientierte über den Zweck dieser volkstümlichen Vorträge überhaupt. Die Ankündigung suchte ebenso sehr den Schein des Doktrinarismus wie den Schein irgend welcher kirchlich-religiöser Beeinflussungsabsicht zu vermeiden. Der Gegenstand hieß: „Religionswissenschaftliche Probleme". Der Redner wurde als „Referent" eingeführt. Die Formulierung der 4 Themata machte aus den gleichen beiden angegebenen Gründen eine kleine Geschichte durch. Ihr Inhalt stand dem Vortragenden fest. Die erste Formulierung nun erschien zu ruhig. Z. B. von Nro. 1: „Was haben wir von Babel und von der Bibel zu halten?" oder nicht plastisch genug wie in Nro. 4: „Lebt Gott?" Das Streben nach Lebhaftigkeit verwandelte das in die „reklameartige" Fassung: „Babel oder Bibel?", „Gott oder Natur?" Dies aber erschien wieder etwas tendenziös und wich der Fassung, die dann in die Zeitung kam: „Religionswissenschaftliche Probleme". „1. Abend: Babel und Bibel. 2. Abend: Moses und Darwin. 3. Abend: Tod und Ewigkeit. 4. Abend: Gott und Natur." Die Abende lagen je 8 Tage auseinander und fielen auf den Donnerstag, den für die organisierten Arbeiter günstigsten Tag. Eine besondere Anziehung versprach auch die Notiz auszuüben: „Nach jedem Vortrag Beantwortung des Fragekastens". Noch weitergehend stand auf jeder Beteiligungskarte: „Der Vortragende ist nach jedem Vortrag unmittelbar im Hörsaal, sowie während der ganzen Zeit in seiner Wohnung .... für jedermann zu sprechen." So suchte man alles zu tun, um das Unternehmen volkstümlich zu gestalten. —

Die Nachfrage nach Einlaßkarten, deren Vertrieb man zweckmäßiger Weise

Digitized by Google

zur schnellen Uebersicht nur einer, günstig gelegenen Buchhandlung übergab, zu dem ausgemachten Preis von 40 Pfg. für Arbeiter und 1 Mk. für andere, war gleich vom Bekanntwerden des Unternehmens ab gut. Die Gewerkschaften nahmen nicht nur 100 Karten, wie ausgemacht, sondern 130. Ebenso zeigte sich von Anfang an besonders im gebildeten hiesigen Frauenpublikum ein lebhaftes Interesse. (Um die Art der Teilnehmer festzustellen, hatte jede Einlaßkarte einen Koupon, auf dem Name, Stand und Alter anzugeben war, und der dann bei der Kontrolle oder schon beim Kauf abgetrennt und aufgehoben wurde.) In ganz ungeahnter Weise aber wuchs der Andrang, als noch etwa 6 Tage vor dem ersten Vortrag lagen. Den Sonntag vor dem ersten Donnerstag war schon keine Karte mehr zu bekommen. Einen Tag später lagen über 100 neue Bestellungen vor. Man entschloß sich, jeweils am darauffolgenden Freitag den Kursus unter ganz gleichen Bedingungen zu wiederholen. Kaum waren die Karten da, so waren sie, $1^1/_2$ Tage vor Beginn des ersten Cyklus, auch schon wieder vergriffen. Mindestens 300 weitere fragten noch vergeblich nach Karten, im ganzen etwa 900 Menschen aller Altersstufen, Bildungsgrade, Konfessionen und Stände und besonders eben auch aus den einfacheren Leuten und Arbeitern.

Man dachte unter diesem Andrang natürlich daran, den Hörsaal der Universität zu verlassen, der nicht viel mehr als 270 Hörer faßte. Aber man verzichtete darauf, da man es für wertvoll hielt, gerade in diesen wissenschaftlich-heiligen Räumen die Themata zu behandeln, weil man dem Senat für sein Entgegenkommen so dankbar gewesen war, schließlich, weil auch jeder andere Saal seine Nachteile gehabt haben würde, last not least um der Billigkeit willen. Es schien sicherer, so feine Fragen zunächst nicht vor dem größten, sondern einem etwas kleinen Kreise zu behandeln, schon weil man nicht wissen konnte, wie sich das Publikum verhalten würde. Mit dem Verbleiben in der Universität und der Zerlegung in zwei Kurse haben wir übrigens, um das gleich zu sagen, gute Erfahrungen gemacht. Griff sie auch den Vortragenden körperlich etwas an, so verhalf sie ihm infolge verschiedener Mischung des Publikums zu interessanten Beobachtungen an diesem. Auch konnte er aus dem Donnerstagsabend für den Freitag lernen, wo er dann auch schon eine größere Herrschaft über seinen Stoff hatte. —

Von der Ausführung und dem Ausfall der Vorträge erwähnen wir nun auch nur noch das Typische und Lehrreiche. An beiden Abenden war das Auditorium immer dicht besetzt. Die Kartenkontrolle am Eingang, die um des Andrangs willen unerläßlich war, übten Vorstandsmitglieder der Gewerkschaft, die auch unten am Treppenaufgang einen jungen Mann aufgestellt hatten, der die Kommenden zu dem betr. Saal hinaufwies. Es ist angezeigt, auch beim Betreten des Hörsaals selbst die Erscheinenden auf die freien Plätze planmäßig zu weisen, da häufig sonst vorn ein Gedräng und hinten manch freier Platz ist. Heizung und Ventilation waren zu beachten. Der Vortrag an sich mußte vermeiden, die Länge von einer Stunde zu überschreiten. Für die vielen, des ruhigen sitzenden Hörens, zumal nach harter Tagesarbeit, Ungewohnten war schon dies reichlich lang. Während des Vortrags zirkulierte ein Block, von

Digitized by Google

dem man Papier entnehmen konnte. Dies war für den Fragekasten bestimmt, der nach dem Vortrag durch den Mittelgang des Hörsaals getragen wurde, während die Hörer ihre etwaigen Fragen von rechts und links bis an diese Mittelstraße weitergaben. Nach dem Vortrag war eine Pause von 8 Minuten. Der Vortragende sah die eingegangenen Zettel an und beantwortete sie sogleich, nachdem er sie zur Uebersicht alle einmal gemustert hatte. Die Fragebeantwortung, auf die die Leute stets mit Spannung warteten, dauerte höchstens 3/4 Stunde, so daß die Teilnehmer durchschnittlich zwischen 10 und 3/4 11 Uhr zu Hause waren. Nur ganz wenige gingen bereits vor der Fragebeantwortung.

Sehr wichtig war sodann die Berichterstattung in den Tageszeitungen. Zu diesem Zweck hatte sich der Vortragende sogleich mit den beiden hiesigen Blättern in Verbindung gesetzt und mit ihnen ausgemacht, daß er ihnen das Inhaltliche seiner Vorträge jeweils, nachdem auch die Wiederholung gehalten, in Form einer kurzen Skizze, selbst zustellen werde. Die Redaktionen bemerkten dazu dann nur das Allgemeine (Vorgänge bei der Eröffnung, Stärke des Besuchs, Anzahl der Fragen), und waren über diese Erleichterung selbst sehr froh. So wurde eine streng sachliche und verantwortliche Berichterstattung ermöglicht, etwas Nötiges, auf dessen Wichtigkeit in ähnlichen Verhältnissen und bei ähnlich heikeln Fragen nicht lebhaft genug hingewiesen werden kann. Aus dem gleichen Grund, um klar auszusprechen, was in den Vorträgen gesagt und nicht gesagt worden war, und falschen Redereien vorzubeugen, dazu in der Absicht, den Teilnehmern an inhaltsreiche Stunden einen Anhalt für die Erinnerung zu bieten, gab der Vortragende am Schlusse des Ganzen jedem Hörer durch den Türsteher ein Exemplar dieser zuerst in der Zeitung veröffentlichten, sorgfältig durchgesehenen Skizzen im Umfang von 8 kleinen Seiten, wozu die eine Zeitungsdruckerei nach Verabredung den Satz jeweils hatte stehen lassen, sodaß die 700 Skizzen kaum 8 Mk. kosteten, die das Komitee noch dazu gern bestritt.

Es bleibt wohl nur noch übrig, etwas von diesen Fragen zu reden, da mancher Leser sich für diese besonders interessieren dürfte. Allerdings fällt dies schon etwas aus dem Rahmen dieser Mitteilungen, die nur die Handhabung des Unternehmens zeigen sollen, heraus. Eher sollte man noch von der Einleitung, dem Schluß und der allgemeinen Aufnahme des Ganzen reden. Sie wurden eröffnet mit einer Ansprache des Vorsitzenden des Heidelberger Volkshochschulkurskomitees und endigten mit einem herzlichen Dank des Vorsitzenden der Gewerkschaften. Die Anteilnahme war sehr rege. Große Stille und Ernst; auf dem Heimweg lebhaftes Debattieren. Der offene Dank der Hörer kam, dem Ernst der Sache entsprechend, erst und zwar in reichem Maße, nach dem letzten Vortrag. Von dem Recht, den Vortragenden nach dem Vortrag im Hörsaal zu fragen, machten nur Vereinzelte, von dem Recht, ihn zu besuchen, während des Kurses kaum Einer Gebrauch. Und doch ward ihm der lebhafteste Dank zu teil. Verschiedene gebildete, ja hochgebildete Frauen dankten ihm schriftlich, zwei Hörer, einer ein katholischer Ingenieur, machten Hochachtungsbesuche, gerade die Führer der Arbeiter schenkten ihm ihr

Digitized by Google

ganz besonderes Vertrauen und suchten ihn auf, und Blumen lagen auf dem Katheder, als er zum letzten Vortrag kam. Die ultramontane Lokalpresse verhielt sich ziemlich abwartend und verschwieg schließlich ihr Urteil; von einem Hörer wurde dem Vortragenden ein ultramontaner Hetzartikel mit beleidigenden Randbemerkungen in wenig anständiger Weise anonym zugeschickt. Es ist überhaupt ja klar, daß in der Sache nicht alles mit ihm ging; zumal die weiter rechts Stehenden nahmen an ihm Anstoß; in der freireligiösen Gemeinde wurde ein Vortrag gehalten, der mit dem Vortragenden, leider, ohne diesen wirklich völlig gehört zu haben, auf Grund eines Abends sich auseinandersetzte. In die Presse kamen solche Meinungsäußerungen nicht. Aber das allgemeine Interesse an den behandelten Fragen scheint in ziemlichem Grade auf den verschiedensten Seiten durch sie gefördert zu sein.

Die Fragen, um damit zu schließen, beliefen sich an den 4 Doppelabenden im ganzen auf 117. Es wurde zunehmend viel gefragt, besonders da der Vortragende dazu sehr ermunterte und soviel als irgend mit dem Thema verträglich auch Fragen, die in loserem Zusammenhang mit ihm standen, zu beantworten suchte. An einem einzigen Abend, Thema „Gott und Natur", kamen so 33, am dritten, über „Unsterblichkeit", 26 Fragen vor. Nur ganz verschwindend wenige waren unsachlich oder machten den Eindruck des Scherzes oder einer Falle. Diese wurden einmal durch Ignorieren, ein andermal durch einige deutliche Worte der Ablehnung, die von den Hörern sehr anerkannt wurde, beantwortet. Ich habe die Absicht, diese Fragen an einem anderen Ort in entsprechender Gruppierung als Beitrag zur Kenntnis des heutigen religiös-sittlichen Denkens ausführlicher darzubieten. So gebe ich hier zum Abschluß nur noch ein paar typische Proben.

Ein ganz Negativer schrieb zu „Tod und Ewigkeit":

„Betr. der Religon; die Religon ist so zu verkleichen, um den Krieg auf weiters zu verhindern. Der Mensch lebt nur einmal —! wen er verschied; so ist es verdig mit im!"

Etwas ernsteres Ringen spricht aus einer anderen Frage:

„Wäre es nicht die größte und hoffnungsvollste Beruhigung für unser Gewissen, wenn wir uns diesem Grundsatze anschließen, hier auf Erden ist Himmel und ist die Hölle, denn sehr zweifelhaft erscheint das Jenseits?"

Die Schwierigkeit, alle Fragen richtig aufzufassen, zeigt z. B. folgende Frage zu dem gleichen Thema „Unsterblichkeit":

„In welcher Zeit tritt wohl der Geist in den Menschen?

Wie kommt es, daß der Geist beim Kinde kindlich und beim erwachsenen Menschen sich anders offenbart?"

Am höchsten führten Fragen hinauf wie diese: „Kann philosophische Spekulation nicht das Gleiche erreichen wie das religiöse Ahnen (Glauben)?"

Dagegen nicht aufgepaßt hatte der, der nach dem einstündigen Vortrag über „Moses und Darwin" zur Erheiterung der Hörer noch einmal fragte:

„Durch was kommt man zur Kombination dieser beiden großen Lehren, nämlich der von Moses und der von Darwin?"

Digitized by Google

Sehr lebhaft war das Interesse an den pädagogischen Folgerungen des Vorgetragenen:

„Da die Schöpfungsgeschichte sagenhaft ist, warum lehrt man die Kinder in der Schule diese Sage noch?"

Oder:

„Warum wird heute noch in der Kirche die ewige Verdammnis gepredigt?"

Endlich:

„Sollen wir unsere Kinder im Gedanken an Wunder bestärken, oder sie vom Gegenteil überzeugen?"

Am interessantesten und wertvollsten aber waren die Zeilen des Vorsitzenden der Heidelberger sozialdemokratischen Partei nach dem letzten Vortrage:

„Was der geehrte Redner soeben sagte von der Reformierung der Kirche durch Dableiben, ist vielleicht bei der protestantischen Kirche angebracht, nicht aber bei der katholischen.

Ein ehemaliger Katholik und jetziger Atheist, dem aber die Liebe auch das Höchste und alles ist. Im übrigen den herzlichsten Dank für Ihre Vorträge."

Kirchliche Chronik.

Von symptomatischer Bedeutung für unser Staats- und Volkskirchentum scheint den Chronisten der Fall Mirbach zu sein. Weder Skandalsucht noch irgend welcher Partei- oder persönlicher Gegensatz, allein der Wunsch, den an diesem Falle zu Tage getretenen, dem Kredit der Kirche abträgigen Gepflogenheiten entgegenzuwirken, veranlasst mich, auf den die Oeffentlichkeit seit zwei Monaten beschäftigenden Fall näher einzugehen.

Zunächst der äussere Tatbestand! In dem Pommernbankprozess erklärte (Chr. 25) am 8. Juni der Zeuge Geh.-Rat Budde, der Angeklagte Schulz habe einen vornehmen und hochgestellten Mann über seinen und seiner Bank Reichtum irregeführt und vorgegeben, dass er in der Lage sei, Wohltätigkeit im grossen Stile zu üben. Er habe ihn dadurch bewogen, Hunderttausende anzunehmen. Die Zahlungen seien zum grössten Teil an den Freih. v. Mirbach, den Oberhofmeister I. M. der Kaiserin, gelangt. Im weiteren Verlaufe der Verhandlungen erklärte der Zeuge weiter, er habe mit dem Landwirtschaftsminister v. Podbielski im vorigen Jahre Rücksprache genommen, ob vielleicht eine Rückerstattung der Summe erreichbar wäre. Er habe aber gehört, dass sie verbraucht seien; auch juristisch bestehe kein Rückforderungsrecht. — Der durch diese Eröffnung erregten öffentlichen Meinung gab die Tägl. Rdsch. 266 wohl den treffendsten Ausdruck, indem sie ihr Befremden darüber aussprach, dass der Oberhofmeister nicht alsbald, nachdem er von dem Schwindel erfahren, seine Unternehmungen „durch Rückgabe des Geldes an die betrogenen Besitzer von seinem Ma-

Digitized by Google

kel zu reinigen" gesucht habe. „Wenn der Eifer, seine Werke zu fördern, den vornehmen Empfänger des Geldes blind gegen die bedenkliche Höhe der Gabe gemacht hat, was konnte es nach der Entdeckung des Betruges noch für einen andern Gedanken geben als den: zurück mit dem besudelten Geschenk und müssten alle andern Werke dafür eine Zeit lang still stehen! Aber was hätte geschehen müssen, geschah nicht, bis endlich die Angelegenheit in öffentlicher Gerichtsverhandlung ans Licht kam, um nun den Zorn der Geschädigten, die Missbilligung des ganzen Volkes und alle Leidenschaften der Verhetzung zu entfesseln". — Offenbar gedrängt durch die öffentliche Meinung hat dann M. am 15. Juni (Chr. 26) sich als Zeuge im Pommernbankprozess vernehmen lassen und angegeben, dass für die von ihm geförderten Zwecke von den Direktoren der Pommernbank Schulz und Romeick im August 1900 150000 Mk. und im November 25000 Mk. gestiftet worden seien. Schon früher im August 1899 sei eine Stiftung von 60000 Mk. an die Vereine ausgezahlt worden. Ehe er mit der Pommernbank in Verbindung getreten sei, habe er Recherchen über die Direktoren anstellen lassen mit dem Ergebnis, dass die Pommernbank als gut fundiert und gut geleitet empfohlen worden sei und dass die Direktoren als sehr wohlhabende Leute gegolten hätten. Auf Grund dieses günstigen Resultates habe er die Herren schon 1899 als Berater für finanzielle Angelegenheiten herangezogen und ihnen vom Jahre 1900 an Gelder seiner Vereine und auch Gelder der Schatulle übergeben, die sie sehr sorgsam angelegt und verwendet hätten. Mit der in der Presse genannten grossen Stiftung von 350000 Mk. habe es folgende Bewandtnis: Herr Schulz oder Herr Romeick, — M. wisse das nicht mehr genau — hätten im Sept. oder Okt. 1900 erklärt, sie wünschten noch eine Stiftung von 350000 Mk. zu machen, und vorgeschlagen, ein Guthaben in dieser Höhe einzustellen und mit der Zeit für Vereine, die in Not seien, Teilbeträge abheben zu lassen. M. habe gefragt, wie er das immer tue, ob die Stiftung persönlich und aus eigenen Mitteln gemacht würde, was von Schulz und Romeick auf das bestimmteste bejaht worden sei. Von dieser Summe habe er aber nur die schon zuvor erwähnten 25000 Mk. ausgezahlt erhalten. Bald darauf seien die Schwierigkeiten der Pommernbank entstanden. Er habe die Herren zu sich bitten lassen und ihnen gesagt, angesichts dieser Schwierigkeiten verzichte er unter allen Umständen auf die Stiftung, und das Konto sei als gelöscht zu betrachten. Er habe auch angeregt, ob nicht die Gelder wieder zurückgezahlt werden sollten. Es sei ihm aber dringendst davon abgeraten worden, weil das allen möglichen Verdunkelungen und Verdächtigungen Tür und Tor öffnen würde. Wenn man das Geld zurückzahlen wolle, würde nach Beendigung dieses Prozesses immer noch Zeit sein.

Zu dem Tatbestand gehört weiter ein Aufsatz Maximilian Hardens in der Zukunft (T. R. 280), die überhaupt zuerst die zweifelhaften Leistungen eines übereifrigen Kirchentums ins volle Licht gerückt hat. Er betonte, dass zwischen der Einzahlung des Hauptbetrags von 350000 Mk. im Oktober 1900 und der Auszahlung des Teilbetrags an den Oberhofmeister im November oder Dezember 1900 der Tag liege, der die Ernennung zur „Hofbank Ihrer Maj. der Kaiserin und Königin" brachte, obschon die Kaiserin doch keine Hypothekengeschäfte macht, also nur eine De-

Digitized by Google

positenbank benötigt. Im November 1900 sei dann ein Reklameheft der neuen Hofbank erschienen, dessen Titelblatt das Königswappen von Preussen zeigte und das flink namentlich an die Vorstände evangel. Kirchengemeinden verschickt wurde. Fünf Monate danach gab es keine Hofbank mehr, die Pfandbriefbesitzer in Preussen und Umgegend klagten über schmerzliche Verluste! Gleichzeitig bewies Harden aus einem Schreiben des Oberhofmeisters an einen israelitischen Industriellen, dass System in dem Betrieb sei. Vor 14 Jahren erhielt jener Herr die Aufforderung, durch eine einmalige grosse Gabe die Ausführung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche zu unterstützen. Die Motivierung dieses Ansinnens ist interessant genug: „Es werden daher — d. h. mit Rücksicht auf das Allerhöchste Protektorat — voraussichtlich im ganzen Lande, in allen Kreisen, oft wohl auch unter nicht Evangelischen, sich viele finden, welche diesen Plan gern unterstützen. Es sollen indessen dazu keine Kollekten veranstaltet werden, um nicht die bereits bestehenden zu stören. Wir erhoffen auch ohne Kollekte von allen, welche Liebe und Interesse für die Sache haben, freiwillige Spenden. Besonders bitten wir die mit irdischen Gütern reicher Gesegneten, durch eine einmalige grosse Gabe die Ausführung eines schönen Monumentalbaues zu ermöglichen". Der Mann, erzählt Harden, sei in heller Wut gewesen — ob des unausweichlichen Drängens: der Kaiserin könne er doch keinen Korb geben; auf sie weise oben links in der Ecke Krone und Wappen mit der Umschrift: „Kabinett I. M. der Kaiserin und Königin". Dass er Jude sei, wüssten die Leute; deshalb der Apell an die „Nicht-Evangelischen"! Ebenso habe man offenbar den Fortschritts-Munkel eingefangen, den wohl noch keiner für einen Gottesmann gehalten, und den schlecht getauften Grossspekulanten Hainauer, der wegen wüsten Jobberns der Dreinhauer heisse. Harden erscheint diese Pression, wodurch fremde Menschen, gar Hetorodoxe, um eine Gabe für eine Protestantenkirche gebeten werden auf Briefbogen, die den Wappenstempel der Kaiserin tragen, höchst unpassend. Aber er bringt eine Reihe von Beispielen aus dem Kunstgebiet bei, wonach in dem Anbetteln „der mit irdischen Gütern reicher Gesegneten", wobei der Oberhofmeister sein Kammerherrnhändchen meist im Spiel habe, System liegt. Den meisten freilich sei ein Kronenorden, ein Titel, ein Dankschreiben aus dem Kabinett sogar reichlicher Ersatz. „Man muss die Eitelkeit kanalisieren, um Zufuhrstrassen für die heiligsten Güter zu schaffen. Wer ängstlich erst dem Ursprung des gespendeten Geldes und den Motiven des Gebers nachspüren wollte, käme nicht weit". Im Verfolg des von ihm erdachten Systems sei M. bis zu Sanden und Schmidt, Schulz und Romeick gekommen. Da er des guten Zweckes sich stets bewusst sei, dürfe er die Mittel auch aus Pfützen aufheben.

So ging die Blossstellung des Hofes weiter, bis über das Konto K. (Kirchenbauverein) den Blättern ein Briefwechsel zwischen Geh. Staatsrat Budde und M. zuging (T. R. 330), der etwas mehr Licht in die Sache brachte. Darin ersuchte Budde M., ihm über den Verbleib der nach dem Kassabuch wirklich der Bank entnommenen 325000 Mk. womöglich Auskunft zu geben, nachdem er bekundet habe, dass er sie tatsächlich nicht erhoben und erhalten habe, während er auf Wunsch der früheren Direktoren der Bank das Restguthaben

Digitized by Google

seines Konto K., um das Konto aufzulösen, am 28. Dezember 1900 als empfangen quittiert habe. M. antwortete, dass er über den Verbleib der 325000 Mk. zwar nicht das geringste wisse, aber vermute, dass die Direktoren, die das Konto immer als aus ihren eigenen Mitteln eingezahlt bezeichneten, das durch seinen Verzicht freigewordene Geld wieder an sich gezogen hätten. Gleichzeitig teilte er mit, dass die unter seiner Leitung stehenden Stiftungen und Vereine auf seine Anregung hin in Erwägung gezogen haben, die durch ihn empfangenen, von den früheren Direktoren der Pommernbank gespendeten Gelder so weit zurückzuzahlen, als die Pommernbank durch diese Spenden nachweisbar etwa Verluste gehabt haben sollte.

So sind denn auch einen Monat nach der gerichtlichen Vernehmung M.s 175000 Mk. an die Rechtsnachfolgerin der Pommernbank rückgezahlt worden. Zuvor aber kam am 30. Juni im Landtag eine Interpellation zur Verhandlung, die um Aufklärung darüber ersuchte, ob die Regierung mit der Festveranstaltung zur silbernen Hochzeit des Kaiserpaares, die von dem Oberhofmeister der Kaiserin durch Vermittlung der Oberpräsidenten und Landräte veranlasst sei, sich einverstanden erklärt habe. Der Minister des Innern sicherte darauf zwar eingehende Recherchen zu, erklärte aber, in der kurzen Frist vor der Vertagung des Landtags dieselben nicht zu Ende führen zu können, worauf jede weitere Besprechung der Angelegenheit unterblieb. In dem bekannt gewordenen Sammelbrief des Landrats von Stubenrauch (T. R. 325) heisst es, dass zum 27. Feb. 1906 dem Kaiserpaar als Gabe zur silbernen Hochzeit und als Zeichen des Dankes der Ausbau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche dargeboten werden solle, und zwar erfordere die Fertigstellung des Mosaikschmuckes über eine Million Mark. Ihren Majestäten solle eine künstlerischausgestatteteHuldigungsadresse aller Geber überreicht werden. Die Tatsache, dass die Sammelbriefe von den Oberpräsidenten und Landräten direkt verschickt wurden, wurde nun damit zu entschuldigen gesucht (T. R. 325), dass sie die Briefe lediglich „als Mitglieder des Kirchenbauvereins“ verschickt haben. Dem gegenüber wurde in der Presse festgestellt, dass kein Empfänger des Sammelbriefes zwischen ihrer Eigenschaft als Oberpräsident oder Landrat und zwischen der Eigenschaft als Mitglied des Kirchenbauvereins unterscheiden konnte; auch handelte es sich nach dem ursprünglichen Plan nicht um eine neue kirchliche Kollekte, vielmehr wurde die silberne Hochzeit des Kaiserpaares und die Huldigungsadresse mit den Namen der Geber den Adressaten ausdrücklich als Ausgangspunkt und Schlusseffekt der Sammlung vor Augen gehalten. — Es bleibt eben dabei, so war das einstimmige Urteil der öffentlichen Meinung, dass Oberpräsidenten und Landräte sich dazu hergaben, den Apparat der preussischen Verwaltungsbehörden für eine Huldigungs-Geldsammlung zu Ehren des Kaiserpaares in Bewegung zu setzen. Von offiziöser Seite ist die Sache dann so dargestellt worden (T. R. 384): M. habe für den grossartigen Plan der Mithilfe des Ministers des Innern und der Oberpräsidenten insofern bedurft, als diese hohen Beamten am besten auf die zahlungsfähigen und -bereiten Persönlichkeiten in den Provinzen hätten hinweisen können. Bei den vom Minister gebilligten, aber ihm nicht vorgelegten Rundschreiben an die Oberpräsidenten sei der private, nicht

Digitized by Google

amtliche Charakter der Sammlung streng gewahrt geblieben, weder von Absendern noch Empfängern an einen Druck durch die Stellung der Oberpräsidenten gedacht worden! Der volle Beweis liege in dem Misslingen des Planes! Nun erst habe der Minister ein amtliches Schreiben an die Oberpräsidenten erlassen, in dem das, was M. privatim versucht hatte, die dienstliche Unterstützung des Ministers fand. Diese Seite der Sache interessiert uns hier weniger als die unbezweifelbare Tatsache, dass auch in diesem Falle M. sein bewährtes System angewandt hat, durch den Druck von oben und durch Inaussichtstellen der Befriedigung der Eitelkeit und Streberei Gaben für Kirchenbau und Kirchenschmuck herauszulocken, die das Sachinteresse niemals bewirkt hätte.

Für dies System wurden nun immer neue Beweise zu Tage gefördert. So berichtete die Frkf. Ztg. (T. R. 323) von einer katholischen Frau Michon, der nach einem anscheinend nicht ganz einwandfreien Lebenswandel von M. der Luisenorden überreicht worden sei, weil sie für den Bau der evangel. Homburger Erlöserkirche 5000 Mk. gestiftet habe. Wenn nun auch festgestellt ist (T. R. 345), dass die genannte Frau nur das Frauenverdienstkreuz durch die Post, nicht persönlich durch M. erhielt wegen anderweitiger Vermächtnisse, so ist doch schon durch die nachherige Stiftung von 6000 Mk. für die Vergrösserung des Kirch- und Denkmalsplatzes „der Zusammenhang zwischen frommen Stiftungen und Orden- und Ehrenzeichen, zwischen Kirchlichem und Allzuweltlichem" genügend erwiesen. Ich verfolge nicht weiter die Beziehungen des Dr. Leipziger, des früheren Redakteurs des „Kleinen Journals", zu M. anlässlich seiner zu Wohltätigkeitszwecken gedruckten Broschüre: „Die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina", deren Druckkosten ihm M. nunmehr (T. R. 385) Namens seiner Vereine zurückerstattet hat. Auch auf den Prozess des Prinzen Sayn-Wittgenstein-Sayn gegen seine Vormünder, darunter den Oberhofmeister der Kaiserin, vor dem Reichsgericht wegen Rechnungslegung will ich nicht näher eingehen; es interessiert uns hier nur die nichterfüllte Zusage M.s, für die damalige Braut des Prinzen eine Standeserhöhung zur Prinzessin zu erwirken. Nach der leider nicht beschworenen Aussage des Klägers hätte sich M. „unterfangen, Gnadenbeweise der Krone bei seinen persönlichen Geschäften als Wertobjekte zu benützen" (T. R. 360). Mögen nun auch die Mitteilungen der ultramontanen „Tremonia" (T. R. 371) über die Vorgänge hinter den Kulissen, die Erklärung des früheren Reichskanzlers Hohenlohe, nichts gegen M. machen zu können, die Inanspruchnahme des Militärkabinetts zu Gunsten der Pfleger u. s. f. dahingestellt bleiben, so begnügt sich die öffentliche Meinung sicher nicht mit dem vornehmen Schweigen M.s gegenüber „unberechtigten Pressangriffen" (T. R. 377).

Während man sich nun darum stritt, ob die unerlässliche Aufklärung über den Verbleib des Konto K. durch einen Zivil- oder Strafprozess zu erreichen sei (T. R. 340), allgemein aber die Lüftung des Schleiers und die Verhinderung weiterer Legendenbildung verlangt wurde, hat der in auswärtigen Zeitungen als Empfänger der 325000 Mk. bezeichnete Bruder der Kaiserin, Herzog Ernst Günther, die Klärung der Angelegenheit durch einen offenen Brief an Geh. Rat Budde gefördert (T. R. 352), worin er gerichtliche

Digitized by Google

Schritte gegen die Verbreitung der verleumderischen Gerüchte ankündigte, zugleich aber offen aussprach, dass er sowohl bei Hofe wie in seinen Bekanntenkreisen niemals ein Hehl daraus gemacht habe, dass er ein Gegner der Art und Weise sei, wie Herr v. M. freiwillige Spenden veranlasst habe; endlich erklärte er es für dringend wünschenswert, dass der Verbleib derjenigen 325000 Mk. nebst Zinsen klargestellt werde, über die Herr v. M. quittiert hat, ohne sie jemals empfangen zu haben. Damit eröffnete der Herzog in vielfach lebhaft verdankter Weise die Aussicht auf gerichtliche Klarstellung der Sache und auf wirksame Mitteilung der überwiegenden Beurteilung des Oberhofmeisters und seines Systems an allerhöchster Stelle. Man weiss nun zum mindesten (T. R. 379), dass seine Stellung und Tätigkeit auch bei Hofe nicht immer unangefochten geblieben ist. Wenn man nun auch ohne weiteres davon überzeugt ist, dass die Kaiserin an ihrem Oberhofmeister und Kabinettschef, der sich auf kirchlichem Gebiete so grosse Verdienste erworben hat, dankbaren Herzens festhält, so mag man doch nicht daran glauben, dass der Kaiser durch Ablehnung seines Entlassungsgesuches dem von der weit überwiegenden Mehrheit der Urteilsfähigen abgelehnten System Mirbach einen neuen Rückhalt schaffen wird.

Oder handelt es sich wirklich nur um „unberechtigte Pressangriffe“? um eine blosse, von liberaler Seite inscenierte Presshetze? Selbstverständlich hat allerdings die radikale Presse, voran der „Vorwärts“, aus dem Vorkommnis Kapital geschlagen, auch aus der Art der Rückerstattung: „wo der Nachweis nicht durchaus zu führen ist, da fühlt sich die fromme Reue der Kirchenerbauer ledig aller Verpflichtung. Man gibt wie auf Abzahlung an den öffentlichen Unwillen heraus, was erwiesenermassen andern Leuten gehört“ (T. R. 333). Die nationalsoziale „Hilfe“ brachte 30 einen gepfefferten Artikel v. Gerlachs über den Mirbach-Skandal, der eine Fülle persönlichen Materials über M. aufhäufte, um die Unhaltbarkeit seines Systems zu begründen. „Noch schwanken die Meinungen über die Grösse des moralischen Druckes, der nötig war, um die Frömmigkeit gewisser Personen so zu steigern, dass sich davon Kirchen erbauen liessen“. Die Diskretion, die das Gericht in punkto Mirbach übte, wird als „Klassenjustiz“ gebrandmarkt. Die Hauptsache aber wird gefunden in der kolossalen, ja pyramidalen Naivetät, womit der „König von Potsdam“, der Organisator der Wohltätigkeit, der sein halbes Leben mit Verwaltungstätigkeit hinbringt, über eine so gewaltige Summe quittiert, ohne auch nur einen Pfennig zu erhalten! Viel ernster und freier von parteiischem Gegensatz lautete der Protest des Bremer „Protestantenblattes“ (T.R. 323) gegen „Kirchenzerstörung durch Kirchenbauten“: „Es ist eine frivole Verhöhnung des Christentums, wenn evangel. Christen um der Erreichung äusserer Vorteile willen, mögen sie in Gunst und Gnade des Fürsten, in Beförderung, Dekorierung oder Titulierung bestehen, Gaben hergeben für den Bau einer Kirche.“ „Wir können uns nicht denken, dass M. sich der Frivolität der Art seiner Geldsammlungen, der gemeinen Motive, die durch diese Art unter den Angegangenen lebendig werden, der vernichtenden Folgen, die nach geschehener Aufdekkung diese Art für kirchl. und relig. Leben im Volke haben muss, voll bewusst gewesen ist.“ Nun aber sei von der evangel. Kirchenbehörde

Digitized by Google

ein öffentlicher Protest gegen dies Verfahren zu verlangen, damit auch der gelindeste Schein verhütet werde, als billige die evang. Kirche solches Treiben.

Aus den Mittelparteien registrieren wir folgende Stimmen: Die Tägl. Rdsch. 277 schrieb am Tage nach dem Auftreten M.s vor Gericht: M. habe zusammen 235000 Mk. in gutem Glauben hingenommen, sie seien dem edlen Sinn zweier christl. Wohltäter zu verdanken, Geschenke aus wirklichem Privatbesitz. „Frh. v. M. hat dann, obwohl ein so enormer Edelmut eine Grenze haben müsste, nicht gezögert, noch ein weiteres Angebot von 325000 Mk. anzunehmen, und nur der Ruin der Bank hat ihn daran gehindert, die volle halbe Million und noch einiges darüber in blindem Glauben als fromme Werke zur Förderung seiner kirchl. Pläne einzustreichen. Es sind nicht Proben von Vorsicht und von einiger Menschenkenntnis hier abgelegt worden, und doch war das ganze Auftreten des Frh. v. M. gestern weit entfernt vom Auftreten eines Mannes, der einem so ungeheuerlichen Irrtum unterlegen ist.“ Er müsse sich endlich klar machen, dass die Stiftungen aus geraubtem Gelde bestanden. So berichtete auch (T. R. 275) die „Neue Züricher Ztg.“ von der „pyramidalen Klingelbeutelsucht des weltunklugen Oberhofmeisters“ und das Leipzig. Tagbl. wies darauf hin, dass das königl. Wappen als Garantie für die Bonität der Pfandbriefe auf manche ev. Kirchenvorstände gewirkt haben möge. Die Rheinisch-Westphäl. Ztg. (T. R. 291) ereiferte sich besonders über die sogen. Mosaiksammlung M.s als über „ein einfaches Kommerzienratsgeschäft, das sich unter dem Scheine kirchl. Eifers und dynastischer Gesinnung verbirgt“. Dabei schliesse M. geradezu die grössten Massen des Volks von dieser Volksspende aus. Denn in einem seiner Erlasse bitte er ausdrücklich, kleinere Sammlungen zu verhindern; denn solche Sammlungen hätten öfters nur Beträge von 12—200 Mk. erbracht. „Solche Sammlungen sind aber erstlich allgemein unbeliebt und sie geben reicheren Leuten Veranlassung, nur Beträge von 10—20 Mk. zu zeichnen; dadurch wird ein gutes Resultat der Sammlung gefährdet.“ Nun sollten ja alle Bauten Zeichen ihrer Zeit sein, Kirchenbauten also Zeichen der kirchl. Gesinnung ihrer Erbauungszeit. Es scheine aber allgemach, als ob die Gründe, aus denen die Berliner Kirchenbauten entstanden sind, jenseits aller kirchl. und religiösen Gesinnung liegen. Die Köln. Ztg. aber fordert sogar (T. R. 333) die Zurückzahlung der 60000 Mk. an die Konkursmasse: „Von bankerotten Verbrechern soll sich niemand etwas schenken lassen, auch nicht die von M. vertretenen milden Stiftungen. Kirchen, die von solchen Geldern errichtet werden, blieben sicher besser unerrichtet, da sie, wenn ihre Entstehungsgeschichte bekannt wäre, von einem frommen religiösen Menschen lediglich jeglichen Gottesdienstes für unwürdig erachtet und nicht betreten werden würden.“ Des weiteren drückte die Köln. Ztg. ihr höchstes Befremden aus über das ausserordentliche Geschäftsgebahren eines so grossen Geschäftsmannes, der unter so merkwürdigen Umständen über die grosse Summe von 325000 abquittiert hat, ohne sie zu bekommen! — Graf Hoensbroech stellte in seiner „Deutschland“ (T. R. 307) M. mit seinen Schecks auf 25000, 60000 und 150000 Mk. neben Jesus am Gotteskasten mit dem Heller der Witwe, „auf den Jesus schaute“. „Ja freilich: „arme Witwen“

Digitized by Google

gibts im Mirbachschen Kirchenbauverein nicht; dafür aber umso mehr Kommerzienräte und Hofbankiers. Nur schade, dass viele von ihnen auf der Anklagebank und im Gefängnis ihre Wohltätertätigkeit beschliessen! Eins ist mir gewiss! Christus würde die auf M.sche Art erbauten Kirchen nicht mit der Fussspitze betreten. Wer nicht in der höfischen Luft lebt, dem ist es unverständlich, wie ein Oberhofmeister der Kaiserin das Ansehen der Krone — und nur mit diesem Ansehen gelingt dem Freiherrn v. M. seine Bettelei — so schädigen und dabei Hofbeamter bleiben darf. Das mögen die Hofwelt und die kaiserlichen Berater sich gesagt sein lassen: keine zwanzig sozialdemokratische Zeitungen ruinieren das Ansehen der Krone so intensiv wie die M.schen Wohltätigkeitsbestrebungen." — Das hessische „Evangel. Sonntagsblatt" schrieb wiederholt über die grosse Summe „Wohltätigkeits-Sündengeld", das zwar nicht vor dem Zivilgericht, wohl aber vor dem höheren Standpunkt der öffentlichen Sittlichkeit einklagbar sei (T. R. 299): „Die Hofbank Ihrer Majestät hat durch ihre Schwindelgelder die Kirchbauten vor ganz Deutschland in Verruf gebracht, für die Kaiser und Kaiserin so dankenswert sich interessierten." Dann erzählte dasselbe Blatt (T. R. 335) von einer armen Musiklehrerin, die sich 25 Jahre lang bitter gequält, bis sie endlich einen Notgroschen von 2000 Mk. zusammengespart; auf den dringenden Rat eines Bankiers hätte sie Pommernbankgelder genommen, da die Pommernbank Hofbank Ihrer Majestät und vollkommen sicher sei. So könne gewiss von „Tränen- und Spargroschen des armen Mannes" geredet werden. In der Christlichen Welt schrieb Rade zunächst (T. R. 323): „Diese unsäglich schmachvolle Mirbach-Affäre! Zu welchem Ungeheuer wächst sie sich noch aus? Und unsere Kirchenmänner in den höfischen Kreisen wollen wirklich das Treiben dieses Mannes nicht durchschaut haben? Oder durften sie den Mund nicht auftun? Oh, oh!" Später erinnerte er (T. R. 365) an eine Warnung Schleiermachers: „Sollte nicht jeder, der gern wohltätige Unternehmungen befördert, sich scheuen, die Opfer derer anzunehmen, deren Reichtum auf irgend eine Weise befleckt ist? Sollten wir uns nicht in jedem solchen Falle billig scheuen, demütige und fröhliche Geber in Gemeinschaft zu bringen mit verdächtigen Namen? Lasst uns auf alle Weise streng sein gegen jede Wohltätigkeit, die nicht die reinste und vorwurfsfreieste Gewissenhaftigkeit zur Grundlage hat."

Es ist erfreulich zu konstatieren, dass in dieser christlich-sittlichen Grundanschauung auch politisch und kirchlich konservative Kreise sich mit den Stimmen der liberalen und mittelparteilichen Kreise begegneten. Obenan ist da das Pastorenblatt, der Reichsbote, zu nennen: Bald nach der Zeugenaussage M.s schrieb er (T. R. 283), man könne sich doch des Verdachtes nicht erwehren, dass die Direktoren so grosse Summen aus den Mitteln der Bank entnehmen, wozu sie ohne Genehmigung der Aktionäre nicht berechtigt seien. Ganz besonders komme der Umstand in Betracht, dass die Wohltätigkeitsanstalten in Beziehung zu dem Hofe stehen und zugleich Hoftitel, wie Hofbank der Kaiserin, Hofbankier der Kaiserin (Schmidt) verliehen werden. Hier erfuhren wir denn auch, dass die Hypothekenbank gerade, als die Kaiserin sie statt der Reichsbank oder Seehandlung mit der Verwaltung ihrer Gelder betraute, weder von der Staatsregierung noch

Digitized by Google

von der konservativen Partei als mündelsicher für Kapitalanlagen bezeichnet wurde — NB. las ich irgendwo, dass auch der Börsenvorstand sie nicht zur Notierung auf der Berliner Börse zugelassen hat —. „Man hätte dabei doch vorsichtiger sein und einzelne Kirchen lieber weniger prachtvoll bauen sollen; dann hätte man so viele schwer zu beschaffende Gelder nicht nötig gehabt und wäre nicht in die Versuchung gekommen, mit der Geldgewinnung in immer weitere Kreise zu gehen, wo man keinen Ueberblick mehr haben kann.“ Einen Monat später betonte der Reichsbote (T. R. 333), dass ernste christl. Kreise schon beim Auftauchen dieser traurigen Angelegenheit ihre von der Sachlage gebotene Pflicht erkannt und vertreten haben, ohne erst auf die Mahnungen der offiziösen oder radikalen Presse zu warten. Er beruft sich dafür auf einen Vorgang beim Zusammenbruch der Sandenbanken, wo sofort beantragt wurde, den von dem Schatzmeister des Potsdamer Zweigvereins Sanden gestifteten Betrag von 22000 Mk. zurückzuzahlen. Dabei seien die Antragsteller von dem Standpunkt ausgegangen, dass eine reinliche Scheune als evangel. Gotteshaus besser sei als eine mit unrechtem Gut erbaute Kirche oder Kapelle, und hätten ihr Bedauern ausgesprochen, dass die Schatten der Berliner Finanzkorruption bis an die Schwellen evangel. Gotteshäuser zu reichen begönnen. M. habe sich den ethischen Erwägungen des Antrages keineswegs verschlossen; man habe ihm selbst körperlich angesehen, wie schwer ihn die Sache berührte. Es folgt dann eine sehr einleuchtende Charakteristik des Oberhofmeisters, der mit einer autokratischen Anlage eine manchmal schwer belehrbare Unbekanntschaft mit gewissen bürgerlichen, öffentlichen und kirchenpolitischen Dingen und einen weitgehenden Opportunismus verbinde, der „zum Teil in einem christl. Optimismus in gutem Sinne wurzelt, zum Teil aber auch einer persönlichen Diplomatie entspringt, die über dem Augenblickszweck nicht immer die innere Wahrheit und Klarheit in den Dingen achtet und über gebotene Rücksichten selbst äusserer Natur hinwegspringt.“ Dafür führt der Reichsbote als Beweis an den Besuch bei Singer, das Verhältnis zu Dr. Leipziger, die Inanspruchnahme anderskonfessioneller Kirchengelder, einzelne geschäftliche Transaktionen bis zu der Quittungsleistung u. s. f. — Von Anfang an treulich sekundiert wurde in dieser Stellungnahme der Reichsbote von der Deutschen Tagesztg. Sie urteilte sofort (T. R.280), der Hof sei blossgestellt durch diese Art von Wohltätigkeit, der es sich lediglich darum handle, Gelder zusammenzubringen, wobei man weder nach der Quelle noch nach den Beweggründen frage, die diese Spende veranlasse. Es sei „bedauerlich, dass durch die bisher beliebte Form der Wohltätigkeit die weiten Kreise des Volkes, die allerdings nicht in der Lage sind, gleich Hunderttausende zu opfern, geradezu von der Betätigung ihres Wohltätigkeitstriebes abgehalten worden sind; denn das Scherflein der Witwe spielt heute keine Rolle mehr, und man hat leider vollkommen vergessen, dass viele Wenig auch ein Viel machen.“ Später konstatierte die D. Tgztg. (T. R. 307), wer unmittelbar draussen im Volke verkehre, werde bemerkt haben, wie empfindlich der monarchische Gedanke durch die bekannten Enthüllungen der letzten Tage gefährdet worden sei; dieser Gefährdung müsse unumwunden entgegengetreten werden. Und schliess-

Digitized by Google

lich verwahrte sie sich (T. R. 333) gegen die Kreuzztg.: „Ist es wohl Nörgelei, wenn christl. und monarchische Kreise der tiefen Befürchtung immer und immer wieder Ausdruck geben, dass das Vorgehen und Verfahren des Oberhofmeisters der Kaiserin, wie es durch den Pommernbank-Prozess und nachher bekannt geworden ist, weder dem monarchischen Gedanken noch dem kirchl. Christentume förderlich sei, sondern Wasser auf die ohnehin reichlich gespeisten Mühlen der geschworenen Feinde des Christentums und der Monarchie liefern?“ — Das Stöckersche „Volk“ schliesst sich dieser letzteren Befürchtung vorbehaltlos an (T. R. 299): „Man findet tatsächlich angesichts solcher Vorkommnisse keine Worte, um seiner innersten Entrüstung Luft zu machen. Bisher nahmen wir an, dass M. nur zu schwach war, um das aufdringliche, titellüsterne Schmarotzertum energisch genug von sich abzuschütteln; jetzt ist das Bild ein anderes geworden; jetzt sieht man, dass er die kleinen Gaben aufrichtiger Liebe verschmäht und nur auf Gaben unter deutlichem Hinweis auf höfische Belohnungen spekuliert, die man mit vier- bis sechsstelligen Zahlen schreiben muss und die nur sattester Reichtum zu bieten imstande ist. Und mit diesen schnöden Spenden baut man dann demselben Heiland prunkende Kirchenpaläste, der vor 2000 Jahren das Witwenscherflein höher bewertete als die den Menschen imponierendsten Summen üppigen Reichtums“. — Ebenso schrieb der „Alte Glaube“ (T. R. 323): „Die Klagen, dass die Gelder zu den neuen Berliner Kirchen in einer durchaus nicht einwandfreien Weise aufgebracht werden, sind alt. Namentlich Maximilian Harden hat sich in seiner „Zukunft“ seit Jahren darüber lustig gemacht, dass beschnittene und unbeschnittene Weltkinder Stroh sammeln und Ziegel brennen müssen, damit es dem aufgeklärten Berlin nicht an prunkvollen Gotteshäusern fehle. Hätte man sich durch diese Angriffe bei Zeiten warnen lassen, so wäre ein grosses Aergernis, das nicht bloss die evangelische Landeskirche auf das schlimmste blossstellt, sondern auch auf die höfischen Kreise ein bedenkliches Licht wirft, verhütet worden. Dies ist nicht geschehen. Und da wird man sich auch über den öffentlichen Skandal nicht beschweren dürfen. Kirchen, die mit dem unwillig beigesteuerten Gelde von Juden und Heiden gebaut werden, dienen dem Evangelium nicht zur Ehre. Hoffentlich wird man sich in Zukunft von diesem Grundsatz leiten lassen, und mit seinen Sammlungen alle zweifelhaften Adressen verschonen! Wenn auch der übertriebene Luxus, der in manchen Berliner Kirchen entfaltet wurde, einer grösseren Einfachheit und die gewaltigen Bauten schlichteren und rascher zu errichtenden Gemeindekirchen Platz machten, so wäre dies kein Schade, sondern im Gegenteil ein sehr erfreulicher Gewinn“.

Nur die „Post“ und die „Kreuzztg.“ hielten auf der Seite M.s aus und billigten dessen eigene Meinung, „dass der Schmutz, mit dem er in der Oeffentlichkeit beworfen würde, ihn nicht zu erreichen vermöge“. Aber auch in der „Post“ war einmal zu lesen (T. R. 291): „Es ist von der gesamten Presse getadelt worden, dass die Wege, die der Oberhofmeister der Kaiserin oft einschlägt, um für seine wohltätigen Zwecke die nötigen Mittel aufzubringen, nicht immer ganz einwandfrei sind. Wir müssen uns diesem Urteil durchaus anschliessen. Auch

Digitized by Google

wir halten es für durchaus falsch, in erster Linie nur darauf zu sehen, dass Geld zusammenkommt, ohne genügend darauf Bedacht zu nehmen, wie das geschieht. Dass z. B. für evangel. Kirchenbauten sozialdemokratische und jüdische Geldleute um Beiträge gebeten werden, ist ungehörig und scharf zu verurteilen". Endlich sah auch die Kreuzztg. sich genötigt zuzugeben, dass sie manches gegen das M.sche System einzuwenden habe (T. R. 309): „Von manchem treuen Leser ist uns verdacht worden, dass wir uns dieses hohen Hofbeamten in freundlicher Weise angenommen haben, und wir haben einige Zuschriften erhalten, in denen dem Unbehagen hierüber sehr deutlich Ausdruck gegeben wird". Es liege ihr aber fern, die Art der kirchlichen Sammlungen M.s in „ihren sämtlichen Erscheinungsformen" zu billigen. „Aber erstens sind wir gerecht genug, um trotz der Fehler in einzelnen Fällen seine grossartigen positiven Leistungen für Kirchenbauten gebührend zu würdigen. Das wird uns um so leichter, als wir überzeugt sind, dass diese Leistungen in einem aufrichtigen, warmen religiösen und kirchlichen Interesse wurzeln. Zweitens waren wir im Innersten empört gegen die systematische Hetze, die neuerdings auf Grund unerwiesener (?) Behauptungen gegen den Frhr. v. M. ins Leben gerufen worden ist". Ganz anders klingt doch die Klage des kirchlichen Rundschauers der Kreuzztg. Anfang August (T. R. 365): „Uns handelt es sich lediglich um das, was die Kirche dabei verloren hat, weiterhin einbüsst und zu ihrer Rechtfertigung tun muss. Denn die Kirche ist der geschädigte Teil, und zwar geschädigt auch durch die Methode, in der ihr, gewiss in bester Absicht, gedient ist. Dass dabei äussere Erfolge erzielt sind, soll nicht verschwiegen werden; dass eine Aera sie nicht nur tolerierte, sondern sich ihr Charakteristikum von ihr aufprägen liess, darf auch nicht übersehen werden. Vor allem, dass Tatendrang und Opfertreue zur Ueberwindung jener schrecklichen Misere, da stupide Gleichgültigkeit und impotente Wünsche sich gegenseitig Knixe machten, ohne eine Gemeinde zu gründen, auf den Plan traten, muss immer wieder zum Dank anregen. Und endlich, wozu sind Ausschüsse und Vorstände und Konferenzen und Generalversammlungen in der Welt! Gibt es eine Schuld, so gibt es auch eine Mitschuld, und bestünde sie nur im Kopfnicken" ... „Man braucht darum den Bau von Kirchen noch nicht zu unterlassen. Für ihre Notwendigkeit und ihre Schönheit hat uns M. den Sinn geweckt; nun mögen die Berliner zeigen, dass sie es besser verstehn und machen als er". Man solle nun die eigene Kraft prästieren, die Kirchensteuern erhöhen „und vor allem anch ohne Aussicht auf Titel und Orden in ganz anderer Höhe als bisher freiwillige Spenden als nobile officium betrachten".

Und nun lese man die Verteidigungen M.s! Nachdem, wie wir auch wissen (Chr. Welt 28), die Machenschaften M.s schon vor 8 Jahren in hochkirchlichen und hofkirchlichen Kreisen offen und mit Entrüstung besprochen worden sind, hielt ihm am 13. Juni der Vizepräsident des Oberkirchenrats, Propst v. d. Goltz, im Evangelisch-kirchl. Hilfsverein eine Schutzrede, die nur Dankbarkeit, Verehrung, Vertrauen atmete (T. R. 276). Bevor es zu der in Kürze erfolgenden amtlichen Aufklärung der vorgeblichen Tatsachen, die dem Verein völlig unbekannt seien, komme, müsse er es vor den Vertretern aller Provinzen ausspre-

Digitized by Google

chen: „wir werden dankbar und verehrungsvoll zu dem Manne stehen, auf dessen Rat die hohen Herrschaften, damals als Prinz und Prinzessin Wilhelm, ein freudiges Bekenntnis zum evang. Glauben abgelegt, die Bekämpfung der religiös-sittlichen Notstände in den grossen Städten energisch in die Hand genommen und gegenüber allen Schwierigkeiten unsere Sache zum Heil unseres Volkes durchgeführt haben. Ich denke, an was ich will, an die Kirchenbauten, an die Stadtmissionen, an die Hilfe in den Industriebezirken, an die Frauenhilfe, an die Verbreitung der Schriften u. a., überall war es Exz. v. M., der jeden neuen Gedanken in sein Herz nahm, Ihre Majestäten dafür zu interessieren wusste und mit ausdauernder Tatkraft durchführte, sodass in der Kirchengeschichte Preussens sein Name mit grossen Buchstaben geschrieben sein wird, um auch den kommenden Geschlechtern sein Andenken zu bringen". Man wird dem vornehmsten Gehilfen M.s im Ev.-k. Hilfsverein, der seine positiven Verdienste am besten kennt, sein ritterliches Eintreten für den Mann, dessen Motive er teilt, zu Gute halten können und doch mit Rade urteilen: „So hohe Töne waren unvorsichtig und trugen der moralischen Empfindlichkeit, die wir für unsere Kirche denn doch haben müssen, nicht Rechnung". Er hat offenbar den springenden Punkt nicht aufgefasst, wie ihn Rade glücklich Chr. W. 26 formulierte: „Es kann und soll nicht gehn nach dem Vers: die Kirche hat einen guten Magen, und nach dem Sprichwort: non olet. Dies letztere regiert in all unserem Wohltätigkeitswesen viel zu viel".

Einen Monat später wagte es der Führer der konservativen Partei, Frh. v. Manteuffel, der ewige Ministerkandidat, wie die T. R. 323 es trefflich charakterisierte, das robuste Gewissen des starken Mannes zu zeigen und der Welt zu verkünden, dass er für Erwägungen moralischen Feingefühls nicht zu haben sei; er hatte „in einem Augenblick, da sich das Gewissen der Nation gegen die traurigen Verirrungen übereifriger Kirchlichkeit aufbäumt, die Stirn, über den klaren Sachverhalt hochmütig hinwegzusetzen und auf diejenigen zu schelten, die pflichtgemäss die Dinge bei ihrem Namen benannt haben, damit nicht falscher Eifer und ekles Strebertum in hässlichem Bunde Religion und Monarchie weiter schädigen". Ihm war nichts bekannt von der Einmütigkeit der gesamten kirchlichen und politischen Presse bis hin zum „Reichsboten" und „Alten Glauben" in der Beurteilung der M.schen Sammelmethode, als er in der Generalversammlung des Brandenburgischen ev.-kirch. Hilfsvereins die stolzen Worte sprach (T. R. 321): „Alle die Angriffe gegen den Frhr. v. M. sind jedenfalls im letzten Grunde nur hervorgegangen aus dem Widerspruche gegen sein bewusst evangel.-kirchliches Handeln. Wenn Herr v. M. nicht ein so gutes Gewissen und ein so tapferes Herz hätte, hätte er das alles nicht ausgehalten, sondern wäre längst totgehetzt worden". Die souveräne Verachtung des Tatbestandes einer von positivsten Blättern am stärksten vertretenen tiefgehenden Bewegung, die als eine Hetze der Kirchenfeinde abgetan wird, macht es in der Tat (T. R. 323) „schwer, gegenüber solcher — Kühnheit nicht von grenzenloser Frivolität zu sprechen".

Während nun aber der Reichsbote wie die Deutsche Tageszg. gegen diese Auffassung im Interesse des monarchischen Gedankens wie der Reinheit der christlichen Liebes-

Digitized by Google

tätigkeit energisch protestierten, wagte es die Kreuzztg. bald darauf wieder (T. R. 333) von einer allgemeinen Hetze zu sprechen, die nur das Sensationsbedürfnis in dieser Saison morte befriedigen solle und leider auch von besonders cholerischen Kreuzztgs.-Lesern ihr zugemutet werde. Die Agitation, die wie immer vom „Vorwärts“ ausgegangen sei und unter den bürgerlichen Zuschauern bald Mitläufer gefunden, geberde sich doch am wildesten gegen eine Stelle, das Staatsoberhaupt, vor der selbst in der aufgeregtesten Debatte die Leidenschaft verstumme und die Stimme der Ehrfurcht allein zum Worte kommen dürfe. Dass sich an solcher antimonarchischen Agitation sogar konservative Zeitungen beteiligen, lasse sich nur aus ihrer Schwäche gegen solche Leser erklären, die jede politische Sensation mitmachen möchten. Sie lasse sich das Recht der Kritik sonst auch nicht verkümmern, aber übe es nur auf Grund der Kenntnis aller Einzelheiten und ihrer Zusammenhänge, der persönlichen Gründe und der sachlichen Umstände und nach Feststellung des cui bono. Hier aber verbiete es schon der Patriotismus bezw. das uns alle angehende deutsche Interesse, mit M. die Verkörperung des nationalen Interesses vor der Welt an den Pranger zu stellen. „Eine Agitation, die sich offensichtlich gegen das Staatsoberhaupt richtet, gilt in der ganzen Welt als das allerschmutzigste Geschäft und hoffentlich entwickelt sich auch in Deutschland noch der Sinn für Reinlichkeit so, dass dies Handwerk den Revolutionären und Mistkäfer-Journalisten überlassen bleibt“. Die Dreistigkeit dieser Anpöbelung durch das Aristokratenblatt ist ebenso verblüffend wie ihr Unverstand. Denn bisher war durchweg die Person des Monarchen aus den Erörterungen über das SystemMirbach ferngehalten worden mit einer eher zu weitgehenden Loyalität, die überraschen konnte. Man wollte gerade die Monarchie davor bewahren, dass sie nicht alle die Fehlgriffe und Machenschaften ihres nächsten Dieners veranworten musste. Im übrigen scheint es uns doch sehr diskutabel, ob nicht die Allerhöchsten Herrschaften durch Festhalten an ihrem so stark kompromittierten Diener sich für das von ihm vertretene System mitverantwortlich machen, mindestens aber diejenigen nächsten Berater, die ihnen von der allgemeinen Missbilligung des Systems Mirbach nicht gehörige Mitteilung machen.

Eine längere Rechtfertigung für das Verhalten M.s hat der Schriftführer des Ev.-kirchl. Hilfsvereins, P. Cremer, ausgehen lassen (Chr. 33). Danach seien gegen M.s Stimme auch von Nichtevangelischen Beiträge für die K. W.-G.-Kirche angenommen — aber wer hat denn Paul Singer um einen Beitrag angegangen? wer hat die Munkel und Hainauer angebettelt? Dass nur 19000 Mk. von 13 Millionen von Juden beigesteuert sind, ändert nichts an unserem Urteil über das System. Dass die Direktoren wiederholt versicherten, nicht Gelder ihrer Banken herzugeben, kann die Unvorsichtigkeit M.s nicht entschuldigen, von dieser Seite sich im ganzen gegen 600000 Mk. zuweisen zu lassen. Dass bei der Mosaiksammlung M. nur „die ihm befreundeten und als Mitglieder zum Ev.-k. Hilfsverein gehörigen Oberpräsidenten gebeten, ihm auch bei dieser neuen Sammlung zu helfen“, kann unsere Bedenken über die Inanspruchnahme des Behördenapparates für kirchl. Sammlungen nicht beschwichtigen. Dass man sich kleine Gaben von Unbemittelten nur darum

Digitized by Google

verbeten habe, weil die zahlreicheren kleinerenSammlungen für provinzielle Zwecke nicht beeinträchtigt werden sollten, die Sammlung also aus guter Absicht auf wohlhabende Kreise beschränkt worden sei, kann von dem Urteil über das ganze System, das die Kreuzztg. in ihrer kirchl. Rundschau so scharf gekennzeichnet hat, nichts abziehen.

Wir können es darum nur bedauern, dass in der von den Mitgliedern des engeren Ausschusses des E.-k. Hilfsvereins, seines Berliner Zweigvereins, des Brandenburger Provinzialverbandes und einiger anderer Stiftungen, lauter hochangesehenen Männern aus der hohen Geistlichkeit, Beamtenschaft und Finanz, unterzeichneten Erklärung kein Ton des Verständnisses für die Entrüstung der öffentlichen Meinung laut wird neben dem durchaus begründeten Eintreten für die aus edelsten Beweggründen und mit selbstlosester Hingabe geleistete, kirchliche Liebestätigkeit M.s. Wenn sich die Herren als seine Mitarbeiter als berufene Zeugen vor der Oeffentlichkeit wissen, „dass er hiebei im grossen und im kleinen stets als Ehrenmann gehandelt hat", so können sie nicht wohl hinterher sagen: „Die Einzelheiten seiner Sammeltätigkeit sind uns nicht vollständig bekannt und sind daher von uns nicht zu vertreten". Es handelt sich doch eben um diese „Einzelheiten", um seine Handlungen „im kleinen". Wenn sie aber dann doch als berufene Zeugen dafür eintreten, dass „in den 16 Jahren enger Arbeitsgemeinschaft uns kein tatsächlicher Anhalt für das Urteil vor Augen getreten ist, dass den zahlreichen, unsern Vereinen durch ihn zugewendeten Gaben ein Makel anhafte, insbesondere, dass dieselben teilweise durch Zusagen von Auszeichnungen erlangt worden seien", so steht dem die hoffentlich vor Gericht weiter begründete Behauptung der „Zukunft" 46 (Chr. 34) gegenüber: „Wir kennen Fälle, in denen für Kirchbaugelder Auszeichnungen versprochen und verliehen worden sind; wenn M.s Patrone solche Fälle nicht kennen, sollten sie schweigen, bis der Tatbestand ihnen von Kundigen aufgeklärt ist". Besser als die Klage über die fort und fort eine persönlich verletzende Haltung einnehmende öffentliche Meinung ist schon das dringende Begehren nach einer gerichtlichen oder amtlichen raschen Klärung einiger Fragen, zumal nach dem Verbleib des Konto K. Wenn aber schliesslich „auf Grund unserer umfassenden Kenntnis der Sachlage" der Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen wird, „dass der hochverdiente Mann, welcher zur Linderung der äusseren und inneren Not unseres Volkes so viel geleistet hat, dieser Tätigkeit noch lange erhalten bleibe", so ist darauf mit T. R. 356 zu erwidern: „Gewiss eine stattliche Anzahl angesehener Namen; aber was beweist das? Gefühle sind Tatsachen, und wer nun einmal anders fühlt, der wird sich auch durch die Empfindungen aller dieser hochrespektablen Herren noch nicht überzeugen lassen. Vor allem wird er ihnen nicht glauben wollen, dass es im Interesse der Sache ist, wenn Frhr. v. M. auch künftighin an der nämlichen Stelle wirkt".

Der erste Pfarrer an der K. W. G.-Kirche, Generalsuperint. Köhler, hat sich auch für den Wohltäter seiner Kirche zum Zeugnis getrieben gefühlt (T. R. 375). Aber wer bezweifelt denn, dass bei M. auch die edeln Triebfedern der Liebe zur evang. Kirche und der Treue gegen das Herrscherhaus mitgespielt haben? Köhler fährt aber fort: „darum bin

Digitized by Google

ich empört über die unbewiesenen Beschuldigungen, mit denen er ... offen und versteckt verfolgt wird"; er verkennt also auch den Nerv der Anklagen. Er macht sich auch die Verteidigung zu leicht, wenn er sich nur mit den Uebertreibungen auseinandersetzt, wonach die fast ganz von Evangelischen bezahlte Kirche um der geringen jüdischen Beiträge willen als von Judengeldern erbaut bezeichnet wird. Man wird sich gern erinnern lassen, „dass es sich hier nicht nur um Abhilfe eines Notstandes, sondern im Unterschiede von den sonstigen Aufgaben des Kirchenbauvereins wesentlich auch um ein Ehrendenkmal handelte, welches eben darum kaum würdig und schön genug ausgeführt werden konnte. Für diesen Zweck durften auch solche beitragen, bei denen sonst Opfer für den Bau einer ev. Kirche ausgeschlossen gewesen wären". Aber wenn er nun die ganze Protestbewegung als „Torheit und noch Schwereres", „Verdächtigungen der persönlichen Ehre", „blosses Kritisieren und gleichgiltiges Preisgeben" charakterisiert und gegenüber der Verkennung der Zeitgenossen ihn auf die Anerkennung der den Irrungen und Zänkereien der Gegenwart entrückten Nachwelt vertröstet, so liegt darin eine bedauerliche Verkennung der idealen, von persönlicher Gehässigkeit nicht getrübten Motive der Opposition gegen das M.sche Sammelsystem.

Endlich haben auch der Oberhofprediger Dryander und Propst v. d. Goltz das Wort genommen zu der Beurteilung der Erklärung der 23 Vorstandsmitglieder des Hilfsvereins (Chr. 33). Dryander beschwert sich über die nicht genügende Beachtung der Zeugenqualität der 23 seitens der Presse, besonders der für eine ebenso sachkundige und sorgfältige als feinfühlige Behandlung bürgenden Finanzgrössen. Bei der Fülle von gegen 100 Kirchenbauten, an denen M. beteiligt gewesen, könnten die Vorstände unmöglich für alles einzelne einstehen; sie könnten nur den Schluss aus dem ihnen bekannt gewordenen auf jene andere Arbeit ziehen. Uebrigens habe M. wohl auch durch geringere Schüchternheit wiederholt angegangene Leute geärgert, zweifellos hie und da einzelnen, die es nicht verdienen, Vertrauen geschenkt und sei von ihnen missbraucht worden. Aber welchen Anlass habe denn die öffentliche Meinung, über diese Irrtümer sich so auf das tiefste aufzuregen? Weswegen versage man bei dem Hinweis auf das sittlich verwerfliche System 23 unantastbaren ernsten Männern den Glauben, die aus langjähriger Erfahrung bekunden, dass keine einzige der ihnen bekannt gewordenen Gaben durch Verheissung von Auszeichnungen erlangt sei? Dass kein einziger Fall des Gegenteils nachgewiesen sei, scheint doch zuviel gesagt angesichts der Ernennung der Pommernbank zur Hofbank gerade zwischen der Ein- und Auszahlung des Konto K. Schliesslich spricht es Dryander als seine Ueberzeugung aus, „dass, wenn der Ansturm der Oeffentlichkeit, wie er gegenwärtig im Gange ist, den Rücktritt des Herrn v. M. aus seiner im Interesse der kirchl. Notstände sowie der Armen, Kranken und Bedürftigen geübten Tätigkeit zur Folge haben sollte, damit nicht ein „unmoralisches System", das nie und nirgends existiert hat, beseitigt, sondern die Fürsorgearbeit für die Not der Kirche und der Armen und Elenden empfindlich und auf lange Zeit geschädigt sein wird". Frh. von der Goltz geht von der oben schon angezogenen Bemerkung des kirchl. Rundschauers der Krzztg. aus

Digitized by Google

und zwar speziell von jener Aeusserung über die Mitschuld derer, die in den Versammlungen mit dem Kopf nicken. „Die Kirche", so hiess es in der Krzztg., „hat zu der Art, Geld für evang. Zwecke zu beschaffen, die jetzt als ganz „unevangelisch" stigmatisiert wird, geschwiegen, hat sich die Gottes-, die Pfarr- und die Gemeindehäuser bauen lassen, sie geweiht und sich ihrer gefreut. Wohl mag es manche gegeben haben, die meistens zwar leise im vertraulichen Gespräch über diese Art klagten. Warum haben sie nicht laut hinausgeschrieen in die christliche Welt? Scheuten sie den Frh. v. M., dem freilich „Kritik" nicht angenehm war?" Diese Mitschuld nun lehnt v. d. Goltz energisch ab: „Es sind mir keine Tatsachen bekannt geworden, zu denen kirchliche Empfänger und Mitarbeiter nicht hätten schweigen dürfen und das Reden etwa aus Scheu, Frh. v. M. kritisch gegenüber zu treten, unterlassen hätten. Soweit meine Kenntnis reicht, war bei Frh. v. M. wie überhaupt beim Ev.-k. Hilfsverein die Methode, für ev.-kirchl. Zwecke Geld zu beschaffen, keine andere, als sie für kirchl. und gemeinnützige Zwecke allenthalben stattfindet, nämlich dass hochgestellte und einflussreiche Männer und Frauen das Geben und Nehmen zwischen den Bedürfnissen jener Unternehmungen und den gebekräftigen Kreisen durch ihr persönliches Eintreten vermitteln". Höchstens habe sich M. hie und da mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Tatkraft in den Persönlichkeiten getäuscht.

So existierte denn also überhaupt keine Schuld und keine Mitschuld, kein unmoralisches System und kein Aergernis für die öffentliche Meinung! Nichts als „viel Lärmen um Nichts"! Denn auch die Ausstellung der Quittung über das nicht abgehobene Konto K. kann nur Geschäftsunkundige befremden. Die Kreuzztg. belehrt uns nämlich (T. R. 341), M. habe die Schenkung auf demselben bankmässigen Wege zurückgeschenkt, auf dem er sie erhalten hatte: er gab den Schenkern eine Quittung, auf die hin sie den Betrag abheben konnten. „Das war rebus sic stantibus vielleicht unvorsichtig, aber es ist der rein geschäftsmässige Weg". „Die von ihm gewählte Form ist die unter Ehrenmännern übliche"; er hätte sich nur besser vor Verdacht schützen sollen. Ein Jurist in dem Leipziger Tagbl. sieht auch in dem in der Form der Quittung ausgesprochenen Verzicht nur eine Unvorsichtigkeit, da M. nicht voraussehen konnte, dass die Direktoren den Verzicht als eine Zahlung an den Verein statt als Verzicht auf effektiv nicht bezahlte Beträge buchen würden.

Professor Delbrück hat im Juliheft der „Preuss. Jahrbücher" (T. R. 307) eine sehr objektive Würdigung der Verdienste und Irrungen M.s gegeben. Er geht aus von dem bleibenden Ruhm M.s als Begründer von Werken, wie sie der deutsche Protestantismus im Unterschied vom englischen und amerikanischen noch nicht gesehen habe. Diese Tätigkeit sei einer höchst temperamentvollen und energischen, aber keineswegs einseitigen oder fanatischen Auffassung der Religion entsprungen. Er habe vielmehr als Mitglied der Generalsynode stets mit Feinheit und Verständnis seinen grossen Einfluss in gemässigtem, vermittelndem Sinne geltend gemacht, zumal ein wesentliches Verdienst sich erworben um die Niederhaltung der Tendenzen zur Unterdrückung der Lehrfreiheit. Nun aber charakterisiert Delbrück in seiner kühl sarkastischen Weise das System Mirbach: „In dem Eifer für seine Werke hat nun M. sich nicht

Digitized by Google

begnügt, die Leute um Beiträge zu bitten und Gaben zu sammeln; sondern er hat seinen ganzen Einfluss als Oberhofmeister der Kaiserin ausgenützt, um nicht bloss die Frömmigkeit und Opferwilligkeit heranzuziehen, sondern auch die menschlichen Schwächen, denen die Gnadensonne der Macht und des Hofes wohltut, auszunutzen. Warum soll nicht den Leuten, die durch Spenden von Hunderttausenden ihren guten Willen beweisen, dafür die kleine Genugtuung eines Titels oder Ordens und selbst des Adels-Prädikates gewährt werden? Der Kölner Dom ist mit Hilfe von Lotterieen, also Ausbeutung der Gewinnsucht, die Peterskirche in Rom aus Ablassgeldern gebaut worden. Sündenvergebung für ein frommes Werk (Hilfe bei einem Kirchenbau) in der guten alten Zeit — heute bloss noch ein Kommerzienratstitel: unsere Väter trieben es doch grobschlächtiger; die Welt verfeinert sich. Freilich, im Grunde bleibt sie dieselbe; denn gerade wie damals die Hoffnung: „durch ein gutes Werk wirst du der Strafe für deine Sünde entgehen“ sich praktisch umwandelte in den Satz: „Wer zahlt, kommt nicht ins Fegfeuer“, so mag heute bei den Gaben für den Kirchenbauverein mancher Geber sich die schöne Gewissheit: „in Preussen wird die Tugend belohnt“ in ein kühles Geschäfts-Rechenexempel umgesetzt haben“. Nun wendet sich der Satiriker ein, der Weltmann zucke die Achseln und das Volk sage: Es wird keine Kirche gebaut, ohne dass auch der Teufel einen Stein dazuträgt. So lange die Hauptsteuerlast vom gemeinen Mann getragen werden müsse, sei es nicht so übel, den Reichen auf solchem Umwege etwas überflüssiges Fett zu entziehen. Gegenüber dem puritanischen Standpunkt, der nur einfache Predigtkirchen mit Gemeinde- und Diakonissenhäusern dem Geist des Protestantismus entsprechend finde, dürfe doch auch nicht vergessen werden, dass die Kirche in ihrer äusseren Erscheinung auch ein weltliches Institut sei und mit den sonstigen allgemeinen Ideen der Epoche in Zusammenhang stehe, dass sie nicht bloss mit der Kunst nahe verwandt sei, sondern auch unter Umständen einen gewissen äusseren Glanz sehr wohl gebrauchen könne. So werde denn Schwechtens Kaiser Wilh.-Ged.-Kirche für alle Zeiten ein sehr erhabenes Denkmal unserer Epoche bleiben. Uebrigens würden für blosse Predigtkirchen die grossen Mittel des Kirchenbauvereins schwerlich überhaupt flüssig geworden sein. — „Solange die Sammlungen unter den reichen Leuten mit der Aussicht auf eine kleine Genugtuung für die liebe Eitelkeit mit Vorsicht und Takt betrieben werden, ist wirklich nicht so viel dagegen einzuwenden ... Auf die Grenzen kommt es an, die innegehalten werden, und da muss man dann leider sagen, dass der Oberhofmeister der Kaiserin diese richtigen Grenzen innezuhalten nicht nur nicht verstanden, sondern auch, als das Unglück geschehen und ein öffentlicher Skandal entstanden war, durch sein weiteres Verhalten den übeln Eindruck bis zur allgemeinen Entrüstung gesteigert hat. Herr v. M. ist bei seiner Suche nach reichen Leuten auch an Schwindler und Betrüger geraten und hat ihnen in der Erkenntlichkeit für die geleisteten Dienste nicht bloss harmlose Titulaturen verschafft, sondern auch der Pommernschen Hypothekenbank kurz vor ihrem Zusammenbruch durch die Verleihung des Prädikats als „Hofbank der Kaiserin“ einen Nimbus verschafft, der in der stärksten Weise zur Geschäftsreklame ausgenutzt werden konnte und ausgenutzt worden

Digitized by Google

ist. Waren schon vorher viele feinnervigere Leute von der gar zu eindringlichen Methode, den Leuten Geld zu entlocken, wenig erbaut, so haben nun die Enthüllungen über diese Dinge einen so peinlichen Eindruck gemacht, dass die protest. Kirche das in Jahren nicht verwinden wird".

Es wäre wohl zu wünschen gewesen, dass die Verteidiger M.s sich mit diesen ruhigen und sachlichen Angriffen auseinandergesetzt hätten und an dem darin massvoll ausgedrückten allgemeinen Anstoss der öffentlichen Meinung nicht so vornehm und gekränkt vorübergegangen wären. Sie konnten immerhin seine grossen Verdienste und edlen Motive hervorheben; aber sich als „berufene Zeugen" mit dem Sammelsystem zu identifizieren, ist entweder unvorsichtig oder aber ein Zeichen davon, dass man sich an gewisse Praktiken, die dem weiteren Publikum noch anstössig sind, völlig gewöhnt hat. Viele haben seinerzeit im Beginn der neuen Aera, als die grossartigen Sammlungen anfingen und bei den unter Beteiligung der höchsten Herrschaften mit grossem Gefolge und Militäreskorte gehaltenen Grundsteinlegungen und Einweihungen die Ordens- und Titelverleihungen erfolgten, mit mir den Kopf geschüttelt; viele haben, als die Singer und Munkel und Hainauer neben den königl. Hoflieferanten um Beisteuern angegangen, die Schmidt und Sanden mit Titeln belohnt wurden, eine starke Beimischung von Beschämung zur Freude an dem endlich aus dem Schlummer erweckten kirchlichen Berlin empfunden. Es hat aber auch nicht an öffentlichen Warnern vor dem M.schen Bau- und Sammelsystem gefehlt, noch abgesehen von den Witzblättern, Kladderadatsch, Jugend und jetzt Simplizissimus. Am schärfsten hat die reform. Kirchenztg. im Dezember 1897 über „Wie man Kirchen baut" geurteilt (Chr. Welt 34). Sie hat protestiert gegen den Grundsatz: „Nimm die Mittel, wo und wie du sie findest; der gute Zweck heiligt dieses Mittel". Eine allzu ideale, puritanische Ansicht will nur die empfundene „Pflicht der gemeinsamen Handreichung in geistlichen Dingen" heranziehen. Dagegen hat schon Delbrück gesprochen. Aber berechtigt scheint doch der Appell an den Stolz der Gemeinde Christi, der verhüten müsste, dass sie sich ein Haus bauen liesse von solchen, die keine geistige Gemeinschaft mit ihr haben. Die Nötigung der Leute, „anstands-" oder geschäftshalber einige Bausteine herzugeben, wirkt diskreditierend; man sagt: „drinnen machen sie uns schlecht und aussen machen sie vor uns Verbeugungen, um unser Geld zu erhalten". „Unsere Kirchen sind Festungen zum Schutz und zur Pflege unserer religiösen Eigenart; darum wollen wir sie auch selbst bauen". Und unter besonderem Hinweis auf die K.-W.-G.-Kirche, wofür man von Pontius zu Pilatus gelaufen und „jüdische Patrioten" um 19000 Mk. angebettelt, wird gefragt: „Sollen wir mit dem Gelde dieser Leute, die sich, wenn sie überhaupt denken, betrogen oder überlistet fühlen müssen, Kirchen bauen?" Und nach weiteren auch sehr strengen Aeusserungen über den Unterschied zwischen kirchlichen und profanen Bauten schliesst der Artikel: „Die Sorge für die rechte Art, Kirchen zu bauen, ist für die Gegenwart noch wichtiger als die Aufwendungen für stilgemässen Ausbau und die Studien zur Gewinnung eines rein protestant. und rein deutschen Baucharakters . . . Gewiss sollen wir Kirchen bauen; aber lasst sie uns bauen ohne Verletzung des Gewissens!"

Digitized by Google

Wie gesagt, diese Stimme ist zu puritanisch, verkennt den Zusammenhang der Kirche mit Zeitgeschmack und weltlicher Darstellung des inneren Lebens. Aber in dem Einen stimmt sie mit Delbrück überein: in der Empfindlichkeit für die Ehre der Kirche kirchenfremden Elementen gegenüber. Wenn nun auch die Benützung menschlicher Eitelkeit nicht ganz zu vermeiden sein mag, am wenigsten bei kirchl. Monumentalbauten, so könnte doch die Anlockung durch Aussicht auf Orden und Titel und Hofehren beseitigt werden. Vor allem aber müsste allen, die bei den grossen Sammlungen mitwirken, die peinlichste Gewissenhaftigkeit in der Auswahl der anzugehenden Persönlichkeiten aufgetragen werden. Lieber weniger Prunk als der Schein des non olet!

Das Bedenklichste an dem hier ausführlich behandelten symptomatischen Vorgang ist aber die Verkennung des guten Rechtes der öffentlichen Meinung durch kirchliche Würdenträger und deren Anwälte in der Presse: statt sich zu freuen über die moralische Empfindlichkeit, in der sich die gesamte Presse begegnete, entrüstet man sich über Undank, Hetzerei und Stänkerei und sieht in dem kirchlichen Ehrgefühl nur den Ausfluss einer kirchenfeindlichen Gesinnung. Wir schliessen mit dem aufrichtigen Wunsch, dass diese tiefgehende Erregung der öffentlichen Meinung das Gewissen der kirchl. Liebestätigkeit schärfen und auf den kirchlichen Versammlungen eine unbefangenere und verständnisvollere Würdigung finden möchte wie bei den Mitarbeitern am Werke des Frh. v. Mirbach, dem auch wir für seine hochnötige Initiative gegenüber der Berliner Kirchennot aufrichtig verpflichtet bleiben.

Kiel, 21. August 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Notizen.

Nestle, Vom Textus Receptus des griechischen Neuen Testaments (Barmen, Traktatgesellschaft 0,80 M.) tritt mit einer Unzahl Gründe dafür ein, aus der Verwerfung des T. R. auch die Konsequenzen für die populären Ausgaben der Bibel zu ziehen. Vielleicht würde das für die Stellung unseres Volkes zur Bibel folgenschwerer werden als es scheint, z. B. das Fehlen des Markusschlusses! Noch mehr würde vielleicht N.s Vorschlag tun, Luthers Vorreden wieder allgemein mitabzudrucken. R. S.

Die Entstehungsgeschichte des Neuen Testaments schildert B. Weiss in der Einleitung zu seinem Bibelwerk für die Gemeinde (Leipzig, Hinrichs, 20 S., 20 Pf.) in einer ansprechenden, aber alle Spannungen und Konflikte, alle Unechtheits- und dogmenkritischen Fragen ausschaltenden Weise, die für die geschichtliche Tendenz seiner Bibelerklärung das ungünstigste Vorurteil erregt. O. B.

Mit ebenso viel schriftstellerischem Geschick wie selbständiger Forscherkraft hat Arno Neumann der modernen Gemeinde, für die Natur- und Geschichtsgesetzlichkeit und psychologische Entwicklung Bedingung aller Aufnahme persönlichen Lebens ist, dargestellt: Jesus, wer er geschichtlich war (Neue Pfade zum alten Gott 4. Freiburg, Wätzel, 206 S., 2 M.). Man wird mit dem Verf. über viele Details streiten können, manches paradoxe Wort und manche wunderbare Tat dem mystischer und mysteriöser aufgefassten Helden zuschreiben, statt sie mit N. späterer Weiterbildung zuzuweisen; man wird an der pädagogischen Weisheit Jesu in der allmählichen Enthüllung seiner Messianität und an der durch Jes. 53 bestimmten Idee des stellvertretenden Leidens festhalten, auch die soziale Reichsidee fundamentaler finden können. Doch wird man die Wärme und Klarheit bewundern, die hier ein durchaus einleuchtendes Geschichtsbild Jesu in gedrungener Kürze entworfen haben. O. B.

Hat Christus überhaupt gelebt? Vortrag von Tschirn-Breslau (Kommissionsverlag der Handelsdruckerei in Bamberg). Auf dem Titelblatt dieses Büchleins findet sich die Reklame: für Karfreitag 1903 po-

Digitized by Google

lizeilich verboten gewesen. Mit Berufung auf Bruno Baur, Wrede, Kalthoff sucht dieser freireligiöse Prediger die These zu beweisen: Christus ist und bleibt ein geschichtliches Problem. Neben der Glaubwürdigkeit seiner Existenz wird das Dunkel seiner Persönlichkeit eher grösser als kleiner. Die Ungewissheit, in der wir gelassen werden, bleibt das letzte Ergebnis alles Forschens. Ein Leben Jesu kann nur dichterisch, nicht geschichtlich gegeben werden. In den Kreisen, auf welche dies Schriftchen berechnet ist, kann es nur unheilvoll wirken. Widerlich ist der agitatorische Ton, der stellenweise angeschlagen wird.

E. P.

Die Gleichnisse Jesu, zugleich eine Anleitung zu einem quellenmässigen Verständnis der Evangelien von Heinrich Weinel (Leipzig, Teubner, Aus Natur- und Geisteswelt, 46. Bändchen, 130 S., 1 M. 25 Pf.). Ein ganz vortreffliches Büchlein, das dem Laien einen Einblick gestattet in die Arbeit der neutestam. Kritiker und ihm das erste Verständnis der Gleichnisse Jesu vermittelt. Das Buch ist entstanden aus den Vorträgen, die Weinel in dem ersten religionswissenschaftlichen Ferienkursus für evangelische Volksschullehrer in Bonn gehalten hat. W. behandelt im ersten Teile das Wesen der Gleichnisse, die Ueberlieferung der Gleichnisse und Jesus als Gleichnisdichter. Der zweite Teil enthält die Gleichnisse Jesu nach ihrer Ueberlieferung geordnet. Der deutsche Text entspricht genau dem griechischen, um dem Laien den Urtext möglichst zu ersetzen. Im wesentlichen folgt W. der Methode Jülichers. E. P.

An Scheels Auseinandersetzung mit Gottschick in den Theol. Stud. und Krit. S. 401—433, 491—554 zu Augustins Anschauung von der Erlösung durch Christus interessiert besonders die Verfolgung des eigenartigen Zusammenwirkens differenter psychischer Phänomene. Nachdem anfangs S. 407 behauptet ist: „Man wird in der Betätigung des Einheitstriebes einen Teil unserer Herrschaft über die Welt erblicken müssen. Es muss nicht bloss eine logische, sondern auch eine ethische Aufgabe sein, die mannigfachen Regungen unseres seelischen Lebens auf ein Hauptmotiv abzustimmen. Aber gerade deswegen ist auch in den einzelnen konkreten Fällen Vorsicht am Platze. Das komplizierte Gefüge des psychischen Lebens wird in vielen Fällen gerade diese Aufgabe erschweren und den Versuchen, eine konsequente innere Verbindung herzustellen, Hindernisse in den Weg legen", ist alles, was schliesslich von Augustin gesagt werden kann, dass er „bei aller geistigen Versatilität der systematischen Interessen nicht ganz bar sich zeigte". O. B.

Die 5., von Kawerau vollendete Auflage von Köstlins Martin Luther, deren 1. Band 1903, S. 47 notiert ist, liegt seit Anfang des Jahres fertig vor uns (Berlin, A. Duncker, 2. Band, 727 S., nur 10 M.). Mit derselben Gründlichkeit wie Köstlin hat Kawerau alle neueren Forschungen, so besonders über die Katechismen, über „Ein feste Burg", über das Gespräch mit Vergerio u. A. eingearbeitet, auch kleinere Stiländerungen vorgenommen, die Uebersichtlichkeit gesteigert durch Petitsatz der Inhaltsan-

Digitized by Google

gaben, mit Pietät aber alle Aenderungen der Disposition und Beurteilung vermieden. Die erheblichsten Zusätze hat das Kapitel: „Persönliches und Häusliches“ zu unserer Freude erhalten. So haben wir das unentbehrliche Hauptwerk zur Lutherforschung in einer Gestalt, die allen Ansprüchen der Forschung genügt, allerdings den Bedenken gegen den konservativen Standpunkt der Beurteilung nicht Rechnung trägt. O. B.

Der Biograph des Mathesius, Loesche, hat zu seinem 400. Geburtstag, 24. 6. 4. den 4. Band der ausgewählten Werke des Mathesius in der bekannten zuverlässigen und reichhaltigen Weise erläutert ausgehen lassen (Prag, Calvesche Buchhandlung, 704 S., 5 Mk.). Er bietet, nachdem die Leichen- und Hochzeitsreden und die Lutherpredigten vorangegangen, eine Probe der Predigten über das Leben Jesu, eine Schulfestpredigt, 3 Predigten aus der Sarepta d. h. der Bergpostille mit ihren für die Geschichte des Bergbaus wichtigen technischen Details, 3 sehr loyale Majestätsreden, eine Pestpredigt, die eine Charakteristik aller biblischen Frauen enthaltende Vorrede zu der Sammlung de profundis und schliesslich einen Anhang ungedruckter, meist von Buchwald entdeckter, an Eber gerichteter Briefe. Hochinteressant für den Kulturhistoriker und für den Freund kirchenhistorischer Predigten sind diese ebenso praktisch erbaulichen wie breit in Anekdoten- und biblischen Notizen-Sammlung sich verlierenden Predigten des lebendigen Gemeindepredigers. Vorbildlich kann ich denn doch die Heimatkunst der Bergpostille nicht finden. O. B.

H. Rickert, der Gegenstand der Erkenntnis (2. Aufl. Mohr, Tübingen 244 S. M. 4) trägt eine Erkenntnistheorie vor, die auf Kant fussend, mit Recht völlig ernst macht mit der Ausscheidung aller psychologistischen und metaphysischen Momente und vornehmlich in der Auseinandersetzung mit dem erkenntnistheoretischen Realismus einen transzendentalphilosophischen Idealismus verficht, der den naiven Realismus und die Einzelwissenschaften nicht antastet, als Gegenstand der Erkenntnis aber nicht eine transzendente (transsubjektive) Wirklichkeit, sondern das transzendentz Sollen nachweist, das vom Subjekt in jeder Hinsicht unabhängig ist. Denn urteilen ist nicht vorstellen und das „Sein“ gewinnt nur einen Sinn als Bestandteil eines Urteils; also das Sollen und nicht das Sein ist das logisch ursprüngliche. Es handelt sich also schliesslich um ein Anerkennen von Werten, sodass der Primat der praktischen Vernunft so strikt wie nur möglich durchgeführt wird. Wer von dem nicht psychologisch oder metaphysisch interpretierten Kant herkommt, wird diese auch in den Einzelausführungen und Nachweisen interressante und scharfsinnige, alte Bahnen neu bahnende Untersuchung mit lebhafter Freude lesen. O. S.

Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1904 von J. Schneider (Rippel, Hagen 444 S. 6 M.) bietet eine Menge Material, auch solches, welches sonst schwer zugänglich ist und empfiehlt sich dadurch als Nachschlagebuch. Besonders interessiert der Abschnitt „neuere kirchliche Gesetzgebung und Judikatur“, in dem

Digitized by Google

sich u. a. der Erlass des Oberkirchenrates betr. die Feststellung des im Religionsunterricht der Volksschule einzuprägenden Lehrstoffes und ein Ausschreiben betr. Anordnung für den Konfirmandenunterricht findet. Lehrplan und Lehrgang sind dem Superintendenten zur Kenntnisnahme und Genehmigung mitzuteilen! Ausführlich sind die Heidenmission und die Diasporapflege behandelt worden. In der kirchlichen Statistik, welche auch die theol. Fakultäten, die höheren Schulen und die Volksschulen wie auch die Kriminalstatistik berücksichtigt, findet sich auch für die kirchliche und religiöse Volkskunde wichtiges Material. E. P.

Schaarschmidt, Zur Kirchenreform. Gera, Becker 1 M. Ein Beitrag zur Pathologie des Intellektualismus. Hier kann man studieren, wie er aufrichtige edle Menschen zu Fanatikern macht, und wie viel unser Stand noch leisten muss, um das Vertrauen zu seiner intellektuellen Redlichkeit wiederzuerobern. R. S.

Zippel, Warum nicht mehr Predigten in Form der Homilie? (Magdeburg, Klotz, 60 S.) ereifert sich in sehr breiter, weniger logischer als erbaulicher Weise für die Homilie, die er bis ins 18. Jahrdt. herrschend wähnt. Auch wer dieselbe, soweit sie einen Hauptgedanken verfolgt, billigt, wird die Gründe Z.'s meist ebenso für textgemässe, erfahrungsreiche synthetische Predigten gültig finden. Aber der letzte Grund Z.s ist die strengere Bindung an den Text, der als an und für sich schlechthin erbaulich und populär geschätzt wird. Das Niveau der Prediger, für das die Schrift gedacht ist, mag empirisch richtig gefasst sein, bedeutet aber einen Verzicht auf höhere Allgemeinbildung. O. B.

Spitta hat der Reform des Abendmahls einen neuen grossen Dienst erwiesen durch seine Schrift: die Kelchbewegung in Deutschland und die Reform der Abendmahlsfeier. (Göttingen, Vandenhoeck, 222 S. und XVII S. Nachträge, 3 Mk.). Der Gang durch die einzelnen Gebiete und Richtungen der Kelchbewegung zeigt die spontane Gleichzeitigkeit derselben an verschiedensten Orten, entwaffnet den Vorwurf ihres reformierten, liberalen Ursprungs und offenbart ein horrendes Mass von Unvernunft der katholisch-liturgischen Gegner und von Aengstlichkeit der Vertreter des quieta non movere, aber auch sehr erfreuliche Anfänge praktischer Durchführung. Spitta beleuchtet dann die hygienische, ästhetische und soziale Seite der Bewegung, die erstere mit Recht nur als den wirksamsten Anstoss wertend. Dann bietet er uns das Urteil der Geschichte über den Einzelkelch, überraschend durch den Nachweis, dass er wie im N. T., so in der alten Kirche bis auf die Konstitutionen vorausgesetzt wird, wir also nur über die römische zur urchristl. Form zurücklenken. Endlich schildert er die ersten Feiern und bietet die Form einer Idealfeier, wobei der Charakter als Mahl, als Gemeinschaft mit dem Herrn durch den Christuskelch, als Gemeinschaft mit den Brüdern durch den Handschlag, die sinnliche Anschaulichkeit durch Wiederherstellung des Brotes erstrebt wird, überall eine Fülle

Digitized by Google

praktischer Anregungen bietend. Angehängt sind eine grosse Anzahl Abbildungen von Einzelkelchen. Wir wünschen dem viel angefeindeten, von edler Leidenschaft für die Erhaltung der heiligen Feier bewegten Manne viele Siege und erhoffen mit ihm, dass durch den Anstoss, den die Kelchbewegung gegeben, eine Reform des Abendmahls in der Richtung auf grössere Illusion einer wirklichen Mahlzeit eingeleitet werde. Mit den Halbheiten des Drehens und Wischens und mehrerer Kelche dürfte Sp. aufgeräumt haben. O. B.

Mit grosser Freude haben wir Baurat Otto Marchs Festrede zur Schinkelfeier: der Gedanke des ev. Kirchenbaues gelesen (Berlin, Verlag von Ernst u. Sohn, 24 S., Anhang von Skizzen der umgebauten französ.-reform. Kirche in Berlin), der mit seltener Feinfühligkeit für das Charakteristische des protestant., speziell auch des modernen evangelisch-sozialen Stils die Sulzeschen Ideale wie vor einigen Jahren Tiede vertritt. Die Anordnung von Kanzel, Altar, Orgel und Chor angesichts der einen integrierenden Bestandteil des ästhet. Gesamteindrucks bildenden Gemeinde, die Verbindung eines schlichten Kirchengebäudes mit den Anbauten zur Erfüllung der sozialen Aufgaben der Gemeinde finden eine überzeugende Vertretung. Besonders schön aber ist die archekton. Berücksichtigung der Kirchenmusik. In der Tat, diese Baukunst denkt musikalisch, verkörpert Stimmungswerte. O. B.

Mit reichem Gewinn habe ich Lic. Schönhuths Methodenlehre für den Unterricht in der Religion (Tübingen, Mohr, 142 S. 1,80 Mk.) gelesen, eine Anleitung zum katechisieren, die den gewiegten Praktiker und aller Routine und Tradition frei gegenüberstehenden Theoretiker auf jeder Seite verrät. Ohne in Hinsicht auf den Stoff neue Bahnen zu suchen, versteht es Sch. die psychologischen und logischen Gesetze wie die Lebensgesetze der Stoffgebiete in vortrefflicher Weise zur Neubelebung des alten Stoffes anzuwenden. Mit energischer Abwehr des Zillerschen Methodismus, der Formalstufen, der „gesinnungsbildenden" Abzweckung jeder Unterrichtseinheit u. s. f., die auf Grund einer sehr nüchternen Auffassung des Zieles einer klaren Ueberlieferung religiösen Stoffes und Einführung in das Verständnis der historischen Religion erwachsen ist, verbindet Sch. eine erfreuliche Offenheit für die Bedenken gegen die Wahrhaftigkeit der traditionellen katechet. Methode und der Akkommodation an die überlieferten Stoffe. Mir geht er zu weit in Anerkennung des Katechismus Luthers, dessen zeitgeschichtliche Bedingtheit er zwar zugibt, den er aber doch als Mittel zu dem in den Hauptstücken fixierten Ziel gelten lässt. Das Beste scheint mir in der Behandlung der Gleichnisse geboten, wo die Jülichersche Einseitigkeit korrigiert wird, ohne deren wesentliche Wahrheit zu verlieren. O. B.

Riemer, Der Religionsunterricht an höheren Schulen. Programm der Hauptschule zu St. Petri in St. Petersburg. — Spanuth, Katechetische Zeitschrift VI. Jahrgang, Heft 7—12. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, 1,25 Quartal. —

Digitized by Google

Kautzsch, Bibelwissenschaft und Religionsunterricht. Halle, Strien 1,50 M. 2. Aufl. — Mehlhorn, Kirchengeschichte für höhere Schulen, 6. Aufl., 1 M., Leipzig, Barth. — Scheer, Leitfaden für den evangelisch-kirchlichen Konfirmationsunterricht. Mühlhausen, Evangel. Buchhandl. — Wer nicht das Ideal des Religionsunterrichts studieren will, sondern die herrschenden Grundsätze, findet in obigen Schriften reichlich Material; und zwar von besserer Art. Man kann folgende Grundsätze als heute vielfach anerkannt fixieren. 1. Weder Kulturstufen noch konzentrische Kreise, sondern der ganze Stoff hat 3mal wiederzukehren, den 3 Altersstufen entsprechend, jedes Jahr hat sein einheitliches Spezialgebiet. 2. Der Katechismus ist beizubehalten; zunächst anlehnungsweise, gegen Schluss der Schulzeit im Zusammenhang zu behandeln. 3. Die 5 Formalstufen regeln die Behandlung, wenn auch nicht mechanisch. 4. Geschichtsbilder (aus Bibel und Kirche) stehen im Vordergrund. 5. Im Katechismusunterricht ist dagegen die an der bibl. Gesch. geläuterte eigene Erfahrung als eigentliche Anknüpfung zu bieten. — Damit sind wohl die Grundgedanken des sehr sorgfältig gearbeiteten und begründeten Lehrplans von Riemer und die Durchschnittsauffassung der Mitarbeiter d. Kat. Ztsch. umschrieben. Bemerkenswert ist vor allem, wie stark durchweg das stoffliche Interesse herrscht, trotz aller Einwirkungen herbartischer Gedanken. Strenge stoffliche Sachlichkeit charakterisiert auch das Mehlhornsche Buch. An einem so bewährten Buche Kritik zu üben, gestattet mir meine Erfahrung nicht; fragen möchte ich aber, ob die Zusammenhänge aufweisende Art von Schuberts nicht doch auch für die Schule fruchtbarer ist als die noch etwas Kurtzsche Art Ms. Für den Schmalkaldischen Krieg, den die Schüler aus der Profangeschichte kennen, 33 Zeilen, von Cromwell kein Wort, das leitet doch nicht zum Verständnis an? — Wohltuend berührt auch bei Scheer die sachliche Art. Jeder Satz ein Gedanke, keine dem Unterricht vorgreifende Erbaulichkeiten. Charakteristisch für das Buch ist, dass die Lehre nicht als Lehre, sondern in Form eines geschichtlichen Aufrisses geboten ist. A. T., N. T. (am ausführlichsten), Kirche (Reform. am ausführlichsten). Auch hier das unbedingte Vertrauen auf die Wirksamkeit des Stoffes. Die Orientierung an der Konfirmation tritt auffällig zurück. Eben um auch auf alttestamentlichem Gebiete dem Stoff die volle Wirkungskraft zu geben, schärft es Kautzsch als Gewissenspflicht ein, die Ergebnisse alttestam. Forschung energisch auch für den Unterricht fruchtbar zu machen. R. S.

---

† P. E. Lucius, Zur äusseren und inneren Mission. Mohr, Tübingen M. 2. Leider nur 6 Vorträge als Hinterlassenschaft eines ebenso weiten wie frommen Geistes. Der zweite, über „die geschichtlichen Voraussetzungen des Sieges des Christentums im römischen Reich“ ist ein Kabinettstück historischer Kunst. Welche Fülle von Glauben kann solche nüchterne Wissenschaft auslösen, namentlich für das Problem: Weltpolitik und Christentum, wenn so tendenzlos die Wege Gottes nachgezeichnet werden. In solcher grosszügiger Weise

Digitized by Google

wird in allen Vorträgen zur Arbeit aufgerufen, damit es wieder heissen kann: „Sehet, welche Liebe sie zu einander haben", damit der welterobernde Geist Jesu lebendig werde, „den man zwar in dogmatischer Weise verschieden auffassen, dem man aber nur in einer Weise dienen kann, das ist in der Nacheiferung der Liebe, mit der er uns geliebet und in der er tätig gewesen ist bis zum Tode".

R. S.

Der Präsident der Basler Missionsgesellschaft, Pfarrer E. Miescher, hat in den Basler Missionsstudien 19 einen sehr gediegenen Vortrag drucken lassen über Missionszeit, Missionsmethode, Missionsgeist (34 S. 40 Pfg.), der durch die Besonnenheit und ruhige Sachlichkeit des Urteils erfreut. M. vermag auch die Resultate der Harnackschen Missionsgeschichte zu verwerten, obschon er nicht mit ihm sich im Verlass auf den Geist Christi von dessen einzelnen Worten freistellen kann. Seine Erörterungen über die Erkennungszeichen einer Missionszeit sind geschichtlich wohl fundiert, praktisch wertvoll durch die Mahnung, die jetzige Zeit nicht als sicher bleibende Missionszeit zu behandeln. Die Erörterung der Methodik führt zu der stärkeren Betonung des Glaubensgeistes. Die Auffassung Ms. ist die des verdienten Inspektors Oehler. O. B.

Wer Volksunterhaltungsabende veranstalten will, muss unbedingt zu Paul Luthers „Deutschen Volksabenden" greifen, die bereits in 2. Aufl. 336 grosse S. zu bloss 3 Mk. bei Alex. Dunker, Berlin erschienen sind. Ich teile seinen Optimismus betreffs der Bedeutung dieser Veranstaltungen nicht, glaube, dass sein Begriff „Volk" zu hoch gegriffen, für seine Auswahl zu viel Besinnlichkeit und zu wenig Bedürfnis nach Handlung und Sachen in Ansatz gebracht, vor allem aber der neuesten deutschen Dichtung, deren Humorlosigkeit er selbst konstatiert, die auch durchaus nicht gesund volkstümlich, zu weich und sachenlos ist, ein zu grosser Raum verstattet ist, wie denn auch die mitgeteilten Programme sehr wenig davon bieten; allein ich bewundere die grosse Literaturkenntnis, das liebenswürdige Vertrauen und das überraschend reiche Finden von Perlen da, wo ich sie nicht gesucht. Man liest besonders die Prosastücke mit grösstem Gewinn am Familientisch. O. B.

David Koch, Christliches Kunstblatt. 1 Jahrgang 6 Mk. Stuttgart, Steinkopf, Probenummer. Der neue Herausgeber hat ein hervorragendes Talent, die Brücke zu schlagen zwischen echter moderner Kunst und den Bedürfnissen der evangelischen Gemeinde. Möge ihm die Unterstützung nicht fehlen! Der neue Jahrgang hat gehalten, was diese reiche Probenummer verspricht. Nur eine Aufgabe scheint nicht erkannt zu sein, die für das Streben Kochs doch wohl von nicht geringer Bedeutung ist, uns Laien die Technik heutiger Künstler verständlich zu machen. R. S.

Der Hochlandspfarrer von J. M. Sick, von Pauline Klaiber im ganzen recht gut, vor allem stimmungsvoll übersetzt (Stuttgart, Steinkopf 1903, 256 S.), ist ein Lebensbild von

Digitized by Google

einer Zartheit und Tiefe menschlicher wie christlicher Empfindung und Beurteilung, dass man es jungen Geistlichen und ihren Verlobten nicht dringend genug empfehlen kann. Der Kampf um die Einheit in der tiefsten Beziehung, um das Recht einer menschlichen Beziehung neben jener statt geeint mit ihr wird in ergreifender Weise durchgeführt. In der wunderbaren Schlussszene, da die beiden sich oben finden, steht vor uns eine den hochstrebenden Pfarrer und gar uns von gemischten Motiven erfüllten Leser tief demütigende Höhe weiblicher Aufopferung an das Ideal des Mannes. Diese innerlichste Handlung im Rahmen einer landschaftlichen Schilderung von seltenem Stimmungsgehalt — „ein Frauenleben“ von Gerade liegt nur in der Linie auf dies Lebensbild.

O. B.

Das Geld.

Es war ein Mann mit Namen Jesus, der trieb die Krämer und Wechsler zum Tempel hinaus und schalt die Priester und Schriftgelehrten, die unter dem Vorwand langer Gebete die Häuser der Witwen fraßen. Es war ein Mann mit Namen Luther, der schalt die Priester Roms, die unter dem Vorwand der Seelenmessen und verdienstlicher Almosen die Schafe schoren statt sie zu weiden. Und in der Kirche Jesu und Luthers spielt die Sucht nach Geld immer noch eine verderbliche Rolle. Nicht an die berechtigte „Lohnbewegung“ der Pfarrer, aber an die Jagd und den Wettlauf nach den bestbezahlten Amtshandlungen ist gedacht. Mehr als sie ahnen, schaden diese Diener des Wortes dem Reiche Gottes, die da reden und schweigen, laufen und sitzen um eines inhaltreichen Kouvertes willen. Aber dreimal wehe über die kirchliche Obrigkeit aller Art, die nicht alles tut, um durch Abschaffung der Trinkgelder den Pfarrerstand aus der Nähe der Lohndiener, um durch Abschaffung der auf Zufall und Routine beruhenden Nebeneinnahmen ihn aus dem Stand der Gewerbetreibenden herauszuheben. Und wenn die Entschädigung für den Ausfall der Gemeinde Opfer auferlegt, sie werden aufgewogen durch die Erhöhung des Bewußtseins und des Ansehens der Pfarrer, die nun frei von Berechnung und Verdacht Seelen suchen und fördern können, anstatt wie jetzt noch so oft nach allen Geboten der Konkurrenz ihre Kunden zu bedienen.

F. N.

Vom Hunsrücker Bauern.

Von einem Realisten.

(Fortsetzung).

Eine Gelegenheit zum häufigen Zusammenkommen im Winter waren früher die Spinnstuben. Auch die Alten hatten ihre

Digitized by Google

Spinnstuben. Eigentlich aber versteht man unter Spinnstube das Zusammenkommen der Altersgenossinnen unter den Mädchen, der „Kameraden", die sich in der Dämmerung mit dem Spinnrad abwechselnd in den einzelnen Häusern versammelten und beim Lampenlicht spannen, schwätzten, scherzten. Die Alten sind dabei, und die Burschen ziehen sich ebenfalls hin. Während die Alten sich „alte Geschichten" erzählen (doch reicht das Gedächtnis des Bauern selten über den Grossvater hinaus), sprechen die Jungen von Liebesgeschichten, machen sich mit Gespenstergeschichten graulen, schimpfen wohl auch und treiben allerhand Scherz. Beliebt war der, einem Mädchen, wenn der Faden riss, den Rocken wegzunehmen, den sie dann mit einem Kuss lösen musste. Das geht so bis um Lichtmess herum, wovon der alte Spruch sagt:

„Lichtmess — Spinne vergess — Owet-Supp am Tag gess!"

Die Zusammenkünfte der Alten sind traulich, heiter und lebhaft die der Jungen. Mancher Unfug schliesst sich daran. Von der Spinnstube aus geht man „laustern" an fremden Fenstern, oder „Schlappe werfe" (ein Gefäss voll Unrat o. a. wird in ein fremdes Haus geworfen) oder „sprôche" (mit verstellter Stimme allerlei Dinge ins Fenster rufen). Oft liessen die Alten die Jungen absichtlich allein; dann ging es nicht immer schön her. Grobe Exzesse fanden nicht statt, aber so harmlos, wie man oft gesagt, waren die Spinnstuben vielfach doch nicht; Unsittlichkeiten kamen vor. Andrerseits boten sie den jungen Leuten eine an sich gute Gelegenheit, sich kennen zu lernen, und die ist mit den Spinnstuben auch weggefallen.

Mit dem Eindringen der Baumwolle und des billigen Fabrikats hört das Spinnen mehr und mehr auf. Die Mädchen lernen häkeln — oft zum Aerger der soliden Alten, deren einer seinem Herzen einmal in den bezeichnenden Worten Luft machte: „Et kummt noch so weit, se häkele noch die Stalldeer (Türe)!" Die alte solide Kleidung verdrängt unsolider luxuriöser „Staat". Man klagt, dass die baumwollene Kleidung „den Arbeitslohn doppelt mache" — weil man oft neue Kleider braucht. Jetzt hat auch jedes Dorf wenigstens eine Nähterin. Das sind aber meist schwache oder verwachsene Mädchen, „wer nit vor se schaffe is". In allen Dörfern wird von geprüften Handarbeitslehrerinnen in den Schulen Handarbeitsunterricht erteilt; auch dagegen haben die Bauern als Gegner aller Neuerung sich erst sehr gewehrt; doch sehen sie jetzt mehr und mehr den Vorteil ein und gewinnen Verständnis und Achtung dafür.

Digitized by Google

Zusammenkünfte, bei denen der Bauer sich recht loslässt, sind die Versteigerungen. Der Grundbesitz des einzelnen Bauern ist klein und das Erbrecht, nach dem jedes Kind sein Teil Land erhält, führt zu einer weit gehenden Parzellierung. Daher die häufigen Versteigerungen. Die Parzellierung geht oft so weit, dass die Stücke wegen ihrer Kleinheit nicht mehr ins Kataster eingetragen werden können. Bei den Erbschaftsversteigerungen bietet die Verwandtschaft stramm, um einen hohen Preis zu erzielen. Die Bezahlung geschieht in verschiedenen „Zielen", drei, vier, fünf, ohne Zinsen. Wenn versteigert ist, so darf der Mann erst noch ernten; das erste Ziel ist nach der Ernte fällig. So kann auch der geringste Mann ein Stück Feld anschaffen und mit der wachsenden Kinderzahl sein Gut mehren. —

Die Versteigerungen finden im Wirtshaus statt. Früher musste der Ansteigerer von jedem Taler einen Groschen zahlen; aus dieser Summe wurden dann die Unkosten gedeckt und der Rest vertrunken. Jeder Anwesende bekam Wein und jedem Bietenden wurde zur Anfeuerung ein Weck hingeworfen. Von dem übrigen Wein wurden in jedes Haus, auch ins Pfarrhaus ein paar Liter gebracht. Der „Steigerungswein" war ein schlechtes Gesöff, er wurde „gemacht". Dennoch übte er eine solche Anziehungskraft, dass zu den Versteigerungen das ganze Dorf hinging und nachher regelmässig betrunken war. Namentlich Leute, die kein Geld hatten, machten sich den Tag zu nutz und soffen fürchterlich. Die Regierung trat diesen Ausartungen entgegen. Jetzt trinkt jeder auf seine Kosten und die Verhältnisse bessern sich. Doch kam es noch kürzlich vor, dass eine ganze Gemeinde sich auf diese Weise berauschte, und die Leute sich übergaben. Ein praktischer Bauer, der zusah, meinte: Die Hühner haben heute einen guten Tag; seine Frau aber erklärte, von diesen Eiern könne sie keine essen. Dies zur Charakterisierung, wie der Bauer solche Vorkommnisse aufnimmt. —

Uebrigens übernehmen sie sich bei diesen Gelegenheiten so, weil sie sonst durchaus mässig und nüchtern sind im Trinken. Es wird ausserordentlich wenig getrunken — im Gegensatz zur Nahe und Mosel. Früher wurde mehr Branntwein getrunken, jetzt Wein, Bier. Dabei gab es früher in jedem Dorf mehrere Trunkenbolde; jetzt haben die Leute mehr Besitz und das reizt zur Sparsamkeit und belebt den Erwerbssinn. Nur bei solchen Gelegenheiten, auch bei der „Kerb" und bei Kriegervereinsfesten, wo's „nix kost", lässt man sich gehn. Und selbst dabei verleugnet der Bauer nicht seine

Digitized by Google

originale Sparsamkeit und Schläue, wie jener, der auf dem Markt einen guten Handel abgeschlossen hatte, sich „einen geleistet“ und nun mit einem Leidensgefährten im Graben liegend, diesen noch folgendermassen übertrumpfte: „Dau — Dau host vor 25 Grosche Wein gesuff un eich nore vor 10 Grosche Branntewein, un eich sinn noch meh besuff wie Dau!“ — Auf der Kerb gehn auch die Alten aus und alles „hott sei Genannt's“ — „wie 't seich gebohrt“. Es muss ein Schoppen getrunken werden — der Alte tut's würdig, ohne Ausschreitungen, die Jungen belustigen sich; die Wirkung des Alkohols zeigt sich in wüstem Schreien und „Kraijehren“ (vgl. Rottmanns Ohlweiler Kirchweih). Wenn die fast überall vom Lehrer geleiteten Gesangvereine einen Ausflug machen und trinken, so kommt's, da sie nichts gewöhnt sind, meist zum Krakehl, weil die ererbten Zwistigkeiten lebendig werden, und fast regelmässig prügelt man sich. Jetzt trinkt auch hier und da ein alter Bauer Sonntags sein Glas Wein, politisiert, schimpft auf die Beamten oder die grossen Gehälter der Pfarrer, und fühlt sich dann so recht als der geplagte Mann der harten Arbeit, der allein weiss, was es heisst: im Schweiss seines Angesichts sein Brot essen.

Armut und Bettelei.

Der Hunsrück ist jetzt nicht mehr, wie früher, ein eigentliches Notstandsgebiet. Ehedem gabs in jedem Dorf nur einen oder zwei wohlhabende Bauern, von denen dann die andern abhängig waren und wohl auch bedrängt wurden. Die Volksmeinung darüber zeigt folgendes Geschichtchen. Ein armer Mann in einem Dorf des südlichen Hunsrücks leiht von einem reichen Bauer Geld, um ein Häuschen zu bauen. Als er keine Zinsen zahlte, mahnte ihn sein Gläubiger, erhielt aber zur Antwort: „die Fress geht vor“ (Fress = Mund — die Stillung des Hungers). Eigentliche Armut gibt es bei den Evangelischen heutzutage nicht mehr — wohl besitzlose Leute, aber ohne Krankheit verdienen sie sich ihr Brot und bedürfen keiner Unterstützung. Dagegen kam es noch bis in die 70er Jahre vor, dass arme Leute wochenlang von Kohlraben, Beeren, rohen Aepfeln lebten. Ein 14jähriger Junge bekam zum erstenmal Fleisch zu essen bei einer Kirmes und erbrach sich. Bei dem jetzigen Mangel an Arbeitskräften ist's den Besitzlosen leicht Geld zu verdienen. Das kirchliche Almosen fliesst in die Kirchenkasse und trotz aller Versuche zu sachgemässer Verwendung seitens der Synoden heisst es immer: Es sind keine Armen da!

Die Armut hängt geradezu mit der Konfession zusammen. Die Bettler, die früher sehr häufig „fordern“ kamen, waren (und sind)

Digitized by Google

meistens Katholiken; sie sagten selbst: wenn sie von ihren Glaubensgenossen leben müssten, so könnten sie verhungern. Durchgängig sind die Dörfer, in denen Armut und Dreck herrscht, katholisch; die evangelischen sind sauber, wohlhabend und schön. Das merkt schon jeder Durchreisende. Die Rückständigkeit der Katholiken prägt sich auf allen Gebieten aus; daher sind sie auch wirtschaftlich unterlegen. Ein evangelischer und ein katholischer Bauer sprachen über Religion. Der Katholik wollte den Segen der Frömmigkeit loben, indem er sagte: „wir haben die vielen Feiertage, und wenn's Jahr herum ist, haben wir unsre Arbeit doch geschafft gekriegt" — worauf der Evangelische antwortete: „Ja, ihr habt die vielen Festtage, und wenns Jahr herum ist, habt ihr die Sau auch gefressen!" Dasselbe musste der katholische Regierungspräsident erfahren, der in Viehzucht- und Meliorationsangelegenheiten eine vorwiegend evangelische Gegend des Hunsrücks besuchte und sich in anerkennender Weise über den wachsenden Wohlstand, den Fleiss und das Streben der Bevölkerung aussprach. Da gab ihm ein Bauer, der seine Konfession nicht kannte, die Antwort: Jo, Herr, mir schaffe aach, mir sein evangelisch! — was jener mit einem süsssauren Lächeln einsteckte. — Die Gemeinden M. und N. haben gleich guten Boden, M., evangelisch, ist eines der wohlhabendsten Dörfer, N., katholisch, geht zurück. Die Leute von M. steigern denen von N. ihre Aecker. Der katholische Pfarrer von N. fragte einen Mann von M., wie es denn eigentlich komme, dass das Nachbardorf so gedeihe, während sein Ort nicht voran komme. Der Bauer antwortete (taktvoll beginnend: nix für ungut!) „Dat will eich Ihne sahe — awer Se tärfe meer 't nit vor iwel numme: wenn die in die Mess gehn, gehn meer in de Acker!"

Einst brauchten die Wohlhabenden nur zu winken, so hatten sie Arbeitsleute. Jetzt sind auch die Geringen heraufgekommen, und eigentliche Taglöhner fehlen; daher die Wohlhabenden für den Bund der Landwirte sind, die Durchschnittsbauern dagegen, wie die letzte Reichstagswahl gezeigt hat.

So gibt es heute weniger Bettler als früher, die aus der Gegend sind; meist sind es Handwerksburschen oder Zigeuner („Häre" genannt, = Heiden, die Weiber Härese). Ehedem gab ihnen der Bauer wohl aus Furcht, sie könnten ihm den roten Hahn aufs Dach setzen. Doch gilt Geben noch als allgemeine Pflicht. Einzelne erkennen wohl das Bedenkliche der Almosen-Wohltätigkeit, gerade auch an den Zigeunern, die sich sehr frech aufspielen; andre

Digitized by Google

nehmen es dem Pfarrer übel, wenn er Bettler abweist.

Der Bauer hat nicht viel bar Geld und ist daher damit nicht so leicht bei der Hand, wenn es gilt, wohlzutun. Er gibt lieber und leichter, was er reichlich hat, Naturalien. Bei den Sammlungen für das Kreuznacher Diakonissenhaus bringt ein Bezirk, der an Geld vielleicht 300 M. gibt, 1000 an Naturalien auf. Wo wirklich Not ist, hilft der Bauer sehr gern; er muss sie aber sehen, und hat auch da noch seine eigenen Anschauungen. Solange einer überhaupt „noch etwas hat", gibt ihm der Bauer nichts — er gibt jedem Handwerksburschen, aber nicht Leuten, die er im Dorf vor Augen hat und die es wirklich brauchen könnten. Elementarereignisse wie Hagel, Ueberschwemmung versteht er und gibt, wiederum weniger gern bar Geld als Naturalien. Bei Brand ist er aus guten Gründen zurückhaltender.

Der Bauer ist als geizig bekannt. Der Geiz ist seine besondere Untugend, die sich am hartnäckigsten selbst bei den „Frommen" hält. In andern Leistungen kann er grossartig sein: wieviel Fuhren haben unsre Bauern für den Bismarckturm bei der Nunkirch gern getan! Zu Kollekten gibt er nicht besonders gern — seine Groschen sind ihm eben ans Herz gewachsen, er kennt die betreffende Not nicht, und die Kollekten häufen sich so sehr. Für die Heidenmission aber, den Gustav-Adolf-Verein, Sachen, die er erfasst hat, hat er gern etwas übrig. Sonst überlässt er diese Beisteuern lieber den Vermögenden, wofür ihm alle Beamten gelten; denn er hält jeden für reich, der „bar Geld zu ziehe hott". Dass die Beamten die Naturalien kaufen müssen, bedenkt er nicht; er „hotts" eben „an sich". Uebrigens gilt auch hier die Regel, dass die Geringeren viel lieber geben als die Wohlhabenden.

Gemeinde und Behörden.

Der Bauer denkt in erster Linie immer an sich, weil er selbst keinen Herrn über sich dulden kann; er hat wenig Gemeinsinn. Wohl dafür, dass etwas gemeinschaftlich besessen und benutzt werden darf, wie ehedem der Wald. Darum will ihm das heutige Waldrecht nicht ein. „Der Wald is uhs" — er ist „der Baurewald"; er versteht nicht, dass der „Forschter" ihm Vorschriften machen darf. All die Forstwissenschaft ist ihm verhasst; er hat eben nichts mehr zu sagen, „die Häre mache alles". 1848 äusserte sich die Unzufriedenheit gerade gegen die „Forschtpartie": man nahm die Mistgabel und ging gegen den Oberförster. Obwohl das Nadelholz für die Gemeinden rentabler ist, beklagt der Bauer sehr die Abnahme des Laubholzes, denn es gibt besseres Brandholz; er

Digitized by Google

kann „Streusel“ (Streu zur Unterlage für das Vieh) machen und Laub scherren. Auch durfte er früher das Vieh in den Wald treiben (ein jeder so und soviel „Bürzel“: man zählte nicht nach Häuptern, sondern nach dem für den Bauern besonders wichtigen Hinterteil; denn „Mist ist des Bauern List“). Auch jetzt noch gilt Walddiebstahl nicht eigentlich als Diebstahl — „dat is nit gestohl — dat is genumm!“ Selbst Kirchenvorsteher denken so und tun danach. Die hohe Jagdpacht, die die „Häre vun Mänz“ und anderswoher zahlen, steckt der Bauer gern ein; aber der Wildschaden ärgert ihn sehr. „Dat Heerschvieh soll der Deiwel hule“ — es sind vielfach „erbärmlich grosse Diere“, die in kurzer Zeit viel Unheil anrichten können im Feld. Wild gilt dem Bauern als Ungeziefer, mit dem er am liebsten so kurzen Prozess machte wie mit einem Floh.

Bei dem Mangel an Geld wurden früher die von der Gemeinde zu leistenden Arbeiten von der Gemeinde selbst in der „Fron“ ausgeführt; „fronen“ sagt man heute noch. So Schneeschöpfen, Wegebau, manche Waldarbeiten u. a. Auch der Hirt wurde nicht bar bezahlt, sondern erhielt Ländereien, die in corpore von der Gemeinde zuletzt bestellt wurden. Der Stier wird gleichfalls im Gemeinde-Frondienst „gemacht“. Aber alles das nimmt jetzt ab. War es schon früher Regel, dass man sich bei der Fron gern vor zu viel Arbeit drückte — „man schafft sich dabei keinen Leibschaden“ — so fängt man jetzt schon an, bestellte Arbeiter heranzuziehen; doch kommt auch das Umgekehrte vor. Eine Gemeinde erhielt 500 M. für Wegebau; da machte sie die Arbeit selbst und legte die 500 M. auf die Sparkasse. Uebrigens nehmen die Bauern oft grosse Summen für Meliorationen nur ungern an, weil sie über die Verwendung Rechenschaft geben müssen, und das geht gegen ihre Art, selbständig zu handeln und niemand dreingucken und -reden zu lassen.

Eine besondere Aeusserung von Gemeinsinn sind die auf alte Anfänge zurückgehenden Genossenschaften innerhalb eines Dorfes zu einem einzelnen praktischen Zweck: die Ebergenossenschaften, Mühlengesellschaften, auch die „Backesrott“, denen Eber, Mühlchen, Backhaus gemeinsam ist[1]). Hier und da besteht so innerhalb der Zivilgemeinde noch eine besondere „Gemän“ mit solchen gemeinschaftlichen Zwecken, die Mitglieder aufnimmt, aber auch ausstösst: „sich in die Gemän duhn — sich aus der Gemän duhn“.

1) Vgl. über Mühlengesellschaften den Raiffeisenkalender 1900.

Digitized by Google

Die meisten Bürgermeister sagen, dass die Landbevölkerung nicht reif sei zur Selbstverwaltung. Die Bauern sind sehr kleinlich, und der Etat macht dem Bürgermeister viel Not, weil sie die Abgaben für Kreis, Provinz u. s. w. nicht gern bewilligen. Das Ideal eines Hunsrücker Gemeinderatsmanns schilderte ein in der Kirchenvertretung und im Gemeinderat sitzender wohlerfahrener Bauer einmal so: „Der und der hat den richtigen Sinn gehabt; er nahm die Hände mit der Kappe zwischen die Knie, schaute in seine Kappe, und schüttelte bei jedem Punkt den Kopf.“ Wer „‚jo‘ schnappt“, wird „veruzt“. Der Kesselperer (Peter) von M. war in N. auf einer Kindtaufe. Da ging ein alter Gaul vorbei, der bei jedem Schritt mit dem Kopf schnappte. Da sagte der Kesselperer: „No, mer määnt, der wär e Zeit lang im gemäne Rot gewes!“ Dennoch trachtet der Ehrgeiz der Bauern nach dieser Würde. „Der Bauch thut ihm weh“ nach einem Aemtchen (Presbyterium, Gemeinderat u. a.). „Er muss doch aach e Aemtche honn“, bat eine Frau für ihren Mann. Aber es fehlt dem Bauer die Selbständigkeit und zumal die Fähigkeit, zu reden.

Ein wenig begehrtes Amt ist das des Hirten. Es sind meist arme Leute, die sich viel von den Bauern gefallen lassen müssen, weil sie von ihnen abhängen. Doch muss der Hirte ein geborener Hirte sein. Einst waren es Originale, die in diesen armseligen Häuschen wohnten; sie strickten bei der Herde, waren Wetterpropheten, Viehdoktoren, wie sich denn noch jetzt alte Heftchen mit wunderlichen Rezepten und abergläubischen Sprüchen aus der Praxis eines Hirten hier und da erhalten haben. Der Hirt muss melden, wenn der Eber die Sau gesprungen hat, der Stier die Kuh — das schrieb dann der Bauer in seinen Kalender neben die Notizen über Wetter, Feldbestellung und Ernte. Zum fleissigen Aufpassen wurde der Hirt bewogen durch die zwei Eier, die er für diese Meldung erhielt. — Diese schönen originalen Figuren verschwinden. Die Stallfütterung nimmt dem Hirten seine frühere Bedeutung. Aber auch der wachsende Wohlstand und die neue Zeit nehmen ihm die Lust, von den groben Bauern abhängig zu sein.

Der Bauer und die Behörden.

Mit dem vorhin über den Förster Gesagten ist dieses Gebiet schon berührt. „Die Häre mache alles“! Der Bauer will zu allem gezwungen werden; er sagt selbst spottend: „mit allem Wille, saht der Bauer, wenn er muss“; oder: „wenn der Bauer nit muss, rührt er weder Hand noch Fuss“, und betrachtet jeden Beamten als ein notwendiges Uebel, auch den Flurschütz, den Gemeinde-

Digitized by Google

diener, den Gendarmen. Fragt man die Beamten, so haben sie durchgängig kein günstiges Bild vom Bauern, und auch in diesem Sinn gilt Rottmanns bekannter Stossseufzer:

Dehr liewe Kinn', dehr liewe Kinn',
Eich meecht kä Burjemeester sinn!

Die, mit denen die Beamten direkt zu tun haben, sind die lauten Schreier, die sich vordrängen und in die Aemtchen gewählt werden. Eine andre Gruppe schreit nicht mit, hat aber doch heimlich ihre Freude dran. Die dritten, die besten, schweigen und halten sich zurück, weil ihnen das Vordrängen und Schreien zuwider ist. Wer mit dem Volksleben vertraut ist, wird finden, dass der grössere Teil auch unter den Bauern Leute sind mit klaren Augen, klugem Kopf, durchdringendem Verstand und rechtlichem Sinn, kernhafte Prachtkerle, an denen man seine Freude haben muss. Die lernt eben der Durchschnittsbeamte nicht kennen.

Die Abneigung der Bauern gegen die Beamten hat übrigens ihren guten geschichtlichen Grund. Wie wurden sie in der „guten" alten Zeit von schlechten Beamten drangsaliert! Denken wir nur an die Abforderung des Zehnten. Eh der Amtmann den Zehnten geholt, durfte nicht geerntet werden, mochte die Zeit noch so sehr drängen und das Wetter noch so günstig sein. Wie oft mussten noch gute Worte und Geschenke nachhelfen! Das letzte Jahrhundert der kurpfälzischen Zeit bietet genug Belege zu dieser These. Die französische Revolution regte hier und da einigen verhältnismässig schüchternen Widerstand auch unter den Bauern an. Aber erst ihr Vollender Napoleon kam als der Befreier von allen Lasten der feudalen und kleinfürstlichen Zeit. Dass die kurze französische Verwaltung nicht weniger bureaukratisch war und die Steuerschraube hinreichend anzog, ist der Erinnerung entfallen. Auf den „Napolium" lässt der Bauer nichts kommen; er weiss, was er ihm verdankt und die Schule setzt sich zu seiner Geschichtsbetrachtung in stärksten Widerspruch, wenn sie nach altpreussischer Tradition Napoleon als den grossen Tyrannen und Bedrücker schildert.

Die Ueberlegenheit der Gebildeten fühlt der Bauer sehr wohl. Er hilft sich dagegen mit der Waffe des Schwächeren und setzt List gegen Gewalt:

Der Bauer is e Lauer,
E Schelm von Nadauer.

Er stellt sich dumm, wie die Spinne sich tot stellt; auch belügen gilt in diesem Kampf nicht als unrecht. Er weiss sehr gut, dass er sich beim Reden leicht vergisst, und denkt daher: Lieber ä Mu-

Digitized by Google

vel (Mundvoll) zu viel gess, als ä Wort zu viel geschwätzt! Wie oft bekommt der Pfarrer das zu erfahren in den Sitzungen der Gemeindevertretung: eisiges Schweigen — das ist der kritische Augenblick!

Eine gefürchtete Person ist der Gendarm, weil er Protokolle machen kann. Er fahndet darauf, wer Jauche laufen lässt, wer in Wirtschaftsgebäuden raucht u. s. w. Darum tut der Bauer eher vor dem Gendarmen die Kappe ab als vor dem Regierungspräsidenten. Ein geriebener Bauer, Mitglied des Gemeinderats, sagte zum Pfarrer, der mit ihm über das Thema „Bauern und Beamte" sprach: „Wann meer e Parrer honn, der kei Narr is, un e Schullehrer, der kei Flabbes is un die Kinn nit eso bummt (schlägt), un e Forschter, wo nit weje 're jere Klänigkeit knuppt (= belangt), un e Schandarm, der uhs nit ze Läd lebt, — die annere, — die kenne uhs all .....!"

Der Bauer versucht jeden zu „schmieren", den er braucht; er taxiert den andern nach sich und den früheren Erfahrungen mit der schlimmen Beamtengeneration. Da rächt sich alte Schuld. Vor Jahren sollte die grosse Poststrasse durch die Gemeinde N. gelegt werden. Der Bauerneigensinn verschloss sich seinem Vorteil und lehnte hartnäckig ab. Die Strasse wurde $^1/_4$ Stunde oberhalb geplant. Jetzt bekamen die Bauern Reue, gingen zum Landrat, und vielleicht hätten ihre Bitten noch Erfolg gehabt, wenn der Landrat nicht hätte hören müssen, wie in der Versammlung halblaut gerufen wurde: „versprecht em ebbes"! Da war natürlich alles vorbei.

Patriotismus und Politik.

Königstreu ist der Bauer. Vor allem die Heldengestalten des Jahres 70: Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, Roon, weiter Kriegervereine und Veteranen wirken in diesem Sinn. Hurrahpatriotismus in Festreden, Singen u. s. w. wird mitgemacht. Allein für die weiteren vaterländischen Gesichtspunkte herrscht noch nicht bei allen Verständnis. Immer wieder zeigt sich hier, unter welchem Gesichtswinkel der Bauer seine Sachen ansieht. Ueber die Scholle blickt man nicht hinaus. Bezeichnender Weise lautet in einem trefflichen Brief eines 1864er Kriegers über den Düppeler Kampf der einzige, die Eindrücke zusammenfassende Satz am Schluss: „Gott gebe, dass wir einen solchen Tag nicht mehr zu erleben brauchen!" — weiter nichts! Ruhe und Frieden muss im Land sein — das ist die Aufgabe der Obersten! — Soldat wird der Bauer gern; wenn er auch die wirtschaftliche Belastung unangenehm empfindet, so „schadt's keinem". Er ist stolz, wenn er zur Kavallerie

Digitized by Google

oder Artillerie kommt. Ein gutes Zeichen ist, dass man die Hunsrücker gern zu Burschen nimmt. Im Manöver gibt's auf dem Hunsrück die besten Quartiere. Kriegs- und Regimentserlebnisse sind ein unerschöpfliches Unterhaltungsthema. —

Was Politik ist, versteht der Bauer nicht. Er kennt einige Namen von Parteiführern, ohne zu wissen, was konservativ oder nationalliberal eigentlich ist. Auch was „Agrarier" ist, ist ihm nicht recht klar. Er fängt erst an, politisch zu denken, nimmt aber fortgesetzt lebhaften Anteil. Früher waren die Wahlen einfach, ruhig, harmlos; man wählte konservativ oder freikonservativ. Seit dem Kulturkampf erwachte das protestantische Bewusstsein. Unser evangelisches Volk hier oben ist stramm protestantisch. Trotzdem hat der Bund der Landwirte durch seine geradezu gewissenlose Agitation — namentlich auch gegen die „liberalen" Pfarrer im Namen des Christentums — es bei der letzten Reichstagswahl fertig gebracht, dass in einzelnen Orten evangelische Bauern für das Zentrum stimmten, um ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu geben. Auch die Sozialdemokratie erhält in den meisten Dörfern ein, zwei Stimmen; freilich ist der Bauer nicht zu haben für Aufgabe des Privateigentums, die Stimmen bedeuten nur Protest gegen irgendwelche Polizei- oder dgl. Bestimmungen, mit denen der betr. Bauer in unangenehme Berührung gekommen ist. Vielfach hört man die Anschauung aussprechen, es wäre am besten, wenn gar kein Reichs- und Landtag wäre und der Kaiser allein regierte. In N. wurde vor nicht langer Zeit bei der Wahl folgender Stimmzettel abgegeben:

Ich wähle weder Cuny noch Hompesch:
Der eine ist mir nicht recht, der andere zu echt.
Ich wähle Kaiser Wilhelm zwei,
Fürst Bismarck auch dabei.
Schlag den Reichstag ins Genick
In das Jahr 48 zurück —
Du hast ja noch Pulver und Kanonen!

Digitized by Google

Die Textgemässheit.

Ueber ein homiletisches Problem und einige anschließende Erwägungen.

Von

Arthur Bonus.

Wir gehören zu denen, welche sich in den Schöpfungsstrom hineinstellen, nach dessen Ursprung wir unsere Jahre zählen, in dieses seelische starke Wallen, das die letzten Jahrtausende hindurch immer mehr und immer stärker alles geistige Leben trägt, das Für und nicht minder das Wider.

Wir stehen ehrfurchtsvoll und andächtig zu den Quellen des Stromes und mit dem Bewusstsein, dass sie die Quellen sind. Nichts ist natürlicher, als dass wir dieses Verhältnis zur Bibel in unseren Gottesdiensten auszudrücken suchen. Und wir tun es durch Bibelvorlesung vor dem Altar und indem wir die Verkündigung unter ein Bibelzitat stellen.

Daraus haben unsere Homileten gemacht, dass die Aufgabe der Verkündigung sei, einen Bibeltext „auszulegen“ und „anzuwenden“. Die Auslegung sei die Hauptsache und müsse „erschöpfend“ sein, d. h. keinen wesentlichen Gesichtspunkt jenes alten Textes unerörtert lassen, und die Anwendung müsse sich darnach richten.

Aus der Verkündigung der Gottesoffenbarung, aus dem Versuch, eine Anzahl Menschen in lebendige Berührung mit dem schaffenden Gottesgeist zu bringen, ist eine alle wesentliche Gesichtspunkte zur Erörterung bringende Auslegung eines alten Schriftstückes geworden!

Indessen „man muss den Forderungen der Zeit gerecht werden“. Unsere Theologen wissen das und daher wird zweierlei Neues erfordert. Erstlich ist in heutiger Zeit die Geschichtlichkeit mancher Erzählungen und Worte der Bibel fraglich geworden. Darauf muss der Theologe Rücksicht nehmen. Er muss die Bibel gegen die modernen Einwände verteidigen. Er muss zu Ostern zeigen, dass der Herr „wahrhaftig“ auferstanden sei; nicht zwar „fleischlich“, denn „Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben“, aber doch so „leiblich“, dass er essen und trinken konnte. Denn das gehört zur Substanz der christlichen Lehre! Ist es nicht eine würdige Aufgabe, hier die richtigen Distinktionen nicht nur mit ver-

Digitized by Google

schmitzter List selbst zu finden, sondern auch so auseinanderzusetzen, dass der Laie, der zuhört, glauben kann, etwas davon verstanden zu haben? Dies ist die Forderung, die von rechtsher an einen Prediger gestellt wird.

Von linksher wird er zur wissenschaftlichen Ehrlichkeit seinem Text gegenüber verpflichtet. Er soll dem Urtexte nichts unterlegen, was nicht wirklich dessen Meinung ist. Wenn er z. B. auf Grund des Textes „darum, dass seine Seele gearbeitet hat" über eine innere seelische Arbeit spricht, so verfehlt er sich schwer, denn im Urtext bedeutet „Seele" nur Leben und „arbeiten" leiden. Die Aelteren hatten wenigstens die Möglichkeit, die Bibelworte unbefangen auf heutige Vorstellungen zu beziehen, während der Moderne erst einmal in die primitiven und doch fremdartigen Vorstellungen jener fernen Zeit hineingewunden werden muss. Und man muss sagen, dass wenn die Predigt wirklich ihrem Wesen nach Auslegung alter Texte ist, diese moderntheologische Forderung nicht nur eine richtige Konsequenz ist, sondern auch etwas viel Interessanteres verspricht als die ältere Anschauung. Soll schon ein Wort darum im besonderen Sinn Gottesoffenbarung sein, weil nicht ein Heutiger, sondern der Christ gewordene Rabbiner Paulus es gesagt hat, so muss man in der Tat, wenn man seine eigenen Gründe ernst nimmt, auch richtig feststellen, was er wirklich gesagt hat.

Man denke sich, was dabei herauskommt. Paulus schreibt einen langen Brief, um Fragen und Schwierigkeiten zu erörtern, die in einer seiner Gemeinden aufgetaucht sind, und die so niemals in der Welt wieder vorkommen können. Aber dieser feurige Gelehrte ist so sehr und so ganz Mensch, dass er alle seine Kunst und Kenntnis in den Dienst einer wirklich menschlich starken grossen und freien Entscheidung stellt. Dies macht den religiösen Wert seiner Ausführungen aus. Wunderlich gewundene Gänge, die doch immer wieder ins Freie führen und freilich in ein Freies, das uns nicht häufig umgibt. Es lohnt sich schon ihm nachzukriechen, und es lohnt sich das Studium, das dazu erforderlich ist. Nun aber kommt der perfekte Homilet, um in dreissig Minuten seine glaubensbereiten Zuhörer erstens durch diese Windungen hindurchzupressen bis zu dem Lichtpunkt, und zweitens sie wieder zurückzuschrauben in die Gegenwart, um nachzusehen, ob während dieser Exekutionen etwas Wertvolles in der Hand geblieben sein möchte.

Die Sache ist aber ernster, wenn man sich die Beschaffenheit der Antworten vergegenwärtigt, um die es sich handelt.

Jene Zeit, deren Urkunden wir heute drehen und deuten, hatte

Digitized by Google

die wunderbare Ueberzeugung, dass Gott offenbar geworden sei und zwar nicht durch irgend welche Kenntnisse, die er über sich hätte verbreiten lassen, sondern durch Tat und Geist. Darin empfand sie ihre Erlösung. Denn sie war überzeugt, dass der Geist ihres Erlösers in Gott lebe und dass das bedeute, dass er immerfort auf sie ausstrahle und flute. Nicht mehr einzelne Ermahner, nicht mehr alte Pergamente, sondern die neue Welt, der neue Bund, in dem Mensch und Gott wirklich und lebendig sich berühren. Der Geist vulgivagus.

Uns ist schon dieser Gedankengang nicht einfach verständlich, aber soviel daran sicher, dass eine lebendige Quelle statt der Bücher und Tafeln da sei.

Und nun ist es doch wohl eine besonders harte und spitze Satire, die uns dazu gebracht hat, Urkunden, deren tiefster, bester, reifster und eigentlichster Sinn die Erfüllung und Ausserkraftsetzung der Pergamente bedeutete, selbst zu privilegierten Pergamenten zu machen, deren Verständnis und Anerkennung nötig sei, um den erlösenden Geist zu verspüren.

Wir schliessen, dass eine Predigt, die Wort Gottes geben will, den Text nicht als Erklärungsobjekt, sondern nur als Zitat bieten dürfe, dass sie niemals Text-, immer nur „Mottopredigt" sein dürfe.

Eine völlig andere Frage ist natürlich die, ob die Predigt überhaupt Verkündigung von Wort Gottes sein soll im ernstgenommenen Sinn.

Vielleicht ist das gar nicht ihre Aufgabe. Vielleicht kann sie das nur in Ausnahmezeiten sein. In der christlichen Urzeit, in der Missionszeit, in der Reformationszeit und vielleicht in einer zukünftigen Zeit, wenn uns die Augen auf- oder übergehen werden darüber, was wir jetzt unter dem Titel der Religion treiben. Aber in so ruhigen Zeiten wie jetzt, in Zeiten, wo die Religion die Kunst geworden ist, in Frieden sein Mittagbrot zu verzehren, was ist da zu „verkündigen"? Im Ernst, man sollte sich vielleicht klar werden darüber, dass der Gottesdienst die Stätte für eine Verkündigung schon längst nicht mehr ist, überhaupt nur ausnahmeweise gewesen ist, vielleicht sogar seiner Natur nach in der Regel garnicht sein kann. Dass er seiner Natur nach Feier vorausgesetzter Dinge ist und dass auch die Predigt sich diesem Charakter unterordnen, also wesentlich Feier und nicht Verkündigung sein müsse.

Es sei gestanden, dass uns diese Entscheidung wie eine Resignation vorkäme, die uns schwer wird. Aber wir glauben, dass

Digitized by Google

sie weit vorzuziehen sei dem heutigen Zustande, in dem die Predigt, für eine Verkündigung viel zu kraftlos und gebunden, für eine Feier viel zu profan und doktrinär, ein unseliges langweiliges Zwischengebilde von flaugemachter Wissenschaft, engem Moralismus und stumpfer Sentimentalität darstellt. Dazu kommt nun noch, dass sie in diesen ihren Eigenschaften von gefühlig gemachter Belehrung den Gottesdienst beherrscht. Dadurch fordert sie Massstäbe auch für den ganzen übrigen Gottesdienst, denen er nicht gerecht werden kann. Die Aufmerksamkeit der Kirchgänger ist selbst der Liturgie und den Liedern gegenüber auf ganz wesensfremde Fragen gerichtet. Sie folgen ihnen in der gereizten Stimmung eines Menschen, der den Argwohn hat, dass ihm nicht die richtigste Lehre geboten wird, sei es nun im orthodoxen oder irgend einem liberalen Sinn. Diese Stimmung ist zwar in erster Linie durch die intellektualistische Verdrehung der religiösen Probleme verschuldet, eben diese aber hat in der Uebermacht der Predigt im Kultus eine böse Verankerung gefunden. Dadurch hat der Gottesdienst den Sinn und Wert, den er auch für unsre Zeit haben könnte, den Sinn des stille werdenden Feierns, eines Atemholens der Seele, eines Ungestörtseins von Tagesfragen verloren, ohne den Wert einer zukunftbauenden Verkündigung erlangen zu können. Entscheiden wir uns aber — mit Schmerz vielleicht, doch mit dem Bewusstsein der Notwendigkeit — dahin, dass wir die religiöse Verkündigung im ernstgenommenen Sinne des Wortes dem literarischen Kampf überlassen müssen, auch längst schon überlassen haben, und dass wir für populäre Schriftauslegung, falls sie sein soll, jedenfalls den Gottesdienst ernstlich nicht hergeben können, so werden wir von da aus den Gottesdienst als Feier wieder zu gewinnen suchen müssen. Wir müssen ihn dann unter diesem Gesichtspunkt umzugestalten oder neu auszugestalten suchen. Und wir werden die Predigt der übrigen Feier unterordnen müssen. Sie wird kürzer und weniger betont sein und sie kann dann auch Textgemässheit treiben, obwohl wir auch hier nicht zu einer Forderung, sondern höchstens bis zu einer Erlaubnis kommen.

Der Protestant pflegt sehr stolz darauf zu sein, dass er seinen Gottesdienst in verständlicher Sprache feiert. Wie kindlich! Die lateinische Sprache kann viel verständlicher sein äls die deutsche! Sie kann, zumal denen, die nicht oder nur wenig lateinisch verstehen, eine Reihe wertvoller religiöser Gefühle viel energischer vermitteln, als es geschieht, wenn die vollen und von vieldeutigem Sinn schweren Bibelworte deutsch ertönen und dann in furchtbarer

Digitized by Google

Verständlichkeit klar gemacht wird, wie trivial, wie philiströs, ja platt sie erstens, zweitens, drittens sind. Und das ist im Durchschnitt der Sinn der protestantischen Kirchenpredigt: eine fortgehende Ernüchterung. Die entschlossene Verwandlung nun der Predigt in ein sakramentales Stück, das den Bestand und Sinn der alters- und erlebnisheiligen Worte, ihr Geheimnis, ihre Erhabenheit, die ihnen im unerklärten Zustande eignende Reizung des frommen Nachdenkens und stillen Sinnens unangetastet lässt, — dies vielleicht könnte uns etwas von dem wieder geben, was uns fehlt, etwas vom Gefühl der Gemeinsamkeit in grossen heiligen Dingen, die übrigens jeder nach dem Masse seines Verständnisses auffassen mag.

Denn man kann eine Gemeinsamkeit fühlen, wenn man Worte hört, die man sich erlauben darf, sehr tief und stark aufzufassen, auch wenn man weiss, dass Gevatter dieser und jener sie sehr platt versteht. Es ist aber psychisch unmöglich, dieses Gefühl der Gemeinsamkeit festzuhalten, wenn der Gevatter sein plattes Verständnis mit autoritativem Nachdruck verkündigt.

Uebrigens seien diese Vorschläge in aller Bescheidenheit zur Erwägung angeboten. Worauf es ankommt, ist nicht sowohl ihre Richtigkeit oder ihr Wert, als Richtigkeit und Wert der aufgestellten Alternative.

Wie predigen wir den Landleuten?

Von

Pfarrer **Maurer** in Dillich, Bez. Cassel.

Die Notwendigkeit spezieller Dorfpredigt ist uns wieder in Nr. 1 dieser Monatsschrift von Hesselbacher durch eine anziehende Skizze der Stimmung und Begriffswelt süddeutscher Bauern begründet worden. Das meiste ist mir aus der Seele gesprochen, und die gemachten Beobachtungen kann ich aus meiner Weltecke im Hessenlande grösstenteils bestätigen. Das angeschlagene Thema möchte ich auf ein kleineres Gebiet hinüberführen, nämlich auf die Anlage und Ausgestaltung der Dorfpredigt selbst, und darstellen, wie es sich mir aus der Praxis ergeben hat, „die Verbindungsfäden zu ziehen zwischen der kleinen Welt des Bauern und der grossen Gedankenwelt Jesu und seiner Apostel".

Nach Schleiermacher entsteht für den im Amt stehenden Geistlichen jede Predigt naturgemäss aus zwei Punkten: 1. aus dem

Digitized by Google

Leben mit der Gemeinde, 2. aus dem Verkehr mit der Schrift. Die Annäherung beider Punkte aneinander, Text und Gemeinde in angemessene Beziehung zu setzen, ist das Problem und die Arbeit des Predigers[1]). Es scheint mir nun, als ob in Theorie und Praxis das eine dieser beiden Momente auf Kosten des anderen zu sehr in den Vordergrund gestellt würde: der Text. Textgemässheit ist das erste Erfordernis bei jeder Predigt. Bei der Beurteilung ist das Verhältnis zum Texte von ausschlaggebender Bedeutung. Verwertung des ganzen Textes ist ein Hauptlob. Das hat natürlich die Abfassung der Predigten sehr beeinflusst und angeleitet, in der Auseinanderlegung des Textes die Hauptaufgabe zu erkennen.

Nun soll gewiss dem Texte sein gutes Recht nicht genommen werden. Aber gibt man sich ihm einseitig hin, dann kann er sich ungebührlich vordrängen und die Wirksamkeit der Predigt unterbinden. Die Gefahr ist, dass die Texterklärung zu grosse Ausdehnung gewinnt. Sie nimmt den grössten Raum und die meiste Zeit in Anspruch und für Gegenwartsfragen oder das individuelle Leben der Gemeinde bleibt nichts übrig. Auch kommt man vom Texte aus leicht zu Konstruktionen. Man sieht das Leben nicht an, wie es ist, und hat daher bei der Darstellung nicht die frischen, wahren Farben der Wirklichkeit zur Hand. Man sieht durch die Brille des Textes, ist von dessen Gedanken so angefüllt, dass man das Leben dreht und deutelt, bis es passt. Dadurch entsteht aber etwas Geschraubtes und Gekünsteltes, das kraftlos ist, weil es der Wirklichkeit nicht entspricht.

Der tiefere Grund für die Wirkungslosigkeit solcher einseitig am Texte orientierten Predigten scheint mir aber die Inkongruenz der Stimmung zwischen Prediger und Gemeinde zu sein. Die meisten Zuhörer stehen gar nicht so in der biblischen Gedankenwelt drin und sind nicht so biblisch interessiert, wie wir, weil sie sich nicht intensiv genug mit der Bibel beschäftigen. Das gilt auch vom Landvolke. Die Bibel ist bei ihm gar nicht die Lebensmacht, wie man vielfach annimmt. Wohl gibt es Leute auf dem Lande, die ihre Bibel lesen. Die meisten aber kümmern sich herzlich wenig um sie und sind in ihr schlecht zu Hause. Tatsächlich ist die Bibel unserem Landvolke fremd geworden. Entweder meint man ihre Geschichten schon sattsam in der Schule gelernt zu haben, so dass es sich nicht verlohne, darnach zu

1) Die praktische Theologie nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche. Seite 240 ff.

Digitized by Google

greifen. Oder man liest und liest und versteht nicht, was man liest, es sei denn, dass man das Gelesene ohne jeglichen Geschichtssinn, so wie es dasteht, direkt ins eigene Leben herübernimmt. Das ist doch recht traurig. Es ist mir auf der Kanzel aufgefallen, wie gleichgültig und interesselos man die Texterklärungen der Predigten mit anhörte, dagegen lebendig aufschaute, als das Tun und Treiben des Lebens selbst zu Worte kam. Wir können es oft nicht verstehen, dass Gedanken der Bibel, die uns überaus wichtig sind, für den Landmann so wenig Anziehung besitzen. Wir meinen, so etwas müsste doch interessieren. Aber gegenteilige Erfahrungen lassen uns erkennen, dass andersartige Stimmungen vorhanden sind, eben Stimmungen der Gleichgültigkeit gegen die Bibel.

Weiter sind beim Landvolke der kleine Gesichtskreis und die Unlust für alles Theoretische mit in Anschlag zu bringen. Aecker, Händel, Dorfgeschichten etc. stehen im Leben des Bauern vorne an, während er die eigentlich geistig abstrakten Dinge gerne umgeht, wo es möglich ist. Wenn Alfred Krauss[1]) darauf hinweist, dass „der Landbevölkerung, gerade weil sie die Woche über so ganz und angestrengt der Leibesübung hingegeben ist, ein etwas tieferer und die Denkkraft schärfer herausfordernder Vortrag am Sonntag noch lieber sei als der Stadtgemeinde", so stehen mir dabei meine abgearbeiteten und müde dreinschauenden Bauern vor Augen, die ihre Last haben, die Herrschaft des Geistes über den matten Leib aufrecht zu erhalten. Dabei sind sie sehr kirchlich und ist diese Erscheinung gar nicht vereinzelt. Wie sollen nun solche Leute abstrakten Darlegungen über den Text und seinen Inhalt oder theoretischen Erörterungen über seine Stellung zu anderen Schriftgedanken ein aufmerksames Ohr leihen können! An solcher Indifferenz gegenüber Abstraktionen und an der Unbekanntschaft mit biblischen Gedankengängen können wir nicht achtlos vorübergehen. Wir tun es aber, wenn wir in der Predigt uns gleich an die Klarlegung des Textes machen und ihm bei allem den Vorrang einräumen.

Demgegenüber war es mir bedeutsam, dass ein Gemeinschaftsmann mal von den Predigten eines Pfarrers sagte: „Ja solche Predigten greifen mehr ins Leben, sie bringen die Gedanken, die einen selbst bewegen". Da wurde der Eindruck wieder lebendig, den ich aus den Gottesdiensten meiner Jugend mitgenommen habe. Dort stand der Pfarrer mit seiner Predigt, und hier sass man mit

1) Lehrbuch der Homiletik. 1883. S. 166.

Digitized by Google

seinen Fragen und Nöten. Aber keine Brücke dazwischen, die uns zusammen gebracht hätte. In ihrer Allgemeinheit und Erhabenheit rauschten die Predigten am Ohre vorüber; aber irgend welche Klärung, Stärkung, Wegweisung für das, was das Herz bewegte, war nicht zu finden. Es war eine ganz andere Luft in der Kirche und ausserhalb. Drinnen war alles schön und gross und herrlich, eine hohe, himmlische Welt ging einem auf. Aber wenn man die Kirchtür hinter sich hatte, war alles verschwunden, und draussen stand vor einem die rauhe, unerbittliche, anfordernde Wirklichkeit, mit der man sich herumschlagen musste. Das war ein Elend, dass das helle Licht der Gottesdienste nicht hineinleuchtete in die trübe Welt des täglichen Lebens und seine hohen Gedanken nicht mitgingen in Kampf und Schwierigkeiten. Seitdem habe ich bei allen Predigten nach den Fäden gesucht, die hinausliefen ins tatsächliche Leben, wie es sich abspielt im Innern des Menschen oder in der Aussenwelt, und es ist mir immer gewisser geworden, dass es „der Lebenszweck des Predigers nicht sei, auf einem Isolierschemel gottwohlgefällige Reden zu halten", wie Achelis[1]) sagt: Ernsthafte Berücksichtigung der treibenden Kräfte der Gegenwart und grössere Würdigung vorliegender Verhältnisse — dazu drängte bestimmte Gemeindearbeit immer mehr hin. Seit Schleiermacher ist das auch in der Theorie betont worden, aber doch nicht durchgreifend genug. Man hatte Angst um den Text, dass er verschwinden würde, und um die Predigt, dass sie ein Konglomerat bunter Einfälle werden würde. Beides braucht nicht zu sein; aber um der Wirksamkeit der Predigt willen muss die Gemeinde mit ihrer Beschaffenheit und ihren Bedürfnissen mehr zu ihrem Rechte kommen. Ich möchte deshalb das Verhältnis umkehren und sagen: die Gemeinde muss das Prius sein, nicht der Text. Gemeinde und Text sind die beiden Punkte, die in der Predigt zusammenzubringen sind.

Ist's nicht das Zunächstliegende, dass die Gemeinde voransteht? Um ihretwillen wird doch gepredigt. Sie soll irgendwie angeregt, ermuntert, erhoben, in christliche Sphäre versetzt werden und etwas mit nach Hause nehmen. Das geht aber nicht, ohne dass ihre bestimmte Formation und Lage mit in Rechnung gezogen wird. Dann aber haben wir direkt die Spezialisierung der Predigt. Denn dieser bestimmten Gemeinde, die ich vor mir habe, soll ich dienen und nicht einer sonstwo vorhandenen. So muss ich in sie eingehen und

1) Lehrbuch der praktischen Theologie, Bd. I. 2. Auflage. S. 661.

Digitized by Google

aus ihr und ihren Lebenselementen heraus das Lebensbrot des Evangeliums darreichen. In unserem Falle kommen wir also zu Dorfpredigten. Nun ist es gewiss wahr und auch heute noch nötig hervorzuheben, dass die Leute, die vor uns sitzen, Christen sind und keine Heiden. Es ist eine christliche Unart schwärmerischer Gemeinschaftspfarrer, in der Zuhörerschaft Unterschiede zu machen und vor versammelter Gemeinde den Gleichgesinnten den Stempel besonderer Christlichkeit aufzudrücken, etwa mit der Anrede: „ihr, die ihr durch Gottes Gnade Kinder Gottes geworden seid". Der christliche Charakter der Zuhörer ist uns etwas Feststehendes. Von da aus könnte man nun schliessen: also ist das Christliche irgendwie vorhanden, also auch irgend ein Sensorium für den Text, und es ist nur entsprechend, gleich mit dem Text zu beginnen und darnach ihn für's Leben anzuwenden. Dagegen möchte ich auf die allgemein zugestandene Tatsache hinweisen, dass das Christentum in seinem vollen Gehalt niemals im wirklichen Leben anzutreffen ist. Nur zu gern begnügt sich der Mensch mit dem Leichten und Oberflächlichen, auch in christlichen Dingen, und freut sich, wenn er nicht in die Tiefe zu steigen braucht. Nur zu oft hat man die Schalen statt des Kernes. Das Christentum steht auch nicht frei und unvermengt da als Grösse für sich und durchschlagende Kraft. Es hat Verbindungen eingehen müssen mit den Besonderheiten der Kulturstufe der Menschen, die es traf, und statt dass es die Menschen umwandelte, haben die Menschen sich dasselbe mit ihrem Kopfe und Herzen zurecht gerückt. So ist es nur natürlich, dass auch das Christentum der Landgemeinden eine besondere Gestalt und Färbung trägt, worauf die „religiöse Volkskunde" aufs neue uns zu achten lehrt. Es sei mir gestattet, zur Illustration dieser „Bauernreligion" auch aus meiner Praxis des Amtes etwas beizutragen.

Einem Kranken hatte ich das Abendmahl zu reichen. Nach seelsorgerlicher Besprechung legte ich ihm die erste der drei Beichtfragen nach der Agende vor: „Erkennt und bekennt ihr mit reuigem, bussfertigem Herzen eure Sünden?" Er antwortet: „Nee, Herr Parr". Darauf suchte ich ihm den Sinn der Frage näher zu bringen: „Ihr habt doch in Eurem Leben Unrecht getan gegen Eure Hausgenossen, Nachbarn, Gemeindeglieder, den lieben Gott etc.". „Ach, ee winkelche[1]), fil nett; ich hoann[2]) immer geärwet[2]) ond verrdient, äwwer[3]) Sünde hoan[2]) ich nett fil getoan". Ich musste nun weiter ausholen: „Meint Ihr, dass Ihr darvon kommt oder dass Ihr

1) ein wenig. 2) habe gearbeitet. 3) aber.

Digitized by Google

sterbt?" „Ich wärd[1]) woll stärw'n." „Wohin kommt Ihr dann?" „uff d'n Dorehop"[2]). „Und dann?" „Inn d'n Himmel." „Aber, lieber Mann, so einfach ist das doch nicht, so leicht kommt man nicht in den Himmel" etc. — Doch alles liess ihn kalt, und er blieb bei seinem Verneinen der ersten Frage, sodass ich ihm das Abendmahl nicht geben konnte.

Ich bemerke dazu, dass ein anderer Pfarrer ganz dasselbe von einer Privatkommunion erzählte. Solche Erfahrungen werfen einen Schimmer auf die Denkungsart der Landleute über die ernstesten und heiligsten Dinge des Christentums: Sündenvergebung, Abendmahl, Ewigkeit etc. Darüber haben sie in der Schule bestimmte Begriffe und Formeln verständnislos aufgenommen, später niemals sich veranlasst gefühlt, ernsthaft diesen Dingen nachzudenken, und leben nun so in der ererbten und gewohnten Kirchlichkeit drin. Ohne inneres Verständnis des geistig-christlichen Inhalts haften sie an der Oberfläche und begnügen sich mit dem Mitmachen. Das gilt nicht von allen, aber von den meisten. Worte dürfen uns nicht täuschen. Ein alter Trinker kam zum Sterben. Ich fragte ihn nach seinem Trost. „Herr Parr, ich doacht'[3]): benn m'r ord'ntllich gewäh'n wär', daonn käm' m'r dorch". „Ja, wollt Ihr denn darauf selig werden?" „Uff onser Verrdienst wärd'n[4]) mäh nett selig, doas weess ich." „Worauf hin denn?" „Ich hoann mol g'läse[5]): wenn eure Sünde gleich blutrot ist, soll sie doch schneeweiss werden" etc. „Ganz recht; aber welches ist denn Eure Sünde?" „Herr Parr, mäh sinn alle Sünder." — Dabei blieb er, und als ich ihn zum Bekenntnis seiner Trunksucht bringen wollte, schwieg er still. Ich hatte den Eindruck: er hat die Worte, aber nicht den Verstand; er spricht von Vergebung, ohne die Freundlichkeit Gottes zu verspüren und eine Vorstellung zu haben von dem, was es heisst. Zuviel verlässt man sich auf Christi Verdienst: er hat alles in Ordnung gebracht und nun ist es gut. Dem Christentum fehlt das persönliche Moment. — Noch ein anderer Zug ist mir aufgefallen: man liebt das Wunderbare und Sinnenfällige, auch im Christentum. Die Kranken erzählen oft von nächtlichen Erscheinungen: der Herr Jesus stand im Strahlengewande vor dem Bett und sprach ihnen Trost zu. Auch Gesunde lieben so etwas. Ein Mann vernahm des Nachts zuweilen eine himmlische Stimme, die ihn zu ernsthaftem Leben ermahnte, wohl im Traume, aber wirklich und tatsächlich,

1) werde wohl sterben. 2) auf den Totenhof. 3) ich dachte, wenn man ordentlich gewesen wäre. 4) werden wir auf unser Verdienst. 5) ich habe mal gelesen.

Digitized by Google

wie er sagte. Die Stimme war wie eines Mannes Stimme, also war es Gott. Auch hat er einmal nachts einen Druck am Körper verspürt, der ein wundervolles Gefühl der Seligkeit über ihn brachte. Da hat der heilige Geist ihn berührt, wirklich und leibhaftig. Dem entsprechend hat man Seelenvorgänge als reale Handlungen wirksamer Persönlichkeiten vor sich. Eine nervöse Frau stellte ihre Aufgeregtheiten in folgender Weise dar. „Der Satan sass hinner mäh[1]), ich kunn kei' Mess' säh leie[2]) ond kei' Zwirrnfahre, ond benn[3]) ich neben d'm Wasser vorbi gung, doa sproach he zu mäh: spring n'inne. Aewwer doa hoann ich en Krizz[4]) g'moacht, doa woar he wegg, oder ich hoann 's „Blut“[5]) g'bett' — doas halff; benn[3]) d' Satan em angrifft, glich iss d'r Heilannd öuch doa.“ Sie meinte das ganz realistisch. Mit diesem sinnenfälligen Wesen hängt's auch zusammen, dass man die Hilfe Gottes greifbar vor Augen haben möchte. Das „Gesundbeten“ wäre sicher vielen nach Sinn. Von da aus versteht man auch die Beurteilung der Sünden und die Einschätzung des eigenen Lebens. „Ich hoann keen belojje ond bestohle[6]) ond met niemande gezankt.“ — Damit sind sie fertig. Das Gefühl für die feineren, inneren Sünden der Gedanken und des Herzens ist recht mangelhaft. Man hat das Bedürfnis, das Religiöse in sinnlich anschaubaren Formen sich vorzustellen, während die feinen religiösen Stimmungen und Gesinnungen zu zart und flüchtig sind, um in der Phantasie zu haften.

Bei alle dem ist nicht ausser Acht zu lassen, dass religiöse Dinge gar nicht im Vordergrund des bäuerlichen Denkens stehen. Da kommt zuerst der Acker, das Vieh, die Arbeit und was damit zusammenhängt. Will man einem nach dem Tode etwas Gutes nachsagen, dann heisst es: „he woar flissig[7]) ond spoarsamm; joa mäh kann gespreche, he woar zu sehr uff de Aerwett ond doas Verrdiene“[8]). — Das ist der grösste Ruhm. Der Wert eines Menschen wird nach seinen Arbeitsleistungen bemessen. Die Tüchtigkeit im Irdischen ist ausschlaggebend. — Auf diese Verfassung der Landleute, ihr Verflochtensein mit dem Berufe und ihr äusserlich massives Verständnis geistig christlicher Dinge heisst es zu achten. Denn damit kommen sie zu unseren Predigten. Die Liturgie kann hier wenig ändern. Man überschätzt ihre Wirkungskraft. Sie bringt es nicht fertig, die Leute aus der Welt ihrer Zerstreuung zu sam-

1) hinter mir. 2) Konnte kein Messer sehen liegen und keinen Zwirnsfaden. 3) Wenn. 4) Kreuz. 5) Das Blut Jesu Christ', Gott's Sohn, macht uns rein von allen Sünden. 6) keinen belogen und bestohlen. 7) er war fleissig und sparsam. 8) auf die Arbeit und das Verdienen.

Digitized by Google

meln und auf den richtigen Ton zu stimmen. Dazu ist sie zu allgemein, unpersönlich und schematisch.

So haben wir bei der Predigt mit Zuhörern zu rechnen, die das Christentum in einer bestimmten Veräusserlichung, Verquickung und Trübung besitzen und es hinter bestimmten Berufszwecken zurücktreten lassen. Setzen wir nun gleich mit der Texterklärung ein, so nehmen wir offenbar unsern Standort hoch über den Häuptern der Landleute. Und halten wir uns auf dieser Höhe der Textgedanken, dann ist die Gefahr, dass unsere Zuhörer in der Niederung bleiben und gar keine wirkliche Erhebung erleben. Psychologisch und pädagogisch scheint es mir daher das Richtigste, an die Stimmung und Denkungsart der Leute anzuknüpfen und zunächst den Text zurückzustellen. Wir müssen erst einmal zu den Landleuten heruntersteigen, in ihre Mitte uns setzen, ihre Stimmungen, Gedanken, Interessen, christliche Erkenntnisstufe und geistige Fassungskraft berücksichtigen und dann versuchen, ob wir sie von ihrem Standort nicht weiter bringen können. Es gilt, die Dinge ihres Gesichtskreises zu fassen und sie mit ihnen. Nichts, was irgendwie in ihrem Interessenkreise lebendig und wirksam ist, ist da ausgeschlossen, mag es auf wirtschaftlichem Gebiete liegen oder Sitte, Gewohnheit und Rechtsanschauungen betreffen oder aus ihrem Verständnis des Christentums stammen. Auf allen diesen Gebieten können für uns Anknüpfungspunkte liegen. Auch Schwächen, Fehler, falsche Auffassungen können solche sein. Nur dass wir in ihrem Ideenkreise einen Haken finden, an den wir unsere Ausführungen anhängen können. Dabei meine ich nicht, dass wir über die Eigentümlichkeiten des Landvolks geringschätzig hinweggehen und in verständnisloser Lieblosigkeit den Stab brechen über Dinge, die ihnen teuer sind. Vielmehr müssen die Leute heraushören, wie wir Anteil nehmen an den Lasten und Sorgen ihres Berufes, wie wir Verständnis haben für ihre Sitten und Gebräuche, und wie wir alles wertschätzen, was an christlichen Spuren sich bei ihnen findet. Aber sie müssen auch verspüren, wie notwendig es ist, dass sie weiter geführt werden in ihren Interessen und ihrem Verständnis, die Höhe hinan, bis sie das einzig Wertvolle anschauen. Die Predigt muss bei ihnen den Eindruck hinterlassen: wir dürfen in unserer Sphäre nicht sitzen bleiben, wir müssen heraus aus der engen Klause kleinlicher Bestrebungen und die Höhe christlicher Denkungsart zu gewinnen suchen. Sie muss Unruhe wecken über das ererbte Christentum: das was wir haben, ist nicht das ganze und reine

Digitized by Google

Christentum; wir müssen immer mehr ins Innere und in die Tiefe dringen, um den lebendigen Quell christlichen Lebens rauschen zu hören. Und das wird erreicht, indem wir sie liebevoll an der Hand nehmen, allmählich mit uns fortführen, immer weiter und tiefer, aus dem Wirtschaftlichen ins Geistige, aus dem groben Verständnis christlicher Dinge ins feine und richtige, bis wir sie an die Höhe des Textes herangebracht haben und sagen können: so meint's unser Wort. Was Achelis hervorhebt, dass „für die Auswahl des Predigtstoffes und die Behandlung desselben einerseits die Interessensphäre der Gemeinde, anderseits ihr religiöser und sittlicher Zustand eine bestimmende Macht sei“ [1]) — das muss m. M. für unsere Landgemeinden in zielbewussterer Weise praktisch betätigt werden. Unser Streben muss sein, dass „die Predigt aus der Gemeinde geboren wird, aus der liebenden Kenntnisnahme der Bedürfnisse, der Anschauungen, der Vorurteile und Lebensweisen, welche in der Gemeinde obwalten, damit die Predigt Eingang finde in Herz und Haupt“ [2]). Und zwar scheint mir die besondere Gemeinde, der wir dienen, in ihrer eigentümlichen Konstitution und ihren speziellen Erlebnissen den Ausgangspunkt für die Predigt abgeben zu müssen und auch fernerhin den Boden darzustellen, aus dem die materielle und formale Ausgestaltung der Predigt entsteht. Nächstes Ziel ist der Text oder doch dessen Hauptgedanken. Unser letztes Absehen muss aber dahin gerichtet sein, den aus dem Text gewonnenen Schatz christlicher Wahrheit, zu dem wir auf dem beschriebenen Wege hingewandert sind, unserer Gemeinde so wirkungsvoll darzureichen, dass er ein Moment ihrer christlich-sittlichen Entwicklung werden kann.

Und wo bleibt der Text? Der soll nicht zu kurz kommen. Zwei Abwege sind hier zu vermeiden: 1) der Text ist Alleinherrscher, 2) der Text ist blosses Motto. Ersterer Gefahr unterliegt man meistens bei doktrinärer Auffassung des Predigtzweckes. Die hat noch viele Anhänger. Man fasst die Aufgabe so auf, dass man vor allen Dingen ein vollständiges und korrektes Verständnis aller Einzelheiten des Textes der Gemeinde beibringen oder die Lücken irgend welcher Dogmatik ausfüllen müsse. Demgegenüber hat Kaftan recht, wenn er sagt: „Die Kirche ist keine Schule“ und: „betrachtet man erschöpfende Text-

1) a. a. O. Seite 723. 2) S. 654 u. öfter.

Digitized by Google

behandlung als wesentliches Erfordernis der Predigt, so macht man einen untergeordneten Gesichtspunkt zum massgebenden“ [1]). Was nutzt es auch, den Text nach Umfang und Fülle zu verwerten, wenn die Textgedanken nicht in die Zuhörerschaft eingehen! Hauptsache ist doch, die Gedankenwelt der individuellen Gemeinde zu fassen, zu läutern, zu erheben, mit allen lichten Impulsen zu füllen. Diesem Zwecke gegenüber hat der Text eine dienende Stellung. Er ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der christlich-sittlichen Belebung unserer Zuhörer. Was vom Texte zur Erreichung dieses Endzieles nicht dienen kann, mag ruhig unter den Tisch fallen. Und nach dem Gesagten wird für unsere Landgemeinden da manches zurückgestellt oder einfacher gebracht werden müssen. Aber lieber wenig geben, was klar und greifbar ist, als eine Fülle von Gedanken, die über die Köpfe hinweg durch die Kirchenfenster hinausfliegen. Andererseits scheint mir der Textgebrauch, wie er z. B. bei Frenssen und Römheld vorliegt, zu sehr Sache des Zufalls und des Geschmacks zu sein. Beide sind ja in Ausführung der Predigten nach Gedankengehalt und Diktion in keiner Weise zu vergleichen. Bei Frenssen kommt alles aus der Fülle einer lebhaft empfindenden Dichterseele gleich brausendem Strome heraus, der in einem Gewoge von Bildern, Gleichnissen, Geschichten etc. machtvoll dahinströmt und in seiner Tiefe blinkende Goldkörner christlicher Wahrheit mit sich führt. Bei Römheld ist alles einfach und leicht, Predigtinhalt und Darstellungsmaterial; blank und greifbar fliesst es an der Oberfläche dahin, nicht ohne dass die Klippen des Trivialen und Anstössigen immer vermieden worden wären. Beide gleichen sich aber in der Textbehandlung: der Text hat für sie kein Interesse. Sie haben ihre jedem eigentümliche Gedanken, die sie an einzelne Worte, Begriffe, Gedanken des Textes anknüpfen. Sie nehmen vom Texte das, was ihnen passt und dem Zuge ihrer vorher vorhandenen Gedanken sich einfügen lässt. Solcher Textgebrauch scheint mir aber ein Unrecht. Ein Unrecht gegen den Text: wenn man ihn nicht zusammen verwerten will, weshalb steht er dann an der Spitze. Ein Unrecht gegen die Gemeinde: sie wird nicht zu einem organischen Verständnis der Schrift angeleitet. Deshalb scheint mir der Text mehr als bei den Genannten respektiert werden zu müssen als ein einheitliches Ganze. Den vorliegenden Text müssen wir in seiner Einheit und seinem Wesens-

1) Die Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben. S. 89 ff.

Digitized by Google

gehalt fassen und das so Gefundene gemeindegemäss in der Predigt darbieten. Schleiermacher hat m. E. das Richtige in der Vorschrift: „es muss immer eine Reflexion dazwischentreten vom Text auf den religiösen Zustand der Gemeinde“[1]), nur würde ich „religiös“ weglassen und den Gesamtzustand der Gemeinde dafür setzen. „Das Verfahren ist seiner Natur nach ein dialogisches“, sagt er an anderer Stelle, „es ist ein Dialog mit der Schriftstelle, die der Geistliche fragt und die ihm antwortet, und mit der Gemeinde“[2]). Das scheint mir der Weg zu sein, wie eine wirkungskräftige Predigt zustande kommt, vor allem auf dem Lande. Wir nehmen den Text vor, suchen mit allen Mitteln seinen Hauptinhalt festzustellen und sehen uns dann in der Gemeinde um, wo wir bei ihrer gegenwärtigen Verfassung anknüpfen müssen, ob auf wirtschaftlichem oder geistigem oder sittlich-religiösem Gebiet, um sie zur verständnisvollen und willigen Aufnahme der eruierten Textgedanken zu bringen. Bei solchem Verfahren kommt der Text zu der ihm gebührenden Geltung. Er steht im Hintergrund der ganzen Predigt, bestimmt die Anknüpfungspunkte sowie die Auswahl des Stoffes und der Darstellungsmittel und ist das letzlich Bewegende bei allem. Aber auch die Gemeinde hat ihr Recht, insofern das ganze Material aus dem Umkreis ihrer Erfahrung genommen und alles Neue auf dem Grunde vorhandener Gedanken und Anschauungen aufgebaut wird. So scheint mir ein wirkliches Verschmelzen von Gemeinde und Text stattzufinden. Indem wir durch die Gemeinde, ihre Anschauungen, Begriffe, Sitten, Zustände hindurchwandern dem Text entgegen, bereiten wir das rechte Verständnis desselben vor. Und jetzt, wo das Auge aufgeschlossen und der Sinn geweckt worden ist für die gefundene Wahrheit, kann sie selbst ihre Gotteskraft entfalten an willigen Gemütern und mitgehen in den Kampf des Lebens. —

Dass daneben die formelle Darbietung der Predigt besonderer Aufmerksamkeit bedarf, ist schon mehrfach hervorgehoben worden. Das Gewand, in dem die Predigtgedanken erscheinen, ist für das Landvolk von der grössten Wichtigkeit. Es muss durch eine gewisse Schönheit das Auge auf sich ziehen, dass der Sinn zu lebendigem Aufmerken geweckt wird, und darf doch nicht das ganze Interesse absorbieren. Bei Frenssen z. B. scheint mir das Pre-

1) a. a. O. S. 242.

2) a. a. O. S. 248.

Digitized by Google

digtgewand nicht einfach genug, zu reich geschmückt. Die Landleute können durch die schöne Aussenseite nicht hindurchdringen, um zu fassen, was dahinter steckt. Spurgeon sagt einmal, „dass Illustrationen keine gemalten Fenster sein sollten und unsere Redefiguren nicht sowohl dazu dienen, dass man sie sieht, als dass man durch sie hindurchsieht“[1]). Dass die Bauern in den Bildern, Gleichnissen und Schönheiten der Darstellungskunst hängen bleiben, ist die Gefahr der Frenssen'schen Predigten. Das sage ich nur in dieser Beschränkung. Im übrigen haben diese herrlichen Predigten ihren Wert in sich und enthalten starke Anregungen zur Neugestaltung der Dorfpredigten, wie das schon betont worden ist. Viel einfacher und durchsichtiger ist Römheld. In populärer Weise versteht er das, was er sagen will, dem gewöhnlichen Mann plausibel zu machen, wiewohl er in den Ausdrücken und Veranschaulichungsmitteln oft gar nicht wählerisch ist und Bilder bringt, die die Blässe des Erdachten an sich tragen. Wahr bleibt aber auch heute noch, was er in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Evangelien-Predigten sagt: „Es kann in unserer Zeit nicht schlicht und fasslich genug gepredigt werden.“ Als zweites Moment füge ich aus der Vorrede zu den Epistel-Predigten die Forderung hinzu, „dass wir bei unserer Verkündigung an die Gemeinde die ewige Wahrheit durch Geschehenes zu illustrieren haben.“ Nicht theoretisierend, sondern praktisch, nicht deduzierend, sondern darstellend muss die Predigtsprache sein und mehr die Vorstellungskraft beschäftigen als das logische Denken. Die einzelnen Wahrheiten sollen nicht so bloss für sich stehen und im trockenen Lehrtone einander folgen. „Das Volk denkt grossenteils in Anschauungen“, hat man mit Recht gesagt. Daher wird es nur die Anziehungskraft der Predigt mehren, wenn Veranschaulichungen mit Bildern, Gleichnissen, praktischen Erlebnissen etc. reichlich Verwendung finden. Hinwiederum darf der Gedanke nicht so versteckt werden, dass er schwer zu finden ist. Es muss deutlich sein oder deutlich gemacht werden, was das Bild will und aus welchem Grunde es gebraucht wird. Das Veranschaulichungsmittel muss in den Dienst der fortschreitenden Gedankenbewegung treten und hat den Zweck, die einzelne Wahrheit so anschaubar und fassbar herauszustellen, dass jeder Landmann sie ins tägliche Leben mitnehmen kann. —

Eins wird sich bei dem Gesagten jedem aufdrängen: Zur Durch-

1) Die Kunst der Illustration. 3. Auflage. S. 9.

Digitized by Google

führung der hier erhobenen Forderungen ist die Kenntnis der eigenen Gemeinde unerlässlich. Das ist auch gut so, dass solche Notwendigkeit sich immer mehr aufdrängt. Bei den anderen Formen religiös-sittlicher Einwirkung auf die Gemeinde (Unterricht und Seelsorge) ist es uns selbstverständliche Voraussetzung, dass man nichts schafft ohne Einblick in die Eigenart der Objekte, mit denen man es zu tun hat. Bei der Predigt hat diese Wahrheit noch keine Durchschlagskraft besessen. Viel zu viel wird vorausgesetzt, viel zu grosse Ansprüche an die Aufnahmefähigkeit der ländlichen Zuhörer werden gestellt. Ob daran die oft beklagte Wirkungslosigkeit der Predigt nicht eine Hauptursache hat! Ueber die Predigttätigkeit eines tüchtigen Pfarrers hörte ich einmal das Urteil: „er predigt gut, aber man versteht ihn nicht". Ist das nicht eine volle Verurteilung? Dem stelle ich gegenüber, was von Bitzius im Vorwort zum II. Bd. seiner Predigten gesagt wird: „Bitzius war damals seit zwei Jahren in Twann, hatte die Gemeinde vollständig kennen gelernt, stand in genauer Fühlung mit ihr und war in vollem Zug, nach festem Plan auf sie zu wirken." Darin scheint mir ein Arbeitsprogramm für jeden Pfarrer ausgesprochen zu sein: Kenntnis der Gemeinde und Bestreben, sie zu beeinflussen. Wozu predigen wir sonst, wenn nicht dazu, dass die Predigten ins Bewusstsein der Gemeinde eingehen, das Denken beschäftigen, das Handeln bestimmen und so ein Ferment fortschreitender Entwicklung werden! Dazu aber heisst es, erst selber eintauchen in den Strom des spezifischen Lebens unserer Dorfgemeinde, es verstehen und würdigen und hernach in den Predigten sich daran machen, Ewigkeitskräfte hineinzusenken, die es läutern, heben und bessern. —

Kirchliche Chronik.

In den Tagen, da die Aufmerksamkeit aller Volksfreunde dem sozialdemokrat. Parteitag zugewandt ist, drängt es den Chronisten, die Entwickelung der sozialen Anschauungen und Bewegungen seit Jahresfrist (vgl. Kirchl. Chronik 1903, 10) zu überschauen. Nach den trüben Aussichten, die der Betrachtung der preussischen Generalsynode und des römischen Kurses der deutschen Kulturpolitik entwuchsen, erfreuen wir uns auf dem sozialen Gebiet einer hoffnungsvolleren Perspektive, die uns auch die möglicherweise recht unerfreulichen Verhandlungen in Bremen nicht trüben sollen.

Sehr erfreulich waren doch die Verhandlungen des ersten deut-

Digitized by Google

schen Arbeiterkongresses, der am 25. und 26. Oktober in Frankfurt a. M. zusammentrat (T. R. 500 bis 510). Nachdem die Gesellschaft für soziale Reform in ihren Vorstand eine Reihe von Arbeiterführern gewählt hatte, bildete sich unter diesen das Bewusstsein einer Interessengemeinschaft aus in einer ganzen Reihe von Fragen rein wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Art: die Führer der evangelischen wie katholischen Arbeitervereine, der christlichen Gewerkschaften und deutsch-nationalen Handlungsgehilfen u. s. f. bildeten zunächst in Berlin einen Ausschuss für Arbeitervertreterwahlen und soziale Angelegenheiten und fassten nach zweijähriger ungestörter Gemeinschaft den Entschluss, ihre Organisation auf das ganze Reich zu übertragen. Unter dem Vorsitz des evang. Arbeitersekretärs Behrens wurden die Satzungen festgestellt, die man dem deutschen Arbeiterkongress zur Genehmigung unterbreiten wollte. Darin wurde vor allem festgesetzt, dass nur Arbeitnehmer und aus dem Arbeitnehmerstande hervorgegangene Arbeitersekretäre auf dem Kongress Stimme haben sollten. So wurde der innerkatholische schroffe Gegensatz zwischen der von Bischof Korum dirigierten Berliner Richtung, die statt der christl. Gewerkschaften Fachabteilungen der kathol. Arbeitervereine erstrebt, und der M.-Gladbacher Richtung, die entschieden für unabhängige interkonfessionelle christl. Gewerkschaften eintritt, vom Kongress wesentlich ferngehalten, da er aus der Arbeiterschaft nicht hervorgegangen ist. Es fanden sich nun auch auf dem Frankfurter Kongress, abgesehen von den Hirsch-Dunkerschen Gewerkvereinen, die über 100,000 Arbeiter ohne nationale oder religiöse Nebentendenz vereinigen, alle nicht marxistischen Arbeiterorganisationen vertreten; nach besonnener Schätzung repräsentierten die 200 Delegierten ca. 1/2 Million organisierter nichtsozialdemokratischer Arbeiter: die verschiedenen Gruppen evangelischer Arbeitervereine umfassen c. 100 000, die katholischen Arbeitervereine c. 186 000, die kathol. Knappenvereine 15 000, die (interkonfessionellen) christlichen Gewerkschaften 93 000, die kathol. Gesellenvereine 60 000, der deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband 47 000; dazu kommen noch der deutsche Kellnerbund, der christl. Kellnerbund, Kutscherverband, deutscher Gruben- und Fabrikbeamtenverband u. s. f. In seiner Eröffnungsansprache betonte der evangel. Werkmeister Bärree, dass es dem Kaiser Ernst war mit seinen Februar-Erlassen, auf denen der Kongress stehe; die Hauptschuld daran, dass sie nicht ausgeführt, trugen die, welche damals die gebotene Hand des Kaisers zurückgestossen haben. Der Kongress wolle diese Hand drükken und festhalten. Das Hoch auf den „allverehrten Kaiser, der das Beste des Arbeiters wünsche“ und das Telegramm an den Kaiser, das unwandelbare monarchische Treue und vaterländische Gesinnung gelobte und bekannte: „wir erstreben unter dankbarer Anerkennung des bis jetzt Geschehenen die Weiterführung der Sozialreform unter gesetzlicher Mitwirkung und Betätigung der Selbsthilfe“, fand eine gnädige Erwiderung seitens des Kaisers: er werde die Beratungen mit seinem Interesse begleiten und auch in Zukunft allen Anregungen und Massnahmen, welche geeignet erscheinen, das Ihm am Herzen liegende Wohl der Arbeiter zu fördern, gern Seinen Schutz und Beistand zuteil werden lassen.

An der zweiten Rede des Vertreters der christl. Gewerkschaften Stegerwald erfreute mehr als die kühne

Digitized by Google

Behauptung, dass, wenn wir die noch fernstehenden Verbände mitrechnen (!), die nichtsozialdemokrat. Organisationen mindestens dieselbe Zahl Organisierter haben als die sozialdemokr. Verbände, die energische Abwehr der Zumutung, den Sturmbock zu machen gegenüber der Sozialdemokratie. Er führte dann eine Reihe schreiender Ungerechtigkeiten gegen Arbeiterverbände an und bekundete dabei überzeugend den Willen, gegenüber Auswüchsen die Wurzelbürste zu nehmen und ganz kräftig zu fegen. In der Tat, soll die christlich-nationale ihre Existenzberechtigung neben der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung erweisen, so muss sie zur Selbständigkeit gegenüber Behörden und Arbeitgebern erzogen werden. So klagte denn auch der erste Referent, der das Koalitionsrecht der deutschen Arbeiter und die Vereinsgesetzgebung behandelte, in kräftigen Tönen über die Einseitigkeit der Gesetzgebung und die Klassenjustiz, die dem Arbeiter die aus dem Wesen des modernen Rechtsstaates folgende Bündnisfreiheit versage, deren er um so mehr bedürfe, da der vermeintlich freie Arbeitsvertrag ein vom Arbeitgeber einseitig diktierter Ukas sei. Um dem Missbrauch des Rechts seitens der Stärkeren entgegenzuwirken, müsse an Stelle des individuellen ein kollektiver Arbeitsvertrag treten, zu dessen Durchsetzung die Koalitionsfreiheit unentbehrlich sei. Erst nachdem die Koalitionsfreiheit auch über den Kreis derer ausgedehnt sei, die unter die Gewerbeordnung fallen, auf den Gesindestand, den landwirtschaftlichen Arbeiter, den staatlichen Arbeiter, die arbeitende Frau, und nachdem die Verhinderung der Ausübung des Koalitionsrechts unter Strafe gestellt sei, könne man sich, zumal gegenüber dem immer krasser und planmässiger auftretenden sozialdemokr. Terrorismus, Strafbestimmungen gegen den Missbrauch des Koalitionsrechts gefallen lassen. In der Diskussion wurde gegen jede Abschwächung der vom Referenten vorgeschlagenen Resolution betont, dass die christlich-nationale Arbeiterschaft an starken Forderungen erst zur Macht erwachsen müsse und dass in der Koalitionsfreiheit der Staatsbeamten keine Gefahr für den Staat liege, da er dadurch nur erfahre, wo seine Angestellten der Schuh drücke. Die Resolution verlangte die völlig freie berufliche Organisation der Lohnarbeiter als das einzig wirksame und deshalb unerlässlich notwendige Mittel zur gerechten Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse auf Grund des freien Arbeitsvertrags, zur Anbahnung dauernd geordneter Verhältnisse zwischen Arbeiter und Arbeitgeber und zur Festhaltung von Tarifgemeinschaften auf dem Boden anerkannter Gleichberechtigung beiderseitiger Organisationen. Die Resolution fordert alle unorganisierten deutschen Arbeiter zum Beitritt zu jenen gewerkschaftlichen Organisationen auf, die nicht auf dem Boden des Klassenkampfes stehen, und fordert von der Gesetzgebung: 1) Sicherung und Erweiterung des Koalitionsrechts. 2) Schaffung eines einheitlichen und freiheitlichen Vereins- und Versammlungsrechts für das ganze Reich unter Beseitigung aller das Koalitionsrecht und die Tätigkeit der Berufsvereine, insonderheit ihre auf Verbesserung ihrer sozialen und wirtschaftl. Verhältnisse und Aenderung der Gesetzgebung gerichtete Tätigkeit und die Teilnahme und Mitwirkung der Frauen hieran einengenden Bestimmungen der einzelstaatlichen Vereinsgesetze. 3) Verleihung der Rechtsfähigkeit an die Berufsvereine zur Sicherstellung ihrer Vermögens-

Digitized by Google

rechte.

Ueber die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine referierte im besonderen der Vorsitzende des deutsch-nationalen Handlungsgehilfenverbands. Es handelt sich hier darum, dass diese Vereine nur beschränkte Prozessfähigkeit haben, weder Grundbesitz noch Hypotheken erwerben können, da alle Mitglieder, jede Veränderung des Mitgliederbestandes ins Grundbuch eingetragen werden muss. Für grosse Vereine sei dies unausführbar; auch gebe es jeden schutzlos der Massregelung preis. Man frage sich vergeblich, weshalb diese Beschränkungen eintreten, da doch zweifelsohne ein Verein um so vorsichtiger und überlegter bei seinen Entschliessungen sein werde, je mehr Vermögen er habe. Die Streikfrage dürfe hiemit nicht verquickt werden. Die Vorenthaltung der Rechtsfähigkeit werde nur als Schikane empfunden und gebe den Nährboden ab für berechtigte Unzufriedenheit: die Arbeiter können verlangen, dass ihre Pfennige demselben Schutz unterstehen wie die Gelder der Aktiengesellschaften, Genossenschaften und Landwirtschaftskammern. In der Diskussion wurde nur noch betont, dass keine die Bewegungsfreiheit einschränkende, etwa die Regresspflicht einführende Bestimmungen an die Rechtsfähigkeit geknüpft werden dürfen.

Endlich referierte der katholische Arbeitersekretär Giesberts über die Errichtung von Arbeitskammern. Er knüpfte an an die Februarerlasse des Kaisers, worin zur Pflege des Friedens zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Einrichtungen in Aussicht gestellt wurden, wodurch die Arbeiter durch Vertreter, die ihr Vertrauen geniessen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten beteiligt und zur Wahrung ihrer Interessen bei Verhandlungen mit ihren Arbeitgebern und den Organen der Regierung befähigt werden, ihnen der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche, der Regierung aber fortlaufende Unterrichtung darüber ermöglicht werde. Besser als durch reine Arbeiterkammern werden diese Zwecke durch paritätische Arbeitskammern erreicht, in denen die Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen grosser Industriegruppen vertreten sind. Schwierig ist die Regelung hinsichtlich der Einigungsämter und Begutachtung von Gesetzentwürfen, besonders wichtig die Pflege der Statistik. Voraussetzung gedeihlicher Arbeitskammern ist aber starke gewerkschaftliche Organisation, Schulung der Vertreter in den Berufsverbänden. Weshalb sei den Sozialdemokraten in Gewerbegerichten, Krankenkassen u. s. f. aller Einfluss zugefallen? „Weil wir zu faul und gleichgültig sind. Wir müssen mehr Initiative ergreifen. Dem Arbeiterspiessbürgertum, das sich begnügt, den „Generalanzeiger“ zu lesen, müssen wir den Krieg erklären.“ Vor allem gelte es, der Regierung in der Richtung auf Durchführung der vom Kaiser geforderten Gleichberechtigung des Arbeiters eine Stütze zu sein. — In der sehr lebhaften Debatte wurde hervorgehoben, dass die Arbeitskammern die einander fremd gewordenen Stände der Arbeiter und Arbeitgeber einander wieder näher bringen, den Kampf erheblich zurückschrauben werden. Im besonderen wurde Einbeziehung der landwirtschaftlichen Arbeiter als besondere Gruppe in die Landwirtschaftskammern, des Lohngebiets in die Arbeitskammern, Wahlrecht der Arbeiterinnen, die nicht einfach von den Männern mitvertreten werden können, gefordert. Schliesslich wurde einstimmig eine

Digitized by Google

Resolution angenommen, worin die Schaffung solcher Arbeitskammern als eine der nächsten und wichtigsten Aufgaben der deutschen Sozialpolitik der Initiative der Regierung und der lebhaften Propaganda aller Arbeiter empfohlen wurde.

Nachdem noch eine heilsame Auseinandersetzung über den Unterschied der religiösen Arbeitervereine, deren Aufgabe Erziehung zur Religiosität, sozialpolitische Schulung und allgemeine Vertretung sozialpolit. Interessen, und der christl. Gewerkschaften, deren Aufgabe die Vertretung der Interessen des speziellen Berufs sei, und über die Einsetzung eines ständigen Ausschusses stattgefunden, wurde der letztere gewählt aus allen grösseren Verbänden mit dem Auftrag, den nächsten Kongress vorzubereiten, der spätestens binnen 3 Jahren stattfinden soll, und mit einem Statut, das ihm die Ermöglichung gemeinsamen Vorgehens und die Herbeiführung gegenseitiger Verständigung bei allen die Arbeiter betreffenden soz. Angelegenheiten von Fall zu Fall zur Pflicht macht. — Man wird gewiss im Rückblick auf die ebenso ein- wie freimütigen Verhandlungen dieses ersten nichtsozialdemokratischen Arbeiterkongresses mit dessen Vorsitzenden sagen dürfen: wenn im Sinne dieses Kongresses weitergearbeitet wird, wird er ein Markstein in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung sein. Besonders dadurch, dass er nach der allzu langen Bevormundung durch Pastoren und andere Akademiker endlich einmal ein reiner, wirklicher Arbeiterkongress war, der eben dadurch auch dem grundmässigen Misstrauen der Arbeiterschaft gegen alle fremde Einmischung nicht ausgesetzt ist. Dann aber auch durch die vortreffliche Vereinigung von grundsätzlicher Ablehnung des Klassenkampfes und Bejahung des nationalen, christlichen Staatswesens und völlig uneingeschränkter Kritik an den Ungerechtigkeiten der Klassengesetzgebung und Klassenjustiz, an dem „freien“ Arbeitsvertrag u. a., wodurch er der Sozialdemokratie in der Vertretung berechtigter Arbeiterinteressen nichts nachgab. Mag der „Vorwärts“ unter Ausschlachtung einer seltsamen Beglückwünschung durch den Bund der Landwirte den Kongress als eine „verkleidete Kampforganisation gegen die Sozialdemokratie zur Verführung der Arbeiter, ihre Lebensinteressen preiszugeben“ abschütteln, andere Leute, die auch mit Vorurteilen an die Vereinigung christlicher und nationaler Arbeiter herantraten, wie die Voss. Ztg., mussten gestehen, dass keine ihrer Mutmassungen bestätigt seien, keine Propaganda für eine Kirche oder politische Partei, lediglich das Denken von Arbeitern über Arbeiterinteressen zum Ausdruck kam. Für den kirchlichen Chronisten ist aber auch das von Bedeutung, dass die Möglichkeit des Zusammengehens beider Konfessionen auf dem Gebiet der Gewerkschaftsfragen durch den Kongress erwiesen und die Sprengungsversuche der Korum und v. Savigny an der gesunden Sachlichkeit der kathol. Arbeiter gescheitert sind. Der „Hannov. Kurier“ schrieb wohl mit Recht (T. R. 513): „Nach Frankfurt ist es ausgeschlossen, dass die Vereine, vielleicht von ein paar ultraklerikalen Organisationen abgesehen, in jenes bescheidene Dunkel zurücktreten; sie sind sich ihrer Macht bewusst geworden und werden sich weder von ultramontanen, noch von christlich-sozialen Agitatoren oder wer es sonst sei, länger für ihre Parteizwecke gebrauchen lassen. Diesen eingeordnet, standen sie im Hintertreffen; von nun an werden sie

Digitized by Google

aller Voraussicht nach in die vorderste Reihe des politischen Parteienkampfes treten." Ganz besonders wichtig aber ist die Aussicht, die der Unterstaatssekretär a. D. Rothe dem Kongress mit seinen sachlichen und massvollen Forderungen, die der gesamten Arbeiterschaft Deutschlands zugute kommen sollen, eröffnete: „Ich bezweifle nicht, dass die dort gefassten Beschlüsse auf unsre gesetzgebenden Faktoren einen ganz anderen Eindruck machen werden, als der Hexensabbath in Dresden" (T. R. 97).

Ermutigt durch die Aufnahme, die der vom Arbeiterkongress gewählten Deputation beim Reichskanzler zu teil ward, wandte sich der Ausschuss am 26. Februar (T. R. 96) an „die christlich und nationalgesinnten Arbeiter, Arbeiterinnen, Gehilfen, Bediensteten und Angestellten Deutschlands" mit der Aufforderung, einer umfassenden Propaganda für die baldige Durchführung der Forderungen des Kongresses beizutreten durch Sammlung von Beschwerdematerial und durch Mitarbeit an der äusseren Erstarkung und dem gesunden inneren Ausbau der christlich-nationalen Arbeiterbewegung. Dazu bedürfe es praktischer Schulung und Erziehung in den Einzelvereinen mittels Unterrichtskursen, Diskutierklubs, Vorträgen, Ausbau der Arbeiterpresse, Heranbildung tüchtiger Führer, weiterhin in den einzelnen Städten des Zusammengehens bei allgemeinen sowie kommunalen sozialpolit. Aufgaben, besonders bei Wahlen der Arbeitervertreter zu Krankenkassen und Gewerbegerichten, endlich einer lebhaften örtlichen Werbearbeit zwecks Ausbreitung der christlich-nationalen Arbeiterbewegung. Es gelte, die geweckte Bewegung in die weitesten Kreise hineinzutragen und die grosse bisher gleichgiltige und fernstehende Masse aufzurütteln und zu begeistern für das so hoffnungsvoll begonnene Werk, das vielfach harte Los der arbeitenden Stände zu bessern und ihre Gleichberechtigung im praktischen Leben zur Geltung zu bringen.

Mit dieser von aller Harmonieduselei vermeintlicher „Interessengleichheit" der Arbeitgeber und Arbeitnehmer freien realpolitischen Vertretung der Arbeiterinteressen dürfte doch ins künftige wirklich zu rechnen sein, falls nicht die unverbesserlichen Freunde einer wohlwollenden patriarchalischen Ordnung der Arbeiterverhältnisse von oben her und die im Grunde auf demselben Anschauungsboden stehenden Scharfmacher massgebenden Einfluss auf Regierung und Parlament gewinnen.

In den Parlamenten kam zunächst die Aussperrung in Krimmitschau und die Stellung der Geistlichkeit dazu zur Sprache. Es ist erinnerlich, dass aus der Forderung des 10stündigen Arbeitstags dort eine allgemeine Aussperrung erwuchs, die eine ungemeine Dauer hatte und gerade um die Weihnachtszeit die Verbitterung der Arbeiter auf ihren Höhepunkt brachte. Es ist wohl zweifellos, dass zunächst ein an sich berechtigtes Klasseninteresse der Arbeiter sich geltend machte, dass aber auch den Arbeitgebern bei der Ablehnung der Forderung eine gewisse Berechtigung in der Rücksicht auf die Konkurrenz bei einer ohnedies ungünstigen Konjunktur zuzusprechen ist. Als nun von den Ausgesperrten Christbescherungen mit gewiss viel Zündstoff aufhäufenden Agitationsreden sozialistischer Führer geplant, von der Behörde aber zur Vermeidung von Aufruhr und weiterer Erregung verboten wurden, kam es zu allerdings nicht 600,

Digitized by Google

nur c. 20 Austritten aus der Landeskirche (Chr. 2); der ganze Hass der sozialdemokratischen Presse ergoss sich in unzähligen Weihnachtsnummern über die Kirche als die Heimat der vollen Bäuche, die den Erlöser aussperren lässt für die ärmsten Brüder (Chr. 3). Als es dann der Krimmitschauer Pfarrer Schink wagte, in der Christl. Welt 2 seine Auffassung von dem Hergang ungeschminkt vorzutragen, wonach sich aus der an sich berechtigten, aber unzeitgemässen sachlichen Forderung des Zehnstundentages durch den freventlich vom Zaun gebrochenen Streik alsbald eine Machtfrage erhob, welche die Arbeitgeber mit der Aussperrung aller sich solidarisch erklärenden Arbeiter beantworteten, da beschuldigte ihn Naumann (Chr. 5), dass er den Standpunkt der Handwerksmeister von ehedem auf neuzeitliche Grossbetriebe übertrage, den Herren das Recht der solidarischen Aussperrung aller Arbeiter auf Grund des Streiks Vieler zubillige, den Arbeitern aber nicht die Pflicht kameradschaftlicher Solidarität als Glieder eines grossen Körpers, sondern unkameradschaftliche, egoistische Einzelmoral predige und so wieder das Recht der Arbeitswilligen vertrete statt die Pflicht der Unterordnung und Arbeit für alle. Die sozialdemokratische Presse nahm natürlich (Chr. 4) die vortreffliche Gelegenheit wahr, ihrem Publikum zu zeigen, „auf welcher Seite man im Kampfe zwischen Arbeit und Kapital die Durchschnittspastoren zu finden hat", nannte Schinks Brief einen „Priestersegen für Belagerungszustand, Aussperrung und soziale Unvernunft" und forderte die noch unter dem Einfluss von Kanzelreden und frommen Traktätchen stehenden Genossen auf, sich klar zu werden über die holde Dreieinigkeit: Klassenstaat, Unternehmertum und Kirchenchristentum. Während aber die grosse Mehrzahl seiner nächsten Kollegen sich mit Schinks den Tatsachen entsprechender, auch den Regierungsmassnahmen gerecht werdender Auffassung solidarisch erklärte, fassten mehrere zur Begründung der evangel.-sozialen Vereinigung für Sachsen versammelte Geistliche eine Resolution (Chr. 5), worin sie erklärten, dass Schinks Auffassung des Streiks, abgesehen von der Verurteilung grober Ausschreitungen, keineswegs von allen evangel.-kirchl. Kreisen Sachsens geteilt werde, und jedem Versuch, dem Arbeiterstand in seinen Kämpfen um Verbesserung seiner wirtschaftl. Lage ein geringeres sittliches Recht zuzumessen als den Unternehmern, scharf entgegentraten. Sehr richtig scheint mir die Strassburger Ztg. die Pflichten evangel. Arbeiter in ähnlicher Lage dargetan zu haben (Chr. 6), indem sie ihnen im Unterschied von Unbeteiligten, die gewiss verschiedener Meinung sein könnten über den Arbeitskampf, die Pflicht der Sympathie mit den Streikenden und Ausgesperrten als selbstverständlich zusprach. Es stimmte in der Tat recht wenig zu der ganzen Stimmung und Haltung des Frankfurter Kongresses, wenn das Organ des Gesamtverbandes evang. Arbeitervereine in der Ueberzeugung, dass der Fortgang des Kampfes bis zur erreichten Erbitterung Mache der Sozialdemokratie war, der zum ersten Mal geschlossen auftretenden Arbeitgeberschaft den Sieg wünschte. Da zeige sich, urteilt die Str. Ztg., der politische Gegensatz gegen die Sozialdemokratie grösser als das Gefühl der Solidarität mit schwer kämpfenden Berufsgenossen. Dagegen habe der württemberg. Landesverband evang. Arbeitervereine die Situation richtig erfasst, indem er Sammlungen zu

Digitized by Google

Gunsten der Krimmitschauer Arbeiterfamilien veranstaltete. „Er hat offenbar bedacht, dass evang. Arbeitervereine, denen es im entscheidenden Augenblick an Mut fehlt, sich zu ihren Klassengenossen zu bekennen, nicht nur sich selbst, sondern zugleich das Evangelium in Misskredit bringen, das sie in ihrem Namen führen. Denn dass das Evangelium den Arbeiter zum opferwilligen Eintreten für die Interessen seines Standes verpflichtet, das muss doch jedem klar sein, der an die schwere Aufgabe herantritt, die Arbeiterbewegung mit religiös-sittlichem Geiste zu durchdringen". Das scheint mir im wesentlichen richtig, wenn ich auch einem Arbeiter, der sich von der wüsten Ausnutzung der Situation durch die Sozialdemokratie und von der Not seiner Familie auf die Seite der Arbeitswilligen drängen lässt, den Namen eines evangelischen Christen nicht bestreiten möchte.

Bei der Verhandlung der Sache im Reichstag am 25. Januar (Chr. 6) stellte nun der sozialdem. Abg. Fischer es so dar, als seien die evang. Pastoren in Krimmitschau als schwarze Gendarmen aufgetreten, als die grünen nicht mehr ausreichten, wie es denn niemals eine volksfeindliche Bewegung, niemals eine Infamie in der Weltgeschichte gegeben habe, zu der nicht ein Pfaffe seinen Segen gesprochen hätte. Das erklärte dann der nationalliberale Abg. Lehmann (Chr. 7) für eine bodenlose Gemeinheit und Frechheit. Der Pfarrer habe einfach die Wahrheit gesagt; es könne doch einem evang. Geistlichen nicht verboten werden, etwas zu sagen, was jedem andern Menschen im deutschen Reich erlaubt sei. Der Antisemit Gräfe aber verteidigte unter ausgiebigstem Gebrauch des Namens Gottes das Vorgehen der Behörden und Geistlichen in Krimmitschau, die einfach eine rettende Tat vollbracht gegenüber den Sozialisten, die dort einen Diebstahl begingen an Ruhe, Zufriedenheit und Menschenwürde. „Wir wollen hier mit dem Christentum kämpfen; wir glauben noch immer, dass wir in diesem Zeichen siegen werden". Dagegen meinte v. Gerlach, Schink habe seiner Kirche einen schlechten Dienst erwiesen; aus den Kreisen unserer Kirche müssten möglichst viele Proteste gegen seinen Brief kommen. Jedenfalls ist mit den groben gottvollen Phrasen Gräfes nichts in der schweren Frage getan, während man immerhin vorsichtig sein muss mit dem Urteil über Schink, dem ich meinerseits allerdings vom taktischen wie wirtschaftspolitischen Standpunkt aus Unrecht geben muss. Man sollte ihm gewiss das Recht zubilligen, seine Auffassung, die offenbar ernst geprüft war, offen darzulegen, wie man es auch dem verstorbenen Pastor Gast nicht durchaus verübeln konnte, wenn er die Aussperrung zum Gegenstand seiner 2. Weihnachtspredigt machte (Chr. 31). Freilich konnte Gast so wenig wie Schink sich beschweren, wenn seine Predigt in der Arbeiterpresse zum Gegenstand einer scharfen Kritik gemacht wurde, wie denn die Beleidigungsklage des Superintendenten gegen den Redakteur der Sächs. Arbeiterztg. vom Dresdener Landgericht kostenpflichtig abgewiesen wurde. Mir scheint weitgehendste Zurückhaltung der Geistlichen in solchen Fällen angemessen, wo sie nicht zu der Ueberzeugung durchdringen, dass sie sich auf die Seite der eine Besserung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lage erstrebenden Arbeiterorganisation zu stellen haben.

Einen ganz eigenartigen Typus eines sozialen Pfarrers gab der hochverehrte greise Pastor v. Bodel-

Digitized by Google

schwingh dem erstaunten preussischen Abgeordnetenhaus am 5. Mai zu geniessen (T. R. 210. 211). Er war sich bewusst, eine Tonart anzuschlagen, die nicht so in ein Parlament hineingehört: er arbeitete wie zu Hause immer mit der direkten Anrede „du“ und liess „das Bächlein seiner Rede ein klein bischen auch wilde Wasser überspülen“. So warf er den Kanalgegnern ziemlich deutlich vor, dass sie eine kleinliche Politik treiben, indem sie stets also kalkulieren: „das hast du geschenkt gekriegt, folglich muss ich auch etwas haben“. Dann trat er seiner verborgenen Freundin, der konservativen Partei, gründlich entgegen und bekannte sich mit ganzer Freudigkeit zur Kanalvorlage „und zwar darum, weil ich die innige Ueberzeugung habe, dass gerade unsere Kanäle uns grosse Dienste leisten können in der Heilung unserer kranken Volksseele, will ich mal sagen, in der Heilung unserer sozialen Schäden“. Man habe zu seiner Trauer noch keinen Ton darüber gesagt, dass die 400 Millionen zunächst an die armen Kanalarbeiter kommen. Die seien keine geringe Ware, ob sie auch arme Polacken und Italiener sind: „es sind meine Brüder von der Landstrasse, um derentwillen ich ganz besonders auch die Wahl angenommen habe“. Und nun erhob er schwere Anklagen gegen die Art, wie Unternehmer öffentlicher Bauten, auch des Ost-West- und des Nord-Ostsee-Kanals ihre Arbeiter ausbeuteten. Sein Angebot tüchtiger Verwalter der Baracken sei gescheitert an der Schnapsfrage: „ohne Schnaps kann man keine Kanäle bauen!“ Und doch sei der Schnaps der stärkste Menschenschinder, ein Sünder ohnegleichen. Der Minister solle jeden Unternehmer, der nur mit Schnaps arbeiten zu können behaupte, die Treppe runterschmeissen. Man solle das Geld auch nicht alles ausser Landes gehen lassen, sondern die hunderttausend Leute, die im Winter arbeitslos auf der Landstrasse umherlaufen, an die Karren stellen, freilich auch zum Sparen anhalten: ohne Schnaps lassen sich 100 Millionen an dem Lohn ersparen und nach Hause schicken, ungefähr die Hälfte des Verdienstes. Der Mittelpunkt seiner Freude aber sei, dass bei dem Kanalbau dieselbe Verbindung von Landwirtschaft und Industrie zur Anwendung kommen solle, die sein Verein Arbeiterheim auf seine Fahne geschrieben habe, dass an den Kanälen Arbeiter angesiedelt werden können und so durch die Kanäle wenigstens unser Hauptschmerzenskind, die greulichen, gross angesammelten Industriestädte mit den verkommenen Familien dezentralisiert werden können. So werde das Ansiedelungsgesetz auch noch grössere Wirkung tun. „Da müsst ihr auch noch mithelfen!“ Man könne am Dortmund-Ems-Kanal 2 Millionen Arbeiter, allerdings nicht auf 14 Tage Kündigung ansiedeln. Uebrigens sollte keine industrielle Fabrik in Zukunft genehmigt werden, wenn der Mann nicht nachweisen könne: wo lässt du deine Arbeiter?! Allerdings seien die meisten Werke Aktiengesellschaften, die ihre Aktien im Geldschrank liegen lassen und sich wirklich nicht um die kleinen Leute kümmern, zumal sie meistens nicht einmal aus Germanen bestehen. Nur durch eine grosse Arbeit auf diesem Gebiete der Arbeiterfürsorge könne man der Sozialdemokratie Abbruch tun. Bismarck habe einen grossen Fehler gemacht, indem er dem Volk das allgemeine Wahlrecht gab, ehe es reif dazu war. Nun gelte es, der Vernichtung eines grossen Teils des

Digitized by Google

Mittelstands, der Lockerung des Familienlebens durch die Ankettung an die Maschine entgegenzuwirken. Dazu müssten die Fabrikanten mitwirken. „Und auch ihr lieben Leute von der Landwirtschaft müsst etwas dazu tun. Ihr seid mir doch nicht böse? Ihr sollt ein Vorbild sein, und du, mein lieber Minister von Rheinbaben, sei doch nicht so bange. Du kannst dein Geld gar nicht besser anlegen, als bei den kleinen Leuten, die ihr kleines Grundstück bebauen und dort mit ihrer Familie wohnen. Der Landwirtschaft möchte ich gerade den Löwenanteil an der Lösung dieser Aufgabe zuweisen. Ihr aber sagt: „Wir wollen nicht so töricht sein, uns eine Laus in den Pelz zu setzen." Das sind keine Läuse. Ihr grossen Grundbesitzer, der kleine Mann, der auf seiner Kathe sitzt und sein Land bebaut, ist keine Laus und läuft auch nicht weg". Nachdem er so die stürmische Heiterkeit auf den Gipfelpunkt geführt hatte, fasste er seine zumal an die konservative Partei gerichteten Bitten in die tiefernsten Worte zusammen: „Viele Familien werden gerettet, viele christliche Familien werden erhalten, Kirchen und Schulen werden blühen und grünen! Wenn wir so einig sind und auf Gott blicken, dann wird er auch unserer Arbeit seinen Segen erteilen. Amen!"

Während diese originelle, aus der Fülle einer erbarmenden Lebensarbeit an dem fünften Stand kommende Rede tiefen Eindruck auf allen Seiten machte, zumal sie die Sünden der nächstsitzenden Freunde so aufrichtig wie schonend behandelte, während man sich da allgemein sagte: hier spricht die Stimme der Caritas für die Enterbten, allerdings ohne Sinn und Verständnis für den Emanzipations- und Klassenkampf des 4. Standes, blieb die grosse Wirkung offenbar aus bei der zweiten Rede, womit B. am 17. Juni seinen Antrag vertrat, die Staatsregierung aufzufordern, dem Landtage alsbald einen Gesetzentwurf vorzulegen, durch welchen die Fürsorge für arbeitsuchende mittellose Wanderer mittels Einrichtung von Wanderarbeitsstätten in Verbindung mit Arbeitsnachweisen geregelt werde. Es gelte vor allem, die zu Unrecht so genannte Korrektionshaft einzuschränken. In einer etwas zu gemütlichen Auseinandersetzung mit dem Abg. Fischbeck, dem Leiter des Berliner Asyls für Obdachlose, dessen vortreffliche Einrichtung er allen Abgeordneten durch Einquartierung für eine Nacht kennen zu lernen empfahl, führte er den Gedanken aus: nichts gewähren ohne Gegenleistung, die Leute arbeiten lassen für ihr Obdach: „das ist eine ganz falsche Barmherzigkeit, die ohne jede Gegenleistung Opfer bringt. Ohne Zucht ist die grösste Barmherzigkeit unbarmherzig". Die weiteren Redner zollten den warmherzigen Ansichten des Antragstellers zwar volle Anerkennung, kehrten aber die sachlichen Schwierigkeiten heraus, und obschon der Antrag im Prinzip angenommen wurde, scheint er wenig Aussicht auf Erfolg zu haben, da der Vertreter des Ministers eine Beteiligung des Staats an den Kosten für ausgeschlossen, auch die Durchführung des Antrags von der Schaffung einer rechtlichen Möglichkeit abhängig erklärte, dass diejenigen, die nicht arbeiten wollen, wegen Arbeitsscheu bestraft werden. B. blieb in seinem Schlusswort dabei: „Vor allen Dingen ist es notwendig, die jungen Leute aus den Asylen, in denen sie nichts tun, zu retten. Die Asyle sind geradezu Hochschulen des Lasters." Sollten sie nicht doch notwendige Uebel sein?

Digitized by Google

— Jedenfalls war das Auftreten des edeln Menschenfreundes, der Verkörperung der von modernen sozialpolitischen Anschauungen unberührten christlichen Caritas gegenüber den deklassierten Leuten, ein für das Ansehen des Pfarrstandes sehr erfreuliches Ereignis, obschon die naive, zutrauliche und insinuierende Methode des Vorgehens sich beim zweiten Mal schon unwirksamer erwies.

Mitten in den Kampf gegen die Sozialdemokratie führten die Verhandlungen des Herrenhauses vom 12. und 13. Mai (In R. 221—223). Da wandte sich zunächst der ewige Ministerkandidat v. Manteuffel gegen die Bekämpfung der Sozialdemokratie mit geistigen Waffen, da jene doch, deren Gebote lauten: „verachte jede Religion, ehre den König nicht, dein Vaterland sei dir total gleich", nur mit Reizen der Lüsternheit arbeiten. Er erklärte die Aufhebung des Sozialistengesetzes für ein grosses Unglück, erwartete weder von dem Dresdener Geschimpfe noch von der Rede des Kanzlers irgend welchen Abbruch an der Gewalt der Sozialdemokratie. Unter lebhafter Zustimmung sprach er dagegen der Opferfreudigkeit der Krimmitschauer Fabrikanten die Anerkennung aus: „die Tat der Fabrikanten übt einen viel schädlicheren Einfluss auf die Sozialdemokratie aus als die Rede des Kanzlers und der Dresdener Parteitag". Darum rief er den Herrn am Regierungstisch zu: „Verlassen Sie endlich die Defensive, gehen Sie zu einer schneidigen Offensive über! Der Worte sind genug gewechselt. Wir wollen endlich Taten sehn!" Sein Parteigenosse Graf Mirbach erblickt in dem Ersatz des Reichstagswahlrechts durch das für den preussischen Landtag geltende Wahlrecht die beste Remedur der Reichsverdrossenheit. Doch würde er an dem allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht nichts ändern, nur das erst durch den Reichstag in die Verfassung gebrachte geheime Wahlrecht wieder herausschaffen. Dem Reichskanzler will er die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er in sozialpolitischer Hinsicht eine zum Teil schon minderwertige Erbschaft angetreten habe. Er schloss mit dem Bedauern, dass von Männern, die zu Lehrern und Erziehern der Jugend bestimmt sind, ein Zusammengehen der Liberalen mit den Sozialdemokraten gegen die Konservativen empfohlen worden sei. — Dem von beiden Herren in nuce dargebotenen reaktionären Regierungsprogramm stellte dann Schmoller, den Stier bei den Hörnern packend, das sozialpolitische Programm von uns Kathedersozialisten entgegen. Das neue Programm der konservativen Führer stelle sich als ein hinter freundlichen Worten verborgener Angriff auf die Regierung dar. „Trotz aller gegenteiligen freundlichen Höflichkeitsbezeugungen haben sie Dinge energisch und dringlich hier gefordert, von denen sie sehr gut wussten, dass der Ministerpräsident dafür nicht zu haben sei". Es handle sich bei diesen agrarischen Velleitäten um das Begehren eines ältesten Jungen nach der grössten Portion Zuckerbrod, die der gerecht verteilende Vater (Bülow) nicht spendieren könne. Ganz anders liege es mit der Bekämpfung der Sozialdemokratie. Da würden als Heilmittel Ausnahmegesetze und Wahlrechtsverkürzungen empfohlen, deren praktische Durchführung in absehbarer Zeit ganz unmöglich, auch von den Rednern als Geheimnis behandelt sei. Wie wollen sie denn Bundesrat und Reichstag umstimmen? Jedermann vermute, dass das Geheimnis in dem Staatsstreich, in der Revolution von oben liege. Das wäre

Digitized by Google

das grösste Unglück für den preussischen Staat, wie auch Bismarck urteilte, als er 1867 statt des Staatsstreiches, den man erwartete, der Verfassung seine Achtung erwies und Indemnität nachsuchte. Die Herren wünschten eine Partei- und Klassenregierung, wir eine monarchische Regierung über den Klassen und Parteien. Die Sozialdemokratie müsse man in erster Linie nicht als grosse Gefahr, sondern als Teilerscheinung zu der notwendigen heilsamen Hebung der unteren Klassen betrachten, die mit der heutigen Volksbildung, mit dem heutigen Wohlstand, mit der Ausstattung aller Bürger mit den gleichen Rechten kommen musste. Nun gelte es auch die Gefahren und Schattenseiten dieser seit Jahrtausenden nicht gesehenen technischen und wirtschaftlichen Revolution mit in den Kauf zu nehmen. Dagegen stehe er in der Beurteilung der spezifisch deutschen völlig revolutionären Leitung der Arbeiterbewegung ganz auf demselben Boden mit denen rechts: sie ist das Unglück für Deutschland. Aber weniger wegen der wirtschaftlichen Pläne, die zerschellen werden, als wegen der politischen Theorie der Sozialdemokraten, ihres Wahns der Volkssouveränität, ihrer Erwartung, dass man mit Rezepten plötzlich ganze Völker umbilden könne. Noch schlimmer freilich sei es, dass die Partei unter die Herrschaft von Karl Marx, dem reinen Privatmann und grossen Gelehrten, gekommen sei, der von einer Leidenschaft des blinden Hasses beseelt war. Diese Leidenschaft des Hasses wurde in die Klassenverhältnisse hineingetragen und so alle sozialen Beziehungen zum Kampf gestempelt, die Staats- und Gesellschaftsordnung nicht mehr als Friedensordnung gewertet. Die Gefahr liege also in Gefühlsimponderabilien, die man sicher nicht durch polizeiliche Unterdrückungspolitik, freilich auch nicht durch die geistigen Waffen gelehrter Schriften, wohl aber durch eine länger anhaltende absolut gerechte Regierung, die über den Klassen stehe, am allerwenigsten durch ein feudal-aristokratisches Klassenregiment heilen könne. Ausnahmegesetz, Staatsstreich, Wahlrechtsverkürzung würden die Sozialdemokratie nur innerlich festigen, wie seinerzeit das Sozialistengesetz, das lediglich die sozialdemokratischen Führer über ganz Deutschland zerstreut habe. Die viel gefährlichere Bewegung des englischen Chartismus sei verschwunden, weil der grosse Führer der Konservativen, Disraeli, auf die Seite der Arbeiter trat und die Tories die Reformgesetzgebung in die Hand genommen haben. Ja, wenn wir einmal einen Bund der Aristokraten mit den Arbeitern erlebten! Auch die gerechte Regierung Napoleons III. über die Klassen hat ähnliche Folgen gehabt. So könne es auch bei uns nur besser werden, wenn unsere Regierung, wie sie den besitzenden Klassen die absolute Sicherheit biete, dass ihr Eigentum geschützt sei, so mit gerechter Hand den Arbeitern, ob sie Sozialdemokraten sind oder nicht, zeigen, dass sie sie fördern und heben will. Mit solcher Politik sei die grösste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass die Umbildung der Sozialdemokratie zu einer zwar radikalen, aber doch zu einer Partei, mit der man verhandeln könne, in ein oder zwei Menschenaltern gelingen werde. „Die alten Führer, die aus der Zeit vor 1870 stammen, hatten die alten marxistischen Traditionen, die jüngeren sind aber Revisionisten, und keiner von ihnen glaubt unter vier Augen noch an die Lehre von Marx. Diese alte Generation ist im Absterben und wird

Digitized by Google

vom sozialdemokratischen Oberpriester Kautsky bald heilig gesprochen und in den Himmel versetzt sein. Dann wird die Heiligenverehrung beginnen. Aber damit wird auch Platz geschaffen für die jüngere Generation, und in dieser jüngeren Generation ist ein anderer Geist." Dazu komme für ihn ein anderes Hauptmoment: in einer Zeit allgemeinster klassenmässiger Organisation könne man auch die Organisation der Arbeiter schon aus Gründen der Gerechtigkeit nicht hindern; vor allem aber könne der Friede mit den Arbeitern nur durch Arbeiterführer vermittelt werden, denen die Masse sich unterordne. „Die Masse kommt nicht so weit, ganz vernünftig zu sein; aber die Führer können vernünftig sein, die haben die Bildung, dass sich mit ihnen verhandeln lässt, dass die Unternehmer, die Staatsregierung mit ihnen irgendwie auskommen kann." Als Zeugen dafür führte Sch. Miquel an, der als Oberbürgermeister oft gesagt habe: „ich komme mit ihnen sehr gut aus". „Das ist die Weise, um die unteren Klassen zu versöhnen; das ist die Weise, wie die unteren Klassen lernen können, mit zu verwalten und mit zu beraten, und dadurch allein können die unteren Klassen von ihren Utopien geheilt werden." Nachdem Schmoller schliesslich noch die Handelspolitik Caprivis in sachkundigster Weise gegen die Freunde des Zollkrieges vertreten hatte, spitzte er seine Programmrede in den Ausdruck der Ueberzeugung zu, die wir vollauf teilen, dass, „wenn man auf ganz Preussen und Deutschland Rücksicht nehmen wollte, die beiden Herren nur eine kleine Minorität hinter sich haben, nach der die verbündeten Regierungen und die preussische Regierung ihre Politik nicht betreiben können und dürfen."

Natürlich blieben diese grosszügigen und tiefgründigen Ausführungen ohne alle Wirkung auf die rechte Seite des Hauses. Der Hausminister von Wedel-Piesdorf hatte von den beiden Herren nicht den Eindruck wohlgenährter, immer bevorzugter Jungen, vielmehr den der Stiefkinder, die nun endlich auch einmal etwas haben wollten. Man könne es ihnen auch nicht verargen, wenn sie nach einem Mittel suchen, um den Umsturztendenzen entgegenzutreten, die wir durch unser radikales Wahlgesetz grossgezogen haben. Nur durch eine Aenderung desselben könne die Sozialdemokratie wirksam bekämpft werden, wie auch kürzlich ein nationalliberaler Abgeordneter (der von Altona), die geheimen Gedanken der Mehrheit (?) der Nationalliberalen aussprechend, geurteilt hat. Man werde allmählich bei den Liberalen wie bei den Konservativen den Mut finden zu offener Bekämpfung des Wahlrechtes, das durch öffentliche Wahl, Einführung eines mässigen Zensus, durch Heraufsetzung des wahlfähigen Alters auf 30 Jahre korrigiert werden müsse. Nicht einsichtsvoller äusserte sich der Exminister Lucius für Einführung des indirekten Wahlrechts und Erneuerung des Sozialistengesetzes, mit dessen Scheitern erst das Anschwellen der Sozialdemokratie eingesetzt habe. Die soziale Gesetzgebung habe nicht nur nicht die sozialdemokratischen Stimmen vermindert, sondern drohe sogar durch das Kassenwesen geradezu eine Organisation der Sozialdemokratie zu werden. Es gehöre also ein grosser Optimismus dazu, zu glauben, mit sozialen Reformen gegenüber der Sozialdemokratie auszukommen. Ja, wollte denn der grosse Herr mit der Zurücknahme des Reichstagswahlrechts auch die der sozialen Gesetz-

Digitized by Google

gebung empfehlen!? Und da bedankte sich Graf Mirbach noch für die „ausgezeichneten“ Ausführungen! Er erklärte es dann für deplaciert — echt! —, die Frage des Staatsstreichs überhaupt anzuregen; daran habe niemand in seinen Reihen gedacht. Aber wie will der junkerliche Heisssporn denn sonst im Reichstag seine Pläne durchsetzen?! Von einem feudal-aristokratischen Klassenstaat konnte er natürlich auch nichts entdecken. Das Sozialistengesetz sei sehr wirksam gewesen — in welcher Hinsicht? Mit England könne man unsere Verhältnisse nicht vergleichen, da dort das Volk bis in die arbeitenden Klassen hinein sehr konservativ und patriotisch sei — etwa auch zur Zeit des Chartismus?! Der Ministerpräsident und der Eisenbahnminister hätten eine ganz andere Stellung zur Sozialdemokratie eingenommen. Miquel sei zu bedeutend gewesen, als dass er solche Aeusserungen im Zusammenhang hätte machen können. Ueber jeden Sozialdemokraten, der vielfach nach einem Schiffbruch im Leben in die Umsturzbewegung hineingekommen, den Stab zu brechen, verbiete ihm sein christlicher Standpunkt; dagegen seien ihre Führer als Todfeinde von Gesellschaft, Religion und Staatsordnung nachdrücklich zu bekämpfen. In der Wahlrechtsfrage, über die die konservative Partei als solche niemals disputiert habe, gehe er nicht so weit wie v. Wedel. Dann wies er den Vorwurf des „Ansturms“ gegen die Regierung gelegentlich der Kanalvorlage energisch zurück. Schliesslich versuchte er noch Schmoller für die Zukunft von derartigen Vorstössen zu kurieren, wie sie in dem Kompromiss der Liberalen mit den Sozialdemokraten gegen die Konservativen in Teltow-Charlottenburg zu finden seien. Darauf verwahrte Professor Dernburg in sehr pathetischer Weise die Mehrheit seiner Kollegen gegen den greulichen Verdacht, des Kompromisses mit einer Partei, die die Fahne der Revolution hochhalte. „Ich bin überzeugt, das wird niemals geschehen, so lange das preussische Königtum und unsere Universität bestehen.“ v. Buch führte mit behaglicher Breite die Tatsachen an, aus denen die Gefahren, die von seiten der Sozialdemokratie Thron, Altar und Monarchie bedrohten, zu ersehen seien; sogar in den Kriegervereinen fasse sie bereits Fuss! Nach diesen pathetischen Tiraden kam Frhr. von Manteuffel mit seiner erfrischenden kalten Entschlossenheit zu Wort: er habe nicht ein neues Sozialistengesetz gefordert, nur die Aufhebung des alten beklagt; auch weder namens seiner Partei eine Aenderung des Wahlrechts gefordert, noch an einen Staatsstreich, der ja mal kommen könne, gedacht. Die Regierung habe Anfang 1903 die Gelegenheit zur Bekämpfung der Sozialdemokratie verpasst, komme ihr vielmehr mit einer an Schwäche grenzenden Milde entgegen. Die „Tories“ hätten ja die soziale Gesetzgebung gemacht gegen die Sozialdemokratie. Die englischen und französischen Sozialdemokraten lassen sich, weil patriotisch, mit den deutschen nicht vergleichen. Von der Mauserung der Sozialdemokratie sei seit 1877 die Rede, aber noch immer nichts zu merken! Die Regierung sollte einschreiten gegen das Treiben der sozialdemokratischen Organisationen, die den Arbeitern die Groschen abnehmen, und die Linken sich mit den Konservativen vereinen zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. — Schmoller hatte völlig recht, wenn er in seinem Schlusswort ausführte, dass alle Erwiderungen den Kern dessen, was er gesagt habe,

Digitized by Google

in keiner Weise träfen. Es gibt mit einer vornehmen Gesellschaft, die sich gegen jedes wirkliche Eingehen in die Gedanken und Wünsche der Sozialdemokraten mit dem Zitat des Grafen Eulenburg verwahrt: „Hic Niger est; hunc tu Romane caveto", keinerlei erspriessliche Auseinandersetzung unsererseits.

Es ist sofort beim Lesen dieser Verhandlungen mein bestimmter Eindruck gewesen, dass die hier noch verhüllt proklamierte Politik der starken Männer einen System- und Personenwechsel in der Regierung voraussetze und tatsächlich auch darauf hinarbeite. Denn dass sie mit den hochgefährlichen Worten Wahlrechtsverkürzung, Sozialistengesetz, Abbruch der sozialen Gesetzgebung nur so um sich werfen würden, dass sie ihre bis an den Staatsstreich heranreichenden reaktionären Schlagwörter nur zum Besten des soz.-dem. Agitationsschatzes herausgestossen hätten, war nicht zu denken. So musste man annehmen, dass sie, freilich selbst ausser Stande, ihr Rezept in sozialer Hinsicht auszuführen, vor allem Stimmung machen wollten gegen das im Grafen Posadowsky repräsentierte System einer Bekämpfung der Sozialdemokratie durch eine geduldige und langfristige Sozialreform und ausgleichende Gerechtigkeit. Der Sturmlauf der Magnaten gegen dies System wird aber sicherlich abprallen an der trotz mancherlei Schwankungen arbeiterfreundlichen Grundrichtung des Kaisers, der mit dem feudal-aristokratischen Regime als ein durch und durch moderner und mutig vorwärtsstrebender Mann nie auskommen könnte. Wir sind also den hohen Herren nur dankbar, dass sie uns in ihr unverfälscht junkerliches Herz haben schauen lassen. Schaden würde das nur dann anrichten, wenn die Regierung wirklich von ihnen sich irgendwie beeinflussen liesse. Es ist aber bereits im März der Versuch der „Post" (T. R. 111) kläglich fehlgeschlagen, zwischen der Politik des Grafen Bülow, der den Kampf gegen die internationalen Revolutionäre proklamierte, und des Grafen Posadowsky, der die berechtigten Forderungen der Arbeiter auf Verbesserung ihrer Lebenshaltung, auf Schutz von Leben und Gesundheit in steigendem Masse anerkennt, einen unlösbaren Widerspruch zu konstruieren. Nun sind beiderlei Tendenzen aber an sich wohl vereinbar. Ueberdies aber hat der Reichskanzler am 14. Dezember der Deputation des christlich-nationalen Arbeiterkongresses erklärt, dass ihm der Frankfurter Kongress eine willkommene Erscheinung gewesen sei, dass er die Bestrebungen des Kongresses verstehe und würdige, die Gleichberechtigung der Arbeiter auf dem Boden der Selbsthilfe und in staatlich geordneter Interessenvertretung noch mehr zur Geltung zu bringen, dass er daher für eine ernste und sachliche Prüfung der Frankfurter Resolution Sorge tragen werde, da die verbündeten Regierungen sich ihrer sittlichen Aufgaben gegenüber den Arbeitern vollkommen bewusst und entschlossen seien, sie gewissenhaft zu erfüllen. Dem entsprach genau die Erklärung, die Graf Posadowsky am 13. Januar namens der verbündeten Regierungen abgab: dieselben seien grundsätzlich nicht abgeneigt, die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine anzuerkennen, allerdings nicht mit Einschluss der Arbeiter in den Reichs- und Staatsbetrieben und gewissen öffentlichen Anlagen, welche dringende und wichtige Aufgaben für die Allgemeinheit zu erfüllen haben, und nicht ohne ausreichende gesetzliche Fürsorge zum Schutz der

Digitized by Google

Minderheiten und zur Einhaltung der lediglich wirtschaftlichen Interessenvertretung der Berufsvereine. Nachdem ferner den Gewerbegerichten die Berechtigung erteilt war, in gewerblichen Fragen Anträge an Behörden und gesetzgebende Körperschaften der Bundesstaaten oder des Reichs zu richten, erklärte Posadowsky in der Kommissionssitzung vom 12. Februar die Bereitwilligkeit der verbündeten Regierungen, auf dieser Grundlage und in Ausführung der vielerwähnten Februarerlasse Arbeitsvertretungen weiter auszubauen. Die moderne, auf Beteiligung der Arbeiter am öffentlichen Leben gerichtete Bewegung trage jetzt noch vielfach einen turbulenten, selbst revolutionären Charakter, die Folge der politischen Unreife der Massen. Hoffte man durch politische Erziehung die Arbeiter in ihrem eigenen Berufsinteresse urteilsreifer zu machen, so müsse man ihnen auch Gelegenheit geben, in geordneter, friedlicher Weise ihre Interessen zum Ausdruck zu bringen. Das sei der Standpunkt der Allerhöchsten Botschaft, der verbündeten Regierungen, des Reichskanzlers und seiner selbst. Wer freilich einen solchen Weg nicht für gangbar halte, wer an die Möglichkeit einer politischen Erziehung der Massen nicht glaube, der komme mit Notwendigkeit zu allgemeinen Repressivgesetzen. Darüber müsse jeder Staatsmann sich klar sein, welchen der beiden Wege er gehen wolle. Aber auch auf dem ersteren Wege seien gesetzliche Kautelen unentbehrlich, die eine ruhige, mit den staatlichen Interessen verträgliche Entwickelung und den geordneten Fortbestand des Staatswesens sichern. Hier haben wir das klare sozialpolitische Programm der Regierung, dessen Doppelseitigkeit: gegen turbulente, revolutionäre Bestrebungen und für weitestgehende Berücksichtigung berechtigter Arbeiterforderungen genau der Bülowschen Erklärung an die Arbeiter entspricht.

Wir können diesem Programm und ganz besonders auch der ungemein treuen, eindringenden Arbeit, die der Staatssekretär des Innern an seine ruhige und allmähliche Durchführung setzt, unsere freudige Anerkennung nicht versagen. Wer diesen Mann auf seinem Posten im Reichstag und auf seinen Informationsreisen verfolgt, muss bei vielfacher Abweichung im einzelnen, bei öfterer Besorgnis wegen zu reichlicher Kautelen und zu langer Vorbereitungen ihm doch nachrühmen, dass er dem Schmollerschen Ideal eines sozialen Versöhners sehr nahe kommt. Er wird gewiss mit offener, vorurteilsloser Empfänglichkeit der Entdeckungsfahrt in die Arbeiterwelt folgen, die der Regierungsrat Kolb in seiner Schrift: „Als Arbeiter in Amerika“ darstellt. Der wollte Material sammeln gegen die moderne Arbeiterbewegung und kam mit einer veränderten Grundstellung nach Hause: „Mir ist geschehen, wie jedem aus unseren Reihen, der ehrlich um diese Fragen sich mühte: ich fand Probleme, wo ich Axiome wähnte. Manche Wünsche unserer Arbeiterschaft, die ich vordem verständnislos überhörte, halte ich heute für ernstlich diskutabel“. Und die Tägliche Rundschau (379) hebt vortrefflich hervor, wie er die übermässig ausgedehnte Arbeitszeit als ruinös für beide Teile verwirft, aus eigenen Erfahrungen heraus die Psychologie des Arbeiters uns deutet, der gewisse Leistungen als sein Recht heische, als Almosen aber zurückweise. „Regierungsrat Kolb tauchte in das Gewimmel am unteren Rande der Gesellschaft herab, um den Politiker im Arbeiter besser zu bekämpfen; er entdeckte statt dessen den Menschen

Digitized by Google

in ihm. Ich wüsste nicht, was uns mehr not täte.“ Uns ist, als ob auch Graf Posadowsky zu den Leuten gehört, die, je länger sie an diesen Aufgaben arbeiten, desto mehr Probleme für Axiome eintauschen, desto mehr den Menschen im Sozialisten entdecken. Möchten wir uns noch recht lange seiner Tätigkeit an entscheidender Stelle erfreuen dürfen!

(Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, 21. September 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Unter der Presse befinden sich:

Paulus. Die Entstehung des Christentums, der Kirche und des Dogmas. Von Privatdozent H. Weinel, Bonn.

Auferstehung, Himmelfahrt, Pfingsten. Die Erzählung, die Visionen und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Von Professor D. Arnold Meyer, Zürich (früher Bonn).

Ihre Mitwirkung haben freundlich zugesagt:

Prof. D. B. Duhm, Basel, Repetent Lic. E. Fuchs, Gießen, Professor D. E. Grafe, Bonn, Professor D. A. Harnack, Berlin, Professor D. H. J. Holtzmann, Straßburg, Professor D. Ad. Jülicher, Marburg, Professor D. Krüger, Gießen, Frau Elsbeth-Krukenberg-Conze, Kreuznach, Professor D. Meinhold, Bonn, Professor D. Arnold Meyer, Zürich (früher Bonn), Privatdozent Lic. R. Otto, Göttingen, Privatdozent D. M. Rade, Marburg, Kreisschulinspektor Scherer, Büdingen (früher Worms), Professor Dr. Schumacher, Köln-Bonn, Professor D. K. Sell, Bonn, Pfarrer Lic. Traub, Dortmund, Pfarrer H. Wegener, Moers, Professor D. Joh. Weiß, Marburg, Professor D. P. Wernle, Basel, Pfarrer Lic. Otto Zurhellen und Frau (Else Pfleiderer), Seelscheid.

Digitized by Google

Notizen.

Meyers grosses Konversationslexikon. 6. Aufl. Bd. VII. S. 904 M. 10.— (Franzensbad-Glashaus). Dass dies Lexikon keineswegs dem Gesetz der umgekehrten Perspektive huldigt, erkennt man besonders deutlich an den Artikeln: Französische Literatur, Gallikanische Kirche u. Genremalerei. In dem zuerst genannten Artikel hat sogar die neueste theol. Literatur, soweit sie Bedeutung beanspruchen darf, Platz gefunden. Der zweite Artikel führt die Entwicklung durch bis zum Ministerium Combes hin. Dass über die gegenwärtige Lage besonders vorsichtig geurteilt wird, erhöht nur den Wert des Artikels. Dass der Einfluss der Franziskaner auf die Kunst hervorgehoben wird, verdient besonders notiert zu werden. Zur Frauenfrage wird sehr freundlich, doch im ganzen massvoll abwägend Stellung genommen. Gegen die Forderung der politischen Gleichberechtigung der Frau werden starke Bedenken erhoben, die Gleichstellung auf privatrechtlichem Gebiete aber konsequent verlangt, wogegen man freilich ebenfalls nicht unerhebliche Einwände geltend machen könnte. In dem Referat über den Stand der Frauenfrage in den einzelnen Ländern ist merkwürdiger Weise Australien vergessen. In der Literatur ist Ibsen nicht erwähnt, der doch notorisch keinen geringen Einfluss ausübt. Nicht bloss die Schweiz, auch Dänemark hat die Gymnasien den Frauen geöffnet. Im Artikel Gefängniswesen hätte Aschaffenburg unbedingt genannt werden müssen. Der Artikel Gasthaus hätte vielleicht auch über die Gasthausreformbestrebungen berichten können. Die Charakteristik des Gallienus lässt seine Stellung zum Christentum resp. zur Kirche unerwähnt. Der in der Geschichte des Baptismus bedeutsame Andrew Fuller ist nicht aufgenommen. Dass der aggressive Charakter des Fronleichnamsfestes nicht hervorgehoben ist, mag Absicht sein, die begründet werden kann. Denn die Ultramontanen leugnen den aggressiven Charakter dieses Festes. Vielleicht hätte aber diese Kontroverse notiert werden können. O. Sch.

„Das Reich“, ein „neues nationales Volksblatt“, in Berlin erscheinend vom 1. X. an, dürfte weiter nichts sein als eine zweite Auflage des zum Siegener Lokalblättchen heruntergekommenen „Volk“. „Christentum, Vaterland, Sozialreform“ sollen oberste Leitworte sein. „Wir halten fest an der Kirche der Reformation, trotz aller Mängel der

Digitized by Google

Staatskirche. Die Freiheit der Kirchengemeinschaften werden wir vertreten und ein Zusammengehen der Konfessionen auf nationalem und wirtschaftlichem Gebiet verfechten". Also Stöcker-Hammerstein'sche Kirchenpolitik und Stöcker-Mumm'sche Sozialpolitik. J. J.

---

v. Sodens populäres Schriftchen über „Palästina u. seine Geschichte" (Heft 6 der Teubnerschen Sammlung Aus Natur u. Geisteswelt) liegt in 2. verbesserter Aufl. vor — ein erfreuliches Zeichen des wachsenden Interesses an den religiösen Fragen. Die Beigabe von 6 Bildern aus dem heilg. Lande ist dankenswert. W. St.

Lfg. 6 von Jastrows „Religion Babyloniens u. Asyriens" (Giessen. Ricker) bringt Kap. 17 Gebete u. Hymnen. Wir sehen dem Abschluss des wertvollen Buches hoffentlich bald entgegen. W. St.

H. Duhm (jun.) hat uns, in des Vaters Bahnen wandelnd, in seiner fleissigen und sorgfältig abwägenden religionsgeschichtlichen Studie über „die bösen Geister im alten Test." (Tübingen. Mohr. M. 1,20) eine schöne Erstlingsarbeit geboten. Wir dürfen einen tüchtigen Fachgenossen in ihm erwarten. W. St.

Grundriss der Kirchengeschichte insbesondere zum Unterricht an Lehrerseminaren und zum Gebrauch für Religionslehrer von Joh. Berndt (Breslau Hirt. 232 S. M. 2.50) verwertet die Resultate der neueren Forschung und ist daher wohl geeignet, die angehenden Lehrer in die Kirchengeschichte einzuführen und ihnen ein anschauliches Bild von der Entwicklung der Kirche zu geben. Nirgends in dem Buche findet sich der dürftige Notizenkram, mit dem andere Leitfäden überhäuft sind. Ueberall wird auf die neueren kirchengeschichtlichen Arbeiten verwiesen, und wer sich weiter orientieren will, findet in den Literaturnachweisungen, die nur das, was heute noch wertvoll ist, bringen, die erforderlichen Hilfsmittel. Der Verf. steht völlig auf dem Boden der modernen Theologie, welche nach ihm zwei grosse Probleme zu lösen hat, einmal das religiosgeschichtliche: wie verhält sich der Gedanke der Entwicklung zu dem der Offenbarung? sodann das psychologische: Wie erleben wir Moderne die Offenbarung? So will, heisst es weiter, die neuere Theologie das durch exegetische und historische Forschung ermittelte Christentum, unter Weglassung dessen, was an ihm zeitliche Schale des ewigen Kerns war, festhalten und in unserer Zeit verständlichen Vorstellungsformen verkünden. E. P.

In den deutsch-evang. Blättern 7 stellt Loofs die Krisis des Christentums im 2. Jhdt. dar mit Perspektive auf die gegenwärtige Krisis. Er sieht jene wesentlich begründet in der Auseinandersetzung des jüdisch fundierten Christentums mit der griech.-orientalischen, synkretistischen Kulturwelt, diese in der Auseinandersetzung der antik fundierten christlichen Lehre mit der naturwissenschaftlich bedingten modernen Kulturwelt. Der interessante Aufsatz schliesst: „Die Zeit wird kommen, da die Landeskirchen dahin-

Digitized by Google

fallen werden. Aber hoffentlich kommt sie dann erst, wenn aus der Krisis, in der wir stehen, ein modernes und doch am alten Evangelium haltendes Gemeinbewusstsein sich herausgebildet hat. Ehe das erreicht ist, wird es das Wünschenswerte sein, dass die Landeskirchen, in ihrem Rahmen, der nicht der einer Gemeinde der Gläubigen ist, sondern der einer Volkskirche, möglichst weiten Raum bieten für die Auseinandersetzung mit den fremdartigen Kulturelementen, zu der das Christentum jetzt wie im 2. Jhdt. genötigt und verpflichtet ist". Optime!

O. B.

Dr. J. L. Neve, Kurzgefasste Geschichte der Luth. Kirche Amerikas (d. h. in den Vereinigten Staaten). Burlington, Jowa. German Literary Board. Für Deutschland: H. G. Wallmann, Leipz. 205 S. 3 M. geb. — Sehr instruktiv, von gut lutherischem Standpunkt aus, aber mit manchmal an Tabellenarbeit erinnernder kühler Objektivität geschrieben und wertvoll durch statistische Angaben, schildert das Werk die Entwicklung des amerikanischen Luthertums von seinen Anfängen bis heute: nach unserm Urteil — abgesehen von einigen Lichtpunkten — wesentlich eine allem wahren Christentum ins Gesicht schlagende Geschichte von kleinlichem, gehässigem Dogmenzank und interlutherischem Abtrennungs- und Sektenwesen. Unsere Sympathie für die deutsch-völkische Bedeutung jenes Kirchentums kann uns auch nicht den offenen Blick für seine relative sittlich-religiöse Unfruchtbarkeit im Vergleich mit den englischen Denominationen Nordamerikas trüben, neben denen es, obwohl numerisch an dritter Stelle stehend, in Bezug auf praktisch-christliche Leistungen, äussere und innere Mission u. ä. kaum in Betracht kommt. J. J.

Soeben erschien: Kaftan, D. Julius, Zur Dogmatik. Sieben Abhandlungen aus der „Zeitschrift für Theologie und Kirche". (III. 337 S.) M. 4. — Inhalt: Vorbemerkung. — A. Formale Fragen. 1. Das System. 2. Der Vortrag. — B. Prinzipielle Fragen. 3. Dogmatik und Historismus. 4. Mögliche Standpunkte. 5. Schrift und Bekenntnis. — C. Einzelne Lehren. 6. Trinitätslehre und Christologie. 7. Die Paulinische Predigt vom Kreuz Jesu Christi. Wir verweisen auf die Würdigung, die Titius in diesen Blättern den Aufsätzen der Zeitschrift gewidmet hat.

W. Lochmann, Schulrat: Sakrament und Parabel. Altes und Neues zur schriftgemässen Lösung des Abendmahlsproblems. Strien-Halle. 128 S. 3 M. — Vf. schreibt sachlich, aber nicht immer ganz durchsichtig und unbefangen. Unter Ablehnung der Auffassung des Abendmahls als Opfermahl soll Jesus damit eine nicht symbolische, sondern parabolische Handlung (dieser Unterschied hat mir wenig eingeleuchtet) eingesetzt haben, und zwar als eine zweifache. Denn Brot und Kelch bedeuten zweierlei: das Essen des Brotes bedeutet Anteilnahme an dem Todesleib Christi, Besitzergreifung von seiner Passion und damit Befreiung vom Gesetzesfluch und Gottesgericht. Dagegen das Trinken des Kelchs bedeutet Mitgliedschaft am neuen Bund durch Aneignung seines Opfertodes und damit Teilnahme am

Digitized by Google

Bundesgut, der Sündenvergebung. Auch dieser Unterschied leuchtet mir nicht ein, zumal Vf., wie schon ersichtlich, von Paulus aus an die synopt. Darstellung herantritt. Mc 14 25 bedeutet den Befehl zur Wiederholung, den Paulus, Jesu Sinn richtig treffend, zur Spendeformel zugefügt hat! Vf. hat die Debatte über die Frage schwerlich sehr gefördert. J. J.

H. Gagnebin, Pf. in Lausanne, Wesen und Wirkung des Gebetes. Autoris. Uebs. v. Alexander v. Einsiedel. Ungelenk-Leipz. 47 S. 0,60 M. — Ich habe mich an dem Schriftchen mit seiner warmen Art recht erbaut; denn die in ihm dargebotene Frömmigkeit ist doch besser als des Vfs. Theologie, die in aller Naivetät mit besonderer Betonung von 2. Kön. 13 14—29 alle möglichen alttest. Segen für äussere Gebetserhörung heranzieht unter Vernachlässigung von 2. Kor. 12 9. J. J.

W. Koppelmann, Kritik des sittlichen Bewusstseins. (Reuther u. Reichard. Berlin. 385 S.) In selbständiger Anlehnung an Kant, Schiller und die synoptischen Grundgedanken, unter energischer Zurückweisung der eudämonistischen Begründung der Ethik entwickelt K. die Grundlagen einer Ethik, deren Aufgabe es ist, die Tatsachen des sittlichen Bewusstseins zu erklären, deren Zentralbegriff das Pflichtbewusstsein ist und deren primäre, a priori aus dem Wesen der Vernunft und der Vernunftgemeinschaft erkannte Grundpflicht die Wahrhaftigkeit ist, auf die die übrigen, sekundären Pflichten sich gründen, die erst durch Anerkennung seitens des Individuums zu Pflichten werden, anerkannt werden auf grund der besonderen Bedürfnisse des Individuums oder der Verhältnisse, ihren (ethischen) Pflichtcharakter aber erst durch das Bewusstsein der Grundpflicht erhalten. Nur diese sekundären Pflichten sind es, die in der Geschichte, die überhaupt uns die Probe auf das Exempel gibt, eine differente inhaltliche Gestaltung zeigen. In seinem innersten Kern ist aber das sittliche Bewusstsein der Menschheit einheitlich. Die Ethik Jesu ist die höchste Entfaltung des in jedem Menschen wirksamen sittl. Grundprinzips. K.s Arbeit verdient Interesse nicht bloss wegen ihres männlichen so gar nicht duldsamen Charakters, ihres Kampfes gegen die Tatsachenscheu und der Energie, mit der die Erfolgsethik zurückgewiesen wird, sondern vornehmlich, weil der ethische Zentralbegriff zum Ausgangspunkt genommen wird und das zunächst a priori festzustellen versucht wird. Aber gegen die Durchführung erheben sich Bedenken. Der Begriff der (Grund-) Pflicht ist de facto zu eng gefasst, sofern was rein formal bleiben sollte, doch inhaltlich gewertet und verwertet wird. Wäre die logisch-erkenntniskritische Aufgabe rein durchgeführt, so wäre auch nicht die Geschichte nur zu einem nachträglichen Beweis für die Richtigkeit des unabhängig von ihr gewonnenen Ergebnisses geworden, und es hätte dann auch der Gedanke des sittl. Guts, den K. schliesslich doch streifen muss, von vorn herein Berücksichtigung gefunden. Das hätte wiederum Konsequenzen für die These von der Einheitlichkeit des sittl. Bewusstseins der Menschheit. O. S.

Digitized by Google

Die zweite Reihe der Essays von R. M. Emerson ist vor kurzem in dem Verlag von Eugen Diederichs in Jena erschienen. Die jedenfalls recht schwierige Uebersetzung ist recht gut, die Ausstattung sehr hübsch, so dass die Freunde und Verehrer Emersons ihre Freude an dem Buch haben werden. Für Leser, denen er noch unbekannt ist, wird es vielleicht nicht ganz leicht sein, sich durch die reichlich blumenreiche Sprache und die grosse Ueberschwänglichkeit zu dem eigentlichen Gedankengehalt der einzelnen Aufsätze durchzuarbeiten; immerhin lohnt es wohl für solche, die über etwas Zeit verfügen, die Mühe, diesen Freund des grossen Carlyle kennen zu lernen. Nur lasse man sich nicht durch die beiden ersten Essays abschrecken, bei denen die eben erwähnten Eigentümlichkeiten besonders stark hervortreten.

H. v. D.

Th. Nottebohm, Generalsup. in Breslau, Der Herr ist mein Licht und mein Heil. Predigten. Holtermann-Magdeb. 88 S. Kart. 1,50 M. — Es ist gediegene Arbeit in diesen 9 Predigten bei aller Einfachheit, und der Wein, den Vf. uns vorsetzt, ist alt, aber milde und reif und körperreich. Schade, dass mehr als die Hälfte Festpredigten sind, während die Darbietung eines schlichten Alltagsevangeliums viel mehr des Vfs. Stärke ist, wie ich mich selbst dankbar aus meiner Soester Predigerseminarzeit erinnere. J. J.

Viel zu ernst und zu heilig ist uns die Passion des Herrn, als dass wir solche Spielereien billigen könnten, wie Heinrich Stoffregen sie treibt in seinem Buche: Passionsblumen, gepflückt unter Jesu Kreuz. Sieben Betrachtungen für christliche Blumenfreunde in der Passionszeit (Hildesheim-Helmke. 87 S. 2 M.) Die Predigten tragen die Ueberschriften: das Veilchen der Demut, die Rose der Liebe, das Bitterkraut Geduld, die Wunderblume Glaube, das Vergissmeinnicht der Sanftmut, die Palme des Friedens, das Immergrün der Hoffnung. Die Dispositionen sind sämtlich in Versen gegeben. Man höre und staune: Von der Rose der Liebe (Text Hoheslied 8 6—7): 1. sie ist das schönste auf der Welt, 2. doch nicht zu kaufen für all dein Geld, 3. glückselig, wer sie geschenkt erhält. Die Gemeinde wird wiederholt: ihr lieben Blumenfreunde angeredet.

E. P.

Knoke, Ausgaben des Lutherschen Enchiridions bis zu Luthers Tode und Neudruck der Wittenberger Ausgabe 1535. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer 1903. Abdruck einer bisher als verloren geltenden Rezension des für die Pfarrer bestimmten kl. Katechismus. R. S.

Im Verlage von Horeth in Schässburg ist unter dem Titel Hilfsbüchlein für den Konfirmandenunterricht von Stadtpfarrer Schreiner ein kleines Heftchen erschienen. Der Unterricht gliedert sich in Abschnitten. Der vierte handelt von Luther, der sechste von Jesus. Wie diese Reihenfolge, so ist uns noch manches andere im Buche unerfindlich. Im 5. Abschnitt „Die einzelnen Bekenntnisse“ soll das zweite Hauptstück behandelt werden, dann folgt aber noch der 6. Abschnitt,

Digitized by Google

in dem Jesus Christus behandelt wird. Die Unterscheidungslehren werden sehr ausführlich, wichtigere Dinge werden dagegen in unbegreiflicher Kürze behandelt. Der Verf. ist von den gegen unsere Konfirmationspraxis geäusserten Bedenken augenscheinlich völlig unberührt geblieben. E. P.

Pastoraltheorie von A. Krauss. Durchgesehener Sonderabdruck aus dem Lehrbuch der Praktischen Theologie, herausgegeben von F. Niebergall, Tübingen, Mohr. 2 M. Die Pastoraltheorie von Krauss gilt für die beste Darstellung dieser Disziplin, mit der sich freilich weder Student noch Pfarrer viel beschäftigen mag. Aber wer die Kraussschen Ausführungen liest, wird grossen Segen für sein Amtswirken davon haben. Ohne historischen und anderen gelehrten Ballast ist hier auf Grund freier ev. Grundsätze ein prächtiges, stets an der Wirklichkeit orientiertes Bild der Seelsorge gegeben, dass man H. Holtzmann zustimmen muss, der von diesem Teil der Kraussschen pr. Theologie gesagt hat: Wenn allgemein so pastoriert würde, stünde es gut um Kirche und Welt. Ich habe nur einige Längen beseitigt und viele Winke aus der wirklichen Praxis hinzugefügt, um Kandidaten und Anfängern im Amt ein Nachschlagebuch für allerlei Nöte und Fragen darzubieten. F. N.

Klingender, Die verschiedenen Aufgaben im Pfarramt in ihrer gegenseitigen Beziehung. Konferenzvortrag. (Blätter aus dem Predigerseminar zu Hofgeismar.) Warnt vor Unterschätzung der volkserzieherischen Aufgaben des Amtes, um dann doch hervorzuheben: Ins Allerheiligste unsere Brüder zu führen bleibt unsere eigentliche Aufgabe, sie lässt sich aber nicht mechanisch auf die Wohltätigkeit begrenzen. Wenn hier unser eigentliches Interesse liegt, wird jede Tätigkeit dadurch geheiligt werden. R. S.

Fürs geistliche Amt. Gesammelte Vorträge von Lic. Dr. Gottlob Mayer (Gütersloh, Bertelsmann. 304 S.), 20 Vorträge über die verschiedensten Themate. In einem Vortrage wird von dieser Monatsschrift gesagt, dass sie das Kathederlatein der neuen Schule in das der Gemeinde verständliche Kanzeldeutsch übersetzen will. Von der Christl. Welt heisst es, dass sie sich so nenne, weil sie in ihren Glaubensaussagen den Forderungen der Welt und des Christentums gleichermassen gerecht werden möchte. Von dem Verfasser des Martischen Kommentars wird gesagt: manche leiden an der akademischen Influenza, der Hypothesen sucht, für deren Erforschung und Heilung nachgerade ein Extraordinariat bei den medizinischen Fakultäten errichtet werden müsste. In einem Vortrage über den Geisteskampf in der Gegenwart wird neben der Philosophie Nietzsches mit ihrem extremen Individualismus, dem Evolutionismus, dem Szientismus, dem Spiritismus, dem Mammonismus u. s. w. auch die moderne Theologie erwähnt, über der wie eine Wolke die Frage schwebt: Sollte Gott gesagt haben? Der Geist der Verneinung, das oft spöttische Absprechen über den Glauben ganzer christlicher Generationen, das unbedingte Vertrauen auf die eigene Vernunft nnd Kraft, die ge-

Digitized by Google

ringe Wertschätzung der Bibel sind keine reformatorischen Züge und gestatten keinen freudigen Rückschluss auf ihre letzten Ursachen und Motive.

E. P.

Der Pfarrer von Neuenkirchen. Drama in 5 Akten von Armin von Gesmund. Bei Grumbkow-Dresden-Blasewitz. 112 S. 2 M. Unter der neuerdings häufiger werdenden Literatur, die des Pfarrerstands innere Nöte behandelt, ragt dieses Drama trotz tüchtiger Arbeit im einzelnen nicht gerade hervor. Wohl wäre das Thema einer grossen Behandlung wert: Der Konflikt zwischen christlicher Gesinnung und Kirchenordnung. Aber es ist hier mit einem zu kleinlichen und zu äusserlichen Stoff illustriert: Ein nach Neuenkirchen gezogener pensionierter Missionar hat sein Kind gegen die Kirchenordnung und ohne Taufpaten selbst getauft, und zwar gutenteils — wegen früherer böser kirchenbureaukratischer Erlebnisse — aus Trotz gegen die Kirchenordnung. Der idealistische Pfarrer von Neuenkirchen, Meier, findet darin zwar einen formalen Fehler, aber kein sittlich-religiöses Vergehen, und im Streit mit einigen agitatorischen Hetzern seiner Gemeinde wie mit den Kirchenbehörden führt seine Weigerung, diese Taufe aus dem Kirchenbuch zu streichen und den Missionar mit Kirchenbusse zu belegen, zu seiner disziplinarischen Absetzung. Ein nicht gerade sehr wahrscheinlicher Vorgang. Die Schilderung des Pfarrkonferenzmilieus ist zwar nicht ohne gute realistische Züge, erinnert aber als Ganzes doch bedenklich an die Schwächen der Lehrerkollegiumskarikatur in „Flachsmann als Erzieher". Besser ist die Gemeindeversammlung im 3. Akt. Die in die Handlung hineinspielende sündige Neigung der Gattin des Nachbarpfarrers Schwarz zu Meier, der dagegen ihre Schwester liebt, wird ungeschickt genug erst im letzten Akt klar gemacht — dem Leser: denn die übergrosse Länge des Stücks schon verhindert eine Aufführung. Und doch, bei stärkerer Selbstzucht und Vertiefung traue ich dem Verf., der eine gute Gabe zur Charakterisierung hat, Grösseres zu, aber nicht im Drama, sondern in der Novelle.

J. J.

„Die wild- und rheingräflichen Zensur- und Gemeindeordnungen des 16. und 17. Jhdts." lässt aus ausführlichen Auszügen anschaulich werden Lic. Jüngst (aus „Theolog. Arbeiten aus dem rhein. wiss. Prediger-Verein" 1903, Tübingen, Mohr). Ein sehr interessantes Kapitel aus der notwendigen Legalisierung des evangelischen Christentums. O. B.

Mehr durch Wärme und Einzelkenntnisse als durch prinzipielle Klarheit und Ordnung zeichnet sich des elsässischen Pfarrers Winnecke Konferenzvortrag aus: Was ist innere Mission? (Strassburg, Buchhandlung der Evangel. Gesellschaft 1903, 31 S., 60 Pfg.). Ein unbedingter Schüler Wicherns sucht vornehmlich die innere Mission zu verinnerlichen. Interessant ist wesentlich der Ueberblick über das, was im Elsass für die innere Mission geschehen ist. O. B.

Reformation 38 empfiehlt die Anstellung von Diakonen

Digitized by Google

als Gemeindehelfer zur Uebernahme der niederen Kirchendienste an Stelle der Militäranwärter und zur Unterstützung des Pfarrers in der Seelsorge und Vereinsarbeit. F. N.

Die Frauenmission in der Heidenwelt schildert Luise Oehler in einem anschaulichen und beweglichen Büchlein (Basel, Missionsbuchhandlung 1903, 207 kleine S.). Man erhält reichhaltiges statistisches und charakteristisches Material und erkennt daraus die ganz besondere Missionsaufgabe der Frauenwelt gegenüber den von den Männern abgeschlossenen, völlig recht- und ehrlosen Frauen der Heiden. Die Begründung besonderer Frauenmissionsvereine zur Stütze der Senana-, der ärztlichen und industriellen Missionsvereine kann demnach nur dringend gewünscht werden. O. B.

„Das Ringen mit der Landessprache in der indischen Missionsarbeit" schildert anschaulich Missionar Dilger (Basler Missionsstudien 13, 40 S., 50 Pfg.). Man sieht nur nicht ein, warum alle Stücke des alten Testaments übersetzt werden müssen. Der Grundsatz, der Landessprache möglichst entgegenzukommen, leuchtet durchaus ein. O. B.

Das Organ des Ev. Afrika-Vereins, die „Afrika" 3, weist aus authentischen Aeusserungen der Herero nach, dass die Verteidigung der deutsch-südwestafrikanischen Ansiedler und bes. Händler in der Christl. Welt durch Pfarrer Anz-Windhoek, der erst 3 Jahre dort ist und die Herero nur ganz oberflächlich kennen gelernt hat, auf sehr schwachen Füssen steht Wie wenig Anz selbst unterrichtet ist, zeigt er allein durch die Angabe, bei den Herero seien nur ca. 50 Händler tätig gewesen. Dagegen die amtliche Denkschrift über die Entwicklung der Kolonie zählt pro 1902/03 für das ganze Schutzgebiet 277 Händler, von denen $^3/_4$ auf das Hererogebiet entfallen. J. J.

Sonntagsfrieden am Werktag von Sophie von Adelung (Ev. Verlag in Heidelberg. 140 S.). Kürzere und längere Betrachtungen in drei Abteilungen, die die Ueberschriften führen: Gott und Welt, Stimmungen, wenn der Himmel trübe ist. Die Betrachtungen werden auf nicht zu anspruchsvolle Seelen Eindruck machen trotz des bisweilen recht starken Pathos. Die meisten Gebete sind zu lang. Die Verfasserin ist entschieden eine moderne Christin; doch erinnern ihre Gebete und Betrachtungen zu sehr an die Gebete und Formulare, die sich in den Agenden des alten Rationalismus finden. Die Ausstattung des Büchleins kann die Erbauung nicht fördern — so mässig sind Papier und Druck. E. P.

Volksabende, herausgegeben von H. Kaiser. Gotha, Verlagsbureau. — 1. Hans Sachs von Bürkner. 1 M. — 2. W. Hauff von Mosapp. 75 Pfg. — 3. Königin Luise von Müller-Bohn. 75 Pfg. — Vortreffliche Materialsammlungen für Gemeinde-Abende. Dem Ideal am nächsten kommt wohl der erste mit seiner reichen Abwechslung und der Fülle von Winken für Anpassung an die verschiedenen Verhältnisse. R. S.

Digitized by Google

Protestantenblatt 39 berichtet über religiöse Diskussionsabende in Grosslichterfelde, wo unter gewaltigem Andrang zweimal in sozialdemokratischen Versammlungen über religiöse Fragen gesprochen wurde. Trotz des scheinbar geringen sichtbaren Erfolges wird empfohlen, solche Gelegenheiten aufzusuchen, da doch ein Eindruck auf schwankende Gemüter gemacht werden könne. Bezeichnend und tief bedauerlich ist die Bemerkung, dass den Pastoren mit grösserem Misstrauen und Widerspruch begegnet würde als den anderen nichtgeistlichen Rednern von christlicher Seite. F. N.

H. Forsthoff, Ein gefährliches Spiel. Off. Brief an Herrn Pastor a. D. Dammann in Eisenach. Bädeker-Essen. 15 S. 0,25 M. — Bebel, Ladenburg, Dammann, eine gefahrdrohende Allianz! von H. Niedermöller. Von der Mühlen-Bielefeld. 17 S. 0,30 M. — Es gehörte an den Herden des rheinischen und westfälischen marktschreierischen Neupietismus einiger Mut zur Abfassung dieser beiden Widerlegungen von Dammanns geistig öder, aber die pietistische plebs geschickt gegen die Kirche aufhetzender Schrift: „Eine gefahrdrohende Allianz". Der Rheinländer Forsthoff ficht mit dem scharfen Schwert der Ironie, der Westfale Niedermöller mit dem Streitkolben schwerer Gegenbeschuldigungen. Interessant! J. J.

Leider nur „vertraulich" hat Frh. v. Mirbach seinen Freunden und Mitarbeitern eine Schutzschrift (40 S.) zugehen lassen, die zwar seinen redlichen, auf Grosses gehenden Willen bekundet, aber unsere Bedenken gegen das „System Mirbach" nur wenig vermindert. Der Charakter der Schrift verbietet uns weitere Andeutungen. Uebrigens scheint der Herausgeber der „Chronik der christl. Welt" bei seiner vortrefflichen Uebersicht über die Mirbach-Bewegung die Schutzschrift mitbenutzt zu haben! O. B.

Bei Ricker, Giessen hat der Schweizer Pfarrer Güder einen Vortrag über das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten drucken lassen (40 S. 0,80 M.), der sich in sehr klarer, geordneter Weise die biblischen, kirchlichen, psychologischen Anstände bei Seite zu räumen und einer allmählichen Durchführung zunächst für Ehefrauen und Witwen und nur bei Pfarrwahlen die Wege zu ebnen sucht. Der Verfasser hat für meinen Geschmack die Besorgnisse wegen mangelnder Objektivität, zu starker persönlicher Erregungen und Störung des häuslichen Friedens zu leicht genommen, auch manchmal einen ironischen, spassigen Ton angeschlagen, wo uns nicht männlicher Egoismus, sondern Hängen an der alten Gestalt der deutschen Frau der wohl sicher kommenden Neuerung scheu gegenüberstellt. O. B.

J. Jüngst, Deutsche Bischöfe und die Beerdigung von Protestanten. Strien-Halle. 1904. 21 S. 0,45 M. — Diese Schrift meines Vaters empfehle ich denen zur Lektüre, die einen Eindruck davon haben wollen, wie ungeheuerlich seit 70 Jahren der Geist freundlicher Toleranz in der offiziellen katholischen

Digitized by Google

Kirche durch fanatisch ultramontanes Wesen ersetzt worden ist, wofür amtliche bischöfliche Erlasse, die des Bischofs v. Hommer-Trier von 1833 und das Famecker Friedhofsinterdikt von Bischof Benzler-Metz als Illustrationen dienen. Die Schrift vertritt praktisch in der Friedhofsfrage die Notwendigkeit staatlichen Schutzes für die bürgerliche Friedhofsehre seiner protestantischen Untertanen, zugleich aber die weitestgehende Toleranz seitens der Protestanten zugunsten des Wesens und des moralischen Rufs der evangelischen Kirche. J. J.

Der zweite Band vom „Suchen der Zeit“ ist erschienen. (Langewiesche. 1,80 M.) Moderne religiös-ästhetisch-philosoph. Weltanschauung im „Geschenkeinband“ macht misstrauisch; wir haben davon soviel! Und doch ist es ein gutes Buch. Weinel packt den Stier bei den Hörnern in „Vergib uns unsre Schuld“; Bonus erschüttert heftig das scheinbar so festgelegte Verhältnis des Gebildeten zur Renaissance; Naumann weist geschickt nach, wie der Aestheticist der Kunst gegenüber eine Entäusserung übt, die in der Religion zu leisten, er sich mit vielen Gründen weigert; Lhotzky versucht, leise unsere Augen anzurühren, damit sie das „Mysterium“ unseres Seins und dessen Bedeutung für die Lebensgestaltung erkennen. Es weht eine kräftige, fast scharfe Luft in dem Buch; manchmal fragt man sich ernstlich: sollte es eine religionsgeschichtliche Analogie sein zu den Apokalypsen des Spätjudentums und Urchristentums? Dann wäre das beiden gemeinsame Charakteristikum die merkwürdige Mischung von träumendem Harren und drängendem Treiben, von Zurückweichen der Seele in ruhende Innenschau und leidenschaftlichem Hinausgreifen des Willens in das Aussengetriebe der Welt. F. E.

Heimliche Richter.

Wir glauben nach Grundsätzen und vernünftigen Ueberlegungen zu handeln; aber, wenn wir uns ganz genau bis in die Tiefe unseres Innern hinein zu erkennen suchen, dann sind es häufig bestimmte Personen, denen wir mit unserem Handeln und Leben gefallen und dienen wollen, weil sie Macht über uns haben. Das ist an sich gar nicht schlimm, weil es nur sehr wenigen gegeben ist, nach abstrakten Idealen zu leben. Es kommt nur darauf an, von welcher Art diese unsere Richter sind. Wenn wir Pfarrer und Prediger in stillen, von der Wahrheit gesegneten Stunden uns Herz und Nieren prüfen, dann tauchen oft aus dem Nebel bestimmte Gestalten auf, auf die wir unsere Predigten berechnen. Der eine richtet sie unbewußt an den sogenannten schlichten Christenmenschen, und das kommt in einer mangelhaften Vorbereitung zur Geltung, weil der Schlichte ja doch nur einfache Kost vertragen könne. Der andere hält seine Predigten alle für geistreiche Leute und Kollegen, um ihnen zu zeigen, was er kann. Da bleibt der Segen aus; denn wo das Ich wächst, nimmt Er ab. Wer sich dieser Not bewußt geworden ist, gehe nicht mit all-

Digitized by Google

gemeinen Grundsätzen gegen sie vor. Denn erfolgreiche Arbeit an der Seele wird immer nur auf dem Boden des Einzelnen und Greifbaren geleistet. Er wähle sich einen geistig nicht unbedeutenden Mann oder eine gescheite Frau mit tiefem Bedürfen nach Kräftigung des inneren Lebens, wobei natürlich die geistige Bedeutung im Verhältnis zu dem Kreise zu stehen hat, dem er dienen soll. Sie mache er zu seinen heimlichen Richtern, auf die er seine Predigten einrichtet, und die ganze Gemeinde wird den Segen spüren. F. N.

Des Landmanns Ruhe.

Eine Dorfpredigt über Hebr. 4, 9—11a.

Von

Fr. Schwencke, Pfarrer in Schwabsdorf, (Post Ossmannstedt) in Thüringen.

Meine Lieben. Wir haben Erntefest gefeiert. Aber noch seid ihr nicht mit aller Ernte fertig, und schon müßt ihr an die neue Bestellung denken. Unmerklich geht des Landmanns Arbeit von einem Jahr ins andere hinein. Arbeit ohne Ruhe. Wird auch der Winter dafür sorgen, daß einmal eine größere Ruhe eintritt: je größer die Pause sein wird, um so dringlicher wird ja nur die Arbeit wieder hinterher. Im Grunde bleibt's Arbeit ohne Ruhe. Es muß doch eben alles besorgt und das Feld kann nicht mühsam und sorgsam genug bestellt werden. Denn nur Segenssaat — und das heißt ja vor allem mühsame Saat — bringt Segensernte[1]).

Nun so wollen wir uns heute einmal überlegen, ob denn Landmanns Arbeit wirklich, auch wenn wir von der Rast des Winters absehen, eine Arbeit ohne Ruhe ist. Ich denke doch: auch dem Landmann gilt das Wort: es ist noch eine Ruhe vorhanden. Freilich, wenn es weiter heißt: so lasset uns Fleiß tun, einzukommen in diese Ruhe —, so ist damit gesagt, daß wir nicht bloß ruhen dürfen, sondern auch zur bestimmten Zeit ruhen sollen, und daraus folgt von selbst die Frage nach der rechten Art und Weise des Ausruhens.

So wollen wir reden von

des Landmanns Ruhe.

Wir sagen zum ersten: Der Landmann darf ruhen, und fragen zum andern: wie soll der Landmann ruhen?

I.

Der Landmann darf ruhen. Das ist das Erste. Ihr braucht nicht zu arbeiten, ohne je zur Ruhe zu kommen. Auch dem Landmann ist

1) Das Thema der vorangegangenen Erntefestpredigt über 2 Kor. 9, 6—15.

Digitized by Google

noch eine Ruhe vorhanden. „Jawohl", denkst du nun aber, „damit ist doch aber erst die Ruhe nach dem Tode gemeint. Von dem Leben nach dem Tode weiß ich aber gar nichts. Und ist's nicht ein schlechter Trost, daß ich einmal ruhen darf, wenn ich mich mein Leben lang abgerackert habe und schließlich nicht mehr fortkann und eben sterben muß?" — M. L., wohl uns, so lange wir jung und stark sind. Wer will's uns verargen, daß wir selten genug an die Ruhe im Grabe denken? Aber wer von uns ist denn sicher davor, daß er sich nicht doch einmal ach nur zu sehr nach dieser Ruhe sehne? Wir bleiben nicht jung. Wir werden älter. Und mit den Jahren wird der Körper schwerfälliger. Es will dann nicht mehr so gehen wie in jungen Tagen. Und das verdrießt. Und kommen noch Leiden, Krankheit und Aergernis dazu, da wird mancher nicht nur der Arbeit überdrüssig, er bekommt das ganze Leben satt. Der Mensch sehnt sich mit aller Macht nach Ruhe. „Ach, wenn's nur zu Ende ginge! Ich habe es satt". — Ist es da nicht ein beherzigenswerter Trostgedanke: es ist noch eine Ruhe vorhanden? Und darum: wenn wir auch alle heute noch mitten drin im Leben stehen mit frischer Kraft und ungebrochenem Mut, so wollen wir's uns doch heute schon von Gott sagen lassen: wir dürfen einmal ruhen, es ist noch eine Ruhe vorhanden. Auch der Landmann darf einmal ruhen von seinen Werken, von seinen Leiden.

Aber wir brauchen auf Ruhe nicht zu warten bis zu der Nacht, da niemand wirken kann. Es ist schon Ruhe vorhanden auch dem Landmann im Leben, mitten im arbeitsreichen Leben. „Gleichwie Gott von seinen Werken" heißt's im Texte. Das erinnert uns an den Sonntag als den Ruhetag der Woche. Gewiß, am Sonntag wie an jedem Feiertage darf gerade auch der Landmann ruhen. Nicht, daß er ganz und gar mit allen seinen Hausgenossen und Knechten und Mägden die Hände in den Schoß legen dürfte. Auch am Sonntag gibt es noch manches zu tun. Da ist vielleicht etwas Notwendiges zu schreiben, wozu die Arbeit der Woche nicht Zeit ließ. Das Essen will besorgt sein, das Vieh im Stall, die Tiere im Hofe verlangen ihre Pflege wie in der Woche. Und doch ist am Sonntag Ruhe. Auf dem Felde ist's ruhig; heut' braucht man nicht hinaus. Im Hofe ist Ruhe; der Wagen steht an seinem Ort, das Gerät liegt, wo es hingehört. Die Scheuer ist zu; die Tenne liegt ruhig: heute wird nicht gedroschen. Im ganzen Dorfe ist Ruhe. Selbst Häuser und Bäume scheinen Sontagsruhe zu halten. Ist's nicht ein Unterschied, das Dorf in der Woche und am Sonn- und Feiertage? O wohl uns: wir haben noch den Sonntag!

Aber jeder einzelne Tag hat auch schon seine Ruhe: seinen Feier-

Digitized by Google

abend. Du hast unter des Tages Last und Hitze zu leiden. Aber es ist dir noch eine Ruhe vorhanden am Abend. Deine Arbeit hat mit dem Abend ihr Ende. Sei froh: du kennst keine Arbeit in die Nacht hinein. Und ist es einmal später geworden, weil die Arbeit drängte, und kommst du um so müder nach Hause, so ist dir eine Ruhe bereitet, um die dich gar mancher beneiden möchte. Denn es gibt andere Arbeit, die nicht nur müde, sondern auch übermüdet macht, daß man die erwünschte Ruhe nur schwer finden kann. — Freilich, es gibt auch Sorgen, die einen nicht zur Ruhe kommen und nicht schlafen lassen und die ihren Weg auch übers Feld finden hinein in Landmanns Hof und Haus. Es gibt Tage ohne Ruhe, ohne Feierabend, ohne erquickenden Schlaf. Sie kommen in jedem Menschenleben vor. So kennt sie auch der Landmann, zumal wenn er Weib und Kinder hat. — Aber, eure Arbeit schafft eine Ruhe wie keine andere. Wohl macht die Sense müde, wohl macht Sonnenbrand matt. Aber die Ruhe tut dann um so wohler. Eine vielleicht kurze Weile noch vor dem Hause gesessen: die Glieder ruhen, das Auge ruht. Abendkühle, Abendfriede. Die Natur begibt sich zur Ruhe. Die Sonne ist schon untergegangen. Noch fächelt leises Abendwehen die Blätter. Noch fächelt leises Abendwehen dir um die heiße Stirn. Dann wird's dunkler und stiller. Bald ist alles still. Und ein gesunder, ruhiger Schlaf löst dir die Glieder. Du darfst ruhen von deiner Arbeit.

Der Landmann darf jeden Abend ruhen von der Arbeit des Tages, jeden Sonntag von der Arbeit der Woche, einmal von der Arbeit seines Lebens.

II.

Aber, m. L., wir dürfen nicht nur ruhen. Wir sollen auch ruhen zur gegebenen Frist. Wir sollen uns nicht nur dessen getrösten, daß alle Last und Mühe des Lebens überhaupt einmal ihr Ende hat. Wir sollen auch ruhen am Sonntag und ausruhen an jedem Abend. Wir sollen der Ruhe pflegen, weil wir sie nötig haben. Wir sollen unsere Kräfte schonen. Wir sollen uns nicht überbürden. Wir sollen Zeit und Arbeit einteilen. Ihr sollt nicht so tun, als ob es überhaupt keine Ruhepausen für den Landmann gäbe, oder als ob er höchstens ausnahmsweise und nicht eben regelmäßig ausruhen könnte. — Jedoch: wie sollen wir ruhen? Zur rechten Ruhe gehört ja nicht bloß, daß man die gewohnte Arbeit aussetzt. Das macht noch nicht die Ruhe aus, daß du des Abends vom Felde heimkommst, ausspannst, Pflugschar, Hacke, Rechen beiseite legst. Das ist auch kaum schon eine Sonntagsruhe, wenn sie nur darin besteht, daß alles liegen bleibt, wo du es

Digitized by Google

am Abend zuvor hingelegt hast, und du dir sonstwie die Zeit vertreibst. Selbst der andere Rock, das bessere Kleid, das du Sonntags anziehst, es ist zwar nicht ohne Bedeutung für die Sonntagsruhe, aber es verbürgt dir doch auch noch keine rechte Sonntagsruhe. Es kann bei alledem nach einem arbeitsreichen Tage einen noch unruhigeren Abend geben. Und: wäre das ein rechter Ruhesonntag, wenn du etwa nur den ganzen Tag darüber nachdächtest, was du in der nächsten Woche vornehmen willst, oder gar verdrossen, mißmutig und vergrämt auf deinem Sorgenstuhl sitzen bleibst? Wohl ruhen Füße und Hände dabei. Aber der Kopf ruht nicht, und das Herz ruht noch weniger. Lasset uns aber Fleiß tun, daß nicht nur Füße und Hände, sondern vor allem auch Kopf und Herz an jedem Abend, an jedem Sonntag ihre Ruhe finden. Auch sie wollen, auch sie sollen immer wieder Ruhe finden. Die Ruhepausen sind nicht bloß für deine Muskeln da, sondern auch für deine Nerven. Oder meinst du, Landleute haben keine Nerven, oder sie haben so harte Nerven, daß sie viel Arbeit ohne Ruhepause ertragen? Und du hängst vielleicht mit deinem ganzen Herzen an deinem Berufe — o wenn doch alle Landleute mit ihrem Herzen noch an ihrer freien Scholle hingen und in ihrem schönen Berufe ganz und gar aufgingen! Aber — die Arbeit beugt dich. Gebückt streust du Samen aus. Gebückt pflügst du. Gebückt führst die Sense durchs reife Feld. Willst du nicht in den Ruhepausen dich immer wieder einmal aufrichten, Ruhestunde, Ruhetag halten, den Kopf in die Höh'? Und dein Blick ruht sonst nur auf deinem Feld — du ziehst die Furche bis an das eine Ende und dann nur wieder bis ans andere Ende. So soll dein Blick am Abend und des Sonntags weiter gehen, viel weiter hinaus, gerade fort in die Weite, hinaus in die Ferne und hinauf gen Himmel. Und dein Herz — o du brauchst nicht zu fürchten, es werde auf Dinge kommen, die dich, den Vertreter des Nährstandes, der für Brot und Futter zu sorgen hat, nichts angehen. Nein, auch dein Herz will ruhen es will allerdings immer wieder einmal Acker und Vieh vergessen und sich dann besonders den Menschen zuwenden, die dich auch angehen und die Gott dir zugesellt hat. — Ja, ist das nicht erst Feierabend, wenn man's fertig bringt, den Kopf in die Höh' zu richten und andächtig, stumm, feierlich zu Mond und Sternen aufzuschauen ins tiefblaue Firmament hinein, aufzuschauen zu dem, der größer ist als die Welt, zu dem Gott, der Wunder tut und unserer Hände Werk segnet mit Sonne und Regen von oben herab? Und wäre das nicht erst Sonn- und Feiertag, wenn die Familie sich zusammenschlösse und einer dem andern, vor allem aber der Vater seinem Weibe und seinen Kin-

Digitized by Google

dern sich widmete, so wie es die Arbeit der Woche doch nicht zuläßt? wenn der Kreis der Familie den Tisch umschlösse nicht bloß wie auch am Werktag zu flüchtigem Essen, sondern eben, um als eine Familie wieder einmal zusammenzusitzen, zusammen zu plaudern, zusammen zu spielen, zusammen etwas zu lesen, kurz eben den Sonntag als Familie zu feiern? Kämen da Freunde oder Nachbarn dazu, o so sollen sie uns den Kreis nicht stören und doch von Herzen willkommen sein! Das wäre eine Sonntagsruhe! Und noch eins. Ihr erwartet es ja von mir, daß ich euch an Ruhe und Feier der Kirche erinnere. Nun, m. L., die Abendglocke läutet bei uns nicht mehr. Leider. Sie ist wie so manche andere schöne und gute Sitte verschwunden. Aber noch mahnt sie uns wenigstens am Sonnabend an den kommenden Tag des Herrn. Und am Sonntag selbst erklingen unsre beiden Glocken noch wie von jeher, um uns alle als eine Familie Gottes hier zu versammeln. O, laß sie nicht zu oft verklingen, als ob du sie nicht hörtest. Sie rufen dich nicht zu bloßem Beten und Singen, nicht zu bloßem Anhören von Predigt und Gotteswort. Die Glocken rufen dich zu rechter Sonntagsruhe. Sie mahnen dich, falls du nicht selbst zur Kirche kommen kannst, auch ohnedies daheim rechte Sonntagsruhe zu halten. Sie mahnen dich noch mehr, wenn du es irgend möglich machen kannst, ins Gotteshaus zu kommen und dir von hier Ruhe der Seele zu holen. Denn bei Gott findest du ja erst wahre Ruhe und wahren Frieden, wie die Welt ihn dir nicht geben kann. Willst du rechte Ruhe, rechten Frieden finden, mußt du dich an Gott wenden, zu ihm beten, an seiner Brust ruhen. Da findet die Seele die Ruhe, die rechte Ruhe, die sich von aller mehr nur äußerlichen Ruhe dadurch unterscheidet, daß du sie mitnehmen kannst mitten in die Arbeit hinein. Das ist eine gewisse Gelassenheit, ein Gleichmut, der uns ja sonst nur allzu leicht in den Geschäften der Woche, in den Zusammenstößen des Lebens verloren geht; eine Ruhe, wie wir sie eben darum nur immer wieder finden in Gott. Auch diese Ruhe ist dir, dem mühsamen Landmann, bei aller Unruhe des Lebens vorhanden. Gott bietet sie uns. O so lasset uns Fleiß tun, einzukommen in diese Ruhe. Lasset uns diese Ruhe suchen Abends, Sonntags, daß wir mitten in der Arbeit ruhen am Herzen Gottes und in Gottes Armen ewige Ruhe finden.

Ohne Dich, Herr, ist kein Friede,
Und die Seele rennt sich müde
Nach dem Schattenspiel der Zeit.
Du nur kannst den Durst ihr stillen,
Du nur ihren Wunsch erfüllen
Hier und in der Ewigkeit.

Amen.

Digitized by Google

Zur Geschichte des biblischen Unterrichts.

Von

Lic. Hans Vollmer, Oberlehrer an der Gelehrtenschule in Hamburg.

1. Nachträge zu Theoduli ecloga[1]).

Herrn Dr. Paul von Winterfeld, a.o. Professor der mittellateinischen Philologie an der Universität Berlin, verdanke ich die Mitteilung, dass die von mir gewünschte neue Ausgabe der behandelten sogenannten Theoduli ecloga teilweise bereits vorliegt. Teilweise, sage ich, denn des neuen Bearbeiters bisherige Veröffentlichung beschränkt sich auf Text und Ueberlieferung. Doch verheisst er, sich in einiger Zeit ausführlicher über das Gedicht zu verbreiten und vor allem den Kommentatoren sowie den Quellen Theoduls nachzuspüren. „Theoduli eclogam recensuit et prolegomenis instruxit Professor Dr. Joannes Osternacher", so lautet der Titel der 1902 erschienenen Arbeit. Als „liber separatim typis expressus ex ›programmate‹ Collegii Petrini" zu Urfahr bei Linz a. Donau dürfte diese Ausgabe den meisten Lesern dieser Zeitschrift ebenso unzugänglich sein wie die von Schwabe oder Beck[2]). Da zudem noch Jahre vergehen werden, bis das Gedicht in der begonnenen Sammlung der mittelalterlichen lateinischen Dichter in den Monumenta Germaniae vorliegt, darf ich annehmen, mit meiner Inhaltsangabe einen zunächst nicht überflüssigen Ersatz geboten zu haben.

Bezüglich des Autors und der Datierung decken sich Osternachers Ansichten mit den von mir geäusserten. Auch er wagt keine bestimmte Ansetzung, neigt aber auf Grund von Beobachtungen über den Versbau zur Annahme des 9. Jahrhunderts als

1) Vgl. meinen Aufsatz im Augustheft d. J. S. 321 ff.

2) Ich verdanke mein Exemplar nur der persönlichen Liebenswürdigkeit des Autors; hier in Hamburg war die Schrift nicht zu haben.

3) Inbetreff der Nachahmung Vergils bezüglich der Form des Gedichtes habe ich jetzt zu bemerken, dass sich derartige christliche Eklogenpoesie schon bedeutend früher nachweisen lässt. So in dem Hirtengespräch des Severus Sanctus Endelechius, vermutlich aus dem Ende des 4. Jahrhunderts (vgl. Manitius, Gesch. d. chr. lat. Poesie bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts, Stuttgart 1891, S. 258 ff.). Schwierigkeiten setzt der Datierung entgegen ein Cento, in dem Tityrus den Meliboeus im Christentum unterweist (ed. Schenkl, Corp. scr. eccl. lat. 16, S. 609 ff.).

Digitized by Google

Entstehungszeit. Wichtig ist, dass er durch die Ansetzung des Codex Etonensis im 10. Jahrhundert einen unbedingten terminus ad quem gefunden zu haben glaubt.

Das Hauptverdienst Osternachers ist bisher ohne Frage, was er zur Geschichte der Textüberlieferung beigetragen. Seinen umfassenden Nachforschungen ist es gelungen, nicht weniger als 121 Handschriften unsrer Ekloge und an die 50 gedruckte Ausgaben nachzuweisen (die letzte vor Schwabe vom Jahre 1620). Der Ertrag dieser Bemühungen für die Textgestalt — Osternacher benutzt 24 Handschriften — ist relativ gering. In einigen Fällen glaubt er das durch Lessings Urteil etwas in Misskredit geratene rhythmische Renommee unsers Dichters durch bessere und metrisch richtigere Lesarten heben zu können. Im übrigen aber sagt er selbst, Beck habe durch glückliche Konjekturen den Text so trefflich hergestellt, dass ihm nur wenig Gelegenheit geblieben sei, auf Grund seiner reicheren Handschriftenkenntnis zu bessern.

Jene ausserordentliche Verbreitung unsrer Ekloge aber, die Osternacher nachgewiesen hat — und er glaubt, dass aus der Verborgenheit in kleineren Bibliotheken noch manche Handschrift könne hervorgezogen werden — ist uns eine neue Bestätigung für das, was wir schon durch ausdrückliche Zeugnisse zur Gewissheit erheben konnten, dass Theoduli ecloga eine sehr beliebte Schullektüre gewesen ist[1]).

Die Frage, ob das Gedicht ursprünglich für Schulzwecke geschrieben sei, liess ich offen. Ein hervorragend urteilsfähiger Leser hatte die Güte, mich auf die Caena Cypriani hinzuweisen, mit der unser Gedicht seines Erachtens bezüglich der Tendenz verwandt sei; man habe mit dieser Art gehaltvoller Kurzweil die läppischen oder anstössigen Vorträge bei Tisch oder in der Gesellschaft verdrängen wollen. Harnack hat 1899 diese „Caena“ behandelt[2]), sie dem Cyprianus Gallus, jenem Dichter des „Heptateuchos“ aus dem 5. Jahrhundert, zugewiesen und die für die Kanonsgeschichte wichtige Tatsache konstatiert, dass der Verfasser noch die vollständigen Paulusakten las und sie für eine heilige Schrift hielt. Für die Spielerei dieses Machwerks, bei dem man mit dem besten Willen nur die äussere Bibelkenntnis einigermassen anerkennen kann, scheint mir jene Auffassung in der Tat sehr zutreffend; dieser Schwank, zusammengesetzt aus biblischen Reminiscenzen, brauchte

1) Vgl. dazu auch Osternacher S. 23 Anm. 7.

2) In den Texten und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur, Neue Folge, IV 3b, S. 1 ff.

Digitized by Google

nicht einmal als Ganzes vorgetragen zu werden, sondern konnte auch in einzelnen Abschnitten dem genannten Zwecke dienen [1]). Zu gleicher Verwendung mag auch eine Menge der schon früh umlaufenden geistlichen Rätselfragen ersonnen sein, die dann später gesammelt erscheinen, so in den Collectanea et Flores des Beda und der Disputatio regalis et nobilissimi iuvenis Pippini cum Albino scholastico [2]). Auf solche Literatur sind denn auch wohl die Rätsel zurückzuführen, die ich aus Theoduli ecloga mitteilte. Dass aber dieses ganze Gedicht ursprünglich nur einem gewissermassen negativen Zweck habe dienen sollen, erscheint wohl zunächst nicht sehr wahrscheinlich. Bedenkt man indessen, dass auch Otfried von Weissenburg angibt, zu seiner Dichtung veranlasst worden zu sein, weil unanständige Gesänge der Laien die Ohren frommer Männer beleidigt hätten, so wird man die Möglichkeit einer ähnlichen Veranlassung auch unsrer Ecloga nicht leugnen können. Aber es liegt doch wohl näher, unser Gedicht als ein Denkmal jenes vor allem die Schule berührenden Streites über den Wert der antiken Dichtung anzusehen. Die traditionelle Benutzung der alten Literatur zu pädagogischen Zwecken und die Verwerfung ihres Inhalts vom religiösen Standpunkt aus musste innerhalb des Christentums zum Konflikt führen, von dem wir auch sonstige Zeugnisse haben. Unsre Ekloge mag vielen eine willkommene Lösung geboten haben, indem sie die Kenntnis der antiken Mythen zwar voraussetzte oder gar vermittelte, zugleich aber durch auszeichnende Gegenüberstellung der alttestamentlichen Erzählungen einer aus jener Kenntnis drohenden Gefahr der Ueberschätzung vorbeugte. Daneben mag sie in praxi ein beliebtes mnemotechnisches Hilfsmittel zur Einprägung alttestamentlichen Geschichtsstoffes abgegeben haben. Apologetisch aber ist das Gedicht gewiss nicht; dafür haben es sowohl Knoke [3]) als auch neuerdings wieder Osternacher erklärt.

1) Ich greife zur Probe einen solchen heraus. Von dem Könige, der das Gastmahl gibt, heisst es: At ubi divisit vestes, rex respiciens eos sic ait: Non ante caenabitis, nisi singuli singulas vices feceritis. Atque ita sibi praeceptas diaconias consummaverunt. Primus itaque omnium ignem petiit Helias, succendit Azarias, lignum porrexit Sara, collegit Jephte, attulit Isaac, conscidit Joseph, puteum aperuit Jacob, hyssopum porrexit Sepphora, ad lacum stabat Daniel, aquam attulerunt ministri, hydriam portabat Rebecca, vinum protulit Noe etc. etc.

2) Herausgegeben von Wilmanns, Ztschr. f. deutsches Altertum XIV 530 ff.

3) Seiner freundlichen Zuschrift verdanke ich die Kenntnis seines Aufsatzes in „Haus und Schule, Hannoversches Zeitblatt“ 1874, S. 124 ff., der seiner Zeit leider zu wenig beachtet worden ist.

Digitized by Google

2. Dialogorum sacrorum libri quatuor autore Sebast. Castillione[1]).

Als ich im ersten Heft dieser Zeitschrift (Januar 1901, S. 29 ff.) meine Versuche einer frei ausgestaltenden Erzählung biblischer Geschichten mitteilte und dabei eine gewisse dramatische Belebung empfahl, war ich mir nicht bewusst, auf diesem Wege bereits im 16. Jahrhundert einen Vorgänger gehabt zu haben. Freiheit der Vorlage gegenüber bei der Darstellung biblischer Geschichte lässt sich bekanntlich schon bedeutend früher nachweisen. Ich denke hier nicht an Otfried oder den Heliand. In einigen lateinischen Dichtungen früherer Zeit, die ausdrücklich für die Jugenderziehung geschrieben wurden, wie die drei Bücher der „Alethias" des Claudius Marius Victor[2]) beobachten wir dieselbe Freiheit. Wir begegnen nicht nur Aenderungen, wie sie durch die Versifizierung geboten waren, sondern auch durchaus erdichteten Ausschmückungen. Und eben durch diese grössere Freiheit hebt sich das Gedicht so vorteilhaft ab von dem durchaus an seine Vorlage gebundenen Heptateuchos des Cyprianus Gallus (s. V.), der nach Manitius (S. 169) gleichfalls für Schulzwecke verfasst sein soll[3]). Aber die belebende Art Castellios begegnet meines Wissens nicht früher. Die Dialogform war im Mittelalter sehr beliebt, und mit dieser Beliebtheit hängt ohne Zweifel auch die Form unsrer heutigen Fragekatechismen zusammen. Man bediente sich dieser Darstellungsart ebenso für gelehrte Abhandlungen[4]) wie für pädagogische Zwecke[5]). Aber eine Verwendung dieser Form für die Erzählung biblischer Geschichte ist mir für die Zeit vor Castellio unbekannt. Und dass es dem Verfasser keineswegs nur um einen Stoff für sprachliche Uebungen seiner Schüler, sondern mindestens ebenso sehr um den

1) Der Titel der mir vorliegenden Ausgabe setzt sich fort: Qui nunc postremo opus recognovit, argumenta singulis dialogis praeposuit et sententias subiecit, ex quibus pueri discant officium, hoc est, quid imitandum sit aut declinandum. Secunda editio. Landsbergae cis Wartham 1675.

2) † nach Gennadius zw. 425 und 450. Sein hexametrisches Gedicht beschäftigt sich mit dem Inhalt der ersten 19 Kapitel der Genesis (ed. Schenkl, Corp. script. eccl. lat. 16, S. 359 ff.). Vgl. für die pädagogische Absicht die einleitende precatio v. 101 ff.

3) ed. Peiper, Corp. script. eccl. lat. 23, S. 1 ff.

4) So zum Beispiel vielfach bei Gerson, opera omnia, Antw. 1706, tom. III, 740; IV, 830. 844 etc.

5) Vgl. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten u. s. w. (= Texte und Forschungen z. Gesch. d. Erz. u. d. Unterr. etc.), Berlin I 1897, II 1898.

Digitized by Google

religiös-sittlichen Gehalt seiner Darbietungen ankam, das ist mit wünschenswerter Deutlichkeit aus seinem kurzen Vorwort zu ersehn, in dem es heisst:

„Hos dialogos, fratres charissimi, composuimus, ut pueri haberent, unde eadem opera et mores Christianos et orationem Latinam discerent."

Sebastian Castellio (eigtl. Chatillon) ist der bekannte Rektor der Genfer Schule zu Calvins Zeit[1]). Sein unerschrockenes Auftreten gegen dessen Rigorismus hat ihm harte Lebensschicksale eingetragen. Aber noch, ehe er Genf verliess und seine berühmte Bibelübersetzung in Basel ausarbeitete, erschienen 1543 zum ersten Male seine Dialogi sacri. Natürlich hat er die Geschichten in diesem Schulbuch mit unter dem Gesichtspunkt ausgewählt, ob sie sich für die Art seiner Behandlung eigneten. Das erste der vier Bücher seiner Dialogi beschäftigt sich mit den Patriarchen, Moses und den Richtern, das zweite mit den Königen und Propheten, das dritte mit den Apokryphen, Daniel, Esther, Nehemia, das vierte mit den Evangelien und der Apostelgeschichte. Die einzelnen Gespräche sind so lose aneinandergereiht, dass man sich wohl eine vermittelnde Erzählung des Lehrers wird dazwischen eingelegt denken müssen. Statt weiterer Beschreibung gebe ich lieber einige Proben.

1. Abraham empfängt die drei Männer im Hain Mamre.

Abraham: Video tres homines adversum me, non dubium est, quin sint defessi de via, praesertim hoc tanto aestu: quare curram eis obviam, ut retineam eos apud me. — Domine, si vis facere mihi gratissimum, noli alio potius divertere quam ad me. Lavabitis pedes paucula aqua adhibita, deinde requiescetis sub arbore. Ego interea curabo vobis parandum panem, recreetis animos vestros, deinde pergatis. Haec est vobis idonea caussa divertendi ad me.

Genii: Sic faciemus.

Abraham: Iam propero in casam. — Sara, sume propere tria sata[2]) farinae siligineae, ex qua deposita facias panes subcinericios. Nam adventant nobis hospites, quos ego volo accipere laute. Itaque iam curro ad bovile; volo enim mactare vitulum, quo eos tractem opipare, tu interea cura, ut nihil desit eis, quod opus sit hospitibus.

Sara: Fiet. Propterea, Hagar, incende ignem, tepefac aquam

1) Biographische Literatur in der RE[3] III. 750.

2) So lese ich gegen den sinnlosen Wortlaut meines Textes: summe propere tralata farinae siligineae.

Digitized by Google

ad depsendum, dum ego promo farinam. Age iam, dum aqua tepefit, para mactram, subige farinam; expediamus omnia, quae iussit herus.

Abraham: Macta eum expedite, puer. — Heus Sara!

Sara: Quid vis, mi vir?

Abraham: Cura nobis luculentum focum.

Sara: Iam accensus est[1]). Impone ahenum. Volo ego hospites meos curari diligentissime atque humanissime. Estne adhuc detrecta pellis isti vitulo, puer?

Puer: Immo iam dissectus est.

Abraham: Coniiciamus haec frusta in ahenum. Subiicite plura ligna, ut[2]) coquatur celerius. Despuma ius, Hagar, instrue mensam, sed foris in umbraculo, sub arbore. Nihil libentius quam viatoribus benefacio, et certe eos negligere inhumanum est. — Hospites, omnia sunt parata, accumbite et vescimini laeto animo! etc.

Man merkt an der Sprache die Rücksicht auf die Kleinen. Castellio sagt im Vorwort: Morum ruditati in primo libro servivimus sermone facillimo eoque minus eleganti et tamen latino utentes, et pueris quasi praemansum cibum in os inferentes. In caeteris iam elegantius loqui coepimus.

2. Die Aussetzung des Moses.

Jochebed: Hucusque evasimus clanculum, et iam pervenimus ad flumen. Nunc exponendus est hic infans puer, ne Pharao resciscat eum esse servatum a nobis contra suum mandatum atque voluntatem. Nam quod servavimus eum iam tres menses, fecimus cum magno periculo. Sed melius erat venire in discrimen etiam de vita, quam sinere necari tam formosum puerum. O crudelem regem, qui iusserit interfici omnes partus mares! Quam multi sunt perempti iussu eius, in ipso ingressu vitae[3]). Quae est unquam audita tanta immanitas, infantes iugulari in ipso limine et ingressu vitae! O mi filiole, ego mater misera cogor exponere te hic in papyro? te, quem tuli utero, quem peperi, quem per tres menses occultavi et occultarem adhuc[4]), si possem. O rem acerbam! mene separari a te, sine ulla spe tui unquam videndi? Quid me futurum est? quid te autem, fili, quem hic desero? Verum cum non possimus,

1) Von hier an wird gegen meinen Text wieder Abraham als redend zu denken sein.

2) Der Text hat ne.

3) Mein Text hat viae. 4) adhoc hat der Text.

Digitized by Google

quod volumus, velimus, quod possumus. Quod meum fuit, feci, ut te occultum haberem. Nunc commendo te clementiae et providentiae divinae. Vale, meae delitiae, vale, mi filiole.

Mirjam: Mater, ego hic manebo in occulto, si tu permittes, ut videam quid futurum sit.

Jochebed: Permitto et domum redeo etc.

Recht lebhaft erschien mir aus den alttestamentlichen Gesprächen noch das beim Besuche Davids im Felde, da er die Herausforderung Goliaths mit anhört. Mit besonderer Liebe hat Castellio die Jonasgeschichte ausgestaltet bis zu dem Augenblick, da der Prophet über Bord geworfen wird und das Meer sich besänftigt. Hier sei die beigefügte Sentenz mitgeteilt: „Frustra implorantur falsa numina saeviente vero numine. Deum effugere nec terra nec mari possis. Cum sontibus navigare, hoc est versari, noxium est. Manente caussa poenae, manet poena." Uebrigens hat der Gegenstand Castellio zu gesonderter Behandlung in einem Epos begeistert, wie denn auch im Mittelalter seit jenem irrtümlich dem Cyprian zugesprochenen hexametrischen Gedicht eines frühen Unbekannten [1]) der Stoff wiederholt poetische Gestaltung gefunden hat. — Auch die Szene „Jeremia am Tempeltor" hat sich Castellio nicht entgehn lassen.

Naturgemäss herrscht bei der Darbietung der evangelischen Geschichte grössere Scheu vor eigenen Zutaten. Castellio wählt hier fast ausschliesslich solche Szenen, wo schon der biblische Text die Gesprächsform bietet. Freier wieder wird er bei den Erzählungen der Apostelgeschichte. Davon noch eine Probe.

3. Petrus kommt nach seiner Befreiung aus dem Kerker in das Haus der Maria, der Mutter des Johannes Markus.

Petrus: Aperite mihi has fores aliquis.

Rhode: Nescio quis pulset ostium, proviso, quis sit.

Petrus: Ecquis mihi aperit tandem?

Rhode: Petrus est, Petrus est! O me felicem! o populares, salvi sumus. Petrus prae foribus vestibuli stat!

Christiani: Insanis.

Rhode: Minime vero. Agnovi eius vocem.

Christiani: Genius eius est.

Petrus: Heus, heus an expectatis, dum ego hasce effringam fores?

Rhode: Non auditis eum pulsantem?

1) ed. Peiper, Script. eccl. lat. 23, S. 221 ff.

Digitized by Google

Christiani: Aperiamus. — O mirum miraculum! Tune ergo verus ades Petrus?

Petrus: Pax sit vobis[1])! Audite, ut me Dominus eduxerit e carcere etc.

Und nun erzählt Petrus selbst seine wunderbare Befreiung.

Wo ich geeignete Stellen mit der Vulgata und dem lateinischen neutestamentlichen Text des Erasmus verglich, bewährte sich Castellio durchaus als selbständig. Dieselbe Vorliebe für klassische Ausdrücke, die sich in seiner Bibelübersetzung bemerkbar macht, zeigt sich schon in unsern Dialogi. Die Engel sind ihm genii, nicht angeli, der Tempel fanum neben templum, taufen abluere, nicht baptizare; von der Tochter des kananäischen Weibes heisst es nicht daemonio vexatur, sondern furiis agitur u. s. w. Man merkt deutlich, dass ihm das Büchlein während der Arbeit an der Bibelübersetzung entstand.

Lohnen würde sich gewiss eine Untersuchung darüber, wie weit Castellio in seinen Zusätzen und Ausschmückungen selbständig ist, und was er etwa direkt oder indirekt von andern entlehnte, z. B. aus der christlich-lateinischen Epik der vorkarolingischen Zeit, wiewohl bei einem so selbständigen Charakter wie Castellio ein grosses Mass von Originalität von vornherein anzunehmen ist. Für unsern nicht rein literarhistorischen Zweck indessen liegt eine solche Untersuchung abseits vom Wege.

Dass die Dialogi sacri ihrer Bestimmung entsprechend ein weit verbreitetes Schulbuch gewesen sind, unterliegt keinem Zweifel. Bezeichnend ist schon der Druckort der oben angeführten Ausgabe, Landsberg a. d. Warthe, verglichen mit dem südlichen Entstehungsort des Buchs. Aber es fehlt auch nicht an ausdrücklichen Zeugnissen der Benutzung in den älteren Schulplänen; man vergleiche z. B. für Baden und Hessen die Indices der Monumenta Germaniae paedagogica Band 24, 27 und 28.

Ueber die Verwendung des Wiedersehensgedankens in der Praxis.

Von

Pfarrer **Spiess** in Bottenhorn.

Von Leichenreden ist grade in dieser Monatsschrift in der letzten Zeit wiederholt die Rede gewesen. Es ist vielleicht nicht unangebracht, einmal ganz

1) Der Text hat rebus.

Digitized by Google

speziell einen Gedanken herauszugreifen, der in Leichenreden sehr häufig wiederkehrt, und das Recht seiner Verwendung zu untersuchen: den Gedanken eines Wiedersehens nach dem Tode. Der Gedanke ist außerordentlich populär; schon seine Verwendung auf Särgen und Grabkreuzen beweist das. Und seine häufige Verwendung in der Leichenrede ist dadurch erklärlich. Aber hat er denn überhaupt ein Recht in der Leichenrede? Man hat nicht nur das bestritten, sondern ihn überhaupt aus dem christlichen Gedankenkreis verbannen wollen: er sei nicht christlich, sondern unterchristlich und trübe die Reinheit der christlichen Glaubensgedanken. Das Heilsgut sei die Gemeinschaft mit Gott, deren Vollendung wir in der Ewigkeit erhoffen; indem man die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit menschlichen Wesen predige, trage man ein irdisch-menschliches Moment ein, das geeignet sei, das Streben von dem wahren Ziele ab- und Nebensachen zuzulenken.

Diese Einwände haben ohne Zweifel ihr Recht, wenn sie den populären Wiedersehensgedanken treffen wollen. Bei ihm tritt das Wiedersehen mit Angehörigen oder lieben Freunden so oft völlig in den Vordergrund des Interesses, daß die Beziehung auf Gott gänzlich schwindet. Dadurch verliert der Gedanke natürlich seinen christlichen Charakter. Aber das ist nicht notwendig immer so. Man kann den Gedanken hegen und die Beziehung auf Gott sehr wohl dabei festhalten. Er erhält dann die Form, daß man hofft, in der Gemeinschaft mit geliebten Personen, d. h. gemeinsam mit ihnen an der Gemeinschaft mit Gott teilzuhaben. Daß der Gedanke in dieser Form ein unveräußerliches notwendiges Stück des christlichen Gedankenkreises ist, hat Jüngst in einer kleinen Broschüre dargetan[1]), deren Gedanken zur Begründung der folgenden Ausführungen hier kurz wiedergegeben seien.

Zwei Fäden verbinden den Wiedersehensgedanken mit dem christlichen Gedankenkreis. Er ist auf der einen Seite — formal — nur die logisch durchgedachte Konsequenz des Begriffs des Heilsgutes; andrerseits ist er auch material, inhaltlich, nichts weiter als eine Auseinanderlegung dieses Begriffes. Das läßt sich mit ganz kurzen Zügen nachweisen.

Unser Heilsgut ist die Gemeinschaft mit Gott, und sofern diese erst nach dem Tode in vollkommener Reinheit und unauflöslicher Dauer erlebt werden kann, nennen wir sie ewiges Leben. Diese Verlegung des Schwerpunktes ins Jenseits ist nur möglich unter der Annahme einer Fortdauer unserer Existenz nach dem Tode. Mit andern Worten: der Gedanke des ewigen Lebens involviert den Unsterblichkeitsgedanken. Die Unsterblichkeit aber ist für uns nicht ein pantheistisches Aufgehen im „All", in der Gottheit, ein völliges Absorbiertwerden von ihr. Vielmehr hängt der christliche Charakter der Unsterblichkeitsidee wesentlich davon ab, daß wir sie individuell fassen, als eine Fortdauer unserer Persönlichkeit. Mit dem Begriff der Persönlichkeit ist eine Abgrenzung gegenüber andern Wesen gegeben; eine Persönlichkeit sein heißt letztlich nichts weiter als „anders sein". Das, worin wir uns von andern

1) Jüngst, Ist die Hoffnung auf ein Wiedersehen nach dem Tode christlich? Gießen, Ricker'scher Verlag, 1899. 39 Seiten. M. —.80.

Digitized by Google

unterscheiden, ist unsre Persönlichkeit. Je ausgeprägter, hervorstechender diese individuellen Züge an einem Menschen sind, je mehr er sich von andern unterscheidet, desto stärker, markanter, charakteristischer ist seine Persönlichkeit. Sich seiner Persönlichkeit bewußt werden bedeutet, sich der individuellen Besonderheiten und Eigenheiten bewußt werden, die uns von anderen unterscheiden. Nun ist eine Persönlichkeit ohne, wenn auch dumpfes und unklares, Persönlichkeitsbewußtsein nicht denkbar. Wir müssen also auch, wenn wir eine individuelle Fortdauer, ein Fortleben der Persönlichkeit, fordern, auch das Fortdauern des Persönlichkeitsbewußtseins annehmen. Damit ist zunächst gegeben, daß wir uns selbst wiedererkennen, daß wir an uns selbst die Züge wahrnehmen, die uns von andern unterschieden. Nur auf diese Weise halten wir die Identität der Persönlichkeit fest. Um aber uns selbst wiederzuerkennen, haben wir kein anderes Mittel, als es uns auch hier in diesem Leben zu Gebote steht, wenn wir uns unserer Persönlichkeit bewußt werden: des Vergleichs mit andern und der Abgrenzung gegen andere. Es ist nur eine andere Fassung dieses Gedankens, wenn wir sagen: die individuelle Unsterblichkeit, die der Begriff des Heilsgutes als eines jenseitigen fordert, schließt ein Wiedererkennen andrer, ein Wiedersehen mit ihnen, in sich. Sonach ist der Wiedersehensgedanke eine logische Konsequenz aus dem Begriff des Heilsgutes. Der Gedanke des ewigen Lebens fordert auch den Wiedersehensgedanken.

Diese Entwicklung mag manchen etwas zu spekulativ und metaphysisch anmuten. Aber der Wiedersehensgedanke hat noch eine andere Stütze. Es ist ja wohl überflüssig, ausdrücklich zu sagen, daß der Terminus insofern ungenau ist, als es sich nicht um ein Wiedersehen, sondern um mehr handelt. Material besagt der Gedanke: Auch im jenseitigen Leben werden die Bande persönlicher Gemeinschaft weiterbestehen. Nur darum kann es sich handeln. Dann ist aber auch sofort klar, daß der Wiedersehensgedanke auch inhaltlich in unlösbarem Zusammenhang mit den Grundgedanken des christlichen Glaubens steht. Es sei das nur kurz angedeutet. Der Christ bewertet geistige persönliche Gemeinschaft darum so hoch, weil sie für ihn die Form ist, in der er hier auf Erden die Gemeinschaft mit Gott erlebt und besitzt. Die biblische Formel hierfür ist die Identifizierung von Gottesliebe und Nächstenliebe: Matth. 22, 37—40. Lieben heißt persönliche geistige Gemeinschaft suchen. Wenn wir Gott lieben, d. h. seine Gemeinschaft suchen, sollen wir das betätigen, indem wir darauf bedacht sind, geistige Gemeinschaft unter Menschen herzustellen. Darum ist es auch ganz natürlich, wenn die Nächstenliebe in diesem Sinne, nicht als ideelle Gesinnung, sondern als praktische Betätigung geistiger Gemeinschaft, als die wichtigste und ursprünglichste Aeußerung des Glaubens bezeichnet wird.

Ist aber nun in der Tat der Trieb nach persönlicher Gemeinschaft eine elementare Lebensäußerung des Glaubens — ich erinnere an Zinzendorfs Wort: ohne Gemeinschaft statuiere ich kein Christentum —, dann muß auch das Resultat dieses Strebens gegen den Gedanken des Todes geschützt werden, wenn anders nicht die Energie des Glaubens völlig lahm gelegt werden soll. Anders

Digitized by Google

ausgedrückt: die Bande persönlicher Gemeinschaft, die der Glaube knüpft, müssen den Tod überdauern. Damit haben wir den wesentlichen Inhalt des Wiedersehensgedankens gewonnen. Daß die hohe Bewertung persönlicher Gemeinschaft zur Forderung ihres Fortbestehens über den Tod hinaus führt und führen *muß*, wird einleuchten, wenn wir uns die innere Notlage vergegenwärtigen, in die wir sonst geraten würden. Es würde dann auf der einen Seite von uns als wichtigstes Ergebnis unsrer Lebensarbeit die Herstellung persönlicher Gemeinschaft gefordert, während uns andrerseits nicht die geringste Garantie dafür geboten wäre, daß wir dieses Ziel auch nur annähernd erreichen, wir im Gegenteil täglich befürchten müßten, daß der Tod unsre ganze Arbeit vollständig vernichtete. Hieße das „eine Frucht schaffen für die Ewigkeit"? Könnte unter diesen Umständen von einem sittlich ernsten Menschen überhaupt gefordert werden, diese Aufgabe als berechtigt anzuerkennen? Müßte er es nicht mit aller Entschiedenheit ablehnen, seine ganzen Kräfte für eine Arbeit einzusetzen, deren Resultat der Tod vollkommen vernichtet? Das wäre doch noch schlimmer und grausamer als Sisyphusarbeit! Und wie stünde es mit der Beurteilung unsres Lebens als einer Vorbereitung für die Ewigkeit, wenn unsre ganze Lebensarbeit vergänglich wäre, wenn das, was wir hier tun, ohne jeden Einfluß wäre auf die Gestaltung unseres jenseitigen Daseins, wenn kein einziger Verbindungsfaden von hier über das Grab hinausreichte? Das hieße doch dem Glauben die Lebensader unterbinden, ihn energielos machen und zu dumpfer, trostloser Untätigkeit verdammen, in allem zum völligen Gegenteil des mutigen, siegesgewissen, weltüberwindenden Glaubens Jesu und seiner Apostel. Die Lage, in der wir uns dann befänden, bezeichnet treffend ein Wort Richard Rothe's: „Wenn der Tod die persönlichen Verhältnisse zerrisse, so wäre es abgeschmackt, lieben zu wollen und zu sollen." Demgegenüber kann sich der Glaube selbstbehaupten nur durch den Wiedersehensgedanken, indem er dazu fortschreitet, die Bande persönlicher Gemeinschaft, die er erstrebt, gegen den Gedanken des Todes sicher zu stellen.

So ist der Wiedersehensgedanke formal und material mit dem Zentrum christlicher Glaubensgedanken verbunden und sein religiöses Recht damit zweifellos erwiesen. Ehe wir nun seine praktisch-homiletische Verwendung erörtern, sei zuvor festgestellt, was wir durch die bisherige Darlegung gewonnen haben, weil sich daraus die Richtlinien für die Praxis von selbst ergeben.

Der Gewinn, den wir konstatieren, ist eine Reinigung des Gedankens von unchristlichen und unterchristlichen Momenten und eine Präzisierung seines Gehaltes. Mit dem vulgären Wiedersehensgedanken hat er nur den Namen gemein. Er bezieht sich lediglich auf die persönlichen Bande gläubiger Gemeinschaft. Bande natürlicher Gemeinschaft, Blutsverwandtschaft und Freundschaft kommen für ihn gar nicht oder doch nur insoweit in betracht, als sie neben diesen und zugleich mit ihnen bestehen. Für den vulgären Wiedersehensgedanken ist aber grade dies charakteristisch, daß er nur auf die Form der Gemeinschaft reflektiert, die die christliche Formulierung des Gedankens ausschließt. Insofern stehen beide in scharfem Gegensatz zu einander und es

Digitized by Google

ist eigentlich ganz unmöglich, sie zu verwechseln. Da diese Verwechslung trotzdem sehr häufig ist, so sei nochmals betont: der christliche Wiedersehensgedanke gründet sich nicht auf das Vorhandensein natürlicher Gemeinschaft, sondern hat nur da ein Recht, wo persönliche Gemeinschaft des Glaubens vorhanden ist. Denn nur da ist er der Ausdruck für das christliche Heilsgut: Gottesgemeinschaft in der Form geistig-persönlicher Glaubensgemeinschaft unter Menschen (Joh. 17, 21).

Indem wir uns nun der Frage seiner homiletischen Verwendung zuwenden, heben wir zunächst hervor — was sich aus den bisherigen Darlegungen ohne weiteres ergibt —, daß der Wiedersehensgedanke eine Fülle von Motiven und Quietiven enthält und daß sich darum die homiletische Praxis ihn nicht wird entgehen lassen wollen. Die Quietive, die Trostgedanken also, treten naturgemäß dann am stärksten in Wirksamkeit, wenn der Gedanke sich gegen die schmerzliche Erfahrung des Todes behaupten will, und daraus erklärt sich auch seine häufige — fast möchte ich sagen: ausschließliche — Verwendung in der Grabrede. Die Wirkung als Quietiv beruht dann darauf, daß er die Gewißheit gibt, daß der Tod keine endgültige, sondern nur eine zeitweilige Aufhebung persönlicher Gemeinschaft ist. Würde dies Quietiv ausgeschaltet, dann allerdings wäre unsere Lage am Grabe einer durch persönliche geistige Gemeinschaft mit uns verbundenen Persönlichkeit gradezu trostlos. Der ganze, hohe Wert solcher Gemeinschaft stünde dann besonders deutlich vor uns und jemehr wir seine Unersetzlichkeit fühlen, um so unerträglicher wäre das Bewußtsein, ihn endgültig verloren zu haben. Es bleibt trotz der tröstenden Wirkung des Gedankens noch Schmerzliches genug übrig, wenn wir überschlagen, welchen Gewinn uns eine längere Dauer der nun zerrissenen Gemeinschaftsbande hätte bringen können. Es will uns aber scheinen, als ob sein Wert als Quietiv dadurch nur noch gesteigert würde. Denn er paralysiert die segensreiche Wirkung, die die Erfahrung des Leides nach Gottes Willen für uns haben soll, nicht einfach; er verhindert nur ein trostloses, untätiges Schwelgen im Schmerz und macht uns dadurch fähig, auch das leidvolle Erlebnis zu einem positiven Gewinn für unser inneres Leben zu gestalten.

Mindestens ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger, ist seine Bedeutung als Motiv, wenn auch diese Bedeutung neben der mehr hervortretenden tröstlichen Wirkung in der Regel fast völlig zurücktritt. Ich möchte den Tatbeweis für den christlichen Charakter des Gedankens aber grade darin sehen, daß er so hervorragend geeignet ist, als Motiv zu wirken. Denn tröstlich wirken kann auch ein unchristlicher oder unterchristlicher Gedanke. Ja, die meisten Trostgedanken, mit denen sich der Durchschnittschrist über innere oder äußere Nöte hinwegzuhelfen pflegt, sind teils direkt unchristlich, teils tragen sie nur eine sehr unbestimmte christliche Färbung. Als Motiv wirken im Sinne einer energischen Betätigung christlicher Gesinnung aber kann nur ein Gedanke von selbständigem sittlich-religiösem Gehalt. Man darf daher sehr wohl aus der Intensität und Energie der Wirkung auf den Gehalt einen Rückschluß machen.

Digitized by Google

Die Wirkung als Motiv beruht darauf, daß der Wiedersehensgedanke uns als Ziel unsres Wollens ein Gut von allerhöchstem geistigem Werte zeigt und daß er das Streben nach diesem Gute nicht als unfruchtbar und zwecklos erscheinen läßt. Die persönliche geistige Gemeinschaft gläubiger Menschen gewinnt durch ihn den Charakter eines ewigen Gutes. Es handelt sich dann nicht mehr um Bande, die hier beliebig geknüpft und wieder gelöst werden; sondern wie sie hier von räumlichem Getrenntsein oder Beieinandersein, selbst von persönlicher Bekanntschaft von Angesicht zu Angesicht unabhängig sind, so bedeutet sogar der Tod für sie nur eine zeitweilige Unterbrechung. Dadurch aber, daß die Erreichung dieses Gutes von zeitlichen Zufälligkeiten, Begegnung und Trennung, unabhängig gemacht wird, wird es ein absolutes Gut mit Ewigkeitsgehalt. Darum kann sich dann auch die Wirkung als Motiv darauf erstrecken, daß es unter allen Umständen anzustreben ist. Es bedarf keiner zeitlich oder räumlich irgendwie begrenzten Möglichkeit, um den Zweck zu verwirklichen; sondern unbedingt und unter allen Umständen muß er gewollt werden, weil er auch unbedingt und unter allen Umständen — soweit etwaige Hindernisse nicht in uns, sondern außer uns liegen — erreicht werden kann.

Neben dieser mehr allgemeinen Wirkung geht eine speziellere her, die sich aus dem besonderen Charakter des Wiedersehensgedankens ergibt. Wir sind alle in Kreise hineingestellt, deren Zusammenhalt auf natürlich-menschlicher Zusammengehörigkeit beruht. In Familie und Gemeinde, Kirche und Staat, in Verwandtschaft und Freundschaft finden sich Menschen zusammen, und die Bande, die sie verbinden, sind Bande des Bluts, natürlicher Zuneigung, Interessen- oder Arbeitsgemeinschaft. Es wurde schon gesagt, daß der Wiedersehensgedanke diese Formen menschlicher Gemeinschaft ausschließen muß, wenn er seinen christlichen Charakter rein erhalten will. Das ist aber nur so gemeint, daß diesen Gemeinschaftsformen nur ein zeitlicher, begrenzter Wert zukommt, daß sie nicht an sich erstrebenswert sind, sondern als Mittel zum Zweck. Solange sie etwa um ihrer selbst willen Ziel des Wollens sind, fallen sie außerhalb des Rahmens derjenigen Gemeinschaftsformen, denen der Wiedersehensgedanke Ewigkeitsgehalt und zeitlich unbeschränkten Bestand zuspricht. Da aber diese Gemeinschaftsformen doch auch gottgewollte sind — andernfalls sie, nach christlicher Anschauung, nicht vorhanden wären oder beseitigt werden müßten —, so liegt in ihnen das Motiv, sie zu mehr zu machen, sie aus der Sphäre des Naturlebens in die Sphäre sittlich-religiösen Strebens zu erheben. Aus den Banden natürlich-menschlicher Gemeinschaft müssen Bande persönlich-geistiger Gemeinschaft werden. Die Formen menschlichen Zusammenlebens in kleineren und größeren Kreisen, in privaten und öffentlichen Verbänden dürfen nicht auf der Stufe natürlich bedingter, d. h. durch Blutsbande, natürliche Zuneigung, Interessen- und Arbeitsgemeinschaft bedingter Lebensformen stehen bleiben, sondern müssen Ziel sittlichen Strebens werden. Aus natürlicher Zusammengehörigkeit muß persönliche geistige Gemeinschaft werden.

Das gilt natürlich für jede Form menschlichen Zusammenlebens, am meisten für ihre elementarste Erscheinung, die Familie. Grade weil der vul-

Digitized by Google

gäre Wiedersehensgedanke diese natürlichste Form menschlicher Gemeinschaft, ohne jede Rücksicht auf ihren geistigen Gehalt, zu seinem Objekte macht, den natürlich bedingten, zeitlich begrenzten Gemeinschaftsbanden Ewigkeitsgehalt zusprechen will, muß die sittliche Wirkung, die der christliche Wiedersehensgedanke ausübt, besonders betont werden. Die Hoffnung, ein Familienglied, mit dem man durch weiter nichts als durch Blutsverwandtschaft verbunden ist, nach dem Tode wiederzusehen und die Gemeinschaft mit ihm zu erneuern, hat ebensowenig Grund und ebensowenig Wert wie die Hoffnung, mit einem räumlich getrennten Verwandten wieder zusammenzutreffen. Aus dem Bestehen natürlicher Familienbande aber nimmt der christliche Wiedersehensgedanke das Motiv, sie in die sittliche Sphäre zu erheben. Weil er weiß, daß dies Bestehen an sich noch keine Berechtigung zur Wiedersehenshoffnung gibt, sucht der Christ diese Berechtigung dadurch zu gewinnen, daß er mit den also mit ihm Verbundenen nun auch persönliche geistige Gemeinschaft herzustellen strebt. Die natürliche Liebe zu den Angehörigen erweckt in ihm den Wunsch, auch nach dem Tode, also untrennbar, mit ihnen verbunden zu sein. Und darum strebt er darnach, mit ihnen durch solche Bande verbunden zu werden, die nicht zeitlich begrenzt, sondern ewig sind. Und da diese Bande mit dem Bestehen natürlicher Gemeinschaft noch keineswegs gegeben sind, so stellt sich ihm ihre Herstellung als sittliche Aufgabe dar. Damit entfaltet der Wiedersehensgedanke eine Wirkung, die nicht an bestimmte Ereignisse, etwa an den Tod eines Familienliedes, gebunden ist. Im Gegenteil, soll der Gedanke beim Eintreten eines solchen Ereignisses als Quietiv wirksam werden, so muß er vorher als Motiv gewirkt haben. Sonach ist der Wiedersehensgedanke geeignet, zu jeder Zeit sittlich wirksam zu sein und unserm ganzen Leben eine bestimmte Richtung zu geben. Er gehört zu den wirksamsten Motiven, indem er uns sagt: Willst du dich vor dem unwiederbringlichen Verlust eines Angehörigen oder teuren Freundes schützen, so trachte darnach, mit ihm in persönliche geistige Gemeinschaft zu kommen.

Ein so wirksames Motiv darf nicht unverwendet bleiben. Trotzdem erscheint seine unbeschränkte Verwendung nicht ratsam. Es kommt seine Verwendung in der Gemeindepredigt, in der Kasualrede, wobei nur die Leichenrede berücksichtigt zu werden braucht, und in der seelsorgerlichen Praxis in Frage. Wenn wir zunächst von der homiletischen Verwendung in der Leichenrede sprechen, so geschieht dies, weil diese Verwendung die häufigste ist, unseres Erachtens aber am meisten zu vermeiden wäre.

Gegen die unbeschränkte und unbedingte Verwendung des Wiedersehensgedankens in der Leichenrede sprechen hauptsächlich zwei Gründe: ein objektiver und ein subjektiver. Der objektive Grund ist oben gelegentlich schon gestreift: Soll der Gedanke als Quietiv wirken können, so muß er vorher als Motiv gewirkt haben. Mit andern Worten: Einen wirklich christlichen Trost bietet er nur denen, die bestrebt waren, persönliche Gemeinschaft zu suchen und zu pflegen. Man könnte auch sagen: der Trost muß objektiv wahr sein. Denn das ist die Besonderheit der Kasualrede, daß die allgemeinen Glaubensgedanken auf einen speziellen Fall angewendet wer-

Digitized by Google

den. Darum muß auch stets gefragt werden, ob die Vorbedingungen vorhanden sind, die diese Exemplifizierung vom Allgemeinen aufs Spezielle gestatten. Der Wiedersehensgedanke nun spricht nur dann eine trostvolle Wahrheit aus, wenn zwischen dem Verstorbenen und den ihm Nahestehenden Bande geistiger Gemeinschaft bestanden, die beiden Teilen zu Erlebnissen göttlicher Offenbarung wurden. Nun gibt es Fälle, in denen offen zu Tage liegt, daß diese Vorbedingung nicht vorhanden ist. Daß dann die Verwendung des Wiedersehensgedankens an Blasphemie grenzte, ist klar. Aber es sind nicht allein diese mehr oder weniger eklatanten Fälle auszuschließen. Man bedenke, daß namentlich in größeren Gemeinden die persönlichen Verhältnisse dem Geistlichen relativ unbekannt bleiben, daß ihm überhaupt nur selten die wahre Sachlage unverhüllt gezeigt wird, daß bei Todesfällen alle ungünstige Nachrede verstummt und man plötzlich nur noch Gutes und Lobenswertes zu berichten weiß, daß die Leichenreden als „Lügenreden" berüchtigt sind — und man wird es nicht übertrieben ängstlich finden, wenn ich sage: Man beschränke die Verwendung des Wiedersehensgedankens in der Grabrede auf die ganz seltenen Fälle, wo man mit positiver Gewißheit weiß, daß persönliche Beziehungen bestanden, die so tiefen sittlichen Gehalt hatten, daß der Tod uns die Hoffnung auf ihr Fortbestehen nicht nehmen kann. Je seltener er angewandt wird, um so wirkungsvoller wird er dann im einzelnen Falle sein.

Jedenfalls ist seine unbeschränkte und unbedingte Verwendung in Grabreden eine jener geistlosen Unüberlegtheiten, die zum Unfug werden können. Unendlich bequem ist diese Art zu trösten. Das Leid wird dadurch einfach aufgehoben, es ist nicht mehr vorhanden. Und wo bleibt dann der Segen, die „friedsame Frucht der Gerechtigkeit" (Hebr. 12, 11), die die Trübsal schaffen soll? Wo liegt in solchem Troste die Offenbarung Gottes, der Antrieb ihn zu suchen? Religiös ist solch gedankenlos dargebotenes Quietiv nicht mehr wert, als wenn der Gatte vor der Abreise zu Weib und Kind sagt: Ich komme bald wieder. Selbst Jüngst, der dem Gedanken wohlwollend gegenübersteht, wagt auch für die Leichenrede nur eine Verwendung „in bescheidenem Maße" (S. 39) zu fordern.

Ja, selbst seine Verwendung in den Ausnahmefällen, wo wenigstens die objektiven Vorbedingungen gegeben sind, ist nicht immer ohne Bedenken. Hier spricht ein subjektiv-psychologischer Grund mit. Es ist naturgemäß, daß sich die Liebe zu Angehörigen dann im stärksten Maße äußert, wenn sie von uns genommen werden. In diesen leidvollen Tagen konzentriert sich alles, was wir an Liebe fühlen, auf den, der von uns ging. Und der einzige Wunsch, der die Seele beherrscht, ist der: Könnte er doch wieder aufwachen! Hätten wir ihn doch wieder! In solchen Momenten hochgradiger seelischer Erregung kann der Wiedersehensgedanke eine Gefahr für die Gesundheit des Glaubenslebens werden. Er lenkt dann leicht den Blick ab von dem, worauf es ankommt: Gott suchen, auch im Schmerze Gott suchen, seine gnadenreiche Hand auch in leidvollen Führungen erkennen und sich darunter beugen. Es wird dann nicht der gemeinsame Genuß der Gottesgemeinschaft im Jenseits, sondern die Wiedervereinigung mit dem Geliebten, ganz ohne Rücksicht auf die

Digitized by Google

Gottesgemeinschaft, zum Gegenstand der Hoffnung. Damit wird das Ziel verrückt; die Triebe natürlich-menschlicher Zuneigung sind in solchen Zeiten anormaler Erregung stärker als der Zug zu Gott. Darum möchten wir selbst in den erwähnten Ausnahmefällen den Gedanken nur mit Maß und Weisheit verwendet sehen; weisen ihm aber ohne jede Einschränkung und unbedenklich die seelsorgerliche Praxis als ein Gebiet zu, auf dem er alle seine Kräfte als Quietiv und Motiv entfalten kann. Erstreckt sich diese seelsorgerliche Behandlung auf die Hinterbliebenen, so wird man selbstverständlich damit warten, bis die erste Erregung vorüber ist. Die natürlichen Triebe sprechen dann nicht mehr so laut und ungestüm. Und im seelsorgerlich-vertraulichen Zwiegespräch kann man auf Mißverständnisse, Hemmnisse und Irrungen eingehen, was im Rahmen der Grabrede unmöglich ist.

Möchten wir so, entgegen der herrschenden Praxis, den Wiedersehensgedanken aus dem eisernen Bestand der Grabrede entfernt sehen und ihn der seelsorgerlichen Praxis zuweisen, so ist auf der andern Seite nicht recht verständlich, warum er in der Gemeindepredigt so wenig zu finden ist. Hier bieten sich doch eine Fülle von Anknüpfungspunkten, hier kann er ohne Einschränkung und Bedenklichkeit, weil ohne Anwendung auf einen speziellen Fall verkündigt werden. Hier kann er als Motiv wirken und die Wirkung als Quietiv vorbereiten und erleichtern. Es sind doch alle Bande geistiger Gemeinschaft, die in den Rahmen des Gedankens fallen. Grade weil wir die natürlich-menschliche Gemeinschaft ausschlossen, gewinnen wir Raum für die Erweiterung des Kreises. So gut wie in der Familie zwischen den Ehegatten und zwischen Eltern und Kindern, sollen auch in der Gemeinde, demnächst auch in Kirche und Staat die Bande persönlicher Gemeinschaft gepflegt werden. Welche Fülle von Motiven bietet sich da! Wie kann der Gedanke zur Belebung des Gemeindesinns, zur Befruchtung des Gemeindelebens verwendet werden! Wie leicht bieten sich die biblischen Anknüpfungspunkte dar! Ich erinnere nur daran, wie Jesus seinen Jüngern die Aufgabe stellt, persönliche Gemeinschaft zu pflegen (Joh. 13, 34. 35; 17, 20. 21), ferner an das paulinische Bild von der Gemeinde als einem Leibe, einem zusammenhängenden Organismus (Eph. 4, 15. 16). Wie wirkungsvoll muß es sein, wenn man der Gemeinde und jedem einzelnen ihrer Glieder die Aufgabe und die Verantwortung vorhält, die ihm aus der Tatsache erwächst, daß es mit anderen zusammen zur christlichen Gemeinde gehört. Sollte der Gedanke, daß es die Aufgabe des Christen ist, das zufällige örtliche Zusammenwohnen zur Basis einer geistigen, gehaltvollen, gegenseitig fördernden Glaubensgemeinschaft zu benutzen, nicht öfter grade in der Gemeindepredigt wiederkehren? Hier stehen dieser Aufgabe keine konkurrierenden natürlich-menschlichen Triebe zur Seite, die sie vom Ziele ablenken, sie hat vielmehr mit entgegenstehenden Tendenzen natürlicher Abneigung zu kämpfen und das ist für eine reinere, vollkommenere Lösung nur günstig. Lasse man darum den Gedanken hier recht häufig wirken; er kann sich hier recht ausleben im Sinne von Eph. 4, 2—6.

Digitized by Google

Als Probe moderner Kirchenzucht ist uns folgende zum Beschluss erhobene

Vorlage,
betreffend einheitliche Gestaltung von Akten der Kirchenzucht in der Diözöse Fischhausen.

zugegangen, deren Abdruck manchem zu denken geben wird.

Der Herausgeber.

I. Betreffend Taufen.

Taufen unehelicher Kinder finden entweder nach den Taufen der ehelich geborenen oder von diesen gesondert statt.

Es sind hierbei möglichst nur verheiratete Personen als Paten zuzulassen.

II. Betreffend Trauungen.

Gefallenen Bräuten ist der lebendige Myrtenkranz — auch der hinten offene — und Schleier zu versagen. Der Sachverhalt ist bei der Bestellung des Aufgebots oder sonst in zulässig erscheinender Weise zu ermitteln.

Setzt eine Braut trotz der Verweigerung den Kranz auf, so ist zum wenigsten in der Traurede auf das Unberechtigte dieses Verhaltens und dieser Ehren hinzuweisen.

Auch kann in diesem Fall die Trauung verweigert werden, da ungehorsame Personen wenig geeignet sind, den kirchlichen Segen zu empfangen.

Glockengeläute und brennende Altarkerzen sind gefallenen Bräuten zu verweigern.

Lügen von Brautpaaren beim Aufgebot werden nach Bekanntwerden zur Kenntnis der Gemeinde gebracht.

III. Betreffend Begräbnisse.

1. Begräbnis ungetauft verstorbener Kinder.

Ungetauft verstorbene Kinder werden still beerdigt, d. h. ohne kirchliche Begleitung, ohne Geläute und ohne kirchliche Danksagung.

Doch ist zum Troste für die Angehörigen eine häusliche Feier vorher oder nachher zulässig.

2. Begräbnis unehelicher, jedoch getaufter Kinder.

Unter der Voraussetzung, dass die uneheliche Geburt des Kindes nicht verschwiegen wird, ist kirchliche Begleitung und Geläute beim Begräbnis zulässig, jedoch keine Leichenrede.

Kirchliche Danksagung findet nicht statt.

3. Begräbnis von Selbstmördern.

Selbstmörder werden ohne kirchliche Begleitung, ohne Geläute und ohne kirchliche Danksagung beerdigt.

Nur in dem Falle, dass der Verstorbene notorisch im Zustande der Geistesgestörtheit sich befand, sind die kirchlichen Ehren zulässig.

Kirchliche Chronik.

Von der Fülle von Versammlungen, die im letzten Halbjahr sich mit der sozialen Frage beschäftigten, kann der Chronist wegen Raummangels nur ganz summarisch berichten. Nach den wiederholten eingehenden Charakteristiken, die ich den kirchlich-sozialen Versammlungen in früheren Jahren gewidmet habe, darf ich auch wohl einmal kürzer dabei verweilen. Wesentlich neue Erscheinungen sind da auch nicht zu registrieren.

Digitized by Google

Am 4.—6. April fand in Hagen die 9. Hauptversammlung der freien kirchlich-sozialen Konferenz statt (Chr. 17. 18. T. R. 161. 163), wobei dem inneren Tatbestand durch einstimmige Wahl Stöckers zum 1. Vorsitzenden Ausdruck gegeben ward. Der Geschäftsbericht des ungemein rührigen Generalsekretärs Lic. Mumm, um den jede Vereinigung die um Stöcker beneiden kann, zeigte die Fülle praktisch-sozialer Arbeit, die unter seiner Anregung der Konferenz zugewachsen ist und gewiss am Wachstum der Mitgliederzahl erheblichen Anteil hat. Die Bildung christl. Volksbureaus zur Rechtsberatung Unbemittelter, die Gründung eines „vaterländischen Bauvereins" in Berlin mit bereits 1 800 000 Mk. Kapital, die wesentliche Mitwirkung bei der Veranstaltung des Frankfurter Arbeiterkongresses, die anscheinend doch gelungene, u. E. künstliche Schöpfung der „Sozialen Geschäftsstelle für das evang. Deutschland", mit dem Generalsekretariat der Konferenz durch Personalunion verbunden, — also, wie wir s. Z. vermuteten, nur eine Dublette der Konferenz — zuletzt die Veranstaltung des 6wöchentlichen sozialen Ausbildungskurses für Arbeiter in Berlin — das sind deutliche Spuren einer intensiven, zielbewussten praktisch-sozialen Initiative, die wir anerkennen müssen. Wir gestehen gern zu, dass wir bei der Begründung der Konferenz diese Resultate nicht erwartet haben und Stöcker durchaus berechtigt finden zu dem hoffnungsfreudigen Ton seiner Eröffnungsrede. Aus der langweiligen Begrüssungsscene will ich nur hervorheben, dass Stöcker den Evangelischen Bund aufforderte, sich klar zu machen, dass der Kampf auf religiösem Gebiet nicht auch auf alle anderen Gebiete übertragen werden dürfe, an gewissen vaterländischen und sozialen Punkten ein Zusammengehen mit kathol. Mitbürgern nicht auszuschliessen sei. Ueber den ersten Vortrag des Heidelberger Dogmatikers Lemme, dem sich keine Debatte anschloss, als über eine allzu allgemeine Erörterung will ich nur sagen, dass er sich über „starkes Christentum das Heil der Reformationskirche" erging und dies weder in Zurückziehung von der Welt noch in phantastischer Projektmacherei, weder in doktrinärem Orthodoxismus noch in auf äussere Machtmittel vertrauendem Hierarchismus fand, sondern kurz gesagt, in dem energischen, sozialen Handeln lebendigen Glaubens in der Durchführung des christlichen Prinzips auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. In der zweiten Hauptversammlung wurde ebenso wenig zur Anregung des evangelisch-sozialen Denkens geboten: des Lic. Weber Vortrag über die Förderung der kirchlich-sozialen Bestrebungen durch die preussische Generalsynode war ein grosser Panegyrikus auf die durchschlagende Beeinflussung der Generalsynode durch seinen Freund Stöcker, wobei die prinzipielle Anerkennung der Berechtigung kirchlich-sozialer Arbeit seitens v. d. Goltz als besonderer Erfolg hervortrat. Dass für die einmütig und freudig verlaufenen Versammlungen der sozialen Kommission der G.S. Stöckers „bahnbrechendes" Vorgehen massgebend war, haben wir s. Z. (Märzheft) konstatiert; Stöcker hat es nun selbst bestätigt. Wie wenig Freude der Chronist eben deshalb an der sozialen Tätigkeit der Generalsynode erlebt hat, ist eben dort zu lesen. Aber man wird es den beiden Dioskuren nicht verdenken können, wenn sie auf der Generalsynode ein wahres „Mailüfterl" wehen spürten. Wichtiger als die Hauptversammlungen sind auf der Konferenz die Verhand-

Digitized by Google

lungen der verschiedenen Arbeitskommissionen, die freilich durch Zersplitterung der Zuhörer in ihrer Wirkung beschränkt sind. Ich hebe aus denselben hervor, dass Weber die Zustimmung der Konferenz zu seinem Plan, eine internationale Konferenz zur Bekämpfung der Unsittlichkeit abzuhalten, erzielte, Stöcker den Beschluss herbeiführte, die Frage der Konfirmationsreform mit Besonnenheit weiter zu verfolgen und auf der Tagesordnung zu behalten, aus der Kommission für Gemeinschaftsleben aber nach einem Vortrag über gesundes und krankes Gemeinschaftsleben eine Bitte an die deutsche Gemeinschaftsbewegung hervorging, worin der tiefe Riss beklagt wird, der dieselbe spalte, und die Konzentration auf den lebendigen Christus statt des Wertlegens auf Nebenpunkte sowie die Wertschätzung der Kirche der Reformation als der dem deutschen Volke von Gott gewiesenen Stätte zur Herausbildung chr. Persönlichkeiten erwünscht wird. Jeder Freund der Volkskirche und der Erhaltung dieser wärmenden Gemeinschaftskräfte in ihr wird dieser Bitte wie der ganzen Arbeit der Konferenz an den freikirchlichen Gemeinschaften Erfüllung wünschen. In dieser Arbeit, in der Hereinziehung der kirchlich und theologisch engen Kreise in die soziale Arbeit und endlich in der geistigen Führung der christlichen Gewerkschaften scheint doch die besondere Aufgabe der Konferenz zu liegen. Wenn die Stöckersche Resolution betreffend die letztere auch zu volle Töne anschlug, indem sie in der in Frankfurt organisierten christlich-nationalen Arbeiterbewegung den Anbruch einer neuen Zeit für das deutsche Volk begrüsste, so wird man doch aus dem Abendvortrag des Arbeitersekretärs Behrens über Aufstreben der Arbeiterklasse oder Klassenkampf mit Freude vernehmen, dass allmählich die wesentlich als Bollwerke gegen die Sozialdemokratie gedachten christl. Arbeitervereine klar erkannt haben, wie auch die christl. Arbeiterbewegung die wirtschaftliche Hebung und politische Gleichberechtigung des Arbeiterstandes zum Ziel haben, seine Eigenart neben der Sozialdemokratie aber finden müsse in der Vermeidung des Klassenkampfes durch Berücksichtigung der berechtigten Interessen anderer Klassen und der Volksgemeinschaft und in der Ueberwindung des marxistischen Materialismus durch die wahre Kraft des sozialen Aufstrebens, das sozial verstandene Christentum.

Während so das Schwergewicht der kirchlich-sozialen Konferenz in der praktisch-sozialen Beeinflussung des Volkslebens seitens kirchlicher Kreise liegt, ist nach wie vor der Evangelisch-soziale Kongress der Durchbildung unseres sozialen Denkens und der daraus fliessenden Gesinnung gewidmet (Chr. 24. T. R. 241. 242. 244. Chr. Welt 25). Nur zu viele Gedankenmassen wurden diesmal in Breslau gewälzt; eine Kürzung des Programms kann nur dringend empfohlen werden. Schon die Begrüssungsversammlung überschüttete die Hörer mit einer Fülle von Anregungen: Harnack hob den Gegensatz unsrer sozialen Gesinnung zu dem einst berechtigten patriarchalischen Staatsgedanken und die Forderung der Gleichberechtigung aller als Persönlichkeit hervor; Naumann bestimmte die Aufgabe des Protestantismus als Gesinnungsmacht im Gegensatz zu den katholischen Formen der sozialen Wirksamkeit, dem System der Leitung und Bevormundung, als Steigerung der intellektuellen Leistungsfähigkeit der Unterschicht des gewerblichen Volks,

Digitized by Google

Ad. Wagner ergänzte ihn durch Betonung der agrarischen und nationalen Kernkraft des Ostens. Seine Grundgedanken von den Aufgaben des Kongresses führte in der ersten Hauptversammlung der nun völlig in seine Stellung hineingewachsene Präsident Harnack in seiner glänzenden, vielseitigen Weise aus: der Kongress stehe stets auf Seiten der sozial Schwachen, biete als „evangelischer" aber nicht das Evangelium als Allheilmittel an, da er eine weite Strecke des Weges die wirtschaftlichen Fragen rein wirtschaftlich gelöst wissen wolle, wohl aber entdecke er in jeder wirtschaftlichen Frage auch ein persönlich sittliches Element, dessen Ansprüche er besonders im Auge habe; so pflege er neben der Vertretung der ein sittliches Leben erst ermöglichenden wirtschaftlichen Minimalforderungen die Wacherhaltung des sozialen Geistes, zunächst gegenüber den Industriearbeitern, damit von ihnen aus die sozialen Fortschritte auch andern Schichten zu gute kommen; vor allem aber vertrete der Kongress die Ueberzeugung, dass alles soziale Wirken gemeinschädlich sei, das nicht auf eine Stärkung des sittlichen Willens und auf die Hochschätzung geistiger und ewiger Güter gerichtet sei, wie sie in der vierten bis sechsten Bitte des Vaterunsers enthalten und zusammengefasst seien in dem Wort: „Lass dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem". Damit war denn der tiefste Ton der Verhandlungen angeschlagen ganz im Stil des ersten Präsidenten Nobbe, den wir noch nicht vergessen haben, ein Ton, den dann die bedeutsame Begrüssungsrede des Oberpräsidenten Grafen Zedlitz weiter klingen liess, indem sie in den Kämpfen der Gegenwart wesentlich einen Kampf um die Weltanschauung, um eine neue, innerlich starke Autorität erkannte, wie sie aus der brüderlichen Liebe des Evangeliums erwachse. Diese im Munde eines so hohen Beamten, der freilich kein Jurist ist, überraschende Würdigung des tiefsten Suchens des Kongresses fand in der Sozialkonferenz ihre volle Bestätigung, wo der richtige Arbeiterpastor v. Broecker aus Halle über die religiöse Krisis in der modernen Arbeiterschaft sprach. Der Klassen- und Massenentfremdung der Arbeiter vom Christentum liege nicht schlechtere Gesinnung oder grösserer praktischer Materialismus zu Grunde, sondern — er scheint die geschichtlichen Zusammenhänge der Sozialdemokratie mit den radikalen Volksbildungsvereinen zu übersehen — lediglich das dreifache Vorurteil: das Christentum sei vom sichtbaren Leben abziehend, zu jenseitig, zu wenig männlich, lebens- und kulturfreundlich, kurz „Muckerei"; es sei dem Aufstreben der Arbeiterschaft feindlich, insbesondere „reaktionäre" Klassenkirche; es sei bildungsfeindlich, halte dem Denken und der Wissenschaft nicht stand, sei „Dummheit". Nur der Person Christi und seinem Lebensideal stehen sie anerkennend gegenüber. Deshalb müsse der Religionsunterricht und die ganze Verkündigung aus dem nur die Zweifelei an den Fundamenten anregenden Buchstabenglauben zum schlichten Christentum Christi zurück, die Männlichkeit und Kulturfreudigkeit des Christentums betonen, einen freien, entschieden sozialreformerischen Standpunkt einnehmen, christliche Weltfrömmigkeit vertreten. Gegenüber dem u. E. mit Recht behaupteten Rückgang des sozialen Interesses in Pastorenkreisen, die mehr brüderliches Interesse und Verständnis für Hottentotten und Kaffern als für die moderne Arbeiterschaft im eignen Lande zeigten,

Digitized by Google

forderte B., die Geistlichen sollten mit dem Kirchstuhlvermieten und der sozialen Anordnung des Konfirmandenunterrichts aufräumen, sich den gesalbten süsslichen Ton abgewöhnen, zwar nicht Politik treiben, aber starke Anwälte sein gegen den Klassengeist, für die Brüderlichkeit und für eine kräftige Sozialreform. In der Diskussion bemerkte Ad. Wagner, die evangel. müsse von der kathol. Kirche lernen, die junge Geistliche aus dem Westen und Süden nach Berlin sende, um sich auf dem Gebiete der sozialen Wissenschaften zu unterrichten. Traub aber betonte, wir müssten das Bewusstsein absoluter Redlichkeit gegen den Arbeiter haben, da dieser einen feinen Instinkt gegen die blosse „Theologensprache" besitze; für die Auseinandersetzung mit Arbeitern bedürfe man vor allem philosophischer Bildung und gründlicher Kenntnis der sozialdemokratischen Literatur. Im übrigen offenbarte die Debatte allgemeine Folgsamkeit in mutigem Fortschritt, aber geringeren Optimismus, als ihn der Arbeiterpastor bekundete. — Es mag für viele Besucher diese Verhandlung eine Erholung gewesen sein von der sehr eindringendes Mitdenken fordernden Hauptverhandlung des Vormittags, bei der Tröltsch über die christliche Ethik und die heutige Gesellschaft sprach. Mit der ihm eigenen Energie des Denkens griff T. das Problem „Politik und Ethik" an, das doch nicht mit der durch Bismarcks Machtprinzip und durch die materialistische Geschichtsschreibung begünstigten ethischen Grundsatzlosigkeit der Politik erledigt sein dürfe; das unveräusserliche Recht der ethischen Betrachtung sollte in dem Vortrag behauptet werden. Statt nun aber in eine erneute Erörterung der Bergpredigt, der sittlichen Weisungen Jesu, u. ä. einzutreten, entwickelte T. aus der Betrachtung der historischen Gesamtentfaltung des Christentums das demokratische und konservative Prinzip der Politik als zugleich ethische Prinzipien, die, jenes auf der Gleichwertigkeit der Persönlichkeit als solcher, dieses auf der natürlichen aristokratischen Verschiedenheit der Menschen beruhend, letzlich in entgegengesetzten religiösen metaphysischen Weltanschauungen wurzeln. Die christliche politische Ethik müsse nun beide Tendenzen, von der Beimischung anderweitiger Gedanken gelöst, zu einer höheren Synthese verbinden, indem sie, nicht mehr gebunden an die Bibel als einzige Quelle christlich-politischer Gedanken noch an die pessimistische, altkirchliche Erbsündenlehre, eine positive ethische Gestaltung der natürlichen Lebensbedingungen und ihrer Machtgebilde erstrebe; dabei lehne sie es ab, Staat und Gesellschaft direkt aus der christlichen Idee abzuleiten, und beschränke sich darauf, sie als selbständige Gebilde nur unter die religiösen (doch auch unter die sittlichen?) Gebote der christlichen Idee „möglichst" zu unterstellen. Hier scheinen mir die Bedingungen einer in der Wirklichkeit wirksamen, nicht über ihr schwebenden christlichen Beurteilung des politischen Handelns gegeben: einmal in der Ueberwindung des Biblizismus durch die Auffassung des christlichen Prinzips als eines aus dem historischen Längsschnitt sich ergebenden Lebensgesetzes und sodann in der bescheidenen Anerkennung der Selbständigkeit der Gebilde Staat und Gesellschaft und der Eigenständigkeit ihrer Fortentwickelung, deren Unterstellung unter die zunächst rein religiöse Ethik des Christentums nur „möglichst" zu erstreben ist, eine Bescheidung, die dem religiösen Absolutismus frei-

Digitized by Google

lich fast unmöglich ist. Vortrefflich entwickelte dann T. aus dem Gedanken des Persönlichkeitswertes die Forderungen der demokratischen Politik: Selbständigkeit der Individualität in Familie, Gesellschaft, Staat, aus dem Gedanken der demütigen Fügung in die natürlichen (ungleichen) Ordnungen Gottes die Forderungen der konservativen Politik: Anerkennung der natürlichen Ungleichheiten und der daraus hervorgehenden Staats- und Machtbildungen; die vom Christentum inspirierte politische Ethik verlange nun aber Synthese der beiderseitigen Forderungen durch wechselseitige Einschränkung: als berechtigte Persönlichkeit könne nur die sittlich gehaltvolle gelten, deren Gehalt eben nur in den mannigfachen Unter- und Nebenordnungsverhältnissen der natürlich gegliederten Gesellschaft gewonnen werde; als berechtigte aristokratische Ueberordnung und Gewalt nur die, im sittlichen Sinne der Fürsorge aufgefasste, wirklich fest in den natürlichen Verhältnissen wurzelnde, nicht überlebte. Es dürfte bisher noch nie eine so tiefgehende Begründung der Gleichberechtigung beider politischen Prinzipien gegeben, vor allem nie von einem so fortschrittlich gerichteten Geist eine so gerechte Würdigung des bleibenden Rechtes der konservativen Tendenz versucht sein. Als ausserordentlich praktisch erwiesen sich sofort die gebotenen Richtlinien für die Normierung des Verhaltens der Kirche zu den politischen Parteien und Programmen: die rein religiöse Aufgabe der Kirche gestatte ihr nicht die Aufstellung eines eigenen politischen Programms, nur die kritische Stellungnahme zu jenen; sie werde die demokratische und die heute damit identische soziale Reformpartei soweit billigen, als sie wirklich den Gedanken des Rechtes der Persönlichkeit vertrete, insbesondere aufstrebenden, die Gleichwertung der Persönlichkeit für sich erkämpfenden Klassen ihre Sympathie zuwenden, aber alle naturrechtlichen Gleichheitslehren, die naturhafte Fassung (und Verflachung) der Persönlichkeit überhaupt und den hetzerischen Klassenkampf, der dieses Ideal mit einer Klasse allein verknüpfe, ebenso gründlich verwerfen; sie werde andererseits den Geist der Ordnung und Autorität überall stärken, wo beide eine natürliche Notwendigkeit und ein sittliches Recht haben, aber völlig darauf verzichten, bestehende Gewalten bloss um der Erhaltung willen zu stärken. Ebenso praktisch werden sich die gegebenen Richtlinien für die allgemeine politische Beurteilung denen erweisen, die „in den religiösen Gedanken des Christentums das Zentrum ihrer Lebensbeurteilung haben". Gewiss kann es nicht um eine „christliche Politik" handeln, die aus dem Christentum ein geschlossenes Staatsideal herleitet und dessen Verwirklichung vorbereitet, sondern nur um Beurteilung und Beeinflussung der aus dem natürlichen Prozess sich bildenden Parteien und Programme. Das Ideal der von der christlichen Idee geleiteten Beurteilung, das sich zugleich als bestes Mittel der Versöhnung der Gegensätze und damit als für den Politiker brauchbares ethisches Ideal erweist, ist die Verbindung des demokratischen Persönlichkeitsgedankens mit dem aristokratischen Ordnungs- und Erziehungsgedanken.

Man wird die zusammenziehende und durchschlagende Kraft des Systematikers in diesen Thesen um so freudiger anerkennen, als er sich von gezwungenen Subsumptionen unter Eine Idee fernhielt. Wenn Kaftan die Koordination der beiden Prinzipien bestritt und die Ueberordnung

Digitized by Google

des Persönlichkeitsgedankens und Ableitung des konservativen Prinzips aus jenem forderte, so haben wir an solchem Unternehmen kein Interesse: in der Wirklichkeit stehen sich die Prinzipien als verschieden gerichtet und genetisch disparat gegenüber. Wenn er aber eine stärkere Betonung des sozialen Fortschritts als des Willens Gottes, also stärkere Sympathie für die zur Selbständigkeit der einzelnen Persönlichkeiten aufstrebende Volksschicht wünschte, so bewegte er sich, für eine so konservativ gestimmte Natur sehr achtbar, in der Richtung auf die nachfolgende Naumannsche Kritik des Referats. Naumann wies nach, dass die Kirche sich bisher, als Staats-, Patronats-, Pastorenkirche im Gegensatz zu den vielen demokratischen Gedanken der Reformation stets auf der Seite der Autorität befunden habe, darum an den ganzen neuschaffenden Kämpfen des 19. Jhdts. keinen Anteil genommen habe, und er stellte die Gewissensfrage: wird die Kirche auch der neuen demokratischen Welle gegenüber sich den konservativen Mächten verschreiben? Die katholische Kirche könne jede politische Form nach dem Interesse der Kirche sich dienstbar machen; die protestantische könne nur seelsorgerische Ratschläge geben, die aber aus der religiösen Betrachtung der Geschichte keine festen Direktiven erhalten, auch aus der Theorie nur kritische Warnungen vor Extremen entnehmen. Da nun weder der geschichtliche Glaube noch die Theorie eine Entscheidung der zeitgeschichtlichen Frage, ob Demokratie in einem bestimmten Gebiet nützlich sei, geben, müsse die Antwort praktisch gesucht werden; das habe am Ende trotz aller Theorie auch T. getan und so die Sympathie mit der demokratischen Bewegung als eigentliches Programm gewonnen. Dem gegenüber möchte ich nun Rade beipflichten, der seine Rede in dem Artikel der Chr. Welt weiter ausgeführt hat: der Nerv der Tröltschschen Ausführungen ist gerade nicht in der einseitigen Sympathie mit der demokratischen Bewegung, sondern in der Betonung des gleichen Rechtes beider Tendenzen, ja sogar in der an diesem Ort so besonders nötigen und sittlich wertvollen Warnung vor der Ueberschätzung des sittlichen und christlichen Gehaltes der Demokratie zu erblicken. Ich bin jedenfalls ganz besonders dankbar für die energische Betonung des Rechtes der aristokratischen Gesellschaftsschichtung und Machtordnung und für die klare Bekämpfung der Gleichsetzung von Demokratie und christlich-sittlichem Persönlichkeitsideal. Dass Tröltsch die Linien des vorjährigen ausgezeichneten Herrmannschen Vortrags über die „sittlichen Weisungen Jesu“ nicht in seine Richtlinien hinein und durchgezogen hat, beklage ich mit Rade; aber sollte das nicht abgesehen von der spürbaren Verschiedenheit der Temperamente und Orientierungen der Redner dadurch verwehrt worden sein, dass Tröltsch seine Richtlinien weniger den Niederschlägen des christlichen Prinzips in seiner Anfangsgestalt als in seiner geschichtlichen Gesamtentfaltung abgewonnen hat? Jedenfalls bleibt für den Kongress die Aufgabe bestehen, die beiden hochbedeutenden Programme einer christlichen politischen oder Sozial-Ethik zu einer Einheit zu verarbeiten.

Ungern reisst sich der Chronist von diesem Gegenstand los, dessen Behandlung übrigens keineswegs bloss theoretische, vielmehr eminent praktische Bedeutung hat und den Kongress für mich allein schon wegen der Klärung und Vertiefung des sozialen Denkens der enger kirchlichen und praktischer sozialen Konferenz

Digitized by Google

überordnet. Ungemein interessant war aber auch die weitere mehr nationalökonomische Ideenarbeit auf dem Kongress. Es ist ein grosser Gewinn für die Kirche, wie auch Rade betont, wenn sie einige Geistliche besitzt, die wie unser Mitarbeiter G. Traub gleichmässig in der Nationalökonomie wie in der Theologie, besonders der Ethik zu Hause sind. Seine Rede über die Organisation der Arbeit in ihrer Wirkung auf die Persönlichkeit mit ihrem tiefen Eindringen in das Geheimnis der Maschine, die, zu voller Herrschaft gelangt, den Menschen nicht mehr erniedrige, seinen Persönlichkeitswert nicht herabdrücke, vielmehr den moralisch tüchtigen, qualifizierten Arbeiter hervorziehe, in dem grossen Netz von Beziehungen, die der maschinelle Grossbetrieb hervorrufe, und zusammen mit dem konstitutionellen Prinzip der Interessenvertretungen (Arbeiterorganisationen) zu einem lebendigeren Gefühl der Verantwortlichkeit und dadurch zu bewussterer persönlicher Sittlichkeit führe, zeigte eine Energie des Mitlebens in den Arbeitszentren, der Sympathie mit den tiefsten Tendenzen der Demokratie, die allen nachfolgenden Anzweifelungen überlegen war. In der Tat kann man mit Giercke den einseitigen Optimismus in der sittlichen Bewertung der Maschine und der Arbeiterorganisationen beanstanden, mit Harnack den drakonischen, terroristischen Druck der letzteren als unsittlich, weil unpersönlich beklagen, ja man kann die Ueberschätzung der „Arbeit“ als solcher und ihrer Organisation bekämpfen und verlangen, dass wir im Menschen nicht bloss seine verlebendigte Arbeit sehen, in der Arbeit „nur die Pyramide, auf der die Flamme eines höheren Lebens brennt“, eben die nach oben geschaffene Persönlichkeit; aber man wird sagen müssen: für die, welche wie Traub und Naumann mitten im grossindustriellen Betrieb wirken, ist das volle, hoffnungsvolle Eingehen in seine Entwickelungstendenzen nicht bloss glücklich, auch sittlich notwendig; ebenso ist ein idealisierendes Verständnis des terroristischen Assoziationszwanges unentbehrlich, wo man ihn mit christlichem Persönlichkeitsgehalt durchdringen will. Danken wir Gott, dass wir diese Idealisten des maschinellen Grossbetriebs und der industriellen Demokratie in unseren Reihen haben! Auch wer wie der Chronist gleich starken aristokratisch-ethischen Gegendruck in sich verspürt, muss sich immer wieder dem vollen Strom der Idealisten des arbeitenden Volks öffnen, um der veränderten Empfindungsweise „da unten“ nicht fremd zu werden. — Nicht minder unerlässlich ist die fortgehende Belehrung über rein wirtschaftliche Fragen wie das moderne Lohnsystem und die Sozialreform, die der nationalökonomische Privatdozent Bernhard und der Berliner Fabrikbesitzer Freese offenbar vorzüglich behandelt haben. Wenn ersterer die Lösung der Lohnfrage nicht in dem das Trucksystem ablösenden Minimallohnsystem, das leicht zur Entlassung älterer und schwächerer Arbeiter, zur Auffassung der Minimal- als Normallöhne führe, sondern in den durch gleichmächtige Arbeiter- und Arbeitgeberverbände getragenen Tarifgemeinschaften erblickte, die nicht kulturfeindlich nivellieren müssen, soweit sie beweglich der Entwickelung der Industrie folgen, die dagegen der staatlichen Hilfe bedürfen gegenüber den launischen Sprüngen der Technik; wenn der letztere den sozialen Frieden wesentlich gefördert sieht, durch eine Ersetzung des absolutistischen durch

Digitized by Google

ein konstitutionelles, durch organische Mitwirkung von Arbeitervertretungen garantierte Fabrikverfassung, die ausser Tarifgemeinschaft auch Gewinnbeteiligung der Arbeiter umfasse, wie der grosse Zeisssche und sein eigener, im ganzen 40 deutsche, 80 französische, 100 englische Betriebe sie durchgeführt, — Gewinnbeteiligung bis zu 15%, nicht aber Geschäftsbeteiligung —, wenn dann Gothein die Schwierigkeiten der Lohnfrage hervorhob, die z. B. in der sittlichen Minderwertigkeit der Eltern minderjähriger Arbeiter liegen, wenn Bernhard schliesslich Akkordlohn und Tarifgemeinschaft als Fundament, Gewinnbeteiligung als Krönung gesunder Lohnreformen bezeichnete, so konnte man sich der Fülle praktisch-politischer Gesichtspunkte um so mehr erfreuen, als die christlich-ethischen Zielgedanken spürbar im Hintergrund standen. Dasselbe gilt von den letzten Verhandlungen über die weibliche Heimarbeit, die von der hochverdienten Vorkämpferin der Berliner Heimarbeiterinnen Gertrud Dyhrenfurth eingeleitet wurden. Sie zeigte deutlich, dass in den Verhältnissen der Hausindustriellen eine neue gesetzliche Ordnung geschaffen werden müsse, da eine völlige Ausmerzung dieser Betriebsform trotz ihrer grossen Nachteile heute und wohl dauernd untunlich sei, weil jetzt und wohl auch künftig für zahlreiche Einzelpersonen, Invalide und Gebrechliche, vor allem aber für die grosse Gruppe der Familienmütter die häusliche Erwerbsarbeit unentbehrlich sei. In besonnener Weise suchte die Rednerin nun den Ausgleich dieses notwendigen Uebels, das übrigens auch seine menschlichen Vorzüge habe, mit den sozialen und sanitären Forderungen der Arbeiterbewegung: Registrationspflicht der Hausbetriebe, Einbeziehung in die Kranken- und Invalidenversicherung, Unterstellung der Gehilfenbetriebe unter die Gewerbeordnung, der Familienbetriebe unter die sanitäre Kontrolle der Gewerbeinspektion und Bildung obligatorischer Tarifgemeinschaften. Nachdem Dr. Willbrandt diese Ausführungen besonders durch Schilderung des Weberelends im Eulen- und Glatzer Gebirge und der unsittlichen Zustände in der Konfektionsbranche ergänzt hatte, gelangte eine Resolution zur Annahme, die die wesentlichen Forderungen der Referentin, besonders auch durch Anstellung weiblicher Gewerbeinspektionsbeamten und Förderung der Organisation der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen knapp zusammengefasst — ein würdiger Abschluss dieser aus der tiefsten Versenkung in die ethischen Prinzipien bis in die äusserste Peripherie der praktischen Verwirklichung christlicher Gesinnung fortschreitenden Tagung.

In der zuletzt erwähnten Resolution war die Brücke gebildet zu der gleichzeitig in Frankfurt a./M. tagenden Versammlung der Evangelischen Arbeitervereine, die dieselbe Resolution annahmen. Ehe wir uns dieser aber zuwenden, muss noch ein kurzes Wort gesagt werden über die in diesem Jahr begründete, dem Evang.-soz. Kongress nur lose angegliederte „sächsische evangel. soziale Vereinigung". Entstanden aus der starken Empfindung des bei den Reichstagswahlen und wieder bei der Krimmitschauer Aussperrung krass hervorgetretenen ganz besonders grellen Misstrauens der Arbeiterschaft gegen die königl. sächs. Landeskirche und die als Diener des reaktionären Staates betrachteten Geistlichen, sprach sich die Vereinigung in ihrer konstituierenden Versammlung (Chr. 10. 26) „aus evang.-sittlichen Gründen" für Erweiterung

Digitized by Google

der Koalitionsfreiheit und Verkürzung der Arbeitszeit, für Behandlung der sozialen Gegensätze und Kämpfe nicht nur als Machtproben und Machtfragen, sondern im Interesse der ausgleichenden Gerechtigkeit und brüderlichen Zusammengehörigkeit aus. Im Mai konnte die Frkf. Ztg. aus Leipzig melden (Chr. 20), dass der sächsische Kultusminister einen hochangesehenen, verdienten Beamten, der den Aufruf der Vereinigung mit unterschrieb, habe zurechtweisen lassen; gleich darauf hörten wir (Chr. 23, 24), dass die Thomaskirche in Leipzig von dem Kirchenvorstand für die Abhaltung des Festgottesdienstes gelegentlich der ersten Jahresversammlung der Vereinigung versagt worden sei! Um so erfreulicher war der grosse Erfolg dieser Versammlung und ihre klare neutrale Stellungnahme ausserhalb aller politischen und kirchlichen Parteien, wie beides in dem ausführlichen Bericht der Chronik 26 hervorgeht, auf den wir hier nur verweisen können. Wenn es der Vereinigung gelungen ist, sofort die praktische Arbeit von Diskussionsabenden mit Arbeitern über religiöse und kirchliche Fragen in die Hand zu nehmen, die Evangelischen Arbeitervereine Sachsens zu einer wirklichen Neutralität und Freilassung aller einzelnen Mitglieder bei den politischen Wahlen, also dazu zu veranlassen, dass die Vereine als solche weder gegen noch für einen Sozialdemokraten, aber auch weder für noch gegen einen bürgerlichen Kandidaten eintreten (T. R. 378), so bedeutet das einen bedeutsamen Schritt zur Ueberwindung des Misstrauens der Arbeiter gegen die Kirche, mag man nun auch die Vereinigung wie den grossen evangelisch-sozialen Kongress a. 1897 von seiten der sozialreaktionärsten aller deutschen Regierungen (T. R. 257) mit gründlichem Misstrauen verfolgen. Man sieht gerade aus diesem Schulbeispiel, wie gross die Aufklärungsarbeit noch ist, die der Kongress an den führenden Schichten der Nation zu leisten hat. Uebrigens muss mit Befriedigung konstatiert werden, dass in dieser Hinsicht wie auch gelegentlich der Veranstaltung sozialer Ausbildungskurse für Arbeiter in Berlin, an deren Schluss Harnack seiner Befriedigung rückhaltlosen Ausdruck gab, der Kongress mit der freien kirchlich-sozialen Vereinigung stets friedlich Hand in Hand ging (Chr. 16).

Der Chronist steht zwar den Evangelischen Arbeitervereinen nach der definitiven Abschüttelung Naumanns und seines Prinzips, in wirtschaftlichen Fragen mit den sozialdemokratischen Gewerkschaften sich solidarisch zu fühlen, skeptisch gegenüber; aber die letzte Tagung in Frankfurt hat in gewisser Hinsicht Erfreuliches gebracht (vgl. T. R. 240. 243). Allerdings die Personalunion ihres Vorsitzenden mit der sozialen Geschäftsstelle und mit der Fr. kirchl.-soz. Konferenz ist uns wenig sympathisch; auch vermögen wir der Initiative der von Weber geleiteten Arbeitervereine bei Veranstaltung von sozialen Ausbildungskursen für Geistliche wenig Geschmack abzugewinnen; auch ist uns die Zuwendung der „Gunst von oben", die Arndt hocherfreut konstatierte, nicht ein Zeichen des Blühens der Arbeitervereine; wenn sie zu laut mit dem alten Arndt gegen die „Gewalttat des Mammonismus" gelegentlich der Stilllegung von Zechen protestieren, wird die Gunst bald verscherzt sein. Aber sehr erfreulich war die Abweisung des Ansinnens, sich dem omihösen Reichsverband gegen die Sozialdemokratie als Mitglied anzuschliessen. Es ist uns ja auch von dessen Vorsitzenden, dem frühe-

Digitized by Google

ren Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, jetzigen Vorstandsmitglied des Alldeutschen Verbandes, General von Liebert, nahe gelegt worden, uns zumal mit Beiträgen an der nationalen Arbeit dieses „alle treu zu Kaiser und Reich stehenden Deutschen ohne Unterschied ihrer religiösen und politischen Stellung zum Kampf gegen die revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie einigenden" Verbandes zu beteiligen. Wir halten aber die ganze Unternehmung für grundsätzlich verfehlt, da wir viel wichtiger als die Abwehr der Sozialdemokratie ihre positive Ueberwindung durch Uebernahme ihrer berechtigten Ziele und die Abwehr des undeutschen Ultramontanismus erachten. Weber nun erklärte zwar, dass der Deligiertentag jeder Bestrebung, die gegen die Sozialdemokratie gerichtet sei, sein Interesse beweise, aber an seinem bestimmten positiven Programm festhalten müsse: Betonung des religiösen Moments und Anerkennung der Bestrebungen des Arbeiterstandes. Sehr richtig bemerkte er dann, dass er sich eine erspriessliche Reaktion gegen die soz.-dem. Arbeiterbewegung nur aus dem Arbeiterstande heraus vorstellen könne und darum es dem Reichsverband überlassen müsse, für die Gewinnung der besitzenden Klassen für soziale Reformen tätig zu sein. Das war zwar eine vorsichtige, aber doch entschiedene Abweisung. Wie gesunde Arbeitervertreter in den Evangel. Arbeitervereinen tätig sind, zeigte dann des Frankfurt. Sekretärs Bärrn Referat über ein Programm für soziale Kommunalpolitik, das Besserung der Arbeits- und Lohnverhältnisse der städtischen Arbeiter und unteren Beamten, Ausgestaltung der kommunalen zu Musterbetrieben, Einführung von Arbeiterausschüssen und freiem Koalitionsrecht, weitgehende Grund- und Boden- und Wohnungserwerbung zu Gunsten städtischer Arbeiter, Unterstützung der Genossenschaften zum Bau gesunder kleiner Wohnungen, Reform des Submissionswesens, Errichtung von sozialen Ausschüssen bei jeder Gemeindeverwaltung unter Beiziehung von Handwerkern und Arbeitern enthalten müsse. Auch die Empfehlung der Bildung zentralisierter Ortskrankenkassen, neuer Betriebskrankenkassen, von freien Hilfskassen nur als Zuschusskassen, wie sie ein Höchster Arbeiter vertrat, zeugte von energischem Mitwirken der evang. Arbeitervereine an der allgemeinen Hebung des Arbeiterstandes.

Uneingeschränkt erfreulich ist der 5. Christliche Gewerkschaftskongress in Essen verlaufen (T. R. 327—336). Er konnte von einem allgemeinen Aufschwung der Gewerkschaftsbewegung in Hinsicht auf Mitglieder und Einnahmen, aber auch auf Zentralisation und Ueberwindung der Kinderkrankheiten berichten. Erhöhung der Mitgliederbeiträge und der Mitwirkung an meist für die Arbeiter günstigen Streiks und Aussperrungen, gewaltige Steigerung des Absatzes der Gewerkschaftspresse — dies die Wirkung des gelungenen Frankfurter Arbeiterkongresses. Wie der (kathol.) Vorsitzende Brust betonte, hat die christliche Gewerkschaftsbewegung nunmehr ihre Unabhängigkeit auch gegenüber dem Zentrum errungen, ihren interkonfessionellen und unparteiischen Charakter sieghaft behauptet: Schon jetzt ist die 1902 auf dem Stuttgarter „freien" d. h. soz.-demokrat. Gewerkschaftskongress geäusserte Meinung hinfällig: „Gewerkschaftsbewegung und Sozialdemokratie sind eins". Mit einem Hoch auf den „Arbeiterkaiser" begannen und schlossen die Verhandlungen. Im

Digitized by Google

Anschluss an den Geschäftsbericht wurde der Terrorismus der „freien“ Gewerkschaften geschildert, die Kollegen brotlos machen, nur weil sie dem christl. Verbande Treue halten, während die Behörden wie in Grätz sich gegen sie ebenso verständnisvoll verhalten wie gegen die Sozis. Weiter wurde beschlossen, die Idee internationaler christlicher Kongresse der Verwirklichung näher zu führen. Das erste Referat des Metallarbeitersekretärs Becker behandelte die schwierige Frage der Arbeitslosen-Unterstützung, an der sich schon viele Sozialpolitiker die Zähne ausgebissen haben: Kürzung der Arbeitszeit, Einführung der Arbeitslosenversicherung durch die Gewerkschaften, da die reichsgesetzliche undurchführbar erscheint, staatliche Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch reichsgesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises und der Arbeitszeit, damit hoffte die Versammlung eine Minderung, nicht Beseitigung des grössten Notstands herbeiführen zu können. Dann beschäftigte auch diesen Kongress die in der Tat spruchreife, aktuellste Frage nach dem gesetzlichen Schutz der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen. Es wurde konstatiert, dass mit Ausnahme der Textilindustrie die Heimarbeit zunehme, und dann geradezu horrende Daten über die Schundlöhne, besonders in der Nagel- und Knüpf-Industrie mitgeteilt, wo eine Frau mit zwei bis drei Kindern, da sie das Material selbst stellen muss, in der Regel nur 3/4 bis 1 Mark verdient. Fräulein Nagel von der Berliner Gewerkschaft der Heimarbeiterinnen forderte Abschaffung aller männlichen, Beibehaltung der von Hausfrauen und Müttern getriebenen Heimarbeit, aber unter Ausdehnung der Arbeiterversicherung und Gewerbeaufsicht auf sie, bei Durchführung verbindlicher Mindeststücklöhne. Von Frl. de la Croix wurde dann die Unmöglichkeit der Kontrolle der Arbeitszeit bei den Hausfrauen nachgewiesen, Boykottierung der Geschäfte mit Schundlöhnen gefordert. Ergreifend war die Schilderung, die eine Heimarbeiterin Schiffler von ihrem mit Rückenmarkleiden endenden Kampfe mit dem Trucksystem entwarf: ein Dutzend Flanellhosen näht sie für 90 Pfennig! Wieder andere berichten von einer Arbeitszeit von 15 bis 17 Stunden, von pfälzer Bauern, die abends und nachts nach der Land-Heimarbeit betreiben, von den entzündeten Augen der schlechtgenährten Kinder bei der Heimarbeit in der Knopf fabrikation u. s. f. Harte Worte fallen gegen die Schmutz-Konkurrenz der Damen aus den gebildeten Ständen, die sich ein Nadelgeld verdienen und armen Arbeiterinnen die Arbeit nehmen, die Löhne drücken. Endlich wird im Einvernehmen mit den kaiserlichen Februarerlassen obligatorische Einführung von Arbeiterausschüssen in Fabriken als Mittel friedlicher Verständigung einstimmig verlangt. Man wird im Rückblick auf diesen Kongress Mumm beistimmen müssen, dass die Vereinigung eines sehr entschieden ausgeprägten Arbeiterbewusstseins, starker sozialer Leidenschaft mit Treue gegen Kaiser und Reich die besten Hoffnungen rechtfertigt (T. R. 338). Nachdem es den Berliner Förderern der konfessionell-katholischen Gewerkschaftsbewegung nicht gelungen ist, die Mehrzahl der Bischöfe für sich zu gewinnen, nachdem der Strassburger Bischof ebenso offen für die interkonfessionellen wie der Trierer für die konfessionellen Gewerkschaften eingetreten ist, nachdem in Berlin nicht mehr als 100 zahlende Mitglieder den konfessio-

Digitized by Google

nellen Kirchenabteilungen des Arbeitervereins beigetreten, kann man von einem Scheitern der „Ueberkatholiken“ an den gesunden Selbständigkeitstrieb der katholischen Arbeiter reden (Chr. 31). Ich freue mich besonders, dass nunmehr auch Rade (Chr. 31) seine mit Naumann geteilten Bedenken gegen die christlichen Gewerkschaften als unvereinbar mit der Solidarität des Arbeiterstandes fallen gelassen hat, weil er den deutlich ausgesprochenen Entschluss eines Teiles unseres handarbeitenden Volkes respektiert, nicht in die „freien“ Gewerkschaften und das heisst in die Sozialdemokratie aufzugehen.

Schon auf den bisher erwähnten Versammlungen begegneten wir regelmässig Frauen, die die Sache ihrer arbeitenden Genossinnen mit Energie und Erfolg führten. Daneben aber ist ein Zusammenschluss der Frauen unter sich bei der Eigenart ihrer Nöte und Aufgaben dringend erwünscht. So begrüssen wir denn lebhaft die 5. Generalversammlung des Deutsch-evangelischen Frauenbundes am 15. und 16. September in Hameln (T. R. 435 bis 439). Eine Ausschusssitzung, von 40 Ortsgruppen beschickt, konstatiert ein erfreuliches Wachsen der Arbeitszweige des Bundes, daneben die Erschwerung z. B. der Stellenvermittlung durch Mangel an praktischer Vorbildung zu irgend einer Arbeit. Völlig zustimmen kann ich, gerade nach dem doch schliesslich mehr abstossenden, Bedenken erregenden Verlauf des internationalen Frauenkongresses in Berlin, den Anschauungen, die Frl. v. Hindersin über die Frage entwickelte: „Brauchen wir eine Frauenbewegung?“ Das Bedürfnis der Allgemeinheit nach Frauenhilfe erhebe gemeinsam mit der Frauenbewegung den Ruf nach weiblichen Armen- und Waisenräten und Pflegerinnen, nach Helferinnen bei allen Arbeiten an der heranwachsenden Jugend, nach Fabrik- und Sanitätsinspektorinnen, nach Polizeiassistentinnen und Strafanstaltsbeamtinnen, nach Fürsorgeerzieherinnen und weiblichen Vormündern. Die Mädchenschule müsse mit Rücksicht auf die Vorbildung für solche soziale Mitarbeit umgestaltet werden. Besonders aber müsse die Frau auf dem Gebiet der Sittlichkeit, im Kampf gegen die entnervende Gefahr der doppelten Moral, mitwirken. Solle aber die Frauenbewegung eine wirklich innere sittliche Berechtigung haben, so dürfe sie die Grundzüge des alten Frauenideals, die in der Mütterlichkeit, seelischen Feinfühligkeit, sorgsamen Fürsorge, stiller Frömmigkeit, Fähigkeit des Sichhineinversetzens in andere u. s. f. bestehen, nicht zerstören, vielmehr vertiefen und veredeln, eben durch Entwickelung und Fruchtbarmachung der in jeder Frau schlummernden Anlage zu rechter Mütterlichkeit. — In einem zweiten Vortrag entwickelte Zimmer einen auch in der Christl. Welt von Otto vorgetragenen Gedanken an einen neuen Frauenberuf — Pastoralgehilfinnen! Seelenpflege sei ein richtiger Frauenberuf, dagegen komme für unsere deutschen Verhältnisse in der Gegenwart die Anstellung von Frauen im öffentlichen Seelsorgeramt nicht in Frage. Z. hält es offenbar für mehr als ein „Vorurteil“, wenn uns Deutschen auch die Wahl von Fräulein Gertrud von Petzold aus Thorn zur unitarischen Predigerin in Leicester trotz ihrer grossen Fähigkeiten und der Sicherheit ihres Auftretens (T. R. 96) keine Lust zur Nachahmung erregt. Er hat mit seiner Betonung des Ausschlusses

Digitized by Google

vom öffentlichen Amt auch meine Bedenken gegen das kirchliche Frauenstimmrecht getroffen, über dessen Verhandlung in Hamburg in diesen Blättern (Maiheft) berichtet ist. Dagegen scheint die Heranziehung von Frauen als Gehilfinnen der Seelsorge besonders in der Jugend- und Familienpflege in Grossstädten, freilich ohne Aussicht auf amtliche und honorierte Stellung, doch mit Rückhalt an einen schwesternschaftlichen Zusammenschluss und auf Grund eines freien Studiums theologischer, medizinischer, juristischer und nationalökonomischer Elemente erwägenswert, wenngleich recht kompliziert. Viel einfacher liegt die Sache bei dem weiteren Thema: „Die Mitwirkung der Frau in der Waisenpflege". Dass das Bedürfnis nach Frauen für Aufsuchung und Beaufsichtigung der zur Aufziehung von Waisen- und unehelichen Kindern geeigneten Pflegeeltern unabweisbar ist, hat die Gesetzgebung bereits durch gesetzliche Zulassung der Frauen zur Waisenpflege ausgesprochen; es fehlt nur noch eine gesetzliche Regelung ihrer Stellung in dieser Arbeit. Sehr richtig wurde ihre Aufgabe dahin fixiert: Besserung der sanitären Verhältnisse, Hebung der Sittlichkeit, Beschaffung von Arbeit anstatt Almosen, Heranziehung des Vormundes zur Betätigung und Benachrichtigung der Behörden zwecks Einschreiten. Ebenso verdienstlich und unanfechtbar war es, wenn die Versammlung sich der Sittlichkeit der Kellnerinnen annahm und die Regierungen ersuchte, die Versagung bezw. Entziehung von Konzessionen an Wirtschaften mit Kellnerinnenbetrieb dann auszusprechen, wenn die Kellnerinnen nicht mit festem, auskömmlichen Gehalt angestellt, sondern in ihren Bareinkünften auf Trinkgelder und Prozente ihrer Einnahmen für Speisen und Getränke angewiesen sind. — Aber wir wollen wahrlich die Frauen nicht auf soziale Fürsorgetätigkeit beschränken. So grosse Bedenken wir gegen das Heraustreten der Frauen in die Oeffentlichkeit und in den Wahlkampf haben, so unbedingt erkennen wir die Pflicht des Deutsch-evangelischen Frauenbundes an, der Gesamtheit der Arbeiterinnen die Wege zur Organisation zu ebnen. Wie Frl. Kühl ausführte: „damit es auch bei uns heisst: nicht nur für die Arbeiterinnen, sondern mit ihnen". Wir brauchen allerdings „einen vom christlichen Geist getragenen allgemeinen Arbeiterinnen-Verband" mehr noch zur Weckung des gesunden Standesbewusstseins und Solidaritätsgefühls unter den arbeitenden Frauen als zur Abwehr gegen die Propaganda der Soz.-Demokratie. Sehr richtig scheint auch der Gedanke, um der vielen ungelernten Arbeiterinnen willen anfangs eine Vereinigung aller Arbeiterinnen der verschiedensten Arbeitszweige anzustreben, um daraus dann Fachsektionen erwachsen zu lassen. Wir müssen leider abbrechen und unsere allgemeinen Erwägungen über die gesunde Frauenbewegung für ein ander Mal aufsparen.

Indem der Chronist die Fülle von Anregungen und Entschlüssen überschaut, die diese auf christlich-nationalen Boden stehenden sozialen Versammlungen gezeitigt haben, möchte er die Hoffnung aussprechen, dass seine Leser dadurch den Mut und das Vertrauen und das Pflichtgefühl gegenüber der Arbeit an der energischen Bekämpfung der Volksschäden und an der Wiedergewinnung der Volksseele für das Evangelium gestärkt fühlen. Wer weiter die Verhandlungen der Jahresver-

Digitized by Google

sammlungen der humanitären Vereine gegen den Missbrauch geistiger Getränke, der Guttempler, zur Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke, für Einführung von Landindustrie, für Bekämpfung der Schundliteratur — leider waren davon die Sozialdemokraten ausgeschlossen! — und der Lustseuche (Dermatologen) verfolgt hat und dem grossen Wohnungskongress in Frankfurt erwartungsvoll entgegenschaut — über alle diese vortrefflichen Unternehmungen berichtet der Chronist zusammenhängend ein ander Mal —, der kann nicht daran zweifeln, dass unsere Gesellschaft wie unsere Regierung ihr soziales Gewissen stärker und stärker erwachen fühlt. Umso weniger können wir die bleiche Furcht vor dem Ueberhandnehmen der Sozialdemokratie berechtigt finden. Der Bremer Parteitag gibt uns keinen Anlass, auf seine Verhandlungen näher einzutreten, zumal wohl von anderer Seite in diesen Blättern darüber berichtet werden wird. Es ist kein Zweifel, dass der üble Nachgeschmack des von uns eingehend besprochenen Dresdener Parteitags wie eine Dämpfung auf den diesjährigen Verhandlungen lag, obschon es anlässlich des unglaublich törichten und den Scharfmachern direkt förderlichen Antrags auf sozialistische Bearbeitung der Rekruten und der Besprechung der Ketzereien des allerdings allen Korpsgeistes ermangelnden Agrarpolitikers Schippel zu kräftigen Tönen kam. Aber die prinzipielle Klärung hat keinen Schritt vorwärts gemacht, die Diplomatie von energischen Ausscheidungen frondierender Elemente zurückgehalten, das Gefühl, sich durch die scheusslichen Ketzergerichte über die Reformer von Theorie und Praxis kompromittiert zu haben, und die Angst vor weiterem Abfall die Beschlüsse, auch betreffs der Maifeier, auf einer wenig imponierenden Mittellinie gehalten. So kann uns angesichts des immer stärkeren Erwachens des sozialen Gewissens auf Seite der Regierung und Bildung und der fortschreitenden zielbewussten Organisationen der nichtsozialdemokratischen Arbeiter und Arbeiterinnen das revolutionäre Gebahren und die mühsam erhaltene Einheit der Sozialdemokratie nicht ängstigen. Das Wort: „Deutsche Arbeiterbewegung und Sozialdemokratie ist eins“ hat seine Wahrheit verloren.

Kiel, den 15. Oktober 1904.

Professor D. Baumgarten.

Digitized by Google

Notizen.

Nunmehr ist das „Protestantische Taschenbuch“ fertig. (Ein Hilfsbuch in konfessionellen Streitfragen. Im Auftr. d. Vorstandes des Ev. Bundes hsg. unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner von Konsistorialrat Dr. Hermens u. Lic. O. Kohlschmidt, IV, 2520 Spalten Text und 250 Spalten Namen- u. Sachregister, brosch. 15, geb. 18 M. Verlag der Buchhandlung des Ev. Bundes, Carl Braun-Leipzig, vgl. diese Monatsschr. 1903, S. 139.) Nach anfänglich geringer Subskribentenbeteiligung ist plötzlich der Vertrieb über alle Erwartung gut gegangen, und zwar mit Recht. Denn die Reichhaltigkeit dieses gedruckten Auskunftsbureaus über alle Fragen, die irgendwie auf das gegenwärtig drohendste schwarze Gespenst am politischen und kirchlichen Himmel Bezug haben, macht es bei der zugrunde liegenden gediegenen historisch-wissenschaftlichen Arbeit in fast allen seinen Artikeln zu einem sichern Fundort für jeden, der für einen Vortrag, für einen Zeitungskampf, für eine Wette (nicht Auslobung), für eine rechtliche Frage sich interessiert oder Stoff sucht. Ausserordentlich reichhaltig sind auch, und das ist ein weiterer Vorzug, die Nachweise von Spezialliteratur. Je mehr gerade die Nichttheologen heute durch die Lage der Dinge auch zum Interesse an den kirchenpolitischen Ereignissen gezwungen werden, um so mehr tut es not, sie von der nur gelegentlichen Beachtung des journalistischen Klopffechtertums und Schlagwortwesens zur fachmännischen und grundsätzlichen Beurteilung der Dinge hinzuführen. Daher schaffe man sich das Buch an und sorge bes. für seine Anschaffung in Vereinen, Logen und Zeitungsredaktionen. J. J.

In Reich Christi 4/5 schreibt Riggenbach gut gegen den Antitheologismus der Gemeinschaftler, wenig konsequent bezüglich der modernen Theologie über „Theologie und Gemeindeglaube“. Kleikamp fordert eine wahrhaft moderne Theologie mit vernünftiger Begründung der alten christlichen Ueberzeugung als „Aufgabe der Kirche“. Das Beste bietet: H. Bauer-Berthelsdorf: „Worauf es ankommt“. Merkwürdig, wie heute diese praktisch religiösen, dogmatisch unverhetzten Brüdergemeindetheologen das für rechts und links gemeinsame Glaubensgut feinfühlig finden und betonen! Diesen Artikel könnte die moderne Theolo-

Digitized by Google

gie als Programm gebrauchen. Bemerkenswert ist die Schilderung des afrikanisch-islamischen Ordens der „Ssenussia“ und der „Stundisten-Prozesse“. Nüchtern und gut schreibt Wustmann über „Gottesdienst im Berufe“, ebenso Vowinckel unter „Die Bitte um den h. Geist“ über die vielfache Erfolglosigkeit der Evangelisationsmache und die Bedeutung der Kirche, freilich mit sehr apokalyptischem Schluss. Lepsius selbst „Zur Christologie“ enttäuscht nach dem sonst so guten Heftinhalt durch wahre Scholasticismen.

J. J.

Schweizerische Theologische Zeitschrift XXI, 3. O. Pfister führt seinen Aufsatz über die gegenwärtige Metamorphose der theologisch-kirchlichen Parteien in der Schweiz zu Ende. Er schildert die Bewegung im „kirchl. Zentrum“, der „modernen Vermittlungspartei“, die an Ritschl's Theologie sich zu orientieren lernte, aber immer deutlicher das Vordringen des liberalen Prinzips erkennen lässt, darum tatsächlich in einen rechten und linken Flügel sich spaltet. Eine spätere Fusion mit der liberalen Partei hält Pf. für wahrscheinlich, zumal die Positiven sich gegen den rechten Flügel ablehnend verhalten. J. Keller beendigt sein Referat über den Reformkatholizismus, dessen grosse Schwächen er nicht verkennt, den er aber doch für den Propheten einer besseren Zukunft hält. Selbst dies scheint mir zu günstig geurteilt. K.s Schlusscharakteristik leitet übrigens auch kaum zu diesem Urteil an.

O. S.

Friedrich Blass zeigt in dem zu Eisenach gehaltenen Vortrag: Ueber die Textkritik im N. T. (Leipzig, Deichert. 0,80 M.), dass die Textkritik „harmlos“ ist und durchaus nicht verdient, an dem Odium teilzunehmen, „welches das Wort Kritik für die Ohren vieler guter Christen unangenehm macht“. Interessant ist, dass er die von Harnack am Vaterunser geübte Textkritik als richtig anerkennt. Nur die Folgerungen lehnt er als „Pseudowissenschaft“ ab mit einem Satze, den man ebensogut und vielleicht mit grösserem Recht gegen ihn selbst anwenden kann: „was der Herr Christus gesagt oder nicht gesagt hat, das festzustellen, reicht über Harnacks (Blass'?) Fassungskraft unendlich weit hinaus“.

H. Gr.

Als „Die Entstehung des N. T.“ schildert H. Holtzmann in Religionsgesch. Volksbücher (vgl. Augustheft!) I 11 (Halle, Gebauer-Schwetschke. 47 S. 0,35 M.) die Kanonsgeschichte unter meisterhaft kurzer Zusammenfassung des Wesentlichen zur historischen und dogmatischen Beurteilung und religiösen Wertung des Ganzen. — Bertholet-Basel behandelt geistvoll ebenda (III, 2 62 S. 0,40 M.) die „Seelenwanderung“ bei Kelten, Indern und Griechen (2. Teil) unter Abweisung des spekulativen Ursprungs dieses Glaubens als entsprossen aus dessen Voraussetzungen (1. Teil), nämlich aus dem Animismus, und als stotternden Versuch, die Flammenschrift der Ewigkeitssehnsucht im Herzen zu entziffern und zu deuten. — Schwierig war O. Pfleiderers Aufgabe (ebenda III, 1. 1904. 82 S. 0,60 M.),

Digitized by Google

die „Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie“ gemeinverständlich darzulegen. M. E. ist ihm dies trotz seiner bekannten plastischen Sprache besser bei der stoischen und nachstoischen als bei der vorstoischen Philosophie geglückt, begreiflich bei der ganzen Art dieser Philosophieströmungen. Die absichtliche starke Durchsetzung der Schrift mit druckmässig hervorgehobenen Citaten aus den betr. Philosophen gibt ihr besondere Vorzüge. J. J.

Unter den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern“ (Gebauer-Schwetschke, Halle) wird dauernd die erste Stelle einnehmen Boussets Jesus, auf 103 kleinen Seiten und zu 60 Pfg. — leider auf gar schlechtem Papier und mit störend unschönem Druck — wohl die grossartigste Leistung der Popularisierung tiefstdringender originaler Gelehrtenarbeit. Man wird als Mitforscher über vieles Einzelne mit dem Verf. streiten können, ihn zu sicher dort im Festhalten, hier im Ausschliessen der Tradition finden; aber man wird der psychologischen Energie, der religiösen Intuition, der charakterisierenden, epigrammatisch pointierten und wieder persönlich ergriffenen Darstellung, der Verbindung uneingeschränktester Kritik mit bis zur Anbetung sich steigernder Verehrung des unvergleichlichen Helden nicht die Anerkennung der Meisterschaft versagen können. Und wie steigt das Ganze auf vom äusseren Verlauf des Lebens über die Charakteristik der Predigt zur Deutung des Geheimnisses der Person! Wenn viele Laien die Darstellung zu gedrungen und die Beweise zu knapp finden werden, mögen die Geistlichen und Lehrer sich als Erklärer des Boussetschen Bildes anbieten! Auch die Prediger finden darin tiefste Anregungen für ihre Meditation. O. B.

M. Kähler, Der Verkehr mit Christo nach dem N. T. Lpz. Deichert S. 30 M. —,75. Nicht als biblisch-theologische Studie soll dieser Vortrag gelten. Er zeichnet mit der K. eignenden liebevollen Versenkung in den Gesamtgehalt des N. T.'s die Bedeutung des Verkehrs mit Christo für das eigene Leben und den Gemeindedienst der Geistlichen. Es wird gewiss jeder gern diesen Vortrag auf sich wirken lassen, der der aufeinander angewiesenen Wechselbeziehung des Verkehrs mit Christo und des Verkehrs mit Gott nachgeht, und nüchtern, fern von aller Schwärmerei, aber auch allem „tötenden Dogmenzwang“ und Formeldienst, in steter Rückschau auf das geschichtlich gegebene Mittel des Verkehrs, das Bild Jesu, die Gedanken entwickelt. O. S.

In der Zeitschr. f. d. neutestam. Wissenschaft S. 335—353 gibt P. Wendland uns eine religionsgeschichtliche Untersuchung über Soter, den Zusammenhang des neutestamentlichen mit dem hellenistischen (nicht von dem Mysterienwesen entlehnten) apotheosierenden Begriff durch eine Fülle von Belegstellen erweisend. In der Tat: „Schwierigkeiten, deren kein exegetischer Scharfsinn Herr werden kann, der die Begriffe in ihrem ursprünglichen Sinne nimmt und sie zum System eines

Digitized by Google

„Lehrbegriffs“ verbindet, können mit einem Schlage gehoben werden, wenn uns gleichzeitige Zeugnisse den konventionellen Sinn der Worte erschliessen, die in ihrer Geschichte oft viel von ihrem ursprünglichen Gehalte verloren haben und den Verlust durch neue Beziehungen und durch Verbindung mit anderen Vorstellungen gedeckt haben“. O. B.

In St Kr 1905, 1 wendet sich von Dobschütz unter „Sakrament und Symbol im Urchristentum“ dogmatisch unbefangen gegen die religionsgeschichtlichen „Realisten“ und gegen ihre überstarke Betonung der Analogie der synkretistischen Mysterien der Antike mit ihren superstitiösen Weiheakten zu dem urchristlichen Sakramentsglauben, der denn doch nur eine ziemlich lockere Verbindung zwischen den betr. Kulthandlungen (Taufe und Abendmahl) und den spezifisch urchristlichen — nicht etwa heidnischen oder halbheidnischen — sittlich-religiösen Werten dar- und herstelle. Doch will er auch keine Spiritualisierung. „Das Urchristentum denkt sakramental, aber nicht magisch sakramental in dem Sinne, in dem es die religionsgeschichtliche Exegese versteht, in dem es sowohl von den damaligen Mysterien als von dem späteren Sakramentsbegriff gilt“. Seine Ausführungen mögen manche Ueberstürzung hemmen. Freilich seine Auffassung von Joh. 6 51 b—56 als eines „sakramentalen Einschubs“ nach der vorhergehenden geistigen Auffassung scheint mir kritisch zu wenig begründet. — Brederek's Aufsatz über „das Lied „Wie schön leucht' uns der Morgenstern“ und seine Lesarten“ in sämtlichen Gesangbüchern der Gegenwart kann ich nur für ein Schätzegraben und Regenwürmerfinden halten, wie freilich noch manche andere „fleissige“ hymnologische Arbeit auch. J. J.

Gern verbessern wir einen Irrtum im 10. Heft: Von der neuen Auflage von Köstlins Martin Luther kostet nicht jeder Band, sondern das ganze Werk 10 Mk. Ein unglaublich billiger, hoffentlich viele zum Kauf verlockender Preis! O. B.

Hashagen-Rostock ruft (Neue kirchl. Ztschr. 8 und 9) „Rabelais als Zeugen wider Denifles systematische Schmähung der Sittlichkeit Luthers“ auf, weil Rabelais, ein echter Sohn jenes derben Zeitalters, bei an sich edlen Absichten doch im Obscönen geradezu schwelgt. Dass Denifle bei Luthers Derbheiten seine Grösse nicht erkenne, komme daher, dass in ihm der „gemeine verkommene Bettelbruder“ (Dominikaner) des 16. Jahrhunderts wieder aufgelebt sei, der nur im Schmutz wühle und alles, was nicht in seinen Bettelsack passt, mit Schmutz bewerfe. — Bei aller berechtigten Entrüstung über Denifles Pamphlet dürfte dies nicht die Art sittlicher Kritik sein. Oder sollte Hashagen Denifles — Denifle werden wollen? J. J.

Karl Sell, Die Religion unserer Klassiker, der vielversprechende Anfang der von Weinel herausgegebenen Lebensfragen. (Mohr, Tübingen, 1904, S. 274 M. 2,80). Eine feine, fast künstlerisch abgerundete, den gelehrten Stil glücklich vermeidende Darstellung, die liebe-

Digitized by Google

voll der Eigenart Lessings, Herders, Schillers und Goethes nachgeht, die wirklich „grossen Gedanken“ heraushebt und das „reine Herz“ unserer Klassiker enthüllt, dabei doch in bescheidener, nicht aufdringlicher Form der Schranken gedenkt. Sell hatte nur die Religion unserer Klassiker zu schildern, und doch hat er es verstanden, die historischen Vorbereitungs- und Verbindungslinien in unauffälliger, wenn auch hin und wieder ergänzungsmöglicher Weise seiner eigentlichen Aufgabe einzureihen und begründete Ausblicke in die spätere und gegenwärtige Entwicklung zu geben. Es hat die Behandlung der Geschichte der protestantischen Theologie lange an dem Uebel gekrankt, rein „theologisch“ zu sein, keinen rechten Blick zu besitzen für den Zusammenhang mit der allgemeinen geistigen Bewegung. S. gehört zu den jetzt zahlreicher werdenden Theologen, die das Fehlerhafte einer solchen Isolierung erkannt haben, und der feinsinnige Schilderer der Stellung Goethes zum Christentum hat es auch in dieser Publikation vermocht, an einer Schuld abzutragen, in die uns ein lange überkommener doktrinärer, wenn nicht gar pharisäischer Intellektualismus verstrickt hat. Ich meine, auch in diesem weiteren Zusammenhang Sells Buch betrachten zu dürfen.

O. S.

Das zweite Heft der „Lebensfragen“ (Herausgeber H. Weinel) enthält Rudolf Otto, Naturalistische und religiöse Weltansicht (Mohr, Tübingen, 296 S., M. 3.—). Eine tiefgreifende und sachkundige, ein weitschichtiges Material sicher beherrschende Auseinandersetzung der religiösen Weltansicht mit dem Naturalismus. Er treibt Apologetik in einem Stil, dessen Grösse und Vornehmheit jede dogmatische Richtung willig anerkennen müsste, dessen Reinheit nicht getrübt wird durch dilettantische Verquickung mit fremden, ausserhalb des eigenen Bereichs liegenden Aufgaben, dessen formale Schärfe und Sicherheit erreicht wird durch das persönliche Miterleben des Autors und die ihm eignende Fähigkeit, den Gedanken auch einen präzisen Ausdruck zu geben. Dass der Religionsbegriff des Verf. stark unter dem Einfluss der Romantik und des deutschen Idealismus steht (Fichte, Schleiermacher, Fries, auch Duhm?), so stark, dass m. E. kaum mit Recht das Element des Geheimnisvollen und Mysteriösen höher gewertet wird als das des Teleologischen, verleiht dem Buch noch einen besonderen persönlichen Zauber. Ergänzt wird übrigens in richtiger Weise die „Romantik“ Otto's durch die Erkenntniskritik Kants. Die Absicht des Verf. ist es, nicht aus dem Erkennen die fromme Weltansicht abzulesen, sondern ihr, die eine in ihrer Tiefe geheimnisvolle Welt verlangt, freie Bahn zu verschaffen. Das geschieht durch den mit einer Darstellung der inneren Wandlung der naturwissenschaftlichen Theorien verknüpften Nachweis der Haltlosigkeit der „darwinistischen“ und „mechanistischen“ Weltbetrachtung. „Beim Bekennen des Mysteriums stehen zu bleiben, erlaubt uns die Besinnung auf die Natur und die Antinomie unseres Erkennens.“ Ob Otto aber immer sich vergegenwärtigt hat, dass er allgemeinverständlich schreiben musste? Sogar lateinische Verbindungen sind unübersetzt

Digitized by Google

gelassen (vgl. S. 9, 10, 23, 61, 99, 105, 213, 218, 254). O. S.

A. Dorner, Grundprobleme der Religionsphilosophie. Berlin, Schwetschke 1903, S. 132. In acht Vorträgen, die eine teilweise Ergänzung seines Grundrisses der Religionsphilosophie bilden, behandelt Dorner Grundprobleme dieser Disziplin: die Forschungsmethode, das Wesen und die Entwicklung der Religion, den subjektiven Glauben auf seinen Entwicklungsstufen und das Verhältnis der Religion zu weltlicher Sittlichkeit, Kunst und Wissenschaft. Der Standpunkt des Autors ist aus anderen Publikationen schon bekannt. Mit Nachdruck und mit Recht verficht D. unter anderem die Eigenständigkeit des religiösen Lebens und die Einheitlichkeit der Weltanschauung. Ob aber das von ihm geforderte Zwiegespräch zwischen religiöser und weltlicher Wissenschaft zur Allgemeingültigkeit und dem von D. gesteckten Ziel führt, erscheint zweifelhaft. O. S.

H. H. Wendt, The Idea and Reality of Revelation and Typical Forms of Christianity. London, Philip Green. Zwei in England gehaltene Vorlesungen, die in der Wendt eignenden schlichten, klaren Diktion Gedanken, die aus der Schule Ritschls herausgewachsen sind, durchführen. Der überweltliche, ethisch-religiöse, psychologisch vermittelte, an unseren Gewissen sich bezeugende Gehalt des Lebens Jesu macht Inhalt und Wirklichkeit der Offenbarung in Jesus aus, die nun den Bestimmungsgrund hergibt für die Wertung des Offenbarungscharakters der vorangegangenen Religionen. Die zweite Vorlesung schildert anschaulich die verschiedenen Typen der Frömmigkeit, die auf christlichem Boden entstanden, um bei der „Religion Jesu“ zu enden, aber: we must distinguish the essential from the unessential, and what belongs only to its time. O. S.

Die Lehre vom Sohne Gottes für das Volk dargestellt von Alfred Altherr, Pfarrer in Basel. (Bremen, Schünemann, 78 S.). Wir begrüssen mit Freuden das vorliegende Schriftchen, das zwar dem Theologen nichts Neues bietet, doch wohl geeignet ist, nichttheologische Kreise in das geschichtliche Verständnis der Lehre vom Sohne Gottes einzuführen. In aller Kürze wird die Lehre vom Sohne Gottes in den heidnischen Religionen, in den Schriften des Alten Testamentes, im Selbstbewusstsein Jesu, in den Evangelien und übrigen Schriften des N. T. und in der kirchlichen Theologie dargelegt und die sittlich-religiöse Bedeutung dieser Lehre klargestellt. Ueber die kirchlich-orthodoxe wie auch über die neutestamentliche Lehre vom Sohne Gottes wird dies Urteil gefällt: wir haben in ihnen „der Dichtung Schleier von der Hand der Wahrheit“. Wenn aber der Verf. sagt: „Behaupten, Jesus habe das Wort Menschensohn in dem Sinne gebraucht, er stamme aus einer andern Welt und werde einmal auf den Wolken des Himmels herabkommen, das hiesse ihn beleidigen, ihm das einfachste Verständnis der Schrift, das heute jeder Gebildete hat, absprechen und ihn zu einem verzückten Schwärmer mit ungeheuerlichen Vorstellungen stempeln, zu denen sein

Digitized by Google

geistesklares ewiges Evangelium absolut nicht passt; Vorstellungen, die es uns unmöglich machen würden, ihn für den Führer des religiösen Lebens zu halten. Indem er sich den Menschensohn nannte, proklamierte er sich als den, der einer von Gewalttat und Frevel zerrissenen Menschheit das Reich Gottes zu bringen bewusst sei" — so bedauern wir diese Entgleisung des Historikers. Wenn irgend etwas, so ist Jesu Erwartung seiner Parusie ein unumstössliches historisches Faktum. Wir sehen auch in dieser Erwartung keine Schwärmerei, sondern finden in ihr den Ausdruck unerschütterlichen Glaubens an den endlichen Sieg seiner Sache, die mit seinem Tode nicht untergehen kann. E. P.

In den protest. Monatsheften Jhrg. 8, Heft 5 bespricht Sulze Herrmanns „Verkehr" etc., hoffend, dass H. noch dahin kommen werde, den durch Christus vermittelten Verkehr mit Gott als eine Erscheinung des umfassenderen Verkehrs der menschlichen Seele mit ihrem ewigen Schöpfer, Richter und Erlöser uns zu beschreiben. Christ bringt eine Fortsetzung seines Referats über die Literatur zur Willensfreiheit. O. S.

W. Quistorp, Pastor zu Schwerinsburg-Vorpommern, der seit April 1904 ein neues kirchliches Monatsblatt „Lutherische Rundschau" herausgibt, zieht in Nr. 4, S. 58 ff. bei der Besprechung von Herrmanns kleiner Schrift „die sittlichen Weisungen Jesu", aus der er drei Sätze zusammenhangslos und ohne Angabe ihres Standortes heraushebt und bespricht, gegen die Ritschlianer, welche Jesum als einen „Gaukler" hinstellen, und gegen das Ritschlsche System, das er als eine „Association für Denkträgheit und eine Hilfsanstalt für verarmte Intelligenzen" charakterisieren möchte, zu Felde. Den „Kern des Ritschlschen Evangeliums" (!) fasst er in die Worte zusammen: „Ich bete meine Tugend an, in welcher ich genug Trost im Leben und im Sterben habe". Herrmann schreibt: „Nur ein sittlich lebendiger Mensch kann die Person Jesu als eine sich ihm selbst aufdrängende Wirklichkeit erfassen, die ohnegleichen ist". Q. interpretiert das: „Nach Jesu Weisungen sollen nicht sittlich lebendige, nicht sich hoffärtig überschätzende und sich für vollkommen haltende Menschen zu ihm kommen . . ., sondern sittlich defekte arme Sünder". Bei derartiger Kampfesmethode ist es kein Wunder, wenn er zum Schlusse schreibt: „Wir können uns gegen solche gefährlichen Irrlehren nicht anders wehren als dadurch, dass wir sie bezeichnen als das, was sie sind: Eine Zusammenstoppelung aus dem christusfeindlichen Pharisäismus, dessen Maxime war: „Ich danke dir Gott, dass ich nicht bin wie andere Leute", aus der heidnischen Philosophie, die an die Stelle Gottes die Vernunft setzt, und aus dem modernen Uebermenschentum, das nur eins bewundert, nämlich sich selbst." O. D.

Dr. E. Dennert, die Religion der Naturforscher. Auch eine Antwort auf Häckels „Welträtsel". Hefte d. freien kirchl.-soz. Konf. 64 S., 0,50 M. Dennert untersucht den rel. Standpunkt von 300 bedeutenden Naturforschern und Aerzten,

Digitized by Google

freilich aus 2 Jahrtausenden. Dieser blieb bei 38 unbekannt. Von den übrigen 262 sind 242 Theisten, darunter 32 Sterne erster Grösse, 20 Ungläubige, 5 Christentumsfeinde. Ein merkwürdiges, immer mehr bekannt zu machendes Ergebnis dieses verbreitungswerten Schriftchens, das mir in der 6. Aufl. vorliegt. J. J.

Aller Prinzipienreiterei abhold, wenn auch mit vollem Ernstnehmen der Frage nach „Krieg und Christentum“ kommt Sieffert in D. E. Bl. 10, 689 ff. auf den einfachen Kanon christlich praktischen Verhaltens heraus, das Ob und Wann der Abschaffung des Kriegs Gott zu überlassen, zur Verteidigung unseres Landes und unserer nationalen Rechte gegebenenfalls unerschrocken dreinzuschlagen, aber alle Bemühungen zur möglichsten Einschränkung des Kriegs zu unterstützen. Dies ist in der Tat schliesslich die einzige praktisch mögliche Haltung für den Politiker wie Christen, mögen die Theoretiker für oder wider den Krieg sagen, was sie wollen. J. J.

Die von Leonhardi und Zimmermann begründeten Pastoralblätter für Homiletik, Katechetik und Seelsorge werden von lic. theol. A. Neuberg fortgeführt. (Dresden, Fr. Richter, halbjährl. 4 M.). Das vorliegende 7. Heft enthält u. a. eine treffliche Abhandlung des Herausgebers über christliche Kunst und ein Referat über die Verwendung alttest. Perikopen in der Predigt von D. Klaus, dessen Aufstellungen wir unsere Zustimmung nicht versagen. Wie alttest. Perikopen verkehrt und unsinnig behandelt werden, zeigt eine Predigtskizze in demselben Hefte über 1 Kön. 19, 7—13. Das Engelsbrot und der Engelstrank werden auf Wort und Sakrament gedeutet. Wer erlöst uns von der schrecklichen Allegorse?

E. P.

Bornemann hat in einer sachenreichen Skizze: Römischer Priester und evang. Pfarrer den in der Wirklichkeit freilich oft gemilderten prinzipiellen Gegensatz beider Grössen energisch herausgearbeitet (Köln, Karl Fulda, 25 S., 50 Pf.). Unbeirrt durch Inkonsequenzen auf beiden Seiten, führt er die aus letzten Prinzipien erfliessenden Konsequenzen des Gegensatzes in Hinsicht auf das Amt selbst, auf die Ausbildung dazu, auf die kirchliche Stellung und auf die Wirksamkeit in Staat und Volksleben durch — besonders Juristen und Politikern in die Hand zu wünschen. O. B.

Die deutsche Kirche. Umfragen in Sachen des Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen. Veranstaltet von den Wartburgstimmen. (Thüringische Verlags-Anstalt Eisenach). 58 bekannte Politiker, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler haben ihre Meinung über den Zusammenschluss der evangelischen Landeskirchen ausgesprochen. Der Wormser Synodaltag macht diese Urteile wieder aktuell. Grösseres Interesse als die Beantwortungen der speziellen Frage bieten die nebenher ausgesprochenen Urteile über Protestantismus, Kirche, Religion u. s. w. Das in dieser Beziehung Gesagte liefert namentlich dem praktischen Theologen einen wertvollen Beitrag für das Verständnis der religiösen und

Digitized by Google

kirchlichen Anschauungen derjenigen, die zu den führenden Geistern unseres Volkes zu rechnen sind. E. P.

H. Lüdemann, Die germanisch-katholische Kirche, S. 102, O. Weber, Leipzig. Ein Reformator eigener Art ist dem deutschen Volke erstanden, der ἄνωθεν ἐξουσίαν ἔχων eine pantheistisch-antimonogamische-politische Religion predigend, Taten eines germanischen Papstes verrichten will, freilich nicht an den unbekehrbaren Gelehrten, wohl aber an denkenden Primanern und Frauen, welch letzteren er die Gewissheit, eine ewige Seele zu haben, geben will, was ja Luther zu tun versäumt hatte! Einzelne Kundgebungen sind dem Schreiber Wort für Wort aus der Geisterwelt diktiert, d. h. also wohl aus dem Limbus τῶν πνευμάτων τῆς ἀγνοίας καὶ τῆς μωρίας. O. S.

The Review of Reviews (Vol. XXX, Nr. 177, Sept. 1904) bringt unter dem Titel „Character Sketch. The Free Church of Scotland" einen interessanten zusammenfassenden Aufsatz über den Kampf der „Vereinigten Freikirche" von Schottland mit der theologisch-politischen Reaktion, wie sie sich verkörpert in der Minorität der „Freikirche", die den Hundertmillionenprozess gewann, und in dem Richterkollegium des house of lords, das sie den Prozess gewinnen liess. Die Mitglieder des Kollegiums mit den ihnen so passend stehenden richterlichen Allongeperrücken und die Führer der Vereinigten Freikirche sind in dem Artikel abgebildet. Es ist höchste Zeit, dass die modernen Theologen Deutschlands sich energisch für den Fall interessieren. Denn geradeheraus: Nostra res agitur. Die Veränderungen des Dogmas der Vereinigten Freikirche, die zur Niederlage der Majorität in den Augen der reaktionären Richter führten, sind nichts anderm als dem Einfluss der modernen Theologie zu verdanken. J. J.

Ein hervorragender nationalliberaler Parteiführer, durch Hackenberg einmal zu einer rheinischen Hauptvereinstagung des Ev. Bundes gebracht, urteilte, eine solche geistige Höhe habe er bisher noch in keiner politischen Versammlung angetroffen. Einen Eindruck von dieser geistigen Höhe im E. B. gewinnt man tatsächlich aus den jetzt bei Carl Braun-Leipzig (Buchhandlung des Ev. Bundes) erschienenen Vorträgen und Predigten der diesjährigen Dresdener Tagung: Meyer-Zwickau, Des Ev. Bundes Arbeit soll mit Christus sammeln. 30 Pfg. Religiöse Unklarheit — Roms Bundesgenossin, 25 Pfg. Bärwinkel, Hat der E. B. polit. Aufgaben? 60 Pf. Kröber, Festpredigt über 2. Tim. 1. 25 Pf. Tschackert, Das echte Lutherbild und Everling, Konfessionelle Friedensstimmen und Ev. Bundesarbeit à 30 Pf. Kirn, Beruf und Kraft der Kirche des Evangeliums, 50 Pf. Böhtlingk, Noch einmal: Römisch oder Deutsch? J. J.

Das Reich Christi 6. 7, enthält den Bericht über die diesjährige Eisenacher Konferenz, die offenbar an Blankenburg orientiert war. Die Konferenz wäre wohl geeignet, den Geist der Nüchternheit

Digitized by Google

den Gemeinschaftskreisen zu übermitteln, falls diese sich wirklich der Führung der Eisenacher Konferenz unterstellen wollen. Die moderne Theologie hätte eine gerechtere Beurteilung verdient, was auch Kögel andeutete. O. S.

Hachmeister: „Im Sonnenschein Gottes", Berlin, Stargardt. 3 Mk. Man liest diese von frohem Optimismus, weltoffener Weitsicht und herzlicher Frömmigkeit erfüllten Reden mit grosser Freude. Die Persönlichkeit des Redners wirkt dort besonders sympathisch, wo er an die Jungen aller Lebensalter „Im Morgenglanz" sich wendet, und wo er „Licht im Leid" zu spenden sucht. Auch letzte Fragen der Weltanschauung werden glücklich behandelt in „Strahlen der Ewigkeit". Den Festpredigten „Im Sonnenschein festlicher Stunden" gelingt es nicht ganz, mit unzweideutiger theologischer Redlichkeit festlich-erbauliche Weihe zu verbinden. Die Sprache ist von schlichter Schönheit, oft von hohem Schwunge, immer von klarer Verständlichkeit. Ein schönes Buch, Fernerstehenden eine erste Ahnung vom Christentum zu geben.

W. R.

Die Stimmen Jesu in der Gegenwart. Predigten und Betrachtungen von Heinrich Ziegler (Tübingen Mohr 4 M.). Es ist ein Genuss, diese 30, von allem falschen Pathos freien, durch ihre Klarheit fesselnden Predigten zu lesen. Vor allen Dingen sieht der Prediger darauf, seine Hörer zu einer sicheren Erkenntnis des Evangeliums zu führen, und daher tragen diese Predigten einen lehrhaften Charakter. Die Themata sind so gewählt worden, dass hier alle Kardinalfragen des Christentums zur Behandlung kommen. Trotz des lehrhaften Charakters herrscht aber nicht der nüchtern docierende Ton. Das innere Leben Jesu ist ihm die Quelle, aus welcher den Menschen das Heil fliesst. Z. will in seinen Predigten den Weg zu Gott frei machen durch Beseitigung der unklaren Vorstellungen und Wahngedanken, die den Verkehr mit Gott hindern, und anleiten zur Selbständigkeit, Freiheit und Freudigkeit des Bekenntnisses unseres Glaubens in der Gegenwart. E. P.

Dein Reich komme! Nachgelassene Predigten von K. Lühr in Gotha (Berlin, Al. Duncker 184 S., 2 M.). Die Herausgabe dieser einen mehr altrationalistischen als modern theologischen Charakter tragenden Predigten scheint uns nur durch die Rücksicht auf die Gemeinde des früh verstorbenen Predigers gerechtfertigt. Es wird zu viel Kompliziertes und Reflektiertes in das Vaterunser hereingetragen, dessen Bitten die Themata bilden, während als Texte oder besser Mottos andere Schriftworte benutzt werden. Besonders wird in die 4. Bitte wieder eine ganze Ethik des täglichen und Erwerbslebens eingelegt. Der einfache Laienchrist betet sicherlich nicht mit so komplizierten Gedanken, auch nicht, nachdem man ihm vorgepredigt hat, dass er so beten müsse. E. P.

Trepte, A. Dr. Pfarrer an der Hauptkadettenanstalt zu Gross-Lichterfelde. Jünglingsglaube. Leipzig, Deichert. 204 S. 2,80 M.

Digitized by Google

Diese im allgemeinen kurzen Predigten sind voll praktischer Anwendungen des Christentums auf die äussere und innere Lage der jugendlichen Zuhörer und voll glücklicher Anknüpfungen an ihr Wissen und Denken, ganz und gar in diese Anstaltsgemeinde hineingesprochen. Sie sind nicht nur ein Muster, wie ein Freund zu der Jugend zu sprechen hat, darum interessant für jeden Leiter eines Jünglingsvereins, sondern auch von allgemeinem Wert als Beispiele, wie der Prediger durch allseitige Anknüpfung an ihren Interessenkreis seine Gemeinde in seine Interessen hineinziehen kann. F. N.

Leitfaden zum Unterricht im Alten Testament für höhere Schulen von Friedrich Köstlin. Mit 6 Abbildungen im Text, 4te verbesserte Auflage. Tübingen Mohr 137 S. samt Schülerheft — zeichnet sich durch seine streng schulmässige Einrichtung und durch viele gut ausgewählte Proben aus dem ganzen A. T. teils in der Kautzschschen, teils in eigner Uebersetzung aus. Es hilft sicher zu einem Verständnis des A. T., das unserer höheren Schuljugend sonst leicht ein Gegenstand mitleidigen Spottes ist, weil sie im allgemeinen von ihm bloss die Legenden und die Weissagungen im Kopf haben. K. vermag sie unter dem historischen und literarischen Gesichtspunkt dafür zu interessieren.

F. N.

Recht bemerkenswert ist Dr. Meltzer's Aufsatz in Zeitschr. f. d. ev. Religionsunterr. 1904, 3 u. 4 über „Die Behandlung des Pietismus, Methodismus und Quäckertums in höh. Schulen". Er führt uns einen wirklich wissenschaftlich fundamentierten, durch Quellenstücklektüre vertieften, zielbewussten kirchengeschichtlichen Unterricht vor Augen, freilich in abstracto, ohne mit der beschränkten Religionsstundenzahl zu rechnen. Wollte man diesen ganzen Stoff, zu dem er auch noch Brudergemeinde und Heilsarmee zieht, den Primanern nicht nur bringen, sondern auch „beibringen", es bliebe wohl wenig Zeit übrig nicht nur für den doch nicht unbedeutenden Rest der Kirchengeschichte, sondern auch für die übrigen Gegenstände des Religionsunterrichts. Aber als methodisches Beispiel ist der Aufsatz gut. J. J.

Einen sehr interessanten Beitrag zur pädagogischen Zeitgeschichte hat E. v. Sallwürk uns geliefert in der schneidigen Streitschrift: Das Ende der Zillerschen Schule" (Frankfurt-Diesterweg 73 S. 1 M.). Er zeigt uns den jeden Fortschritt ablehnenden Dogmatismus der Schule, die Herbarts flüssige Gedanken schablonisiert, seinen ohnedies bedenklichen Psychologismus, neben dem die Logik, das Denken lehren, die logische Selbständigkeit der wissenschaftlichen Fächer zu kurz kommt, in dem „erziehenden Unterricht", in den Kultur- und Formalstufen ins Extrem gesteigert hat. An Grundsätze gebunden, die unhaltbar geworden sind, hat man sich gewöhnt, die grundsätzliche Frage nicht mehr an sich herankommen zu lassen; in das Bewusstsein des Alleinbesitzes einer unanfechtbar richtigen Doktrin eingewiegt, weist man jeden grundsätzlichen Zweifel durch die Bestreitung der Zuständigkeit des Zwei-

Digitized by Google

felnden von vornherein zurück. Darin erblickt S. das sichere Anzeichen des Endes der Schule. O. B.

Vor uns liegt eine Festschrift zum 10jähr. Stiftungsfest des Jünglings- und Jungfrauen-Vereins von St. Barbara in Breslau, die uns von dem frischen Gedeihen dieser Vereine berichtet, in denen Pflege des Zusammenhangs mit der evang. Kirche, der Fortbildung und Geselligkeit ohne pietistischen Beigeschmack erstrebt wird. Besonders erfreut der klare Grundsatz: „Die Andacht gehört in die Kirche, in die Vereine mehr der Plauderton der Ungezwungenheit. Nur zu leicht wird sonst der Umgang frömmlerisch. Und das wollen unsere Leute ganz und gar nicht. Ein Hauch davon — und das Vertrauen wäre zerstört! Sie sind eben gesund evangelisch". O. B.

Das Christentum der Zukunft. Ein Ausblick in das XX. Jahrhundert von Hans Faber. Zürich, Schulthess. 220 S. [1]). — Der Verfasser, ein schweizerischer Pfarrer, führt die These durch, „dass die Zeit der Kirche vorüber, die Zeit des Christentums erst gekommen sei". Die Kirche, deren Gründung von Jesus gar nicht beabsichtigt war, ist schuld an allem, was am traditionellen Christentum verkehrt ist, sie hat es im Protestantismus zur Buchreligion entwürdigt, sie ist ein Hindernis der freien Entfaltung des Evangeliums in unserer Zeit. Faber will aber die Kirche nicht gewaltsam beseitigen, sondern sie sich selbst überleben lassen, bis an ihre Stelle eine freie, aus überzeugten und ergriffenen Herzen kommende, an keine Organisation und keine Amtspersonen gebundene Verkündigung des Evangeliums und Auswirkung seines Geistes getreten ist. Faber führt einen energischen Kampf gegen alle Heuchelei des Kirchenwesens, gegen die Isolierung des Christentums durch die Kirche, für das, was man „Monismus der Kultur" genannt hat. Nur schade, dass er seinen richtigen Gedanken die Wirksamkeit geraubt hat durch absurde Uebertreibungen, höchst ungerechte Anklagen und unpraktische Konsequenzen, so dass alles, was hochkirchlich ist, sich nach der Lektüre mit dem Pathos heiliger Entrüstung nur um so fester auf seine Positionen zurückzieht. R. L.

1) Das Buch, das wir schon kurz besprochen, erregt in der Schweiz grosses Aufsehen; daher wir es noch eingehender notieren. D. H.

Mission und Mission. Missionstheoretische Erörterungen für Bibelfreunde, von Lic. Dr. Julius Böhmer. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. IV. 67. Die drei unter diesem wenig sagenden Titel vereinigten Aufsätze aus der Studierstube behandeln umsichtig und klar folgende Dinge: 1. beim israelitischen Volk des A. T. finden wir zwar gelegentliche Propaganda, aber keine Mission, nur Missionsgedanken; 2. die Septuaginta hat nicht die ihr von Deissmann beigelegte Bedeutung einer das Judentum hellenisierenden Missionsschrift; 3. der Missionsbefehl muss von Jesus stammen. Während die beiden ersten Aufsätze recht gründliche Studien und Kenntnisse verraten, ist der letzte, gegen A. Harnack gerichtete, nicht von grosser Ueberzeugungskraft.

F. N.

Digitized by Google

Rektor Siebrand. Eine Erzählung von der Elbmündung von Martin Bücking (Schünemann, Bremen, 231 S. 3 Mk.), ein Pastorenroman mit guter Heimatkunst, kann unsern Lesern mehr noch um der echt volkstümlichen Gestalt des Helden als um der etwas gar dunkeln Folie der frommen Gesellschaft willen empfohlen werden. Es steckt viel Beobachtung von Land und Leuten, eine sehr energische Anschauung von der Religion und dem Pastorenamt fürs gemeine Leben und eine leidenschaftliche Abneigung gegen die kleinkreisige, gesalbte Geistlichkeit darin. Wir fürchten, dass man dem Verfasser unkollegiale Tendenz der Blossstellung Altgläubiger vorwerfen wird.

O. B.

Die Uebersetzerin Peabodys, E. Müllenhoff, hat uns zu Weihnachten ein reizendes Skizzenbüchlein beschert: „Aus einem stillen Hause und andere Geschichten für besinnliche Leute“ (Leipzig, Aemlang, 88 S., eleg. kart. 1 Mk.), das uns die deutsche Ausgabe von Mary Wilkins' neuenglischen Skizzen dünkt. Meist im engsten Rahmen ein ganzes Menschenschicksal, dessen Würde liegt in seiner Einfalt. Es sind die Leute mit einem oder zwei Pfunden, die ihr kleines Leben mit Wahrheit erfüllen. Am liebsten haben wir jenen Knaben, der sein ganzes Leben einsetzt, weil er seine Ehre wahrt gegen die Schultyrannen. Es liegt viel Wehmut über den gedämpften Lebensbildern, die doch die Spätherbstsonne wunderbar verklärt. Sie mahnen uns: Sammelt die übrigen Brocken! Ehret die halben Kräfte! O. B.

Kompromisse.

In der Politik geht es nicht ohne Kompromisse. Daran sind wir nun reichlich gewöhnt. Seit die Zeit der ersten Liebe für den Parlamentarismus vorüber ist, ist die Zeit des Handelns und Feilschens gekommen. Dazu aber gehört notwendig das Kompromiß.

Woran sich aber viele von uns noch immer nicht gewöhnen können, das ist die grausame Tatsache: Auch im Pfarramt geht es nicht ohne Kompromisse. Seit die Zeit der ersten Liebe für die Christenheit vorüber ist, hat auch hier das Handeln und Feilschen begonnen. Ja, „das Pfarramt“ oder auch „das geistliche Amt“ ist selber ein Kompromißprodukt. In jener Zeit der ersten Liebe gab es gar kein „Pfarramt“. Da gab es nur Menschen, Personen, Christen! Da gab es nur Herz und Willen, nur Liebe und Kraft!

Warum Paulus als Teppichweber gearbeitet hat? Weil er keine Kompromisse wollte. Wo jemand abhängig ist, da ist er zu solchen verdammt. Er hätte vielleicht den Korinthern nicht so scharf die Wahrheit sagen können, wenn sie für ein Drittel seines Jahreseinkommens Garantie geleistet hätten. . . . . Aber das „Pfarramt“ ist leider nicht unabhängig. Der Staat hat es in der

Digitized by Google

Hand, ein besseres Pfarrerbesoldungsgesetz zu schaffen oder nicht; die Gemeinden haben es in der Hand, eine persönliche Zulage zu geben oder nicht. Die Dominialbesitzer und die Bauern haben es in der Hand, ein paar Naturalien gratis zu liefern oder nicht. Die reichen Gemeindeglieder können ein Extrahonorar schicken oder sie können es lassen. Wir werden deshalb unserer Ueberzeugung nichts vergeben. Niemals! Nebenbei gesagt, das wäre töricht. Denn das Kompromiß ist der viel bessere Weg. Das ermöglicht es, nicht anzustoßen — und doch ein ruhiges Gewissen zu behalten. . . . .

Paulus hat eigentümlicher Weise gar keine Vorgesetzten gehabt. Die Urapostel haben ja gern diese Rolle übernehmen wollen. Aber wir wissen ja, daß Paulus sie in dieser Eigenschaft garnicht hat gebrauchen können. Er konnte aber eben deshalb genau tun, was er wollte. Er konnte wohl einer Gemeinde gegenüber den Faden bis zum Reißen straff spannen. Wir sind in anderen Zeiten. Wir müssen die Kunst des Kompromisses lernen: des Kompromisses zwischen Ueberzeugung und Loyalität. Die Loyalität will, daß fein Ruhe bleibe in der Gemeinde. Der Superintendent macht sich in Gedanken ein Sternchen zu deinem Namen, wenn keine Klage über dich gekommen ist — weder vom Patron noch von den Bauern, weder vom Magistrat noch vom Gemeindekirchenrat. Und wir lernen diese Kunst als sehr gelehrige Schüler. „Er steht sich sehr gut mit seiner Gemeinde" — das ist doch eine angenehm klingende Zensur. Um derer willen kann man schon einmal ein Auge zudrücken: Wenn der Magistrat durchaus die Fortbildungsschule auch in den Stunden des Gottesdienstes haben will, — wenn in den Gemeindekirchenrat durchaus jemand gewählt werden soll, der eigentlich nicht hineinpaßt. . . . .

Ach, wenn es nur das wäre! Wenn der Kompromißteufel uns nicht im eigenen Herzen säße! Ich bin immer überzeugt gewesen, daß Paulus nur einen Maßstab für sein Reden gekannt hat: die Wahrheit. Auch da, wo er seine Stimme wandeln möchte. Sogar da, wo er seine Gemeinden lobt. Aber Paulus hat auch keine Grabreden gehalten. Da konnte er mit dem schlichten Maßstab Wahrheit auskommen. Wir können das doch nicht! Wir müssen doch Grabredner sein! Und über die Toten soll man doch nichts Böses reden. . . . Und die halbe Stunde am Sarge ist doch nicht dazu da, um Tote anzuklagen und Hinterbliebene zu ärgern! Wir wissen ja auch meist garnichts Sicheres. Gottlob, daß wir nichts Bestimmtes wissen! Da können wir uns doch, wenn das Gewissen uns schlägt, hinter der Gewissenhaftigkeit verschanzen. Wäre es nicht so gut eingerichtet in der Welt, daß wir in peinlichen Fällen niemals etwas Sicheres erfahren, — ich wüßte garnicht wohin die schöne Institution der Leichenrede käme — diese Prunkdekoration aus den künstlichen Treibhäusern der evangelischen Kirche! Aber so, wie die Sache steht, kann auch der Treueste den Kompromiß abschließen, der für den bestimmten Fall Scylla und Charybdis vermeiden läßt.

Wo sollten wir denn auch ohne Kompromiß hin? Wenn wir in der Ordinationshandlung gelobt haben, alle Kräfte unserer Seele und unseres Leibes dem heiligen Amt aufzuopfern — und wir wollen nachher doch gern noch daneben ein bischen schriftstellern oder Unterricht geben oder sonst etwas treiben,

Digitized by Google

— müssen wir nicht zum Kompromiß greifen? Wenn wir „moderne“ Theologen sind und haben unter der Kanzel rechte echte Altgläubige, womöglich noch recht argwöhnische — ist nicht jede Predigt ein Kompromiß? Unsere Seele möchte es herausschreien, wie sie fühlt und denkt, — aber sie würde die Gemeinde damit ärgern. Darum lassen wirs lieber. . . . .

Als ich noch Pfarrer *werden* wollte, habe ichs nicht geglaubt, daß Pfarramt und Kompromiß so nahe beisammen lägen. Man ist als Student und als Kandidat eben ein Idealist. Und als Pfarrer wird man Realist. Bist du es noch nicht geworden? Bist du es noch nie gewesen?

Ich glaube, *manchmal* war selbst Paulus nicht weit davon. Zum Beispiel, als er jenes Gelübde in Jerusalem erfüllen wollte. Und Petrus? Der steckte schon mitten drin! Galater 2. Nur einen kenne ich, der hat nie ein Kompromiß geschlossen. Ich werde es nie machen können, wie er. Aber ewig werde ich wünschen, ich könnte es. M. S.

Erfahrungen und Fragen aus der Seelsorge an einem zum Tod Verurteilten.[1])

Einen Verbrecher auf seine Hinrichtung vorzubereiten ist gewiß eine Aufgabe, welche im ganzen sehr wenigen Geistlichen gestellt wird. Aber sie bildet doch wohl sozusagen den Gipfelpunkt in der verschiedenartigen Masse seelsorgerlicher Pflichten und in ihr müssen daher die Grundsätze pastoraler Wirksamkeit zur schärfsten Ausprägung kommen und sich bewähren.

Dem Schreiber dieses ist diese Arbeit in sehr jungen, fast möchte ich sagen bedauerlich jungen Jahren zugefallen nach einer kaum 3jährigen Amtszeit. Beobachtungen konnte ich aber natürlich dennoch in reichem Maße anstellen, habe auch mancherlei Eindrücke bekommen, an denen vielleicht der eine oder andere Leser seine eigenen Grundsätze in der Seelsorge gerne prüft. Vor allem aber wäre ich dankbar, wenn erfahrenere Männer sich durch meine Zeilen bestimmen ließen, sich zu diesem schwierigen Kapitel und vielleicht überhaupt zur Seelsorge an Untersuchungsgefangenen zu äußern.

Es handelt sich um einen 23jährigen Mann, unehelich geboren, von Jugend an vernachlässigt, mit 15 Jahren erstmals bestraft, dann Landstreicher, Verbrecher und nebenher „Artist“. Bemerkenswert ist aber, daß es sich bei allen Vorstrafen um kleinere Diebstähle handelte, Lebensmittel, Kleidungsstücke oder kleine Geldbeträge waren immer nur der Raub. Bei einem Einbruch verwundete er zwei Männer lebensgefährlich, welche ihn festnehmen wollten, und

1) So heikel der hier behandelte Gegenstand ist, so erschien er mir doch der Beachtung aller Seelsorger wert. Ich nenne aber absichtlich den Verfasser nicht, da sonst auch die näheren Umstände erkannt werden, was gegen die Diskretion verstieße. D. H.

Digitized by Google

bald darauf erschoß er einen Gendarmen, als derselbe zu seiner Verhaftung schritt. Vier Monate war der Verbrecher in Untersuchungshaft, dann wurde er zum Tod verurteilt und zur Zeit, da dieses geschrieben wird, wartet man immer noch auf die Bestätigung, einen Monat nach der Verhandlung. Begnadigung gilt für sehr unwahrscheinlich. Diese 5 Monate hat der Mann in einer Zelle mit Oberlicht zugebracht, die er außer zu den wenigen Vernehmungen und zur Verhandlung nie verließ. Er war ununterbrochen an Hand und Fuß gefesselt, so daß ihm in der engen Zelle auch die Bewegung gehemmt war, abgesehen von mancherlei andern Beschwerden, die ihm besonders in kalten Nächten die dicken Ketten bereiten mußten. Diese Umstände zeigten sich als sehr wesentlich für die Seelsorge, da sie den geistigen Zustand des Gefangenen stark beeinflußten.

Wie sollte ich ihm nun gegenübertreten? Selbstverständlich ließ ich mir von ihm zunächst erzählen aus seiner Jugend, seinem Leben als Akrobat und Landstreicher, seinem „Räuberleben", wie er es selbst nannte, und über die Tat selbst, deren Charakter als Mord auch für den Juristen durchaus nicht selbstverständlich war; die Verhandlung jedoch überzeugte auch mich durchaus von der Folgerichtigkeit des Todesurteils.

Mit der Tat selbst habe ich mich verhältnismäßig wenig beschäftigt, er, der Verbrecher viel mehr. Er sagte gleich zu Anfang ohne weiteres: „Das ist eine große Sünde, dafür muß ich sterben." Daß er es absichtlich getan, hat er nie zugegeben, ich habe mich auch nicht bemüht, ihn zu diesem Geständnis zu bewegen. Wichtiger war mir, sein ganzes bisheriges Leben ins rechte Licht zu stellen. Die große Gottesferne, in der er lebte, die ganze Ziel- und Zwecklosigkeit seines Daseins mußte ich ihm zum Bewußtsein bringen. Er sollte verstehen und fühlen, daß er deshalb so unglücklich gewesen war und nun so ganz elend geworden, weil er an Gott nicht gedacht und ganz im Bereich des Widergöttlichen gelebt hatte. Und wie ihm das verständlich machen? Natürlich habe ich auch Bußpsalmen beigezogen — das alte Testament war ihm überhaupt zunächst lieber als das neue, er verstehe es besser — aber vor allem wies ich ihn auf das Bild Jesu und dann auf andre Menschen, die auch in schwierigen Verhältnissen etwas rechtes geworden und brav geblieben waren. Er war auch bald, wenn nicht von Anfang an, davon überzeugt, daß er ein ganz verfehltes Leben geführt, nicht bloß deshalb, weil er dadurch tatsächlich ins Unglück gekommen war; er sah auch ein, daß aus seiner Gottlosigkeit alles Böse und Unglück hervorgegangen sei. Aber daneben schob er doch sehr viel Schuld auf andere Leute und die Verhältnisse.

Da hatte ich nun einen schwierigen Stand, weil ich selbst überzeugt bin, daß er damit in weitem Maße recht hat. Durfte ich ihm das sagen? Ich meine, was wahr ist, muß man auch einem Verbrecher zugeben. Wer will auch genau bestimmen, wo in einem solchen Leben das Unglück aufhört und die Schuld anfängt? Das Berechtigte in dem Begriff der Erb- oder Gesamtschuld ist mir an diesem Menschenleben erst voll aufgegangen. Aber natürlich habe ich ihm immer wieder vorgehalten, daß er selbst schwere Sünde und Schuld gegen Gott und die Menschen auf sich geladen habe und daß die Ver-

Digitized by Google

hältnisse keinen Menschen zum Unrecht zwingen können. Niemals jedoch habe ich ihm Buße und Gericht gepredigt in dem Sinn, daß ich ihm den Zorn Gottes vorgemalt oder mit der Hölle gedroht hätte. Selbstverständlich hatte er die gewöhnlichen Vorstellungen von Himmel, Hölle und Teufel und ich habe sie auch benutzt, um mich anschaulich auszudrücken; wichtiger war mir jedoch, ihm den Himmel nicht bloß als einen Ruheplatz von allen Mühseligkeiten zu schildern, sondern vor allem als eine Gelegenheit, noch etwas Tüchtiges zu werden und zu leisten, und darauf solle er sich jetzt noch vorbereiten durch Pflege und Kräftigung des Guten in ihm, und dieses Gute, das noch in ihm war, hervorzuziehen, darauf ging mein Hauptbestreben. Daher ließ ich ihn auch gerne erzählen, was er etwa in seinem Leben recht gemacht hatte, oder wie er andern Unglücklichen geholfen und Freundlichkeit erwiesen habe.

Mein eigenes Verhalten aber mußte auch möglichst viel Liebe und Erbarmen zeigen. Ich habe mich immer wieder gefragt: Wie wäre Jesus einem solchen Mann gegenüber getreten? Ich kann mir ihn dabei nicht strafend und richtend denken, sondern nur erbarmend, liebevoll und freundlich. Ich habe auch die Erfahrung gemacht, daß alles, was er noch Freundliches erfahren hat, auf ihn den allergrößten, den einzigen Eindruck gemacht hat. Wenn ich in seine Zelle trat, so konnte er mich mit den Worten empfangen: „O Herr Pfarrer, ich bin so glücklich.“ „Ja was ist denn?“ „Daß es halt noch gute Menschen gibt, die sich um mich noch kümmern.“ Er meinte damit in erster Linie seinen Verteidiger, der auch nach der Verurteilung sich seiner in rein menschlicher Weise annahm, indem er ihm für bessere Verköstigung und unterhaltenden Lesestoff sorgte. Er hatte überhaupt ein großes Liebesbedürfnis. Seiner Mutter schrieb er rührende Briefe, in denen natürlich viele Phrasen standen; aber Phrasen können auch echt sein, besonders bei ungebildeten Menschen. Auf diese Empfänglichkeit gründete ich meinen Plan. Vor allem mußte ich Vertrauen zu ihm zeigen, auch in Zeiten, in denen Besuche bei ihm für nicht ungefährlich galten, und er mußte den Eindruck bekommen, daß mir an ihm gelegen sei, daß ich ihn lieb habe. Dadurch sollte er ein Verständnis bekommen für die Liebe, welche Jesus allen Sündern erwiesen hat, und damit endlich für Gottes Liebe, die auch ihn in seinem großen Elend sucht und selig machen will.

Ein weiter, nicht sehr einfacher Weg, aber ich bin und bleibe überzeugt, daß es der einzig mögliche war. Ob ich etwas dabei erreicht habe? Zuweilen schien mirs so, zuweilen wieder weniger. Aber dankbar und empfänglich hat er sich immer gezeigt, so oft ich bei ihm war, und die guten Seiten, die ich an ihm wahrnahm, sind ganz sicher echt und nicht erheuchelt gewesen — er hat mir auch viel Böses, selbst schlimme Absichten und Pläne für die Zukunft erzählt. —

Es wohnten eben in diesem Mann durchaus zwei Naturen. Er hatte zuweilen geradezu Tobsuchtsanfälle, in denen er über Gott und Menschen fluchte, sich den Besuch der Geistlichen verbat, auch einmal alle Bücher geistlichen Inhalts wegbringen ließ. Ich selbst traf ihn nur einmal kurz nach einem solchen Anfall — ich kann es nicht anders nennen — in noch ziemlich aufgeregtem Zustand. Ich habe dann länger mit ihm gesprochen, er wurde wieder ruhiger,

Digitized by Google

und ohne daß ich irgend etwas davon gesagt hätte, erklärte er mir am Schluß: „Herr Pfarrer, ich verspreche Ihnen, daß nun nichts mehr vorkommt."

Zu bedenken ist bei diesen Rückfällen zweierlei: Einmal sein hartes Leben als fünfmonatlicher, stets angeketteter Untersuchungsgefangener; unter solchen Umständen könnte auch ein jeder von uns einmal zu toben anfangen, und wir sind nicht so wie er an freie Luft und freie Bewegung gewöhnt. Sodann haben jene Ausbrüche immer stattgefunden, wenn er irgend wie gereizt war durch Menschen, die ihm nach seiner Ansicht Unrecht taten. Denn er ist ungeheuer reizbar gerade in solchen Fällen, in denen man ihn nach seiner Meinung schlechter macht, als er ist. Besuche des Staatsanwaltes oder des Gefängnisvorstandes waren meist von nachteiligem Einfluß auf seinen Seelenzustand. Ein Beispiel: Er hatte schon wiederholt gebeten, es möchte ihm die Kette, die vom Arm an den Fuß führte, abgenommen werden, weil sie ihn namentlich in den kalten Nächten nicht schlafen ließ. Das wurde ihm sehr bestimmt verweigert, und daran schloß sich offenbar ein Streit, bei welchem er wild wurde. Nachher sitzt er in seiner Zelle, grübelt weiter, denkt auch an seine Mutter, die ihm selbst nach der Verurteilung einen Besuch versagt und lange nicht mehr geschrieben hatte; in der Erregung faßt er den neben ihm stehenden Spucknapf und wirft die Scheibe des Oberlichtfensters ein. Die Folge davon war viertägige Schmälerung der Kost. Wie ungeheuer bezeichnend ist nun die Bemerkung, die er dazu mir gegenüber machte: „Der Mann (der Gefängnisvorstand) glaubt auch nicht an Gott, sonst könnte er nicht so an mir handeln." Da, wo er Härte, Lieblosigkeit spürte oder zu spüren meinte, vermißte er auch Gott und den Glauben an ihn und ward dadurch selbst irre an Gott.

So könnte ich noch manches erzählen, was für den Theologen interessant wäre. Die Menschennatur, die ja überhaupt so voll Rätsel für den Seelsorger ist, trat mir hier in tief gesunkenem Zustand entgegen, und doch fehlte es durchaus nicht an guten Anlagen, die sicher auch entwicklungsfähig waren. Wie aber sollte man sie am besten pflegen? Wozu konnten sie noch gut sein? Was erwartet einen solchen Menschen, der noch kaum zum Bewußtsein seines Menschentums erwacht ist, in der Ewigkeit? Ist es möglich bei einem solchen fortwährenden Ringen zwischen gut und bös einfach zu sagen: ewig verdammt oder ewig selig? Und um ihm zu helfen, sollte da nicht das einzig richtige sein, ihm den Vater Jesu Christi zu zeigen? Und wie bedeutsam ist auch hier der starke Einfluß der äußeren Umstände auf den geistig-religiösen Zustand des Menschen!

Zum Schluß kann ich mir eine Bemerkung nicht versagen: Man sagt so oft, wir Jungen von der freieren Theologie werden in der Praxis es schon merken, wie das, was wir auf der Hochschule gelernt, nicht genüge im Leben. Was wir *gelernt*, genügt natürlich nicht; der religiöse Gehalt aber, der unsere Theologie erfüllt, genügt vollauf, und bisher erschien er mir viel wertvoller in allen Bedürfnissen des Lebens als die Formen des alten Dogmas. Wie sollte auch der Glaube an die Liebe Gottes als das Höchste und Einzige, was der Mensch braucht, nicht genug sein!

Digitized by Google

Ziele und Methoden der alttestamentlichen Exegese.

Von

Hermann Gunkel.

ὅτι ὁ ζῆλος τοῦ οἴκου σου κατεφάγεταί με.

Die biblische Exegese, wie wir sie herkömmlich in unsern akademischen Vorlesungen wie in den Kommentaren betreiben, besteht der Form nach aus lauter einzelnen, für sich stehenden Bemerkungen, die wir zum Texte machen. Ist der eine Punkt erledigt, so wird ein zweiter behandelt, der mit dem ersten sachlich vielleicht gar nichts zu tun hat, aber doch an diese Stelle zu gehören scheint, weil der Text zu ihm Veranlassung bietet. So kann es geschehen und geschieht es häufig, dass der Exeget neben einander bringt zunächst etwa eine textkritische Bemerkung, wobei er etwa die Gelegenheit wahrnimmt, über das Verhältnis der syrischen zur altjüdischen Uebersetzung zu handeln; dann eine grammatische Finesse, sagen wir über die Bedeutung eines Akzents, eine Finesse, die freilich für das Verständnis der Stelle gleichgültig ist; in diesen Zusammenhang schneit etwa eine „biblisch-theologische" Bemerkung hinein, die mit Anschauungen einer ursemitischen Vorzeit einsetzt; dann kommt eine Notiz über die metrische Gliederung der Stelle; sodann ein Satz, der das Verhältnis eines hebräischen Wortes zu einem assyrischen feststellt; nicht zu vergessen die vielen literarkritischen und besonders quellenkritischen Untersuchungen, die das Ganze durchziehen, und so geht es weiter in einer fast unübersehbaren Fülle, die namentlich den Anfänger verwirren muss, und die erfahrungsgemäss auch den Vorgeschrittenen nicht recht befriedigt. Die Mängel dieses exegetischen Betriebes, der übrigens auf neutestamentlichem Gebiete, wenn auch nicht so bunt, so doch prinzipiell nicht anders ist, sind deutlich: Haupt- und Nebenfragen treten nicht klar hervor, da das Bedeutsamste unmittelbar neben dem Unwichtigen steht; daher verführt diese Art der Disposition den Exegeten leicht, besonders ausführlich dasjenige zu behandeln, wofür er zufällig eine Liebhaberei hat, ob es nun dem wohlverstandenen Vorteil der Schüler und Leser dient oder nicht. Das Interesse der Leser aber, beständig hin und her gerissen, beginnt schliesslich zu erlahmen; wie denn — was man leider nicht leugnen kann — die Langeweile, namentlich bei einer bestimmten Art von biblischen Kommentaren, nämlich denen, die besonders auf den logischen

Digitized by Google

„Kontext“ achten, eine fast unerlässliche Begleiterscheinung ist. Das Schlimmste aber ist, dass über all dem Mannigfaltigen, was man vom Exegeten erfährt, Eines in Gefahr ist, zurückzubleiben: nämlich der Text! Ueberblickt man einen solchen Kommentar noch einmal, nachdem man ihn studiert hat, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass man zwar viele, vielleicht recht interessante Einzelheiten darin gefunden, dass man aber trotz diesem allem kein näheres Verhältnis zum Text bekommen hat. Unter diesen Umständen erscheint es nicht überflüssig, die Frage ausdrücklich aufzuwerfen, was denn biblische Exegese eigentlich sei, welches Ziel sie erstrebe, und welcher Mittel sie sich dabei zu bedienen habe. Wir denken, dass das eine Frage ist, die allen Richtungen der Theologie gleichermassen am Herzen liegen sollte.

Schon dass man diese Frage überhaupt stelle, scheint von grossem Wert zu sein. Denn es ist hier so, wie es oft zu geschehen pflegt, dass sich da allerlei Unzuträglichkeiten einnisten, wo man im Schlendrian des täglichen Lebens die prinzipiellen Fragen vergisst, dass aber mit einem Schlage Klarheit entsteht, sobald man sich überhaupt auf das Prinzip besinnt. So kann auch hier niemanden unklar sein, was das eigentliche Ziel aller Exegese ist: es ist das Verständnis des Schriftstellers und seines Werkes. Je ernsthafter ein Exeget dies Ziel ins Auge fasst, je mehr er dieser Aufgabe wirklich genügt, je mehr er alle verschiedenen Einzelaufgaben diesem einen Ziele unterordnet, je mehr ist er ein wahrer Exeget zu nennen. Was es aber heisst, einen Schriftsteller zu verstehen, darüber werden die Urteilsfähigen kaum verschiedener Meinung sein können. Das heisst doch wahrlich mehr, als Satz für Satz und Wort für Wort zu erklären! Das Verständnis etwa eines so seltsamen und in seiner Art so gewaltigen Mannes wie Jesaias ist doch offenbar noch etwas ganz anderes als die Erklärung seiner Worte! Denn nirgends sind Worte das Eigentliche. Nur dem Kleinigkeitskrämer sind sie die Hauptsache. Worte sind Ausdrucksmittel der Gedanken und Empfindungen. Und auch diese sind nicht das Letzte; Gedanken und Empfindungen sind die Aeusserungen der lebendigen, bewegten Seele. Die Seele des Menschen, das geheimnisvolle Innenleben, das sich der Aussenwelt offenbart, indem es sich ausspricht, das ist das eigentlich Wertvolle. Wer also grosse Dinge gross zu nehmen weiss, der geht durch die äusseren Erscheinungen zum Wesen; dem ist das Buch deshalb wertvoll, weil es der Spiegel ist, in dem der lebendige

Digitized by Google

Mensch wiedererscheint. Wer also einen „Kontext“ „erklärt“ hat, und sei es auch nach allen Regeln der Kunst, mit der gewissenhaftesten philologischen Treue und mit der peinlichsten logischen „Akribie“, aber dabei übersehen hat, dass dieser Zusammenhang der Ausdruck etwa des Zornes oder der Begeisterung oder der Wehmut ist, der hat die Hauptsache übersehen. Denn der Menschenkenner weiss, dass der Zorn anders redet als Liebe; dass manchmal Worte, die zunächst ganz wunderlich klingen, mit einem Male verständlich werden, wenn man weiss, welche Stimmung sie aussprechen; ja dass auch abstrakte Gedanken, je nach der seelischen Disposition, in der sie gesprochen werden, sehr verschiedene Färbung annehmen können. Ihm ist auch nicht unbekannt, wie vieles der Schriftsteller nicht gesagt, aber doch gedacht hat, weil es ihm selbstverständlich war, oder weil er es nicht auszusprechen vermochte, so dass oft die Hauptaufgabe der Exegese ist, das Unausgesprochene, Vorausgesetzte, Mitschwingende zwischen den Zeilen herauszuhören. Die lebendige Person also, in ihrem Wollen und Denken, in der Mannigfaltigkeit ihrer ganzen geistigen Existenz, sie ist der eigentliche Gegenstand aller Exegese. Eine edle Leidenschaft soll den Exegeten erfüllen, diese eigentümliche, nie wiederholte und nicht wiederholbare Person zu erfassen, sie in ihrem innersten Wesen zu durchdringen bis in die feinste Verästelung ihres Seins. So drängt er sich an das fremde Leben mit klammernden Organen: enthülle dich, erflehter Geist! Und nicht eher hat er Ruhe, als bis er das Ganze intuitiv erschaut und zugleich mit der Reflexion durchdringt, bis ihm klar ist, welchen inneren Zusammenhang die Gedanken gehabt haben, was Ursache und was Wirkung, was Haupt- und was Nebensache gewesen ist. Man entgegne nicht, dass solch ein Unterfangen unmöglich sei. „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!“ Ob wir dieses Ziel erreichen, ob wir es ganz erreichen, das mag fraglich sein. Aber unsere Aufgabe ist es, und ohne Frage eine herrliche Aufgabe, ein Ideal.

Aber schon längst höre ich im Geiste manche meiner Leser, etwa solche, die bisher in den Meyer'schen Kommentaren zum Neuen Testamente eine Norm der Exegese gesehen haben, gegen meine Ausführungen als allzu überschwänglich murren oder mir gar vorwerfen, ich wisse nichts von exegetischer „Nüchternheit“, ich verachte Vernunft und Wissenschaft. Es sei daher erlaubt, die Dinge etwas weiter zu entfalten nnd ausdrücklich die Frage aufzuwerfen, mit welchen Mitteln wir dem aufgezeigten Ziel zustreben.

Digitized by Google

Es soll nun zunächst mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, dass ein umfassendes Wissen und eine nie abreissende verständige Ueberlegung hier die Grundbedingung von allem ist. Wer nicht — um nur Eines zu nennen — einen tüchtigen Schulsack von Hebräisch und Griechisch mitbringt, der kann natürlich kein hebräisches oder griechisches Buch verstehen. Ja es ist in unserer Zeit vielleicht nicht überflüssig, wenn wir die Notwendigkeit der philologischen Ausrüstung, besonders für das Neue Testament nachdrücklich betonen. Es ist ja bei der zentralen Stellung des Neuen Testamentes innerhalb der Theologie begreiflich, wenn auch der Dogmatiker, der Praktiker, der Religionshistoriker zuweilen den Trieb in sich fühlen, ihre Meinung über das Neue Testament zu sagen. Aber das dürfen im Gesamtbetriebe der Theologie nur Ausnahmen sein; dadurch darf die Regel nicht verdunkelt werden, dass nur derjenige zur Exegese des Neuen Testamentes berufen ist, der das Griechisch jener Epoche in vollem Sinne beherrscht. Wer aber die Profanschriftsteller jener Zeit nicht liest und die Papyri nicht kennt, kann im Neuen Testament nur als Fremdling und Beisass geduldet werden. Wir lassen uns also in der Wertschätzung einer wirklichen Gelehrsamkeit, die gerade dasjenige weiss, was man an der betreffenden Stelle wissen muss, und eines scharfen und nüchternen Verstandes von niemanden übertreffen. Aber nun glaube man nicht, dass es damit getan sei! Denn Exegese im höchsten Sinne ist mehr eine Kunst als eine Wissenschaft. Der Exeget soll etwas vom Künstler an sich haben; und darum braucht er mehr als nur Wissen und Verstand. Denn der Verstand kann nur zergliedern, aber nicht schaffen. Der Exeget aber soll schaffen können. Zwar schafft er nicht frei wie der Künstler, aber er schafft nach. Die Tradition bietet z. B. dem Exegeten des Jesaias eine Menge einzelner Worte des Propheten dar, ohne Zusammenhang unter einander: sie handeln über sehr verschiedene Gegenstände und stammen aus ganz verschiedenen Anlässen her; sie sind der Zeit nach über ein langes Leben zerstreut. Nun ist die Aufgabe, aus diesen Fragmenten das Lebensbild des Propheten wiederherzustellen, wie die Archäologie aus den zerschmetterten und zerstreuten Steinen der Ruine den ursprünglichen Tempel im Geiste wieder erstehen lässt. Solche Erkenntnis aber ist freilich nicht ein Lohn, wie ihn der fleissige und gewissenhafte Arbeiter, wenn er alles im Schweisse seines Angesichts durchackert hat, von selber findet; sondern, so viel Mühsal und Arbeit auch damit verbunden ist, alles dies genügt noch nicht, wenn nicht ein

Digitized by Google

Höheres hinzukommt: die Kraft der Anschauung, die edle Phantasie! Man erschrecke nicht vor dem Worte „Phantasie". Denn Torheit wäre der Gedanke, als könne man in zügellosem Rausch die Festung gewinnen! Vielmehr handelt es sich um eine Phantasie, die gezügelt und geschult ist durch eine beständig nebenhergehende Reflexion. Das Ideal des Exegeten muss es sein, sich zu einem feinen, klaren Spiegel zu machen, der das Ursprüngliche rein und deutlich wiedergiebt; oder — dass wir es mit einem andern Bilde sagen — er muss lauschen können, um die Töne der Vorzeit, die aus so weiter Ferne zu uns herüberklingen, klar zu vernehmen. Hier also handelt es sich nicht um phantastische, hin und her fahrende Willkür, sondern vielmehr um das Gegenteil davon, um eine methodisch geschulte, bewusst und energisch nur auf das eine Ziel gerichtete Strenge. Alle dem Stoff fremde Eintragung, sie trete unter einem noch so ehrwürdigen Namen auf, soll der Exeget von ganzer Seele hassen, alles Prunken mit überflüssiger Gelehrsamkeit, alle Geistreichigkeit, die das eigene Licht leuchten lassen will, von Herzen verachten. Aufs eifrigste soll er sich bestreben, die antike Farbe wiederherzustellen; wobei er sich besonders vor der landläufigen naiven Annahme hüten muss, als dürfte er seine modernen Probleme dem Text unterschieben und in ihm Antworten auf unsere Fragen erwarten. Nicht als Herrn seines Stoffes soll er sich fühlen, sondern als bescheidenen Diener, als Mund seines Schriftstellers, der, was der Antike in seiner Weise gesagt hat, dem modernen Geschlechte deutlich macht. Wer alles dies zusammenfasst, der wird die Wahrheit des Satzes erkennen, dass der Exeget geboren wird, oder um es deutlicher zu sagen, dass zur Exegese wie zu jeder höchsten Betätigung der Wissenschaft eine ganz eigentümliche Anlage gehört. Diese Anlage aber soll in der Arbeit eines ganzen Lebens entwickelt werden. Unablässig soll der Exeget das Material, das den Text zu illustrieren imstande ist, überdenken und neues herbeischaffen; immer wieder soll er die verschiedenen, an sich möglichen Auffassungen der einzelnen Stellen erwägen; bis es ihm schliesslich in Momenten der Erhebung gelingt, die zerstreuten Beobachtungen in Eins zusammen zu schauen und sich so ein Gesamtbild zu erwerben, aus dem nun wieder ein Licht auf die Einzelheiten zurückfällt. Ueber einen Text lesen und schreiben kann also nur derjenige, der ihn unzählige Male hin und her gewandt, jede Einzelheit überlegt und schliesslich eine lebendige Gesamtanschauung gefunden hat.

Aber mehr. Damit die Kraft der Anschauung in uns lebendig

Digitized by Google

werde, bedürfen wir ebenso wie der Künstler der Inspiration. Auch der Künstler schafft in der Begeisterung, wenn sein Herz warm und seine Seele weit wird. So ist es schon im gewöhnlichen Leben eine tiefe Wahrheit, dass nur die Liebe das wahre Verständnis giebt. Eine Geschichtsbetrachtung, die vornehm und kalt auf die Geschichte hinabsieht, die in allem Geschehenden nichts sieht als eine Kette von Egoismus und Erbärmlichkeit, einen Mischmasch von Irrtum und von Gewalt, die kann freilich nicht in die Geschichte eindringen und ihre Vernunft erkennen. Denn das Liebenswürdige sieht nur die Liebe und das Ideale nur der Idealismus. Darum muss man verlangen, dass derjenige, der sich zum Exegeten eines Buches aufwirft, ein ganz persönliches, intimes Verhältnis dazu gewonnen habe. Wer etwa über Jesaias schreibt, soll die herbe und manchmal barocke Grösse dieses Mannes tief empfunden haben; oder wer die Samuelisbücher erklären will, soll über die bunte Welt dieser alten Erzählungen im Innersten entzückt sein. Darum ist es eine vielleicht unbequeme, aber unbestreitbare Wahrheit, dass nicht jeder über jedes Buch schreiben darf; nichts schadet der wirklichen Exegese so sehr wie eine fabrikmässige Kommentarmacherei. Nun können es freilich nicht immer die höchsten Stimmungen der Begeisterung und der Liebe sein, die der Exeget seinen Stoffen entgegenbringt. Nur keine angequälte Exaltation! Vielmehr suum cuique! Es giebt auch im Alten Testament genug der schwächeren Partien, und das sollen wir uns nicht verhehlen. Solche Stücke und Bücher von geringerer Bedeutung aber werden auch nie von der Exegese gesucht werden. Hat man aber über sie zu schreiben, so soll der Exeget zum mindesten die Stimmung des Respektes vor dieser eigenartigen geschichtlichen Erscheinung nicht vermissen lassen. Aber anderseits soll er uns das weniger Grosse, ja eventuell das Geringwertige und geradezu Abstossende mit Freimut nennen. Nur keine falsche Pietät! Nur ja nicht alles in Goldfarben malen, wobei das antike Kolorit verloren gehen muss. Uns ist in der Exegese, wenn wir denn einmal wählen sollten, selbst ein burschikoser, aber aufrichtiger Ausdruck lieber als eine unwahrhaftige, salbadernde Erbaulichkeit. — Soweit aber soll der Respekt vor dem eigentümlichen Wert des Biblischen jedenfalls gehen, dass der Exeget keinen andern Zweck mit seiner Exegese verfolgt als eben nur den exegetischen. Wer zur Seite schielt und mit seiner Arbeit etwa einer kirchlichen Partei dienen will, der hat seinen Lohn dahin.

Schliesslich aber wären wir nur ein tönendes Erz und eine

Digitized by Google

klingende Schelle, unsere Anschauungskraft wäre lahm und unsere Liebe kalt, wenn das Beste fehlte. Was würde man von einem Manne sagen, der die Geschichte der Musik schriebe, aber kein Organ hätte, die Schönheit der Töne zu empfinden! So würde der Geschichtsschreiber sein, der die Religion schildern, der Exeget, der ein religiöses Buch behandeln wollte, ohne zugleich ein religiöser Mensch zu sein. Auf allen andern Gebieten würde man über ein solches törichtes Unterfangen lachen. Aber auf dem Gebiete der Religionsgeschichte kommt es — man kann es sich nicht verhehlen — nicht gar so selten vor, dass ein Mann, der aus seiner völlig profanen Gesinnung gar kein Hehl macht, der in der Religion — auch dieser jämmerliche Standpunkt ist immer noch nicht ausgestorben — nichts als Priesterbetrug sieht, doch über die Geschichte der Religion das grosse Wort führt; woraus sich dann freilich die seltsamsten Verirrungen erklären, Behauptungen etwa wie die, dass die Kreuzzüge wesentlich aus merkantilen Erwägungen entstanden seien, oder dass der Prophet Amos ein Agent gewesen sei, von der judäischen Politik ins Nordreich gesandt, um dort das Ansehen der weltlichen und kirchlichen Behörde zu erschüttern und so für die Eroberung von Israel durch Ahas Stimmung zu machen. Dem allen halten wir entgegen, dass derjenige, dem die Religion nur eine pathologisch interessante Erscheinung ist, der also selber zu ihr kein inneres Verhältnis besitzt, auch ihre Geschichte nicht zu verstehen vermag. Und so verlangen wir von dem Exegeten eines biblischen Buches, dass er imstande sei, den religiösen Gehalt des Buches zu erfassen, und sind überzeugt, dass er das nur vermag, wenn in ihm selber dabei eine Saite kräftig mitklingt. Wenn aber einmal eine Richtung in der Theologie mit der Religion brechen wollte, dann hätte sie sich selbst zum Aussterben verurteilt; denn dann hätte sie das Verständnis für die Religion verloren, dann würde es auch mit der Exegese der Bibel aus sein. Freilich ist der Glaube des Alten Testamentes nicht ohne weiteres der unsrige. Wir fühlen uns den Propheten und Psalmisten in der Frömmigkeit verwandt, aber nicht mit ihnen identisch. Auch das soll der Exeget mit voller Klarheit sehen und seinen Lesern darlegen. Er soll die richtige Mitte finden zwischen einer falschen Vereinerleiung des Alten Testamentes mit dem Christentum und einer falschen Herabsetzung desselben.

Hiernach wird man verstehen, welche Fragen in der Exegese für uns die Hauptsache sein werden. Wir gehen bei der folgenden Aufzählung von den unwichtigeren aus, um mit der bedeutsamsten zu schliessen.

Digitized by Google

Da sind zunächst diejenigen Probleme, die den Wortlaut des Schrifstückes unmittelbar angehen, die philologische Erklärung, die logische Rekonstruktion des „Kontextes", die Textkritik. Alle diese Probleme sind zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kommentaren als Hauptsachen aufgetreten; und manchmal war das aus der jeweiligen Situation der Wissenschaft wohl begreiflich. Eine strenge philologische Behandlung des Textes und eine unerbittliche logische Zucht kann eine Erlösung sein, wenn ein Zeitalter zuchtloser Willkür vorangegangen ist. Freilich kann das Wertlegen auf die logische Struktur des Zusammenhangs auch gefährlich, ja geradezu eine Misshandlung des Textes werden, wenn nämlich der Schriftsteller selbst die Akribie, die der Exeget voraussetzt, nicht gekannt hat. Nun hört man allgemein klagen, dass in der neutestamentlichen Exegese seit längerer Zeit eine einseitige Richtung auf die Logik zur Herrschaft gekommen sei, eine Richtung, die sich Mühe zu geben scheine, auch das Einfache möglichst kompliziert zu machen, so dass ein lebensvolles Verständnis des Neuen Testaments unter dieser modernen Scholastik nicht wenig behindert worden sei. Aber, wie dem nun auch sein mag, jedenfalls ist dies eine Gefahr, die das Alte Testament weniger betrifft, da hier wohl jedermann einsieht, dass man den alten Hebräern nicht die Logik der Griechen zutrauen darf; obwohl auch in manchen alttestamentlichen Kommentaren eine wunderliche Sucht, weitschichtige Dispositionen zu finden, umgeht, Dispositionen, die dem alten Hebräer ganz unerschwinglich gewesen wären. Was ferner die Textkritik betrifft, so hat auch sie zuweilen Kommentare so völlig erfüllt, dass kaum Platz für anderes übrig blieb. Nun ist die Textkritik bei jedem alten Schriftstück und so auch im Alten Testament eine durchaus notwendige Arbeit. Man muss das deutlich aussprechen; denn noch wehren sich grosse Kreise gegen diese Erkenntnis, und auch unsere Studenten sind meist überaus unlustig, eine Textänderung auch nur in ihr Exemplar einzutragen. Es wirkt hierin neben anderem die alte Inspirationslehre fort, die einstmals den herkömmlichen Text für sakrosankt erklärt hatte. Schade ist, dass wir noch immer keine textkritische Ausgabe des Alten Testamentes besitzen, die wir jedermann in die Hand geben könnten. Einstweilen dürfen wir auf den kleinen „Apparat" verweisen, der der Kautzsch'schen Uebersetzung beigegeben ist und ihn Pfarrern wie Studenten zum Studium empfehlen. So sehr wir nun aber die Notwendigkeit aller dieser Arbeiten einsehen und nicht müde werden dürfen, allen, die an der Forschung irgendwie teilnehmen wollen,

Digitized by Google

immer wieder einzuschärfen, dass es ohne die sorgsamste Bemühung um den Wortlaut überhaupt kein Verständnis giebt, so müssen wir doch andrerseits dafür eintreten, dass alles dies nur Vorarbeiten sind. Es ist gut und brauchbar, aber es muss bescheiden auftreten. Das ist um so mehr zu fordern, als die Tugend der Bescheidenheit, wie wir aus Erfahrung wissen, nicht ohne weiteres mit der Philologie verbunden ist. Wenn aber das rein Philologische den biblischen Kommentar erfüllt, so ist das ein Missbrauch. Weil wir in der Exegese viel zu sehr diese Vorarbeiten haben hervortreten lassen, darum wenden sich jetzt so viele Praktiker von unseren Kommentaren ab, weil sie nichts damit anfangen könnten. Es hat Zeiten gegeben, da die Theologie im öffentlichen Kurse recht niedrig gestanden hat, und der alttestamentliche Theologe wohl als Orientalist, als Philologe aufzutreten vorzog. Seien wir doch stolz auf unsere Theologie und vergessen wir nicht, dass ein Kommentar zu einem biblischen Buch, der wesentlich philologisch ist, ein ungenügender Kommentar ist: denn er lässt ja die Hauptsache aus! — Gegenwärtig haben sich die alttestamentlichen Gelehrten, wenn wir recht sehen, von den übrigen theologischen Fächern, sehr zu ihrem Schaden, entfernt: was man gewöhnlich schon in manchen theologischen Konferenzen an ihrem Ausbleiben erkennen kann. Es scheint uns aber von grösster Bedeutung, dass sich auch der alttestamentliche Gelehrte zunächst als Theologe fühle, und dass er die Fühlung mit den anderen theologischen Disziplinen aufrecht erhalte. — Schliesslich haben wir allen Grund, vor der „Mikrologie“ der Exegese zu warnen. Dürfen wir eine Ameise, die um den Eichbaum herum kriecht, und die jede kleinste Erhebung und Vertiefung der Rinde gewissenhaft mitnimmt, fragen, wie der Eichbaum eigentlich aussieht? Wer immer nur die kleinen und kleinsten Dinge betrachtet, wird schliesslich kurzsichtig und vermag das Grosse nicht mehr zu sehen. Vielmehr muss man neben der Betrachtung im Kleinen (die ja freilich nicht fehlen darf) immer die andere üben, da man gewissermassen einen Schritt zurücktritt, um die Dinge aus derjenigen Entfernung zu sehen, in der die grossen Züge deutlich hervortreten. Vielleicht darf man den Rat hinzufügen, nicht zu langsam zu lesen, aber denselben Text sehr oft vorzunehmen, bis man mit ihm völlig vertraut geworden ist. Fassen wir das Gesagte zusammen, so heisst es: alles dies sind unerlässliche Fundamente, aber nichts anderes.

In zweite Linie stellen wir die Fragen der politischen Geschichte und der Archäologie. Ein grosser Teil des

Digitized by Google

Alten Testaments erzählt Geschichte oder setzt wenigstens Geschichte voraus. So stehen besonders einige der Propheten, unter ihnen namentlich Jesaias, mitten im bunten Getriebe der Politik ihrer Zeit; sie haben über diese Ereignisse nicht nur ihre Meinung gesagt, sondern auch kräftig auf sie eingewirkt. Der Höhepunkt im Leben des Jesaias ist das Jahr, da Jerusalem den Assyrern widerstand, und im Leben des Jeremias das Jahr, da Jerusalem vor den Chaldäern fiel. Demnach sind die Propheten unverständlich ohne Kenntnis der Geschichte. Und wir dürfen uns glücklich preisen, dass gerade unser Geschlecht durch die Auffindung und Entzifferung der ägyptischen wie der assyrisch-babylonischen Inschriften eine so grosse Vermehrung des Materials erlebt hat, dass wir nun erst beginnen, die Geschichte des alten Orients wahrhaft zu begreifen, und verstehen lernen, welche, übrigens im allgemeinen recht bescheidene Rolle das Volk Israel in dem Ganzen gespielt hat. — Eine ähnliche Bereicherung hat in den letzten Jahrzehnten unser Wissen von den Kulturzuständen Israels erfahren. Vieles, was den früheren Geschlechtern ganz singulär zu sein schien, ist uns jetzt, da sich unser Horizont erweitert hat, und wir nunmehr viele Völker auf ähnlicher Kulturstufe kennen, aus den Analogien verständlich geworden. Das Recht Israels ebenso wie sein Kultus und seine sozialen Zustände verlieren ihre Rätsel, man kann sagen, mit jedem Tage mehr. Wie viel lebendiger ist uns durch alles dies die alte Zeit geworden und wird sie uns noch immer werden! Und auch den Theologen darf man ermahnen, ja nicht an diesen Forschungen vorüberzugehen; denn man kann nicht erwarten, die Gedanken einer Zeit zu verstehen, wenn man nicht zuvor die Gewohnheiten ihres äusseren Lebens angeschaut und verstanden hat. Das alte Israel ist — um nur ein Beispiel zu nennen — ein Bauernvolk gewesen; wenn man weiss, wie es dem Bauern ums Herz ist, und wie der Bauer die Welt betrachtet, so werden manche Stellen des Alten Testaments verständlich. Denn diese kulturgeschichtliche Arbeit führt uns von selbst weiter zu einem höchst reizvollen, wenn auch wenig beachteten Gebiet, nämlich zu der Untersuchung der geistigen Art Israels. Wie viele exegetischen Probleme lösen sich, wie viele biblisch-theologischen „Begriffe“ oder Gedankenreihen werden klar, wenn man zuvor die eigentümliche und von der unsrigen so verschiedene Volksart Israels betrachtet. Z. B. hätte sich die „biblische Theologie“ viele ihrer Definitionen und die Exegese viele der ausführlichen Dispositionen ersparen können, wenn man zunächst festgestellt hätte, dass das alte Israel gross im

Digitized by Google

lebendigen Anschauen, aber ungeübt im logischen Denken gewesen ist, dass ihm daher wohldefinierte Begriffe ebenso schwer gefallen sind wie kunstvoll gegliederte ausführliche Reden. Manche der „biblischen Begriffe", vor allem das Wort „gerecht" haben ihren ursprünglichen Sitz im Rechtsleben; wie aber will man solche Worte begreifen, wenn man sich nicht zuvor aufs gründlichste darüber orientiert hat, wie der Hebräer das Recht betrachtet hat? Wie will man das „Reich Gottes" verstehen, wenn man nicht weiss, was nach jüdischer Anschauung ein „Reich" ist? u. s. w. — Indes, auch diese Probleme führen noch nicht unmittelbar ins Zentrum. Ein Mann wie Jesaias ist nicht ein eigentlicher Politiker. Seine Politik ist keine „Realpolitik", sie ruht nicht eigentlich auf klugen Berechnungen, sondern zumeist auf religiösen Postulaten. Den Mann Jesaias verstehen wir erst, wenn wir ihn als religiöse Person erfassen.

Aber ehe wir dazu kommen, treten noch andere Fragen dazwischen. Wenn jemand die Art der gegenwärtigen biblischen, speziell der alttestamentlichen Wissenschaft mit einem Worte charakterisieren wollte, so müsste er sie „literarkritisch" nennen. Denn die Literarkritik, d. h. die Fragen nach den Entstehungsverhältnissen der biblischen Schriften, die Fragen der sogenannten „Einleitungswissenschaft" spielen in ihr die entscheidende Rolle. Das „johanneische Problem" z. B. ist das Problem nach der „Echtheit" des Johannesevangeliums. Nach der Stellung zu diesen Problemen pflegt man noch immer die Forscher einzuordnen und diejenigen „positiv" zu nennen, die hierin die Tradition bejahen, „negativ" diejenigen, die sie nicht für richtig halten: übrigens eine höchst merkwürdige Bezeichnung! So haben denn diese literarkritischen Erörterungen in der Exegese oft einen sehr breiten Raum eingenommen, besonders bei den erzählenden Büchern des Alten Testaments, die, wie heutzutage alle Urteilsfähigen anerkennen, fast sämtlich aus mehreren „Quellen" zusammengesetzt sind, bei denen also die Forschung vor der eigentlichen Exegese das Problem der „Quellenkritik" zu erledigen hat. Niemand, der imstande ist, die biblischen Probleme zu übersehen, kann die Notwendigkeit, ja die Unumgänglichkeit der biblischen Literarkritik leugnen. Der Verfasser dieser Abhandlung hat um so mehr Grund, dies ausdrücklich festzustellen, als man ihn fälschlich zu einem prinzipiellen Gegner aller solcher Kritik hat stempeln wollen; er darf auch darauf hinweisen, dass er in seinen Schriften diese Stellung mit aller Deutlichkeit vertreten hat. Aber eine andere Frage ist,

Digitized by Google

ob die Ausdehnung, in der die Literarkritik vielfach betrieben worden ist und noch gegenwärtig betrieben wird, dem wahren Interesse der Exegese entspricht. Diese Frage aber ist, so meine ich, entschieden zu verneinen. Man mag es begreiflich finden, dass diese Fragen von dem Geschlecht, dem sie aufgegangen waren, erst einmal erledigt werden mussten. Und gern wird man es zugestehen, dass hier wirklich eine höchst anerkennenswerte, ja z. T. glänzende Arbeit geleistet worden ist. Die feststehenden Resultate aber sind erzielt worden nur in den grossen Fragen; man sollte sich darüber keinen Illusionen hingeben, dass die Ergebnisse um so unsicherer werden, jemehr die Untersuchung in die kleinsten Details herabsteigt. Und keinesfalls ist es zu billigen, dass die literarkritischen Forschungen in dieser Weise überwuchern. Oder soll man es für normal halten, wenn gewisse Kommentare fast ganz nur aus Quellenkritik und geschichtlich-archäologischem Material bestehen, so dass für die Behandlung des Religiösen kaum mehr Platz da ist? Besonders gefährlich aber ist es, wenn literarkritische Methoden nun gar auf die Beurteilung der Religion übergreifen, wenn man z. B., wie es heutzutage ganz gewöhnlich ist, die Gedanken, Stoffe und Gattungen für so alt hält, wie sie uns in unserem (sehr dürftigen) Material zufällig bezeugt sind. In die Exegese greift diese verhängnisvolle moderne Liebhaberei für Literarkritik dann ein, wenn man im Falle der Berührung zweier Schriften sofort mit der Annahme der literarischen Abhängigkeit bei der Hand ist; und wenn man auch sonst auf die mündliche Ueberlieferung (die doch in einem verhältnismässig so wenig schreibenden Volke, wie Israel es gewesen ist, eine grosse Rolle gespielt haben muss) viel zu wenig rekurriert. Darum wird der Verfasser nicht müde werden, vor der Ueberschätzung der literarkritischen Probleme zu warnen. Diese Ueberschätzung trägt, so fürchte ich, die Hauptschuld, wenn unsere Exegese noch immer nicht lebendig genug geworden ist und den Praktikern als unfruchtbar erscheint.

Bei weitem bedeutsamer als die literarkritischen erscheinen mir die ästhetischen und literaturgeschichtlichen Probleme, umsomehr, als gerade hier unsere Forschung noch ein reiches Feld vor sich hat. Um auch hier mit dem für unser Hauptziel Geringfügigsten zu beginnen, so begegnet uns hier die Frage nach der Form der hebräischen Poesie. Wie lange haben die Forscher ganz daran verzweifelt, dass es überhaupt eine hebräische Metrik geben könne, und gegen den, der sich darum

Digitized by Google

bemühte, den Spott nicht gespart! Jetzt, da uns durch das Verdienst des Germanisten und Metrikers E. Sievers eine hebräische Metrik geschenkt worden ist, deren Grundzüge, mag über die Einzelheiten auch Streit herrschen, feststehen, erwächst unserer Forschung die Aufgabe, für jedes einzelne poetische Stück die metrische Gliederung klarzulegen; wobei sich in vielen Fällen ergiebt, dass die metrische Abgrenzung, die im hebräischen mit der logischen Gliederung fast immer zusammenfällt, für die Auffassung des Sinnes entscheidend ist. An diesen metrischen Problemen, mit denen sich vielfach textkritische verbinden, wird unsere Forschung noch für lange Zeit zu arbeiten haben; wobei die Frage besonders erörtert werden muss, ob auch erzählende und gesetzliche Stücke metrische Form haben können. — Dazu kommt die ästhetische Würdigung. Seitdem der grosse Herder die Herrlichkeit des Alten Testaments mit Flammenzungen der Welt verkündet hat, haben niemals, auch unter den zünftigen Forschern diejenigen ganz gefehlt, die von der Schönheit jener Schöpfungen zeugten; ich nenne nur den feinsinnigen Reuss, dessen „Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments“ eine Fülle ästhetischer Beobachtungen enthält, und unter den Neueren Wellhaussen, dessen besondere Grösse mir nicht sowohl in der Schärfe seiner Kritik, sondern vielmehr in dem Positiven, nämlich in seiner grossartigen und überzeugenden Gesamtauffassung und besonders auch in seiner bewunderungswürdigen Gabe, den Erdgeruch der alttestamentlichen Stücke aufzuspüren, zu bestehen scheint. In Herders und Wellhausens Bahnen gehen wir, wenn wir die Schönheit der Schöpfungen des Alten Testamentes einer besonderen Betrachtung unterziehen. Unter den neutestamentlichen Gelehrten hat, was hier in Parenthese bemerkt sein soll, Jülicher durch sein köstliches Buch über die Gleichnisreden Jesu die wertvollsten Anregungen gegeben. Aber trotz dieser bahnbrechenden Leistungen ist das Gros der modernen alttestamentlichen Forscher an dem Aesthetischen vielfach vorübergegangen; man kann manchen Kommentar über die herrlichsten Bücher des Alten Testamentes durchlesen, ohne darin eine einzige eindringende ästhetische Bemerkung zu finden. Denn es genügt freilich nicht, dass sich der Exeget durch eine allgemeine Exklamation etwa über die „Flüssigkeit der Darstellung, Frische der Sprache“ oder dergl. von weiterer aesthetischer Betrachtung möglichst rasch entbindet. Vielmehr sind durch die ästhetische Form Probleme gegeben, ernsthafte Probleme, die eine ganz ausführliche Behandlung erfordern. Zunächst muss der Exeget die ästhetische

Digitized by Google

Eigenart jedes einzelnen Stückes, sofern es zu solcher Würdigung überhaupt Anlass bietet, stark und tief empfinden: eine Aufgabe, die natürlich nicht auf den ersten Anhieb, sondern erst nach lange dauernder, immer wiederholter, liebevoller Betrachtung gelingt. Die schönsten Stunden seines Lebens, da das Gefühl beweglich und die Anschauungskraft rege ist, soll der Exeget dazu verwenden. Dann soll er versuchen, was er geschaut hat, in möglichst präzise Worte zu fassen. Weiter soll er den so empfangenen und befestigten Eindruck analysieren und die Frage erwägen, durch welche eigentümlichen Mittel der Schriftsteller eben dieses Resultat hervorgebracht habe. Dabei fürchte niemand, dass solche Erörterung der ästhetischen Form den Exegeten von dem religiösen Gehalt abziehen werde; vielmehr wird sie ihn, wenn die ästhetischen Fragen wirklich tief und voll erfasst werden, nur darauf hinführen. Form und Inhalt eines Kunstwerks fallen ja nicht so gänzlich auseinander, wie der liebe Herr Philister gewöhnlich glaubt, vielmehr gehören sie aufs engste zusammen; denn die rechte Form ist der notwendige Ausdruck des Inhalts. Wer sich also bemüht, die Form zu erfassen, kann es gar nicht tun, ohne sich des Inhalts aufs intimste zu bemächtigen. — Nun führen aber diese Untersuchungen, die es zunächst mit der Betrachtung des einen, gerade vorliegenden Kunstwerks zu tun haben, den Forscher von selber zu dem Bestreben, seine Beobachtungen zu sammeln und zu einer Geschichte zusammenzustellen; d. h. die ästhetische Betrachtung wird zu einer literturgeschichtlichen. Dabei wird es das erste Erfordernis sein, die Gattungen der hebräischen Literatur zu erkennen. Dies ist eine umso wichtigere Aufgabe, als jene Antike viele Gattungen gekannt hat, die wir nicht mehr besitzen, die also auch dem modernen Betrachter nicht ohne weiteres deutlich sind. Dann gilt es, die charakteristischen Merkmale der Gattungen zu beschreiben. Das letzte Ziel ist, die innere Geschichte, die diese Gattungen durchgemacht haben, festzustellen. Es handelt sich dabei um bestimmte gesetzmässige Vorgänge, die wir auch in der Geschichte anderer Literaturen beobachten. Wer diese Forderungen erwägt, wird uns zugeben, dass davon in den vorliegenden sehr zahlreichen Kommentaren einstweilen noch recht wenig zu finden ist. Um so mehr muss man besonders die Jugend unter uns zur Mitarbeit an diesen Problemen aufrufen. Möge unser junger Nachwuchs, so wünschen wir von Herzen, dem einseitigen Betriebe der Literarkritik Valet sagen und sich lieber der Literaturgeschichte zuwenden, wo frische Kräfte, gute Augen und warme Herzen so vieles zu tun finden! Jedenfalls, erst wenn wir

Digitized by Google

eine solche Geschichte der Gattungen kennen, werden wir die grossen Schriftsteller Israels wirklich würdigen können. Denn dann werden wir wissen, wie viel sie aus dem bereits vorhandenen Stil übernommen und was sie von ihrem Eigenen hinzugefügt haben. Doch ich breche hier ab, so sehr mich auch das Herz drängt, noch weiter zu reden. Haben wir doch auch hiermit noch immer nicht den Höhepunkt erreicht. Denn die dichterische Schönheit des Alten Testamentes ist für uns zunächst nur eine Blume, die wir an unserm Wege finden; wir sollen nicht Barbaren sein, die an der holdseligen Schönheit vorübergehen: aber wir gehen den Weg nicht ihrethalb. Denn wir sind nicht Aesthetiker, sondern Theologen.

So kommen wir denn zum Schluss zu derjenigen Aufgabe, auf die wir schon mehrere Male als auf die wichtigste innerhalb der ganzen exegetischen Arbeit hingewiesen haben, zu dem eigentlichen theologischen Problem. Unser Satz ist der eigentlich selbstverständliche, dass das Verständnis der Bibel in dem Verständnis ihrer Religion gipfelt. Bibelexegese ist theologische Exegese; wer ein biblisches Buch erklärt, soll seinen religiösen Gehalt erklären. Nun ist das Alte Testament zwar keineswegs ein ganz ausschliesslich religiöses Buch, so wie es etwa unser Gesangbuch ist; vielmehr ist eine Fülle von profanem Leben darin mitenthalten: man denke nur an den reichen profan-geschichtlichen Stoff darin, an die Stammbäume oder die Rechtssätze oder gar an die berauschend schönen, aber ganz profanen Liebeslieder des Hohen Liedes. Der Exeget soll auch für dies alles ein offenes Auge haben; oder da ein Mann nicht alles allein vermag, so erscheint es als ganz normal, dass die verschiedenen Forscher sehr verschiedenes Nebeninteresse haben: mag der eine etwa das Recht antiker oder ähnlicher Völker, der andere ihre äussere Kultur, der dritte ihre sozialen Verhältnisse, ein vierter die politische Geschichte als Fachmann studieren, während ein anderer neben ihnen besonders Literarkritik oder Literaturgeschichte behandelt, und wieder andere das reiche Gebiet des Sprachlichen pflegen: alle diese müssen sich doch, wenn sie wirklich Bibelexegeten sind, in dem gemeinsamen Interesse für die Erkenntnis der Religion zusammenfinden. — Aber man verstehe wohl, dass es sich in der theologischen Exegese um die Erkenntnis der Religion und um nichts anderes handelt. Der Zweck einer wissenschaftlichen Exegese ist nicht die Erbauung, sondern das Wissen. Zwar wird, wenn der Exeget das Herz auf dem rechten Fleck hat, die Herrlichkeit der Religion Israels gewaltig hervorleuchten und ihren Eindruck auf den Hörer nicht

Digitized by Google

verfehlen. Aber wie der Zweck eines kunsthistorischen Kollegs nicht der Kunstgenuss ist, und wie die Ethik die Menschen nicht bessern will, so kann auch die Bibelexegese als ihr eigentliches Ziel nur die geschichtliche Erkenntnis betrachten. Auch hier heisst es, dass niemand zweien Herren dienen kann. Wer aber die Erbauung und die Bedürfnisse der Praxis hier zu früh ins Auge fasst, von dem ist zu fürchten, dass er der Strenge der historischen Forschung um eines an sich hier fremden Zweckes willen abbrechen werde. — Aber was für eine theologische Exegese wird es sein müssen? Sind doch im Laufe der Geschichte der Exegese gar mancherlei verschiedene Auffassungen des Alten Testamentes aufgetreten. Auch hierauf kann die Antwort nur eine sein. Die dogmatische Erklärung, die früher geherrscht hat, und die auch im Alten Testamente nicht anders als im Neuen eine Quelle der christlichen Lehre sah, diese Erklärung ist zugleich mit der Inspirationslehre gefallen. Nachdem der Rationalismus einmal den Abstand beider Testamente entdeckt hat, ist es unmöglich geworden, das Alte Testament in der Dogmatik in gleicher Linie als Quelle und Norm der Lehre zu verwenden wie das Neue. Ferner haben wir erkannt, dass das Alte Testament überhaupt nicht viele Lehren enthält: das alte Israel ist für Reflexion nicht begabt, in seiner Religion ist das Handeln wichtiger als das Glauben. Schliesslich aber wissen wir, dass nicht die Lehre Kern und Stern der Religion ist, sondern die Frömmigkeit, deren Ausdruck erst die Lehre ist; die religiöse Ueberzeugung versteht man nur, wenn man weiss, wie sie aus dem Grunde des inneren Lebens hervorgegangen ist; und so kann auch der eigentliche Gegenstand der Erkenntnis nicht die Lehre, sondern nur das religiöse Leben sein. Auch eine andere Auffassung, die lange neben der dogmatischen einhergegangen ist, und die das Alte Testament wesentlich als Weissagung auf das Neue fasste, ist endgültig gefallen: das Alte Testament enthält noch vieles andere als Weissagungen und lässt sich unter diesem Titel ungezwungen nicht verstehen. Vielmehr muss unser Verständnis der Schrift das geschichtliche sein.

Wir treiben geschichtliche Exegese.

Was heisst das? Die geschichtliche Exegese geht von der Grundüberzeugung aus, dass das Leben der Menschheit nicht nach Willkür und Zufall verläuft, sondern dass darin ewige Ordnungen walten. So durch Ordnung und Gesetz zusammengebunden, ist das geistige Leben eines Volkes, ja der Völker insgesamt eine grosse Einheit, und alles Einzelne ist nur in diesem Zusammenhang ver-

Digitized by Google

ständlich. So sind auch die Bücher des Alten Testamentes nicht zeitlos entstanden, sie sind nicht vom Himmel heruntergefallen. Vielmehr in einer ganz bestimmten Zeit, die niemals wiederkehrt, haben diese Männer, die sie geschrieben haben, gelebt; unter ganz bestimmten Verhältnissen sind sie so geworden, wie sie sich uns jetzt zeigen. Und nur aus diesen Zusammenhängen sind sie zu begreifen. Nimmt man sie aus diesen Verhältnissen heraus, so verschliesst man sich das Verständnis; denn in einer andern Welt haben die alten Worte einen neuen Klang; da gelten andere Massstäbe, andere Voraussetzungen; da ist alles verschoben und verzerrt. Wollen wir also z. B. die Originalität eines Mannes abmessen, so müssen wir zuvor wissen, was damals die allgemeine Meinung gewesen ist. Geschichtliche Exegese heisst also die Erklärung aus dem geschichtlichen Zusammenhang. D. h. wir dürfen den einzelnen Gedanken niemals isoliert denken, sondern wir müssen ihn zusammenstellen sowohl mit den übrigen Gedanken des Schriftstellers wie auch mit den Gedanken jener Zeit über denselben Gegenstand. Wer z. B. die Rechtfertigungslehre des Paulus verstehen will, muss sie mit den Lehren des Paulus von Sünde, Gesetz und Opfertod Christi zusammennehmen und zugleich die Rechtfertigungslehre des Alten Testamentes, der Pharisäer und Jesu vergleichen. Oft wird sich dabei herausstellen, dass die Gedanken und Worte eine Vorgeschichte von Jahrhunderten, ja von Jahrtausenden gehabt haben, die es zu erkennen gilt, wenn man den Schriftsteller richtig auffassen will. In dieser fortdauernden Aufmerksamkeit auf die Zusammenhänge in die Breite und Länge besteht geschichtliche Exegese. — Diese historische Erklärung der alttestamentlichen Schriften ist nunmehr etwa ein Jahrhundert alt und je länger je entschiedener zum Siege gekommen. Schon sind grosse, ja bewunderungswürdige Resultate erzielt worden; das Bild der ganzen Religionsgeschichte Israels hat sich gegen früher bedeutend verschoben; das Material, das man zur Erklärung verwendet, ist erstaunlich vermehrt worden, und die Fähigkeit, die geschichtlichen Figuren lebendig aufzufassen, ist ganz ungemein gewachsen. Erstaunlich ist, wie so manche Erscheinungen des Alten Testamentes dabei in ein überraschendes Licht getreten sind. Vieles, was früher wie selbstverständlich erschien, was man so hinnahm, als ob es garnicht anders sein könnte, wie z. B. der Monotheismus, ist, so haben wir nun erkannt, nicht von Anfang an so selbstverständlich gewesen, sondern einmal in einem grossen Seelenkampfe errungen worden; so ist der Gedanke der Weltschöpfung den Menschen einmal eine so gewaltige und be-

Digitized by Google

geisternde Offenbarung gewesen wie für Luther die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben. In dieser Arbeit, die den geschichtlichen Stoff lebendig macht, liegen vor allem die Aufgaben, die gerade unserer Zeit gesteckt sind. Um so mehr aber muss man dafür eifern, dass die gegenwärtige Forschung nicht — wie man manchmal fürchten könnte — stolz auf ihren Lorbeeren ausruht, sondern dass sie unablässig an ihrer eigenen Erneuerung arbeitet. Darum muss man immer wieder die Parole ausgeben: mögen die alttestamentlichen Forscher ja nicht glauben, das Ziel sei schon erreicht! Lassen wir uns die Fehler, die wir gemacht haben und noch machen, doch ja nicht von den Feinden aller kritischen Wissenschaft aufzeigen, sondern lasst sie uns mit unbarmherziger Aufrichtigkeit selber erkennen! Betrachten wir nicht den als Feind, der uns tadelt! Möge ja nicht — wie es zuweilen den Anschein hat — eine neue Schul-Orthodoxie entstehen, die keine Aenderung ihrer Dogmen zulässt und jeden, der die Dinge etwas anders ansieht, mit Hohn und Entrüstung austreibt! Mögen die Jüngeren nicht — wie es doch vielfach geschieht — die Lieblingsdogmen der Aelteren ohne genügenden Beweis übernehmen! Man zeigt in der Wissenschaft die Pietät und Dankbarkeit gegen das ältere Geschlecht nicht durch kritikloses Akzeptieren seiner Behauptungen, sondern vielmehr durch unablässiges Weiterarbeiten, wobei auch eine beständige Revision der Fundamente ganz unumgänglich ist. — Zwei Seiten aber sind es, nach denen hier unseres Erachtens, soweit die Exegese in Frage kommt, noch weitergearbeitet werden muss. Das ist zunächst die Erweiterung des Materials. Die Wellhausensche Schule hat die Geschichte der Religion Israels vorwiegend aus dem Alten Testamente selber behandelt und dabei namentlich in ihrer ersten Zeit die Religionen der umwohnenden Kulturvölker, besonders der Aegypter und Babylonier viel zu sehr hintenangestellt. Dies muss notwendigerweise anders werden. Es müsste unter den altestamentlichen Forschern die Regel sein, dass sich unter ihnen einige befinden, die im Babylonischen, andere, die im Aegyptischen, wieder andere, die im Persischen Fachleute sind. Dann würde sich von dort aus ein Strom neuer Erkenntnisse auf das Alte Testament ergiessen und die Exegese befruchten. Wir würden eine Fülle von Analogien kennen lernen, die den Text beleuchten: ja nicht ganz selten würden wir vielleicht Abhängigkeitsverhältnisse entdecken. Es darf fürderhin nicht als erlaubt gelten, dass der Kommentator der biblischen Psalmen die babylonischen, und derjenige der Sprüche die nahe

Digitized by Google

verwandten ägyptischen einfach ignoriert. Freilich würden sich bei solcher Aufnahme des fremden Materials mancherlei Konstruktionen und Auffassungen, die vor Zeiten ohne Berücksichtigung der andern Religionen aufgestellt worden sind, als irrig herausstellen. Dabei erlaube ich mir, besonders, auf die Erzählungsliteratur aufmerksam zu machen. Wie noch in der Gegenwart, so ist auch in der Antike kein geistiges Gut von Natur so international wie gerade die Geschichten. So finden wir denn für die Erzählungen des Alten Testamentes im Ausland eine Fülle von Analogien; ich nenne hier nur die babylonische Sintflutgeschichte und etwa das Buch Tobias, dessen Erzählungsstoff im Indischen, Armenischen, aber auch in modernen europäischen Ueberlieferungen und selbst (unabhängig von dem biblischen Buche!) in Andersens Märchen wiederkehrt[1]). Es würde eine sehr ertragreiche Arbeit sein, die freilich nur von vielen zugleich durchgeführt werden kann, alte und neue Traditionen der Völker in der Nähe und Ferne nach Analogien zu den biblischen Erzählungen zu durchsuchen. Sicherlich würde sich ein gewaltiges Material ergeben, in dessen Besitze wir ganz anders als jetzt im stande wären, den eigentümlichen Gehalt, den diese Erzählungen in Israel bekommen haben, zu erkennen. — Eine zweite, mehr intensive Arbeit müsste dieser, mehr extensiven an die Seite treten. Je tiefer wir in das Wesen des alttestamentlichen Schrifttums eindringen, je deutlicher erkennen wir, dass die Bewegungsfreiheit des Schriftstellers in jener Zeit, da das Individuum verhältnismässig unentwickelt war, und die Sitte den Menschen ganz anders als heutzutage zwang, nur eine beschränkte gewesen ist. Einige der alttestamentlichen Autoren sind überhaupt nicht „Schriftsteller", sondern vielmehr Sammler gewesen, was z. B. für die „Sprüche" am Tage liegt. Aber auch die meisten Erzählungen des Alten Testamentes sind keine, von Schriftstellern erfundene Kunstprodukte, sondern stammen aus der Ueberlieferung des Volkes. Für die Praxis der Exegese folgen daraus wichtige Konsequenzen. Man darf das einzelne Buch oder Stück nicht so behandeln, als wenn es selbstverständlicherweise die freie Schöpfung seines Autors wäre, sondern man hat überall aufs sorgsamste zu erwägen, wie weit hier überhaupt eine schaffende Persönlichkeit in Frage kommen kann; so werden die Schriftstellerpersönlichkeiten des Alten Testaments, vom Ballast des übernommenen Stoffes befreit, ganz anders deutlich werden.

1) Vgl. M. Plath, zum Buche Tobit in den Theol. Stud. und Krit. 1901. S. 403 ff.

Digitized by Google

So wünschen wir der künftigen Exegese einen hohen Geist, der sich bei aller Sorgsamkeit im Einzelnen doch nicht mit den Kleinigkeiten spreizt, sondern durch alles Detail zu dem wahren, grossen Ziele hindurchdringt, einen kühnen und weiten Geist, der die weite Welt umschweift, um ihre Schätze der Erkenntnis des Alten Testaments darzubringen. Wir wünschen ihr einen freien Geist, der bei aller Pietät doch keine, alte oder neue Autorität kennt und sich von keiner Schule sklavisch binden lässt. Welche Form diese Exegese haben wird, brauchen wir schwerlich zu untersuchen; ist der Geist erst da, wird er sich die Formen schon selber schaffen. Dennoch sind auch wir von dem Einen überzeugt, nämlich dass die künftigen Kommentare schwerlich die gegenwärtige Form haben werden, in der die verschiedensten Probleme unorganisch neben einander behandelt werden, sondern dass man sich bemühen wird, — eine Forderung, die neuerdings namentlich von Beer erhoben worden ist — besonders die Erläuterung des Wortlauts und die Sinnerklärung auch äusserlich nach Möglichkeit zu trennen. — Jedenfalls, solche Exegese, so sind wir überzeugt, wird auch der Praxis dienen. Denn was der Geistliche oder Lehrer, der den Kommentar zur Hand nimmt, rechtmässiger Weise von ihm verlangen kann, das ist die Herausstellung des religiösen Gehalts des Alten Testaments in das volle Licht der Erkenntnis, und eben das wird diese Exegese leisten.

Kirchliche Chronik.

Das allgemeine Interesse der kirchlichen Kreise war im letzten Monat beherrscht von der Frage nach der Stärkung der Einheit und Macht des Protestantismus. Um diese Frage lässt sich denn auch all das gruppieren, was der Chronist diesmal zu berichten und zu beurteilen hat. Versuchen wir, möglichst unbefangen der zweifellos hochbedeutsamen Bewegung gerecht zu werden!

In seiner ersten Kundgebung vom 10. November vorigen Jahres hat der „Kirchenausschuss der deutschen evangelischen Landeskirchen“ feierlich erklärt, dass er keine kirchliche Neugestaltung nach Art eines weltlichen Reiches erstrebe; das Reich unseres Herrn sei ja auch nicht von dieser Welt. Schiele hat nun schon (Chr. 1) darauf hingewiesen, dass es sich im Gegenteil bei dem Zusammenschluss der Kirchenregierungen um technische und politische Aufgaben handle, die nur dann erfolgreich gelöst werden können, wenn man sie nach Art der Dinge „dieser Welt“ traktiert. Die Parallele mit dem regimen Christi beruhe

Digitized by Google

wohl nur auf dem merkwürdigen Glauben, in Kundgebungen für das Volk eine solche Ausdrucksweise anwenden zu müssen; zugleich diene diese konventionelle Einkleidung zur Beschwichtigung argwöhnischer Politiker. Vielleicht dürfte übrigens auch der Gegensatz gegen Rom diese Wendung veranlasst haben. Ein starkes Misstrauen gegen die volkstümliche innerlich-evangelische Wirksamkeit dieses Zusammenschlusses der staatskirchlichen Spitzen sprach sich auch wie auf andern Synoden so besonders auf der preussischen Generalsynode aus, da sie erst durch die Beifügung „synodaler Elemente" dem Kirchenausschuss eine „wahrhaft evangelische, volkstümliche Wirksamkeit" gesichert sah. Darin sah auch die Meiningische Landessynode (Chr. 10) das Allheilmittel, um aus dem von dem Vertreter Meiningens auf der Eisenacher Konferenz bekämpften Kirchenausschuss ein „brauchbares Organ" zu machen. Doch sprach sich auch hier die starke Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Zusammenschlusses aus.

Ob wohl viele Freunde des Kirchenausschusses beglückt worden sind durch die ersten öffentlichen Kundgebungen des Kirchenausschusses? Das hocherbauliche Glückwunschschreiben zum Jubiläum der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft, worin der Kirchenausschuss sich zum Mund der evangelischen Christenheit machte und im Ton einer Predigt über den Text redete: „ohne Bibel kein evangelisches Christentum, ohne Evangelium kein Heil für die Seelen und für die Völker der Erde" (Chr. 14), das schien gewiss vielen wie mir zu wenig „von dieser Welt", um von dieser Vertretung der Kirchenregierungen ausgehen zu können. Dagegen hat die Erklärung gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes vom 18. Februar zwar an und für sich, wie schon früher gesagt, einen vorzüglichen Eindruck gemacht; aber ihre völlige Nichtbeachtung durch Kaiser und Kanzler verletzte um so tiefer. In seiner Erklärung hatte sich der Kirchenausschuss tatsächlich zum Munde aller einzelnen Kirchenregierungen gemacht; dabei bewegte er sich völlig in dem Rahmen seiner Befugnisse. Hatte man doch bei der Einsetzung des Kirchenausschusses gerade gehofft, in ihm ein Gegengewicht gegen die Machtansprüche der katholischen Kirche und für die Regierungen eine Rückenstärkung gegen übertriebene Forderungen des Zentrums zu gewinnen. Dass das erste Votum, welches die Landeskirchen vom protestantischen Standpunkt aus bei einer so hochpolitischen Frage abgaben, so ganz unbeachtet blieb, war, wie der „Reichsbote" schrieb, „wie ein Schlag ins Gesicht der evangelischen Kirchenbehörde". Wurde es aber auch von den Mitgliedern der evang. Kirche „wie ein Stoss ins Herz, der tief verwundet", empfunden? Ich habe davon wenig beobachtet, wohl aber eine Steigerung der Ueberzeugung von der Ohnmacht unseres Kirchenregiments gegenüber der Staatsregierung. Im Strassburger Oberkonsistorium (Landessynode) hatte Prof. Nowack als Berichterstatter (Chr. 14) schon im vorigen Jahr erklärt, man könne einzelne Bedenken gegen den Kirchenausschuss nicht unterdrücken. Es sei eine nicht zu bestreitende Tatsache, dass die Kirchenregierung und die Staatsregierung in Preussen in einer sehr engen Verbindung stehen und die preuss. Kirchenregierung gar nicht in der Lage ist, sich der Beeinflussung der Staatsregierung völlig zu entziehen. Es stehe zu befürchten, dass vielleicht nicht immer die nötige Selbständigkeit vorhanden

Digitized by Google

sein werde, um in entscheidenden Augenblicken ein deutliches Wort zu sagen und zur nötigen Aktion zu kommen. Aber wurde dies Misstrauen nicht gerade durch jene energische Warnung vor Aufhebung des § 2 Lügen gestraft? Wenn man nur etwas Zuverlässiges darüber erfahren hätte, ob der Vorsitzende des Kirchenausschusses, der preuss. Oberkirchenratspräsident, auch mit allem Nachdruck in persönlicher Vorstellung dem Kaiser und Kanzler gegenüber den Inhalt der Erklärung vertreten hat! Jedenfalls ist die Erwartung, die der Kirchenausschuss selbst durch den Mund des bayrischen Mitglieds v. Kelber bei seiner Konstituierung hat aussprechen lassen, gründlich enttäuscht: dass das geistige Leben, die sittliche Kraft des Protestantismus durch ihn auch nach aussen hin zu gebührender Geltung und Erscheinung kommen werde (Chr. 17). „Da wenigstens, wo man über Gesetz und Recht entscheidende Bestimmungen trifft, macht zwar das katholische Dritteil der Nation seine Meinung mit ebenso viel Erfolg wie Nachdruck geltend; wer aber fragt nach den 35 Millionen Protestanten? Wir haben, auch wenn es sich um religiös-sittliche Fragen handelt, keinen Ort, von dem aus wir sprechen könnten, keinen Mund, der für uns spricht". Ja, haben wir nach diesem Erlebnis mit dem Jesuitengesetz nun einen Ort und Mund an dem Kirchenausschuss? Es ist doch genau so, wie das Mecklenb. Kirchen- und Zeitblatt (Chr. 17) es ausdrückte: „Wäre es nicht so traurig, so wäre es zum Lachen: Auf Betreiben des Deutschen Kaisers ist dieser Ausschuss ins Leben gerufen. Ausgesprochener Massen sollte seine Aufgabe vor allem auch darin bestehen, die evang. Interessen zu wahren. Nun er das erste Mal in Aktion tritt, um diese seine Aufgabe zu erfüllen, wird er mit offenbarer Nichtachtung seitens der Regierung behandelt". Ein sehr geringer Trost lag für die Freunde des Kirchenausschusses dann in der zweiten Erklärung desselben nach Aufhebung des § 2. Was hat der Kirchenausschuss sich mit tröstenden und zur Einkehr bei sich selbst mahnenden Worten an das evangelische Kirchenvolk zu wenden? Er ist doch keine Instanz der Erbauung der Gemeinde nach innen, nur eine Instanz ihrer Vertretung nach aussen! In der Tat, ist diese Erklärung, wie die „Kirchl. Gegenwart" urteilt, „ein Denkmal der Schwachheit der evangelischen Kirche. Der Ausschuss ist durch die neuere Kirchenpolitik völlig überrascht worden, wie er sagt. Wir müssen es ihm leider glauben, dass jener Gesetzesakt nur unter Mitwirkung der „andern Kirche" zustande gekommen ist. Die evang. Kirche hat man nicht gefragt. Wen man bei solchen Dingen nicht fragt, den sieht man als eine quantité négligeable an."

Es war unter dem Eindruck dieser Niederlage des Kirchenausschusses, dass des Lic. Weber alter, bisher misslungener Plan, eine Zentralstelle für das evangel. Deutschland zu gründen, in neuer Form auftauchte und als „unsere Antwort auf die Aufhebung des § 2" Anklang fand (Chr. 19). Geplant war eine Vereinigung aller evangelischen Vereine und Verbände zur gegenseitigen Nutzbarmachung ihrer Arbeit, zur gegenseitigen Anregung, zur Pflege der Beziehungen zu Mitgliedern des Reichstags und Landtags, zur Abhaltung evangel. Kirchentage. Die Organisation sollte in den kleinen Kirchenkreisen beginnen, die Provinzen und kleineren Landeskirchen zusammenschliessen und in einer deutsch-evangelischen

Digitized by Google

Vereinigung für das ganze Deutsche Reich seine Spitze finden. So sollte „eine durch nichts als durch den Herrn gebundene, freie Vertretung der evang. Kirche“ erwachsen. „Die Begründung einer solchen deutsch-evangel. Vereinigung aller freien kirchl. Arbeitsgemeinschaften wäre die beste Antwort auf den Schlag, den die evangel. Kirche ins Gesicht erhalten hat.“ Am 27. Mai ist dann, unter Berücksichtigung der Bedenken, die im Reichsboten (Chr. 19) gegen eine Verschleierung der positiven evangelischen Bekenntnisgrundlage durch die Vereinigung heterogener Elemente ausgesprochen waren, in Berlin die Zentralstelle ins Leben getreten mit der echt Weberschen tönenden und alles umfassenden Zwecksetzung (T. R. 543): sie bezweckt „eine religiöse, sittliche und soziale Erneuerung Deutschlands auf allen Gebieten und will die Grundsätze des Evangeliums und die darin beschlossenen Gedanken und Kräfte im deutschen Volke zum Siege führen“. „Sie will nicht ein Verein neben den vielen anderen, noch weniger ein Verein über den einzelnen Vereinen, sondern sie will ein Bindeglied zwischen den bereits bestehenden Vereinen und Verbänden sein, ein föderativer Zusamenschluss aller evang. Vereine in ganz Deutschland.“ Und auf diese Zentralstelle von Vereinen, die hier an Stelle der Landeskirchen treten und sicher den engeren, kleinkirchlichen Geist des zumeist pietistischen Vereinslebens atmen wird, soll das deutsche Volk und der deutsche Staat mehr Rücksicht nehmen als auf die Kirchenregierungen?! Der Versuch ist denn auch als gescheitert zu betrachten, da sich nur solche Vereine zu dem „Zentralausschuss“ zusammengeschlossen haben, welche bisher schon unter Leitung und Einfluss Lic. Webers gestanden haben (Chr. 27).

Viel volkstümlicher und durchschlagender musste die Idee einer Reichssynode erscheinen, wie sie zuerst auf einer Versammlung in Frankfurt am 3. Mai an die Oeffentlichkeit trat (Chr. 20). Unter dem Vorsitz des stellvertretenden Vorsitzenden der Frankfurter Synode, Direktor Dietze, trat eine Anzahl Synodaler aus beiden Hessen und Frankfurt zusammen, um eine stärkere Geltendmachung gemeinsamer evang. Interessen im öffentlichen Leben zu beraten. Nachdem der von den Pfarrern Jul. Werner und Wahl-Langen vertretenen Anregung einer Reichssynode neben dem Kirchenausschuss erhebliche praktische und ideelle Einwendungen entgegen getreten waren, wohl auch der Hinweis auf bereits bestehende Organisationen wie der Evangelische Bund, an den sich eine Zentralisation freier Kräfte anschliessen könnte, setzte der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Frhr. Heyl von Herrnsheim aus Worms durch den Hinweis auf die ausserordentliche Ueberlegenheit des politischen Katholizismus durch die Katholikentage, die einen ähnlichen Rückhalt für die protestantischen Abgeordneten dringend wünschenswert erscheinen lasse, den Beschluss durch, eine Organisation auf synodaler Grundlage zu schaffen, welche „in ihrem Endziel das evang. Deutschland umfasst und den Zweck hat, die Interessen der evang. Kirche kraftvoll im Leben der Nation öffentlich zur Geltung zu bringen, wobei eine Einbeziehung der freien Organisationen in jährlich wiederkehrenden Versammlungen in Aussicht zu nehmen ist“. Alsbald wurden die Vorbereitungen getroffen zu einem Zusammenschluss sämtlicher Synodalabgeordneten aller Stufen aus ganz Deutschland unter ausdrücklicher

Digitized by Google

Zurückdrängung aller theologischen Fragen. Bei der Werbearbeit mussten die Apostel der Reichssynode dann die Beobachtung machen, dass ein auffallender Umschwung der Stimmung gegenüber den Synoden bei den Vertretern der Rechten und Linken sich seit Einführung der Synodalverfassung vollzogen: die einstigen Wortführer derselben, die Liberalen, sind misstrauisch gegen ihren volkstümlichen und evangelischen Charakter geworden; die einstigen Feinde derselben, denen sie aufgedrängt wurde, sind ihre begeisterten Bewunderer geworden. Die Kreuzztg. freilich hat (Chr. 27) alsbald das gewichtige Bedenken geltend gemacht, ob denn der Einfluss der evang. Kirchen durch Verbesserung ihrer Organisation wachsen würde, da ihr Mangel an Einfluss nicht auf Mängeln in ihrer Organisation beruhe, sondern auf ihrer inneren Gespaltenheit. Sehr erheblich war auch das Bedenken, das Graf Hohenthal, der Führer der „Positiven Union“ in der Monatsschrift gleichen Namens erhob (Chr. 29): „Ist eine solche ausserordentlich grosse Versammlung imstande mehr zu tun, als im besten Falle das unbestrittene Bedürfnis einer Ergänzung des deutschen Evang. Kirchenausschusses einmütig zu betonen? Und wenn möglichenfalls die Versammlung nach Landsmannschaft und Gesinnung bei der grossen Entfernung des Versammlungsortes von verschiedenen deutschen Staaten voraussichtlich nur eine einseitige, partielle Vertretung darstellt, können dann ihre Beschlüsse als Ausdruck der Gesinnungen des ev. Deutschlands angesehen werden? ... Kann in solcher Volksversammlung die neue kirchenrechtliche Grundlage gefunden werden, die immerhin eingehender, sachverständiger Arbeit bedarf, wenn es sich auch vorläufig nur um eine erweiterte Verwaltungseinheit handelt?“

Aehnlich waren auch die Bedenken, die der Kirchenbundsausschuss des Evangel. Bundes im Juli aussprach (Chr. 31): Es gelte nunmehr, eine weitere Entwickelung dadurch vorzubereiten, dass überall die Landessynoden nach dem Beispiel der preussischen Generalsynode das Recht erhalten, sich durch von ihm gewählte Abgeordnete an etwaigen Vertretungskörpern der deutschen evang. Kirche zu beteiligen. Ehe dieses nächste Ziel erreicht sei, könnte es sich nur um mehr oder weniger zahlreiche Versammlungen Einzelner handeln, die, wenn auch vielleicht als Synodalmitglieder, doch ohne kirchenregimentlichen Auftrag lediglich im Sinne und mit dem Gewichte freier Vereinigungen beraten und beschliessen würden. „Solche Versammlungen zu veranstalten liegt unseres Erachtens ein Bedürfnis nicht vor.“

Steckt hinter diesem Bedenken vielleicht die Eifersucht eines Konkurrenten? In der Tat war der Evangelische Bund durch die Entwickelung der letzten Zeit selbst stark zur kirchenpolitischen Aktion gedrängt. Wie wir früher gesehen haben (vgl. auch Chr. 19) sahen sich energische Glieder des Bundes bei den letzten Landtagswahlen, speziell in Erfurt und Neuwied, zur Stellungnahme gegen konservative Kandidaten genötigt, die sich zu einem Wahlbündnis mit dem Zentrum und zur Verpflichtung, für Aufhebung des Jesuitengesetzes zu stimmen, verstanden hatten. Mit Recht hatte Witte den Vorwurf der politischen Parteilichkeit des Bundes zurückgewiesen mit dem Hinweis auf die Nötigung, den Kampf gegen Rom, das unter Benutzung der Religion im

Digitized by Google

wesentlichen politische Ziele verfolge, unter Umständen, je nach den verschiedenen Verhältnissen der einzelnen Gebiete, auch auf politischem Gebiete zu führen, ohne dadurch seinem Grundsatz untreu zu werden, dass der Bund als solcher keine Politik treibe. Während nun die Kreuzztg. und auch die parteioffiziöse Konservat. Korrespondenz fortfuhren, den Evangel. Bund als Schutztruppe der nationalliberalen Partei zu bezeichnen, von einem durch die liberalisierenden Führer des Bundes den Konservativen aufgenötigten Kampf zu reden, den Vorwurf eines Bündnisses der Konservativen mit dem Zentrum auf Kosten der evangelischen Sache als bewusste Verleumdung zu bezeichnen, dagegen dem Bunde vorzuwerfen, er bekunde das evangelische Bewusstsein nur in der Polemik gegen Rom, so schritt die Evangel. Kirchenztg. dazu fort, der deutsch-evang. Korrespondenz des Ev. Bundes, diesem „Kirchlichen Organ für den Nationalliberalismus", nachzureden, sie vertrete kirchlich die Anschauungen der modernen Theologie und politisch den Jungliberalismus; das sei eben das Bedauerliche, dass der Bund sich nun zu einer antiultramontanen Wahlvereinigung entwickle, welche mit ähnlichen Mitteln kämpfe wie der Ultramontanismus, z. B. die Kreuzztg. auf den Index setze. Im Anschluss daran erklärte der Vorsitzende der konservativen Partei, Frhr. v. Manteuffel, „die satzungswidrigen Uebergriffe des Ev. Bundes auf das politische Gebiet" für verhängnisvoll, weil sie, statt einen Zusammenschluss der gläubigen Evangelischen zu erzielen, eine Zersplitterung und Schwächung der ev. Christen herbeiführten. Gegen den „derartige ausgesprochen liberale Wege wandelnden" Bund bot er geradezu seine kirchlichen und politischen Freunde zum Kampf mit aller Entschiedenheit auf. Als nun gar in dem Kampf der konservativen Partei gegen die Tägl. Rundschau die Partei offiziell erklärte, im Interesse des konfessionellen Friedens den dringenden Wunsch zu hegen, dass nunmehr über das Jesuitengesetz volle Beruhigung eintrete, benutzte Scholz die brandenburgische Hauptversammlung des E. B. zu einer schneidigen Zurückweisung der Angriffe gegen den Ev. B., als habe er „satzungswidrige Uebergriffe auf das politische Gebiet unternommen"; es ergebe sich aus dem Grundgedanken des Ev. Bundes, der Gefährdung der gemeinsamen deutsch-evang. Interessen, sei es durch Rom, sei es durch politische Parteien, sei es durch die jeweilige Haltung der Regierung, mit allen Kräften in der Presse und bei den Wahlen durch nachdrückliche Geltendmachung der Grundsätze des E. B. entgegen zu wirken. Verschärft wurde der Kampf ohne Not durch die „Wartburg", die den Verdacht aussprach, dass die Jesuiten einen Teil ihrer enormen Kapitalien wie bei Scherl & Co., so auch bei der Kreuzztg. „mit ihren jesuitischen Mitarbeitern" angelegt haben möchten (Chr. 20).

In diesen Streit über Evang. Bund und Politik griff in sehr überraschender Weise der schleswigsche Generalsuperintendent D. Kaftan ein (T. R. 291), indem er in der Ev. Luth. Kztg. den Evangel. Bund als den berufenen Vorkämpfer protestantischer Selbstbesinnung im Kampfe gegen Rom bezeichnete. Er müsse aber alle sogen. „positiven" Unternehmungen wie Diasporapflege, Vorträge gegen den Materialismus jener Hauptaufgabe hintansetzen und statt einer mehr oder minder glücklichen Bekenntnisformel eine bestimmte gemeinsame Stellung zu

Digitized by Google

Fragen des öffentlichen politischen Lebens herausarbeiten. So müsse der Bund wesentlich eine politische Vereinigung werden, nicht als Begründer eines evangel. Zentrums oder Schildknappe einer der bestehenden Parteien, sondern als Förderer der religiös-sittlichen Interessen in allen nicht ultramontanen Parteien bis zur freisinnigen Volkspartei hin. Als antiultramontane Grundsätze werden dann bezeichnet: die Unveräusserlichkeit der vom Protestantismus geforderten Staatshoheit gegenüber den kirchl. Gemeinschaften, wirkliche Parität (Beseitigung des berüchtigten § 166), Volkskirche statt Staatskirche, staatliches Schulregiment über die in der Regel konfessionelle Schule. Die politische Aktion des Bundes läge nun in der Einwirkung auf seine Mitglieder, dass sie, gleichviel welcher Partei sie angehören, ihre Kandidaten bei allen Wahlen auf diese antiultramontanen Grundsätze verpflichten. — Während nun die Tägl. Rundschau diese Auffassung sich vorbehaltlos zu eigen machte, wie sie denn in einer vom E. B. unabhängigen antiultramontanen Wahlververeinigung bereits ihre Realisierung gefunden, Superintendent Meyer in der „Wartburg“ (T. R. 319) aber alsbald der nächsten Generalversammlung die Aufgabe zuwies, sich über diese hochbedeutenden Vorschläge zu einigen, von deren Durchführung auch er Aufrüttelung des protestantischen Volkes aus der Sorge um grobe sinnliche Sonderinteressen, der Parteien aus der Treibjagd auf ihren Nutzen, der Regierung aus ihrer trägen Abhängigkeit vom Zentrum erwartet, hielt der Vorsitzende des Bundes, Graf Wintzingerode, in den „Deutsch-ev. Blättern“ (T. R. 373) in einem Brief an einen konservativen Freund den Grundsatz aufrecht, dass die Beteiligung des Bundes als solchen, seiner Organe, seiner Haupt- und Zweigvereine an politischen Wahlen und am Kampf der politischen Parteien ausgeschlossen bleiben müsse. Selbst in einer Frage, in der so weitgehende Uebereinstimmung im Bund herrsche wie in der Schulfrage, sei es nicht Aufgabe des Bundes, seine Mitglieder auf eines von beiden — ob konfessionell oder paritätisch — zu verpflichten. Sonst würde das Band unter den verschiedenen Richtungen und Parteien, welches der Bund zu knüpfen wenigstens geholfen habe, gelockert werden. Man erkennt da wohl die Rücksicht auf konservative Bundesmitglieder; aber kommt der Graf nicht doch mit der konservativen Partei in Kollision, wenn er die Fernhaltung der vatikanischen Vorherrschaft über die Schule als einen allen Bundesmitgliedern gemeinsamen Gesichtspunkt bezeichnet, also doch wohl auch als Voraussetzung für die Wählbarkeit der Kandidaten angesehen wissen will? Sehr klar scheint uns auch die Parole nicht, die er schliesslich doch wohl gegen Kaftan ausgibt: „Auf eine Teilnahme an den Parteikämpfen in Sachen des öffentlichen politischen Lebens darf sich der Bund also nicht einlassen. Wohl aber soll er einen indirekten Einfluss auf die Stellung der einzelnen auch im öffentlichen Leben, auch politischen Angelegenheiten gegenüber ausüben.“

Also keine Organisation der antiultramontanen Abwehr! Keine Verpflichtung der Mitglieder zur Nichtwahl irgend wie zu Konzessionen gegen Rom geneigter Abgeordneten! Das war auch das Resultat einer Auseinandersetzung zwischen der Tägl. Rundschau und dem Zentralvorstand des E. B. (T. R. 437, 450). Die Tägl. Rundschau verlangte vom E. B. kurz, dass er sei es durch

Digitized by Google

Unterstützung einer antiultramontanen Wahlvereinigung oder durch Verpflichtung seiner Mitglieder zur Wahl nur zuverlässig antiultramontaner Kandidaten den Protestantismus endlich politisch wehrfähig mache. Nun hatte Pfarrer Wahl im „Reichsboten“ dem E. B. gerade die Möglichkeit der politischen Betätigung abgesprochen mit Rücksicht auf sein Wesen und seine Geschichte, im letzten Grunde doch wohl auf seinen nie aufgegebenen Wunsch, auch die konservativen Protestanten an sich heranzuziehen: seine positive Mitarbeit an der Hebung wie Vertiefung des kirchlichen Lebens in der Gemeinde würde gefährdet durch eine Art direkten politischen Programms. Dagegen könne die von Wahl geplante Reichssynode gar nicht anders als dem öffentlichen, dem politischen Leben und Treiben in Reich, Bundesstaaten und Gemeinden fortgesetzt rege Beachtung zu schenken und die synodalen Elemente zu einer Art politischen Verständnisses und Wollens zu erziehen. Mit Recht erwiderte darauf die „deutsche evang. Korrespondenz“, dass in diesem Programm geradezu alles auf dem Kopf stehe: am wenigsten die Reichssynode, deren Existenz an die Genehmigung sämtlicher deutschen Regierungen und Parlamente gebunden ist, könne Politik treiben und das Volk zu politischem Verständnis erziehen, da sie auf Grund dieses Programms vielmehr nie genehmigt würde. Es bedarf nun wahrlich keiner eingehenden Widerlegung dessen, dass „eine solche zerrissene, in Parteien getrennte, wenig volkstümliche, nach allen Seiten abhängige behördliche Körperschaft“, dies amtliche Organ der organisierten Kirchen im stande wäre, eine mutige protestantische Politik in Gang zu bringen. Aber wie steht's in dieser Hinsicht mit dem Ev. Bund? Nach der „deutsch-ev. Korr.“ soll er gerade die schlagfertige Armee des deutschen Protestantismus sein und kann er eben als freie Vereinsorganisation und als zur Zeit volkstümlichste Organisation des deutschen Protestantismus am besten die politischen Aufgaben desselben sowohl den neutralen regierenden Mächten als den direkten Todfeinden gegenüber in Angriff nehmen. Wenn die hinter dem E. B. stehenden Volkskreise ihn gebieterisch auf diese Bahn drängen, so wird seine Leitung sich dieser Verpflichtung nicht entziehen können. Freilich diese Erwartung wurde alsbald gedämpft durch eine Erklärung des Zentralvorstandes, wonach der Artikel der „D. E. K.“ dem Zentralvorstande ferne stehe und derselbe sich ganz mit dem zuvor besprochenen Briefe seines Vorsitzenden einstimmig wisse, der E. B. könne nicht nur wegen der seit seiner Entstehung übernommenen Aufgaben, sondern auch wegen der Gefahren, „die durch ein Hineintreten des Bundes als solchen in das politische Parteileben ihn in seinem Bestande bedrohen würden“, die Führung im politischen Abwehrkampf nicht übernehmen; die ihm allein zustehende indirekte Beeinflussung seiner Mitglieder in ihrem politischen Verhalten habe er aber bereits vor den letzten Reichs- und Landtagswahlen geübt durch einen viel verbreiteten Aufruf, wonach jeder überzeugte ev. Christ, ehe er einem Bewerber seine Stimme gibt, eine klare Aussprache von ihm fordern solle über seine Stellung gegenüber den Anforderungen des Ultramontanismus. Es ist nun der Tägl. Rsch. gewiss zuzugeben, dass das ganze System der „Kundgebungen“ eine gar zu platonische, politisch unwirksame Unternehmung sei. Aber man sieht nicht ein, wie der Ev. Bund zu einer wirklich politischen Aktion

Digitized by Google

kommen soll, ohne seinen Bestand und seine Tendenz der Vereinigung aller Protestanten zu gefährden. Oder ist vielleicht lieber auf diese zu verzichten?

Von der 17. Hauptversammlung des Ev. Bundes in Dresden, über deren grossartigen Verlauf nur eine Stimme herrscht (T. R. 464—469. Chr. 44, 45), interessiert uns in unserem Zusammenhang wesentlich Bärwinkels Vortrag über das Thema: „Hat der Ev. Bund politische Aufgaben?“ Wichtiger als alle gewiss vortrefflichen Kundgebungen zu gunsten des Zusammenschlusses war die Klärung der Ziele des Bundes, die durch Bärwinkels Vortrag erstrebt wurde. Er ging dabei besonders ein auf die Kaftanschen Ausführungen, die sich Superintendent Meyer angeeignet habe. Die vier Punkte, die Kaftan aufstellte, würden kaum geeignet sein, die evang. Anhänger aller politischen Parteien und kirchl. Richtungen unter die Fahne des Bundes zu sammeln; besonders würden die Forderungen: „Volkskirche, nicht Staatskirche“ und „konfessionelle Staatsschule“ vielfachem Widerspruch begegnen; so gehe es mit jedem konkreten politischen Programm, das Evangelische als solche aufstellen wollten. Hoffentlich würde es niemals zur Gründung einer wirklich politischen evang. Partei, eines evang. Zentrums kommen. Dagegen müsse der Ev. Bund sich um Politik kümmern, um Einfluss zu gewinnen auf die öffentlichen Angelegenheiten, soweit dabei irgend Interessen der evang. Kirche auf dem Spiele stehen. Wie er diesen Einfluss auf die öffentliche Meinung und die Regierung gewinnen könne, sei durch bisherige Kundgebungen klar genug: der Ev. B. werde auf der Wacht stehen und seinen Wächterruf immer wieder erschallen lassen, die Regierung warnen, die Volksvertreter aufklären über die Gefahren des Ultramontanismus; er werde sich aber hüten, in das Parteitreiben hinabzusteigen und im eigentlichen Sinne Politik zu treiben. Somit wird es beim Alten bleiben. Bärwinkel verteidigte dann energisch die positiven Aufgaben des E. B. auch gegenüber Materialismus und Indifferentismus und wies den Vorwurf der Verwandtschaft des Bundes mit den Schützenvereinen vor 1870, den Kaftan für den Fall der Abweisung der politischen Aufgabe erhoben, zurück unter Hinweis auf die Diakonissenhäuser für die Diaspora und auf die 200 Predigtstationen, die der Bund in Oesterreich errichtet hat. Man wird ihm hierin wohl beistimmen müssen und doch Kaftans Wunsch teilen, dass der Bund sich noch mehr als bisher auf die politische Aufgabe konzentrieren möge. Aber freilich wird Bärwinkel auch darin gegen Kaftan Recht behalten, dass es unklug wäre, wenn der Bund nach Kaftans Wunsch dazu fortschritte, seine Mitglieder zu verpflichten, dem von ihrer politischen Partei aufgestellten Kandidaten nur dann ihre Stimme zu geben, wenn er sich zu den vom Ev. Bund vereinbarten Grundsätzen bekennt. In der Tat sind so eigenartige und komplizierte Verhältnisse denkbar, dass ein Staatsbürger, selbst wenn er ein guter evang. Christ ist, sich doch genötigt sehen kann, von dieser Bedingung gegebenenfalls Abstand zu nehmen. Man kann es z. B. nicht unbedingt als Untreue gegen die Grundsätze des Bundes brandmarken, wenn jemand in der Wahl zwischen einem Sozialdemokraten und einem mit dem Zentrum liebäugelnden Konservativen doch dem letzteren seine Stimme gibt. So vermag ich, bei aller Sympathie mit der

Digitized by Google

klaren, scharfen Forderung Kaftans, doch nur dem allgemeinen Grundsatz beizustimmen: Der E. B. hat hier nichts zu gebieten, sondern er muss es dem Gewissen des Einzelnen überlassen, wie er zu verfahren sich gedrungen fühlt. So habe denn auch der Bund es abgelehnt, dem antiultramontanen Wahlverein als Bund beizutreten, und es den einzelnen Mitgliedern überlassen, ob sie beitreten wollten oder nicht. Das widerspreche aber durchaus nicht der Aufforderung, von jedem Kandidaten eine klare Aussprache über seine Stellung zu den Anforderungen des Ultramontanismus zu verlangen. „Wir müssen alles vermeiden, was den Schein erwecken kann, als wollte der Ev. Bund eine Art politische Vereinigung oder Partei werden. Parteipolitik muss uns als völlig ausgeschlossen erscheinen."

Nach anfänglichem Schwanken glaube ich nun auch, dass das die Haltung des Ev. Bundes sein muss: er muss indirekt auf eine Berücksichtigung der evang., antiultramontanen Interessen bei allen Wahlen hinwirken, speziell durch Fühlungnahme mit den Abgeordneten, aber nicht selbst und direkt Parteipolitik treiben. Das ist freilich leichter im allgemeinen als im konkreten Fall auseinander zu halten. Kollisionen werden bleiben. Die unbehagliche Unbestimmtheit dieser Entscheidung aber, aus welcher auch zweifellos eine gewisse Schwäche des politischen Einflusses sich ergibt, entspricht dem Wesen des evangel. Christentums, das als solches kein politisches, sondern ein individualistisches Prinzip und seiner Freiheit und Innerlichkeit entkleidet ist, sobald es unmittelbar zur Maxime des politischen, sozialen, legislativen Handelns erhoben wird. Es ist klar, dass die vielbeklagte politische Ohnmacht des Protestantismus, sein Mangel an Einheit und Konzentration, an zwingender, einigender Autorität, in seinem innersten Wesen begründet ist. Er ist durchaus auf allgemeine, indirekte, langsam und innerlich wirkende Wege der Beeinflussung angewiesen. Und das Sehnen nach politischer, parlamentarischer Gewalt ist nichts als eine Versuchung des evangel. Wahrheitssinnes durch den katholischen Machtsinn.

Ist denn nun die Stärkung des politischen Gewichts des Protestantismus durch eine Reichssynode zu erwarten? Das erwarteten ja ihre Vorkämpfer. Chr. 39 brachte eine Mitteilung Wahls über die Arbeiten des Arbeitsausschusses zur Vorbereitung des Wormser Synodaltags vom 31. Oktober, wonach der Ausschuss in der Einladung von nur Synodalen die allgemeine Idee verfolge, das synodale Element in den deutschen evang. Landeskirchen innerlich und äusserlich zu stärken, so dass es mehr werde als eine Körperschaft für kirchl. Geldbewilligungen und sonstige mehr äussere Geschäfte, sie auch fruchtbar zu machen für das Gesamtleben der ev. Kirchen in Deutschland. Dabei aber seien zwei Momente von besonderer Bedeutung: „einmal der feste Entschluss, in den Fortgang theoretischer Erwägungen hinein und damit vielleicht an die Spitze einer neuen Reihe von Erwägungen endlich einmal eine wirkliche Tat zu stellen, die die ganze Frage über das Niveau des Beratens und Durchdenkens hinaus auf den Boden der Praxis stellt." Schon allein die blosse Tatsache einer ganz freien synodalen Vereinigung ohne Anrufung staats- oder kirchenbehördlicher Instanzen werde von grösster Bedeutung sein für die Beteiligung des synodalen Elements an der Einigungssache der Landeskirchen und damit an der inneren

Digitized by Google

und äusseren Erstarkung des Protestantismus. Jedoch dürfe die Entstehung der Wormser Tagung „von unten her“ keine Bedenken erregen, als werde hier auf ein gutes Verhältnis zu den Kirchenregierungen kein Gewicht gelegt; darauf sei vielmehr eine synodale Vereinigung schon durch die Entstehung der Synoden angewiesen. Das zweite Moment aber sei, dass die synodale Vereinigung sich ganz offen und klar auch Aufgaben auf dem Gebiet des öffentlichen des politischen Lebens stelle. Als ein voraussichtlich bald allgemein anerkannter Kristallisations- und Brennpunkt des evang. Bewusstseins werde die freie synodale Vereinigung, deren Glieder als Synodalen ebenso ein rechtliches Mandat wie eine grosse Unabhängigkeit von der Staatskirche haben, hervorragend geeignet, dem Protestantismus zur Erfüllung seines Berufs als herrschende Geistesmacht im deutschen Leben zu verhelfen, die als solche gerade auch im öffentlichen, im politischen Leben — in Reichs-, Bundesstaats- und Gemeindepolitik — ihr Gewicht in die Wagschale zu werfen habe. Die Wormser Tagung wolle aber auch den Anstoss geben, den Kern und Keim bilden für die spätere rechtlich geordnete synodale Ergänzung des Kirchenausschusses. Das sei weder voreilig noch verfrüht oder überflüssig, zumal in der Vereinigung so verschieden gearteter Vertreter religiös, kirchlich, theologisch so verschieden gerichteter Kirchen eine Fülle gegenseitiger Anregung und Verständigung, und freundlich brüderlicher Duldung und Anerkennung geboten werde, wodurch allein schon die besten Vorbedingungen gegeben seien für die wahrhaftige Einigung der Landeskirchen im Geist und in der Wahrheit! Schliesslich versichert Wahl, es seien Verhandlungen mit ähnlichen Bestrebungen eingeleitet, die zu der Hoffnung berechtigen, dass die verschiedenen Wasser sich in einem Strombett vereinigen lassen.

Was ist nun aus diesen grossen Plänen geworden? Ist die T. R. (513. 515 vgl. Chr. 47) richtig informiert, so waren in Worms ca. 5—600 Männer, zumeist aus dem Westen und Südwesten, nach privaten Mitteilungen auch nicht wenige badische und hessische Liberale versammelt und haben sich in der Hoffnung auf grössere Bewegungsfreiheit und tieferen Einfluss der ev. Kirche auf die Oeffentlichkeit bestärkt. In seiner Eröffnungsrede über den „Stand der Bewegung“ bezeichnete Jul. Werner die entgegenstehenden Bedenken als „zumeist formeller Natur“. Das Nebeneinander der verschiedenen Richtungen bedeute nur einen Gewinn: „es wird und soll verschiedene Richtungen geben, aber Einigkeit im praktischen Handeln und im idealen Wollen“. Die badische Generalsynode habe unter Zustimmung des Kirchenregiments eine Resolution gefasst, worin sie das Vertrauen ausspreche, dass die Einigung dazu dienen möge, die Verbindung herbeizuführen zwischen den synodalen Elementen und dem deutschen Kirchenausschuss. Das sei auch die Absicht: dem Kirchenausschuss eine volkstümliche Resonanz, einen starken Unterbau zu schaffen. Man kann es den Begründern der Sache nicht verübeln, wenn sie von dem reichlichen Besuch beglückt sind. Es ist immerhin ein hübscher Anfang, wenn 8—900 ausgesprochene Anhänger des Gedankens sich gemeldet haben; freilich ist die geringe Zahl von Ablehnungen, wie ich von mir weiss, nur dem Umstand zu verdanken, dass eine Antwort nur für den Fall grundsätzlicher Zustim-

Digitized by Google

mung gewünscht wurde. Auf die Reden der Herren Dietze, Cordes, v. Kirchenheim und Wahl kann hier nicht näher eingegangen werden, was auch erübrigt, da zuvor schon, zumal in dem Artikel Pfarrer Wahls, alle wesentlichen Gesichtspunkte vorgekommen sind. Generaldirektor Dietze sieht seltsamer Weise in der äusseren Vereinigung synodaler Elemente die Ueberwindung der den Einfluss der evang. Kirche lähmenden Zersplitterung. Cordes setzt Protestantismus, so viel ich sehen kann, der evangel. Kirche gleich, indem er beklagt: „wir treiben dem Bankerott des Protestantismus als öffentlicher Geistesmacht und der Einschrumpfung zu privaten Konventikeln entgegen. Die Schuld liegt am Protestantismus selbst, welcher die öffentliche Mission der Kirche zur Erneuerung der Volksseele und Gesunderhaltung des Kulturlebens verkannt hat und mit Büreaukratie und Konventikeln sich begnügen wollte". Man sollte das doch nicht behaupten, da der Protestantismus sich in unserem Bildungswesen, in unseren politischen Freiheiten, in Innerer Mission und Sozialpolitik, vor allem aber in dem Kampf um die Weltanschauung und um den Lebensinhalt in der letzten Zeit so energisch als öffentliche Geistesmacht betätigt hat. Es kann eigentlich nur gelten von der kirchlichen Organisation und Besonderung des Protestantismus, der doch noch ganz andere Kanäle besitzt zur Gesunderhaltung des Volkslebens als einer kraftvollen Organisation. Sehr schematisch und äusserlich behandelte sodann der Kirchenrechtslehrer v. Kirchenheim die kirchenrechtliche Seite der synodalen Vereinigung. Er sah in letzterer eine Verwirklichung des apostolischen (?) Gedankens des Gemeindeprinzips, in der Zufügung synodaler Elemente zum Kirchenausschuss Steigerung seiner Volkstümlichkeit und Erweckung schlummernder Kräfte. Er denkt sich, dass aus dem freien Verbande später ein Synodalrat hervorgehen werde, der mit dem Kirchenausschuss das Organ der verbundenen Kirchen bilde. Wenn er aber die Schwierigkeiten wesentlich bei den Uebergeistlichen findet, die allein den Geist wirken lassen wollen, ohne Organisationen zu schaffen, so möchten wir ihn bitten, doch dafür zu sorgen, dass nicht Organisationen geschaffen werden ohne Geist, äussere Einheit, Einheit in lauter Aeusserlichkeiten ohne Einheit des Geistes, der Gesinnung, der Duldsamkeit. Wir Bedenklichen machen nicht aus Unterschieden der Dogmatik Gegensätze; wir konstatieren nur, dass die Unterschiede von den entscheidenden Kreisen als Gegensätze empfunden werden, während diese Organisatoren sich damit begnügen, eine grosse Verfassungshaut zu spannen über zerfallende Gebeine. Und diese bunte Mischung synodaler Elemente nennt dann Pfarrer Wahl kühn „Zentralisierung des evang. Volksbewusstseins"! Seine Rede zu analysieren, erübrigt sich, da er nur wiederholte, was er bereits oft ausgeführt. Sie gipfelte aber in der kühnen und geschmackvollen Erwartung, ein evang. Synodalbund werde auch ein politisches Salz, mit dem die evangel. Wähler allmählich ihr politisches Pflichtbewusstsein würzen würden. Justizrat Lucius sprach dann die geheimen Gedanken vieler Mitbegründer aus, indem er die politische Einflusslosigkeit des Protestantismus trotz numerischer Ueberlegenheit durch eine Organisation zu heilen wünschte, die von unten her die Evangelischen zu lebendiger Betätigung ihrer Kräfte aufrufe. Die Regierung würde ja

Digitized by Google

gerne mit dem Protestantismus zusammengehen, wenn er eine Macht darstellte. Macht! Macht! Einheit! Organisation! Ja, aber wie? Da gab denn der wegen seiner Einigungstendenzen sattsam bekannte Heidelberger Dogmatiker Lemme, einer der friedfertigsten Positiven, die verlockende Parole aus: es sei hinzuarbeiten auf eine freie Kirche im freien Staate mit dem Ziele einer starken, geeinten deutsch-evangel. Volkskirche. — Ja, wen will denn Herr Lemme einigen? Doch wohl nur „die Gläubigen"? und die sollen die „Volkskirche" bilden? So kann uns denn auch die grosse Resolution wenig locken. Gewiss ist eine Hauptursache der vielbeklagten Zugeständnisse an den Ultramontanismus zu erblicken in unserem Mangel an Einigkeit zum praktischen Handeln, und diese ist gewiss auch eine Folge der Gleichgültigkeit und des mangelnden Verständnisses für die kirchliche Mitarbeit; aber der Grund dieser Erscheinung liegt in dem Missbrauch der synodalen Gewalt seitens einer intoleranten, dem Geistesleben der Gegenwart entfremdeten Majorität und kann nicht überwunden werden durch eine „kraftvolle Pflege des evang. Gemeindelebens", sondern nur durch Ueberwindung der durch das Filtriersystem sicher gestellten synodalen Herrschaft einer unduldsamen, reaktionären Mehrheit. Zumal in der grössten deutschen Synode mit ihrer oft gerügten Zusammensetzung aus Excellenzen, Grafen, hohen Kirchenbeamten und anderen Spitzen. Die herrschenden Synodalen sind auch wenig qualifiziert zur „kraftvollen" Vertretung der Lebensinteressen des Protestantismus bei Reichs-, Landtags- und Gemeindewahlen, da ihr „protestantischer" Charakter dem Volk nie einleuchten wird. Somit ist auch von einer geordneten Vertretung der synodalen Organe niemals eine „wahrhaft volkstümliche Gesamtvertretung der deutsch-evang. Kirche" zu erwarten.

Wir haben nun also seit Worms einen „freien Verband deutscher ev. Synodaler", einen 36gliedrigen Ausschuss desselben mit dem Mandat der Verhandlung mit den deutschen Synoden und Kirchenregierungen behufs Herstellung einer synodalen Vertretung neben dem Kirchenausschuss, und — die Aussicht auf eine alljährliche Wiederholung eines so erhebend verlaufenden Synodaltages! Während nun aber unser Kaiser in seinem sehr warmen Antworttelegramm von den Beratungen des Synodaltages „eine glückliche Weiterführung des begonnenen Werkes, des engeren Zusammenschlusses der deutschen evangel. Landeskirchen" erhofft, findet die Tägl. Rundschau Anlass (T. R. 543), „mehr Einigung bei kirchlichen Einigungsbestrebungen" zu fordern. Denn 6 Tage vor dem Wormser Synodaltag war in Leipzig von anderen, freilich vornehmeren Synodalen „eine freie deutsch-evang. Konferenz" begründet, die wesentlich auch nur die Herbeiführung einer synodalen Ergänzung des Kirchenausschusses im Auge hat. „60 in kirchl. Arbeit stehende Männer, Geistliche und Laien aus fast allen Landeskirchen Deutschlands" sind nach der „Posit. Union" zu der Konferenz zusammengetreten, um „zunächst in stiller Arbeit aktuelle Fragen, die das evang. Volk bewegen oder bewegen sollen, zu erörtern und an massgebenden Stellen Schritte zu ihrer Lösung zu tun". Dagegen lesen wir in der von Graf Hohenthal und Geh. Rat Wach eingebrachten und gegen eine Stimme angenommenen Resolution, dass die Konferenz von einer auf synodale Ergänzung des

Digitized by Google

Kirchenausschusses gerichteten Vorstellung an massgebender Stelle vorerst Abstand nehme in der sicheren Erwartung, dass die Kirchenregierungen und Synoden es an der Initiative zur Erreichung dieses Zieles nicht werden fehlen lassen. Aus diesem Satz wie aus der Wahl Panks zum Vorsitzenden der Konferenz aufs nächste Jahr (T. R. 532) ist zu entnehmen, dass die Konferenz im Gegensatz zu dem plebejischen Ungestüm der Wormser Massenversammlung die nüchterne Besonnenheit und taktvolle Zurückhaltung einer Notablenversammlung behaupten will. Es ist kurz gesagt das house of Lords, — fast lauter Spitzen der Beamtenschaft, der Geistlichkeit, der Gelehrsamkeit, der Vereine —, das den Schaden des house of commons reparieren will. Womit diese Konferenz freilich ihre Arbeit und alljährliche Tagung füllen will, ist mir bisher unklar. Sollten „die Arbeiten zur Erfüllung dieser Forderung" (der synodalen Ergänzung) wirklich eine „fortgesetzte Arbeitsgemeinschaft" beschäftigen? Die Konferenz soll nach der Tägl. Rdsch. wieder einmal einen „Sammelpunkt" abgeben, „in dem die vielen Gruppen und Vereine unter einander Fühlung gewinnen und zur Verständigung und zu gemeinsamem Vorgehen gelangen können". Nach dem dem „Reichsboten" und nun auch der Chronik der Chr. W. 3 Wochen nach vollzogener Gründung zugegangenen Vorstandsbericht (T. R. 543) wird eine Sammlung und Zusammenschliessung der ganzen evang. Volkskraft (!) zur Wahrung unserer Gesamtinteressen" erstrebt, und zwar vermöge einer Vereinigung aller verschiedenen Gruppen und Vereine „durch solche Männer, die als führende Persönlichkeiten der verschiedenen Landeskirchen oder als Leiter und Vertreter der grossen, gesamtdeutschen Korporationen die Sondergruppen hinter sich haben". Der Unterschied dieser Gründung von der Wormser ist demnach nicht bloss einer des Temperaments, der dort mehr „vertiefenden", hier mehr „popularisierenden" Tendenz oder gar des besonnenen Alters und der stürmischen Jugend. Sondern es ist der zwischen einer aristokratischen und einer demokratischen Gestimmtheit.

Die Kreuzztg. hat gewiss den Anlass dieser überraschenden Absonderung eines „Kreises auserwählter und ausnahmslos geistig hervorragender Männer" richtig angegeben (Chr. 47), wenn sie schreibt: „Wir hatten die Empfindung, dass für die Vorbereitung der so überaus schwierigen Frage, in welcher Weise dem deutschen Kirchenausschusse das synodale Element angegliedert werden kann, eine Massenversammlung das am wenigsten geeignete Organ ist." Das trifft in der Tat einen wunden Punkt der Sache: eingeladen waren alle Mitglieder irgend einer Synode, und Altpreussen zählt deren 18000! Wenn man nun auch nicht zugeben kann, dass die Auswahl zu den verschiedenen Stufen der synodalen Körperschaften nach dem verschiedenen Grad der Sachkenntnis und Begabung sich richtet, also die gleichwertige Behandlung der Synodalen höchster Stufe (und Intelligenz) mit denen der niederen Stufen, ja die Minorität der ersteren gegenüber den letzteren auf dem Synodaltag dessen Beschlüsse entwertet, so wird man doch das Zufällige und Tumultuarische einer solchen Massenversammlung zugeben müssen: „Eine so zusammengesetzte Versammlung ist der Gefahr ausgesetzt, dass nicht kühle Ueberlegung, nicht die Erkenntnis der vorhandenen Schwierigkeiten, sondern der aufwallende

Digitized by Google

Tatendrang, die Empfindung des Herzens, das nicht immer zwischen Erreichbarem und dem idealen Endziele zu unterscheiden vermag, auf die Beschlüsse entscheidenden Einfluss ausübt.“ Sicher ist auch in dem Leipziger Kreise mehr technische Vorbildung und Begabung vorhanden gewesen für die Lösung der Organisationsfragen, wobei die Verschiedenheit der Ausdehnung der einzelnen Landeskirchen und die überwiegende Bedeutung der altpreussischen Landeskirche kaum zu überwindende Schwierigkeiten bereiten.

Wie wird nun die Uneinigkeit der Einigungsbeflissenen sich vereinigen lassen? Werden wir im nächsten Jahr ausser der Generalversammlung des Ev. Bundes und der Zentralstelle für das evang. Deutschland auch noch den „freien Verband deutscher, evang. Synodalen“ und die „freie deutsch-evangel. Konferenz“ tagen und Resolutionen über die „volkstümliche“ synodale Ergänzung des Kirchenausschusses fassen sehen? Es graut Einem vor diesem ganzen Einigungslärm!

Aber wichtiger sind die prinzipiellen Bedenken gegen diese ganzen Unternehmungen und vor allem gegen die Wichtigkeit, die man ihnen beilegt. Was bedeutet denn im Grunde diese Einigung der Landeskirchen? Ja, wenn sie darauf gerichtet wäre, die ganz unnatürlichen Scheidewände, die zwischen den einzelnen mehr oder weniger kleinen Landeskirchen aufgerichtet sind, wegzuräumen, die Cirkulation des geistigen und geistlichen Lebens in den doch wesentlich gleichen Kulturbedingungen unterstellten Partikularkirchen zu erleichtern, die gegenseitige Verkennung und Unduldsamkeit, womit die Lutheraner auf die Union, beide auf die Reformierten blicken, einer persönlichen Verständigung weichen zu lassen, den Austausch der Kandidaten und Geistlichen zwischen den benachbarten Kirchengebieten zu erleichtern u. s. f.! Aber, wie schon öfters betont, je mehr äusserlich geeint wird, desto krampfhafter werden die Vorbehalte „unbeschadet des Bekenntnisstandes“, der Lehr- und Kultusordnung u. s. f. eingeschärft. Nicht eine Spur innerer Annäherung in den wesentlichen Dingen ist zu bemerken; im Gegenteil, der Verdacht, dass man eine solche erstrebt, führt zu immer energischeren gegenseitigen Abschliessungen! Und von einer so äusserlichen, auch nur äusseren Gebieten zu gute kommenden Einigung verspricht man sich eine Stärkung der Macht und des politischen Einflusses des Protestantismus! Als ob die vielbeneidete Macht der kathol. Kirche auf der Einheit ihrer Verfassung für sich beruhte und nicht darauf, dass diese Verfassungseinheit der wahrhafte Ausdruck einer inneren Uniformität des Glaubens, der Lehre, des Kultus, der Sitte ist, darum wir sie freilich am wenigsten beneiden. Wie können nur ernste, fromme Menschen so viel Zeit und Gedanken und Herzkraft an eine Sache wenden, die für das innere Leben, für Frömmigkeit und Wahrheit, für das Reich Gottes so unendlich gleichgültig ist! Es ist klar: in diesem Macht- und Einheitsstreben steckt der kathol. Sauerteig, das eines Protestanten unwürdige Zurücksehnen nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Der Protestantismus lebt nicht von Einheit noch von Macht; er lebt allein von der Freiheit und Innerlichkeit seines Wahrheitsstrebens. Und das ewige Seufzen über die Ohnmacht des Protestantismus ist am Ende nur Kleinglaube, Unglaube an den endlichen Sieg und den stillen, sicheren Gang der ewigen Wahrheit.

Digitized by Google

Einer der einflussreichsten Staatsmänner sagte mir einmal: er betrachte alle evangel. Bewegungen (es handelte sich um die Solinger Vorträge Weinels) nach der Rückwirkung, die sie auf unser Verhältnis zu der durch Einheit starken kathol. Kirche ausüben! Ja, Gott sei's geklagt: von diesem Taumelkelch hat man oben und unten zu viel getrunken und vergisst ganz, dass die Kraft des Evangeliums auch über die Volksseele nur in ihrer freien, innerlichen Wahrheit ruht, also statt in der äusseren Einheit in der Freilassung der Individuen zur Ausgestaltung ihres inneren Lebens.

Da war es dem Chronisten denn ein wahres Labsal, in der Strassburger Zeitung (Chr. 47) folgendes Urteil über die Erklärung des Wormser Synodaltages zu lesen: „Die Besserung der in der Erklärung beklagten Zustände kann weder durch Synoden noch durch Kirchenregimenter, weder durch einen Synodalrat noch durch den Kirchenausschuss noch durch eine Verbindung beider herbeigeführt werden. Diese politische Betrachtungsweise ist unevangelisch und führt dazu, dass die eigentliche Ursache der Gleichgültigkeit und Entfremdung weiter Volkskreise nicht erkannt wird. Diese liegt in der unklaren Stellung der offiziellen Kirche zur Theologie und Wissenschaft unserer Zeit, in der Halbheit der Kompromisse, die man auf diesem Gebiete zu schliessen versucht, in der Nichtachtung des Rechtes freier Ueberzeugungsbildung bei Geistlichen und Lehrern, die dadurch das Vertrauen der Kreise verlieren, auf die sie wirken sollten. So lange dies nicht von Grund aus anders wird, ist gar nicht daran zu denken, dass die Bildungsschicht und die Sozialdemokratie, d. h. die Mehrheit des prot. Bevölkerungsteils ihre mindestens kühle Stellung zur Kirche einer Revision unterzieht. Um diese Tatsache drücken sich all diese lauten und wortreichen Veranstaltungen herum, um die ganze Sache an einem falschen Ende anzufassen. Die Zukunft des Protestantismus als geistige Macht im Kulturleben hängt an der Haltung der Bildung und der Masse. Diesem denke man nach und handle dementsprechend, statt zu klagen, wie es in Worms geschehen ist.“

Dass man uns aber nicht zu den „Uebergeistlichen“ rechne, „die allein den Geist wirken lassen wollen, ohne Organisation zu schaffen“! Man konnte uns „Freunden der Christl. Welt“ diesen Vorwurf vielleicht mit einem gewissen Recht machen, da wir uns meist mit ganz freien Beeinflussungen der evangelischen öffentlichen Meinung begnügten, von der Mitarbeit am Ausbau der kirchlichen Organisation uns aber allzusehr zurückhielten. Nachdem aber am 30. September die „Vereinigung der Freunde der Christl. Welt“ sich endgültig konstituiert und zwar kein Parteiprogramm — denn sie will keine Partei sein, betont auch ausdrücklich: „unbeschadet der Zugehörigkeit des Einzelnen zu verschiedenen landeskirchlichen Gruppen und Parteien“ —, wohl aber Richtlinien für gemeinsames Handeln beschlossen hat (Chr. 42), haben wir öffentlich den energischen Willen bekundet, auf die Ausgestaltung des kirchlichen Lebens im Sinne der Christl. Welt Einfluss zu gewinnen. Die Richtung, in der wir uns einigten, ist aber genau die umgekehrte, wie die in den Einigungsbestrebungen eingeschlagene: diese sind gar nicht genannt; nicht Einheit und politische Macht, sondern individuelle Bewegungsfreiheit und Macht der persönlichen Ueberzeugung, kurz gesagt: Innerlichkeit und Freiheit evangelischer Wahrheit liegt uns am Herzen. Dar-

Digitized by Google

auf gehen auch alle Reformen aus, die wir in unserer synodalen Tätigkeit, dazu wir uns mehr als bisher verpflichtet erachten, erstreben: „Revision der Ordinationsgelübde und Bekenntnisverpflichtungen; Beschränkung der Lehrzucht auf Fälle notorischen Aergernisses; Uebertragung der Disziplin über die Geistlichen auf einen unabhängigen und sachverständigen Gerichtshof; grössere liturgische Bewegungsfreiheit; Schutz der Gemeinden, der Geistlichen und Lehrer gegen willkürliche Ausdehnung der Machtbefugnisse kirchlicher Behörden und Synoden (NB!); Abwehr der Vergewaltigung der Minoritäten." — Erst wenn zumal die preussische Generalsynode im Sinne dieser Forderungen ungestaltet, wenn überhaupt die Zusammensetzung der Synoden zu einer wirklichen Vertretung des protestantischen Volkes in seiner Mannigfaltigkeit der Stände und Auffassungen umgewandelt wird, dann erst kann, allerdings nur in bescheidener Weise, Segen erwartet werden von einer die Delegierten dieser wirklich volkstümlichen Synoden vereinigenden deutsch-evangelischen Reichssynode. Bis dahin werden die ganzen Einigungsbestrebungen unter das Wort fallen: „Viel Lärmen um Nichts!"

Kiel, 22. November 1904.

Professor Baumgarten.

Digitized by Google

Register der im 4. Jahrgang dieser Monatsschrift vorkommenden Autoren.

Achelis 209 f. 430 ff.
Adelung, Sophie v. 464.
Ahlfeld 246.
Altherr 508.
Ammer 9.
Anders 54.
Andreas-Salomé, Fr. 226.
Anz 464.
Arndt, F. 497.
Arthur 1.
Aye 42.

Bachem 258 ff. 296. 344.
Bärrn 440 f. 498.
Baerwinkel 123. 511. 548 f.
Bahlmann 333.
Barkhausen 115 ff. 272.
Bassermann 48. 134. 180. 256.
Bauch 317.
Bauer, J. 92. 133.
Bauer-Bertelsdorf 503.
Baumgarten 127. 153. 235 ff. 282 ff. 291 ff. 320. 333 ff.
Bebel 258. 294 f. 465.
Bechler 135.
Beck 322 f. 473.
Becker 499.
Beer 540.
Behrens 440. 490.
Behring 359.
Benzler 342 ff.
Benzmann 368.
v. Berlichingen 356.
Berndt 458.
Bernhardt 495.
Bertholet 178. 504.
Bezold 177.
Beyschlag 183.
Biedermann 47.
Bielfeldt 134.
Bithorn 5.
Billroth 320.
Binding 262.
v. Bismarck 41. 262.
Bitzius 439.
Blass 88. 504.
Bleibtreu 9.
Blumenthal 344 ff.
v. Bodelschwingh 446 ff.
Boehmer 88. 89. 514.
Bölsche 364.
Böhtlingk 347 f. 511.
Bohner-Romundt 51.
Bolliger 179.
Bonhoff 273.
Bonus 54. 110 f. 204. 423 ff. 466.
Borchert 273.
Bornemann 365. 510.
Bosse 116.
Bourwig 171.
Bousset 130. 167 f. 505.
Braun 345.
Brederek 506.
Brieger-Wasservogel 362.
v. Broecker 491.
Bruckner 179.
Brunfels 320 ff.
Bruno 91.
Brust 498.
Buch 452.
Budde 386 ff.
Bugge 2. 222 f.
Bücher 368.
Bücking 9. 515.
Graf Bülow 218 ff. 252. 255 ff. 294 ff. 449 ff.
Bürkner 133. 227. 464.
Büttner 50.
Burk 132.

Casselmann 355 ff.
Christophilus 5.
Cisar 93.
Clemen 363.
Cordes 551.
Graf Crailsheim 354.
Cremer 7. 47. 398.
Croix, Frl. de la 499.
Daab 54.
Dammann 465.
Daxer 5.
Delbrück 264. 401 ff.
Delitzsch 130.
Denifle 178. 223 f. 506.
Dennert 8. 509.
Dernburg 452.
Dietze 543 ff.
Dilger 464.
v. Dobschütz 506.
Döllinger 87.
Dörne 274.
Dörries 22. 272.
Dolle, Käthe 270.
Dorner 47. 315. 508.
Drews 6.
Dreydorff 361 f. 366.
Dryander 123. 173. 272. 400.
Duhm 458.
Duhr 361.
v. Dusch 347 f.
Dyhrenfurth, Gertrud 496.

Echternacht 93.
Ecke 271.
Eibach 49.
Eisen 315.
Emerson 310.
Ernst 310.
Ernst Günther, Herzog 390.
Esselborn 278 ff.
Eucken 52. 91. 101 ff. 133.
Everling 511.
v. Eynern 257 ff.
Eyssel 273.

Faber 123. 318. 514.
v. Feilitzsch 359.
Feyerabend 361.
Fiebig 222.
Fischbeck 448.
Fischer 131.
Fischer, Erzbischof 302.

Digitized by Google

Foerster 275.
Förster 85. 313. 359.
Förster, E. Th., 93 f.
Fontane 368.
Forsthoff 464.
Francke 221.
Frank 47.
Frantz 50.
Freese 495.
Frenssen 20 ff. 282 ff. 337 ff. 436 ff.
Friedberg 260 f. 310.
Friedensburg 51.
Friess 40.
Frommel 7. 53.
Furrer 222.

Gagnebin 460.
Galli 267.
Gast 446.
Gebhardt 135 ff.
Geest 273.
Geffcken 321. 362.
v. Gemmingen 350.
v. Gerlach 41. 296. 391. 446.
v. Gesmund 463.
Giesbert 442.
Giesebrecht 88. 130.
Glogau 91.
Goebel 52. 172.
v. d. Goltz 116 ff. 169 ff. 272. 396 ff.
Gomperz 363.
Gothein 294.
Gottschick 47.
Grafe 2.
Gräfe 446.
Graue 364.
Grebe 318.
Gressmann 229 ff.
Grimm, J., 54.
Grisar 4.
Gros 20 ff.
Gross 123.
Gruner 108 ff.
Güder 212. 465.
Gunkel 54. 124. 229 ff. 521 ff.
Guthe 273. 316.

Hachmeister 512.
Hackenberg 34. 123. 252 ff. 305 ff. 511.
Häckel 359. 509.
v. Hammerstein 300 f.
Harden 387 ff.
Harnack 3. 208. 225. 316 f. 473. 490 f. 504.
v. Hartmann 305.
Hashagen 506.
Haupt 123 ff. 172.
Haussleiter 2.
Haussmann 351.
Heckenroth 263.
Hegemann 361.
Heidrich 273.
Helmholtz 317.
Heman 317.
Henhöfer 22 ff.
Henke 131.
Hennecke 1.
Herder 88. 129. 131. 133. 270. 533.
Hermens 503.
Herrmann 47. 118. 226. 361. 509.
Herzog 48. 90.
Hesselbacher 20. 57.
v. Heydebrand 254 ff. 294 ff. 308.
Heyl v. Herrnsheim 543 f.
Hieber 295 f. 349 ff.
Hindersin, Frl. v. 500.
Hinschius 227.
Hirschberg 135.
Hobbing 227.
Graf Hoensbroech 224. 298 ff. 393 f.
Graf Hohental 118 ff. 169 ff. 544 ff.
Holm 275.
Holtzendorff 227. 504.
Holtzmann, H. 222.
Holzheuer 173.
Hopf 222.
Hüttenrauch 319.

v. Jagow 41.
Jäger, Karl 48. 88.
Jäger, Oskar 265.
Jakobskötter 263.
Jastrow 130. 458.
Jauner 345.
Ibsen 275.
Jellinghaus 4.
Jordan 315.
Jülicher 2. 222 f. 269. 533.
Jüngst 9. 136. 203 ff. 377. 463. 465. 486.

Kähler 129. 505.
Kaftan, J., 47 f. 91. 123. 172. 361. 435. 459. 493 f.
Kaftan, Th., 306. 545 ff.
Kahl 41 ff. 141 ff. 168 ff.
Kaiser 22 ff. 464.
v. Kelber 542.
Kalkoff 51.
Kalthoff 92. 130. 168. 270.
Kant 53. 91. 131. 150 ff. 194 ff. 317. 507.
Kardorff 254. 293.
Karo 315.
Kautzsch 34. 123. 166 ff. 406. 528.
Kawerau 34. 123. 166 ff. 406.
Keller, S., 316. 504.
Keller, L., 133.
Kehr 302.
Keppler 352.
Kierkegaard 17.
Kinsky 359.
v. Kirchenheim 551.
Kirms 315.
Kirn 2. 511.
Kirsch 131.
Klaus 510.
Klaveness 94 ff.
Kleikamp 503.
Klingemann 214.
Klingender 462.
Klostermann 50.
Knoke 333. 461. 474.
Kobbelt 308.
Koch 411.
Kögel 512.
Köhler, W. 51. 223.
Köhler, Generalsoz. 166 ff. 272. 399.
v. Köller 344.
König, Ed., 1.
König, Karl, 7.
Köster 134.
Köstlin 406. 506. 513.
Kohlschmidt 503.
Kolb 454.
Kolbe 366.
Kolde 178.
Kopp, Kardinal 299 ff.
Koppelmann 460.
Kopsch 351.
Graf Korff 366.
Kornrumpf 8.
Korum 440 ff.
Kossuth 93.
Krause 91.
Krauss 429. 462.
Kröber 511.
Krüger 89. 316.
Krug 302.
Kühl, Frl. 501.
Kühnemann 8. 129. 317.
Kühner 15. 48.
Kuhlenbeck 91.
Kulemann 93.
Kutter 367.

Ladenburg 35. 90. 465.
Lagarde 129.
Lasson 50.
Lehmann 446.

Digitized by Google

Leipziger 390.
Leite 181.
Lemme 89. 489. 552.
Lepsius 1. 4. 87. 179. 222. 269. 504.
Lhotzky 54. 466.
Liechtenhahn 132.
v. Liebert 498.
Liepmann 132.
Lietzmann 49.
Graf Limburg 256. 264.
Lipsius 127.
Lobstein 212.
Lochmann 459.
Löffler 266.
Loening 298 ff.
Loesche 407.
Lohmann 173 f.
Loisy 225.
Loofs 34. 123. 172. 458.
Lotze 91.
Lucius 451. 552.
Lüdemann 511.
Lühr 512.
v. Lüpke 8. 129.
Lütgert 87.
Luther 365.

Macco 263.
Maclaren 182.
v. Manteuffel 43. 171 f. 263. 301. 397 f. 499 ff. 545.
March 409.
Maurer 427.
Mayer 462. 548.
Mayer, E. W. 225. 274.
Mehlhorn 182. 315.
Meili 222.
Meinhold 369 ff.
Meltzer 319 f. 513.
Mentz 51.
Merkle 223.
Merx 49. 130.
Messmer 367.
Meyer, C. F. 368.
Meyer-Zwickau 54. 256. 511. 523. 546.
Meyer's Konversationslexikon 87. 221. 457.
Michon, Frau 390.
v. Mirbach 386 ff. 464.
Mirbach 449 ff.
Mirbt 275.
Graf Moltke 257.
Mosapp 464.
Graf Moy 359.
Müllenhoff, Frl. 515.
Müller, Divisionspf. 6.
Müller, Ad. 271.
Müller, Fried. 157.
Müller, Gustav 94.
Müller-Bohn 464.
Frh. v. Münchhausen 264.
Mulert 228. 315.
Mumm 182. 489 ff.
Muser 348.

Nagel, Frl. 499.
v. Nathusius 37. 172.
Naumann 208. 445. 466. 480 ff.
Naumann, Joh. 238.
Nebe 38 ff. 127 f. 172.
Nellie 54.
Nestle 3. 405.
Netolicza 3.
Neuberg 510.
Neumann, Arno 405.
Neumann, F. 183.
Neve 459.
Niebergall 6. 15. 48. 55 ff. 65 f. 78 ff. 282 ff. 337 ff. 412. 462. 466 f.
Niedermöller 465.
Nietzsche 91. 226. 270. 462.
Nippold 212.
Nithack-Stahn 271.
Nietschmann 8.
Nitzsch 118.
Nöldeke 163.
Noerber 347.
Nottebohm 461.
Nowack 130. 345. 541 f.

Oehler 91.
Oehler, Luise 464.
Ossian 4.
Osternacher 472.
Otto 211. 361. 500. 507.

Pache 273.
Pahnke 183.
Pank 553.
Paul 94. 182.
Paulsen 317. 359.
Peabody 226.
Petersen, Em. 80.
Petri 342 ff
v. Petzold, Gertrud 500.
Pfister 316. 504.
Pfleiderer 131. 203 ff. 269. 315. 504.
Pfleiderer, Else 206 ff.
Piton 269.
Pius X 220.
v. Podewils 354.
v. Podbielski 386.
Porsch 254 ff.
Graf Posadowsky 220. 453 f.
Probst 322.
Quistorp 509.

Rabelais 506.
Rade 178. 393 ff. 494 ff.
Ragaz 53.
Rathmann 7 f. 53.
Raue 307.
Rein 311 f.
Reinke 91.
Reischle 362 f.
Rembrandt 66.
Renan 129.
v. Rheinbaben 448.
Richter 101. 153 ff. 202 ff.
Rickert 407.
Riehl 136. 226. 317.
Riemer 409.
Riggenbach 269. 503.
Rippler 263.
Ritschl, A. 127. 179. 271. 504. 509.
Ritschl 145 ff. 194 ff.
Rittelmeyer 226.
Römheld 22 ff. 436 ff.
Römpler 273.
Rogge, Hofpr. 123.
Rogge, Chr. 80 ff.
Rohrbach 93.
Romeick 387.
Romundt 5.
Rothe 444.
Rüetschi 222.
Rump 6.
Runeberg 133.

v. Sallwürk 513.
Sandberger 351.
Sattler 293 ff.
v. Savigny 443.
Sayn-Wittgenstein 390.
Schaarschmidt 408.
Schädler 359.
Schallenberg 91.
Schaumkell 273.
Scheel 131. 406.
Scheller 6.
Scherer 299.
Schiele 179. 541.
Schiffler, Fr., 499.
Schink 445 f.
Schippel 502.
Schlatter 7.
Schmid, F. A. 317.
Schmid, R. 224.
Schmidt, Kons.-Präs. 173. 264.
Schmidt, H., 206 ff.
Schmidt, P. W., 48.
Schmidt-Sulau 224.
Schmoller 368. 449 ff.
Schnedermann 273.

Digitized by Google

v. Schneider 358.
Schneider, J., 407.
Schönaich-Carolath 368.
Schönhuth 409.
Scholz 114 ff. 171 f. 264. 545.
Schreiber 94.
Schreiner 461.
v. Schubert 3.
Schürer 47.
Schullerus 319.
Schulte 135 ff. 184 ff.
Schultz 48. 92.
Schultze-Naumburg110ff.
Schulz 386.
Schumann 37.
Schuster 98 ff.
Schwabe 322.
Schwartskopff 272.
Schwarz 347 f.
Schwarze 5.
Schwencke 467 ff.
Seeliger 182.
Sell 506.
Seyfarth 312.
Sick, Ingeborg 411.
Sieffert 123. 510.
Sievers 533.
Simons 8 f. 208.
v. Soden 458.
Soltau 294 f.
Spahn 294 f.
Spanuth 409.
Spiess 65 f. 108 ff. 479 ff.
Spitta 2. 227. 408.
Spurgeon 438.
Stäbler 53.
Stegerwald 440.
Stein 52.
Steinhausen 17. 66.
Stockmann 296.
Stöcker 35 ff. 114 ff. 167 ff. 251 f. 489 ff.
Stoffregen 461.
Strack 177.
Stubbe 135.
Stubenrauch 389.
Studt 219. 257. 298 ff.
Stuhlfauth 227.
Stutz 227.
Sulze 225. 509.
Swedenborg 362.
Swierczewsky 367.

Terlinden 123.
Tews 367.
Theile 9.
Thrändorf 180. 320.
Thümmel 228. 264.
Tiele 90.
Titius 90.
Tögel 274.
Traub, G.492 ff.
Trepte 512.
Troelstra 180.
Tröltsch 4. 129. 167. 208. 318. 492 ff.
Trümpelmann 123.
Tschackert 4. 51. 511.
Tschirn 405.

Uhde 66.
Ulfers 183.

Vaihinger 91. 317.
Viebig, Clara 368.
Vilmar 318.
Vowinckel 504.
Voigts 117. 251.
Vollert 316.
Vollmer 181. 321 ff. 472 ff.
Volz 361.
Vorbrodt 91.

Wach 553.
Wackwitz 7.
Wagner, Ad., 491 f.
Wagner, W., 50.
Wahl 114 f. 543 547 ff.
Waldenburger 316.
Graf Waldersee 251.
Walther 178 272.
Weber 121 ff. 489 ff. 542 ff.
v. Wedel 43. 451 f.
Wegener 54.
v. Wehner 355.
Weinel 54. 127. 173. 207 ff. 406. 466. 507.
Weingart 117 f.
Weiss, B., 89. 362. 405.
Weiss, J., 226.
v. Weizsäcker 349.
Wellhausen 222 f. 533 ff.
Welte 322.
Wendland 505.
Wendt 508.
Werner, J. 543 ff.
Wernle 89. 131. 179. 223. 318.
Werther 8.
Weser 123. 172.
Wetzer 322.
Wichern 250. 271.
Wielandt 88. 182. 270. 380 ff.
Willbrandt 496.
Wilm 273.
Wilms 222.
Windelband 317. 364.
Winnecke 463.
Winterer 342 ff.
Winterfeld 472.
Graf Wintzingerode 41. 123. 546.
Witte 123 126. 544.
Wolff 9. 212 ff. 365.
Wolgast 181.
Wolters 183.
Wolzendorff 275.
Wrede 48. 168.
Wundt 359.
Wustmann 504.

Yelin 17.
York v. Wartenburg 298.

Zähringer 346.
Zahn 4.
v. Zedlitz, Frh. 259. 308.
Graf Zedlitz 491.
Zeissig 275.
Zeller 359.
Zezschwitz 321 f.
Ziegler 512.
Zieten-Schwerin, Graf 114. 173.
Zietz, Frl. 206 f.
Ziller 49. 92. 513.
Zimmer 274. 500.
Zippel 408.
Zwick 259. 309.
Zurhellen 123. 206.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google